Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

fB

A 103

1828 April/Juni

Digitized by Google

Digitized by Google

N°. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. April 1828.

Mich sollte seine Nähe nicht begeistern?
O Liebe, die du mein Geschlecht erhebst,
Laß dieses Wiedersehn beschleunigt werden!
Laß in der Noth uns deinen Einfluß fühlen.
Und schnaubt du die Gefahr, so reit' uns nun!

Goethe.

Herminia's Flucht.

Aus Tasso's befreytem Jerusalem.
von
Aug. Ad. Ludw. Follen.

Gesang VI. Vers 62 — 73.

Ein alter Thurm ist dort, der hoch aufstrebt
Vom Königsschloß, gleich wo die Mauer steiget,
Der über's Thal sich und den Berg erhebt
Und rings die Lagerstatt der Christen zeiget:
Dort sitzt sie, wann der Sonne Strahl sich hebt,
Bis finsternd sich die Nacht zu Thale neiget,
Die Augen heftend an's Gezelt der Franken,
Und seufzend redet sie mit den Gedanken.

Von hieraus lauschte sie dem Kampfgewitter,
Und fühlt' ihr Herz so beben beym Betrachten,
Daß es zu sagen schien: dein lieber Ritter
Ist's, der da drunten schlägt die Todesschlachten!
So stand sie dort, in Aengsten, schwer und bitter,
Des zweifelhaften Klingenspiels zu achten,
Und stets, so oft den Degen zuckt der Heide,
Tief in der Seele fühlt sie Schlag und Schneide.

Doch, als die wahre Kunde sie vernommen,
Und daß der wilde Kampf soll neu beginnen,
Da wird ihr über alles Maaß beklommen,
So daß sie fühlt ihr Blut zu Eis gerinnen.
Jetzt beben Seufzer auf, geheim entglommen,
Jetzt läßt sie die verhohlne Zähre rinnen;
Bleich, blutlos, ganz verstöret in Geberden,
Läßt das Entsetzen, läßt der Schmerz sie werden.

Die Fantasie zeigt ein Gesicht voll Graun,
Das stets und stets sie quälet und empöret;
Und ärger scheint der Schlaf als Tod der Frau'n,
Von bangen Traumgestalten nur durchstöret;
Den theuren Ritter wähnt sie dann zu schaun,
Todwund, im Blut; wähnt, daß sie rufen höret:
Herminja hilf! und ist der Traum zerflossen,
Fühlt Aug' und Brust von Zähren sie begossen.

Doch was ihr Herz so schlagen macht und bangen,
Ist nicht blos Angst vor jenem sechsten Morgen,
Auch um die Wunden, die er schon empfangen,
Schwebt ihre Seele sonder Rast in Sorgen;
Und die Gerüchte, die umher sich schwangen,
Vergrößern ihr, was fern ist und verborgen,
So daß sie glaubt, erschöpft, verschmachtend lieg' er,
Und schon dem Tode nah, der kühne Krieger.

Weil nun der Kräuterkraft gehelmste Kunde
Dem Töchterlein die Mutter einst ertheilet,
Und des Gesangs, mit dem man jede Wunde
Genesen macht und alle Schmerzen heilet
— Kunst, welche fortgepflanzt von Mund zu Munde
Bey Asiens königlichen Töchtern weilet —
So wär' ihr Wunsch, daß nun durch ihre Hände
Ihr vielgeliebter Herr Genesung fände.

Den Freund zu heilen, dahin geht ihr Trachten,
Und sorgen soll sie für des Feindes Leben,
Weßhalb Gedanken wohl in ihr erwachten,
Mit argem Todestrank ihm zu vergeben.
Doch muß sie gleich so schnöde Kunst verachten,
Wovor die fromm jungfräul'chen Hände beben,
Doch wünscht sie, daß die Sprüch' und Kräutersäfte
An ihm verlieren alle Heilungskräfte.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
APR 15 1971

Und ohne Schaudern würde schon sie gehn
Zu jener feindlichen Kriegsvölker Scharen;
Denn oft schon hat sie Schlacht und Mord gesehn,
Ein pfeifend, mitwoll, schwankend Loos erfahren,
Daß Herz und Keckheit zu Gebot ihr stehn,
Die durch Geburt ihr nicht zu eigen waren.
Daß nicht so leicht gleich überall sie stutzt
Und wohl geringern Schreckensbildern trutzt.

Vor allem scheucht der kühne Gott der Minne
Der zarten Brust ihr bangendes Besorgen;
Vor kühnes Ungeheuern, mitten inne,
Vor Gift und Klauen wähnt sie sich geborgen.
Doch, schlug auch Todesfurcht sie aus dem Sinne,
Schafft ihr des Rufs Verletzung Angst und Sorgen;
So kämpfen ihr im Herzen beide Triebe,
Die zwey gewalt'gen Gegner: Ehre, Liebe.

O Mädchen! — also klingts von jener Seite —
Der meine Sahungen stets heilig galten;
Keusch wahrte Seel' und Leib dir mein Geleite,
Dir, Sklavin einst in deines Feinds Gewalten;
Dich holde Mädchenthum wirft die Besiegte
Jetzt hin, daß die Gefangne Ruhe halten?
Wer kann in's zarte Herz den Wunsch dir senken?
Und ach! was kannst du hoffen dir, was denken?

So leichtlich lässest du den Werth des Ruhmes
Von Zucht und keuscher Sitte dir entwinden?
Willst du zum argen Feind des Heldenthumes,
— Nächtliche Buhle! — um Verschmähn zu finden?
Stolz saat der Sieger: deines Königthumes
Verlust ließ auch den Königssinn dir schwinden;
Nicht würdig bist du mein; für andre Leute
Sey die gemeine, schlecht willkommne Beute.

Dann wird, zu seiner Lust, sie hingezogen
Vom falschen Gott, der losend sie umfeugt:
O Mädchen! nicht erschuf dich Fels in Wogen,
Noch hat die grimme Bärin dich gesäugt,
Daß scheun du mußt der Liebe Glut und Bogen,
Und immer fliehn, was süße Lust erzeugt;
Noch ist dein Busen Adamant und Eisen,
Daß dich's beschämte, Liebeude zu heißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen zur Charakteristik der Hausthiere.

(Fortsetzung.)

Die Gans theilt mit dem Esel das Prädikat, mit dem Hans so leicht durch die Welt kömmt. Wie oft eine Gans das ihr so gefährliche Martinsfest überleben kann, weiß ich nicht, ich kannte aber eine Legegans, der es fünfundzwanzig Mal geglückt war. Wirklich dumm, das ist ungeschickt in der Wahl der Mittel zu dem Zwecke ihres Magens, ist die Gans in der That, dabey ungemein vergeßlich; keine noch so harte Prüfung macht sie vorsichtig, kein Beyspiel ist für sie abschreckend. Man kann eine ganze Heerde eine nach der andern auf verbotenen Fruchtäckern todtschlagen, auch die letzte schlendert sorglos und offen wieder dahin. Nur wenn sie den Hüter sehen, fällt ihnen das Verbot ein, und sie laufen dann mit einem Schrey davon. Ihr Tagesgeschäft ist fressen und ruhen, sogar ihre Jungen spielen nicht miteinander nach der Sättigung. Das einzige Wahrzeichen ihrer Civilisation ist, daß sie statt des monotonen Geschreyes ihrer wilden Stammmütter eine Geschwätzigkeit angenommen, die für ein gedankenleeres und schallreiches Geschwätz wahrhaft zum Muster dient. Sie sind unempfindlich für den Verlust der Freyheit; man kann sie in dem Behälter an den Füßen annageln, und sie werden dabey nur um so geschwinder fett. Daß die überaus gefräßige und schnell verdauende Gans mehr als einen Monat von bloßem schlammigtem Wasser leben kann, davon habe ich zufällig ein beweisendes Beyspiel erlebt.

Die Hausente hat seit ihrer Zähmung zwey Eigenschaften gewonnen, eine größere Beleibtheit und Mastfähigkeit als Folge der Verzärtelung, und eine Anlage zum vertraulichen Umgange mit dem Menschen. Wenn eine zahme Ente zugleich einige Eyer der Waldente ausgebrütet hat, so wird sogleich beym Ausschlüpfen der Küchlein die wilde Art sich in der Scheue vor dem Menschen offenbaren, während das Küchlein aus dem Ey der Hausente unbesorgt und furchtlos ist. Gezähmte Enten von der ersten Generation kehren wie gezähmte Wilde mit Lust und Freude bey erster Gelegenheit zum Naturzustande zurück; für zahme Enten von mehreren Generationen her ist dieß nicht zu besorgen. An den Hausenten zeigt sich die Verschiedenheit der moralischen Anlage in der Stärke oder Schwäche des Triebes für die Fortpflanzung der Gattung. Die eine Ente verliert ihre Eyer mit allem Kaltsinne hier im Pfuhle, dort im Bache, oder auf offenem Hofe und Wege; die andere sammelt sie mit ängstlicher Sorgfalt an einem dunkeln, verborgenen Orte. So verschieden ist auch die mütterliche Pflege für die ausgebrüteten Jungen, doch bey keiner Ente, die mit dem Schweine vieles gemein hat, ist die Mutterliebe so stark, daß sie bey dem vorgeworfenen Futter wie die Henne wartet, bis ihre Jungen gesättigt sind.

Von den Tauben weiß der Dichter mehr Gutes und Schönes zu loben als ein Taubenvogt bestätigen kann; sie sind einfältig, nutrene Gatten und kaltsinnige Mütter; sie trauern keinen Tag um die weggenommenen Kinder und scheinen sich mit ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit zu trösten. Die dümmste Katze, die einmal Taubenfleisch gekostet hat, wird zuletzt Meisterin des ganzen Schlages. Sie besitzen nichts von dem, was die Sprache in sinnbildlichem Ausdrucke Umsicht heißt.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Viertes Bruchstück aus dem neuen Novellencyklus:

Die vier Norweger.

Von Henrich Steffens.

(Fortsetzung.)

Als ich mit dem Heer nach Italien zog, traf ich auf einen Haufen Galeerensklaven, die ihre schweren Ketten trugen. Neben einem Verbrecher ging eine Frau, die ihm den Schweiß abtrocknete, die Ketten tragen half, ihn mild ansah und zu trösten suchte. Der Anblick ergriff mich. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß diese Frau, völlig unschuldig an den Verbrechen des Mannes, die sie nicht einmal geahnet hatte, in ihrem Wohnort allgemeiner Liebe genoß, daß sie eine günstige Lage, Kinder, Verwandte, Freunde verlassen hatte, um das furchtbare Schicksal des Mannes, so lange es ihr vergönnt würde, zu theilen. Selbst der rohe Aufseher begegnete ihr mit schonungsvoller Achtung, selbst die Verbrecher ehrten sie, sie ging wie eine gebietende Königin unter der ruchlosen Rotte; aber sie hörte nichts, sah nichts als den geliebten Mann. Der Anblick zerschmetterte mich. Sieh, so handelt die lebendige Treue, sie reinigt den Verbrecher; diese Opfer trägt sie für einen Ruchlosen — und du hast deinen Himmel verrathen.

Lassen Sie mich über die folgenden traurigen Jahre schnell hinwegeilen. Die Zeit, das wilde, zerstreuende Leben stumpfte die Vorwürfe ab, aber meine sogenannten Grundsätze waren auf immer erschüttert. Ruhe genoß ich nie mehr. Der hohle Ruhm war nur mein Götze und leicht konnte ich ihn wählen, denn was ich ihm opferte, war nur ein elendes Leben, das ich verachtete. Ich stritt in Italien, ich wagte oft mein Leben, und es war, als wenn der Tod, jemehr ich ihn suchte, mich desto hartnäckiger flöhe. Nach diesen Feldzügen kam ich nach Straßburg, noch immer Krieger, aber auf eine Weise beschäftigt, die mir mehrere Jahre hindurch Muße verschaffte.

Die vaterländische Sprache, die ich hier, wenn auch mit fremdem Klange, vernahm, bewegte mich innig. Sie beunruhigte mich und zog mich dennoch an. Seit vielen Jahren hatte ich sie nur selten gehört, die deutsche Literatur war mir ganz fremd geworden. Hier lernte ich sie wieder kennen, die Dichter und Philosophen beschäftigten mich ganz, und wie leer erschienen mir die geschichtlichen Ansichten, die mir bis jetzt als die höchsten gegolten, die meinem ganzen Leben eine so unglückliche Wendung gegeben hatten. Aber der Geist, der mich ergriff, erhob mich zugleich. Wie ein zündender Blitz brach aus der dunkeln Nacht die tiefe Bedeutung des Daseyns hervor. Mir war es, als würde ich ein Neugeborner, jetzt recht eigentlich meinem Vaterlande von Neuem gegeben; mir war es, als wenn die zürnenden Geister mich verließen, und wenn auch in trüber Erinnerung meine zerstörten Kinderjahre, meine verworrene Jugend mir vorschwebten, so war es mir doch, als wäre ich mit meinem Vaterlande versöhnt; ja eine stille wehmüthige Verklärung besänftigte alle innern Stürme. Jahre verschwanden so, mir war die äußere Erscheinung fast fremd geworden. Da kam Bonaparte aus Egypten nach Frankreich. Die betäubende Begeisterung, die ihn begleitete auf seinem Wege nach Paris, in ganz Europa wiederhallte, ist bekannt. Europas Schicksal schien nun entschieden. Nach so vielen innern Kämpfen, nach einem so verworrenen Leben, in falschem Enthusiasmus, in Angst und innerem Entsetzen durchlebt, schien es mir ein Trost, alle herumschweifenden Gedanken um einen ordnenden Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Die Gewalt, so unergründlich, so kühn und mächtig, mit Deutschlands Geiste verbunden, mußte das gesunkene Geschlecht heben. Ich versank in dieser großen Erscheinung, und glaubte nun auch einen Gegenstand der Treue gefunden zu haben. Ich eilte unter seine Fahnen, ich focht bey Marengo, ich sah den Frieden geschlossen, Ruhe und Ordnung sah ich herrschen, und zum ersten Mal alle streitenden Kräfte durch ihn vereinigt. Europa beugte sich, die sichere Grundlage zu einem Riesenwerke war gelegt, und obgleich alle meine früheren Verbindungen, während der Revolution angeknüpft, zerrissen waren, obgleich ich nur in einer beschränkten, untergeordneten Stellung lebte, sehr verschieden von derjenigen, die die Träume meiner Jugend mir vormalten, so fühlte ich mich dennoch von neuen Träumen ergriffen, die etwas Beruhigendes hatten, weil sie nicht von der eigenen That ausgingen, weil sie in die Ergebung, in die Betrachtung sich versenkten.

In Straßburg, wohin ich nach dem Frieden zurückkehrte, lebte ich wie früher. Aber indem ich hier alle die riesenhaften Begebenheiten in stiller Einsamkeit erwog, schien auf einmal die heitere Aussicht, die mich täuschend umgab, sich wie durch einen bösen Zauber zu verwandeln. Früher oder später, das war mir klar; muß diese furchtbare Gewalt sich gegen Deutschland wenden, und dann? ist es ein befreundeter Geist, der, wohlthuend, nur eine alte Wunde heilt? Mag Verkaltetes hinstürzen, Bedeutungsloses, was eine Bedeutung liegt, verdrängt werden; vermaaßt du aber irgend eine, wenn noch so verborgene Verwandtschaft zu finden, irgend einen geheimen Bund, in welchem das Streitende sich vereinigen könnte? Dann ergriff mich ein inneres Entsetzen; ich kannte den furchtbaren Dämon, der drohend über meinem zerrissenen Vaterland schwebte. Er wird, er muß jede Blüthe zertreten; was eben jetzt sich jugendlich gestalten will, muß er vernichten. Ich fühlte mich ganz in der Gewalt einer feindseligen Macht, und was mich früher beruhigt hatte, erschien mir jetzt als der grausenhafte Arm eines rächenden Geistes, der mich wild ergriffen hatte, meine Schritte zerstörend nach der friedlichen Heimath lenkte, und mir so für die Verirrungen der Jugend hohnlächelnd eine entsetzliche Buße auflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, im März.

(Fortsetzung.)

Seit lange ist kein Winter so reich an Festen und Vergnügungen gewesen als der diesjährige. Die Maskeraden im neuen Stadttheater waren überaus glänzend, und es herrschte eine ausländische Fröhlichkeit bey denselben, die meinem alten Herzen recht wohl that; denn welcher Anblick ist wohl erfreulicher als der fröhlicher Menschen? Auch viele und glänzende Privatbälle wurden gegeben, so wie eine Menge anderer Feste; kurz, Hamburg erinnerte einmal ganz wieder an die gute alte Zeit, wo es nicht nur eine reiche, sondern auch eine fröhliche Stadt war. In Hinsicht der äußern Verschönerung gewinnt es immer mehr und mehr, und es sind seit einigen Jahren nicht nur eine wirklich außerordentliche Menge geschmackvoller Gebäude, sondern auch sogar mehrere sehr prachtvolle aufgeführt worden. Die Wälle sind jetzt fast ganz abgetragen und in reizende Spaziergänge umgewandelt, so daß die nächste Umgebung unserer großen Stadt dem reizendsten Garten gleicht. Unser Hamburg wird überhaupt bald, und mit Recht, eine der schönsten Städte Deutschlands genannt werden müssen. Außerhalb des Dammthors werden noch fortwährend eine Menge geschmackvoller Gartenhäuser erbaut, denn wer sich nur irgend behaglich in seiner Lage fühlt, strebt im Sommer aus der drückend heißen Stadt fort und aufs Land hinaus, wo dann die jenseitigen am Thore gelegenen Landhäuser immer den Vorzug erhalten, weil es nur wenige unter uns gibt, die sich von ihren Geschäften während des Sommers trennen können und nicht täglich an die Börse müßten.

Als ein Zeichen vermehrten Wohlstandes und des wieder fester begründeten Geschäftsganges mag auch das noch gelten, daß wenig bedeutende Fallissements im verflossenen Jahre vorgekommen sind; manches ist durch Schaden klug geworden, mancher schränkt sich besser ein, um Einnahme und Ausgabe in Uebereinstimmung zu bringen, und der verzweifelte Geschäftszustand, der alles wagen läßt, um sich die Aussicht zu eröffnen, wenigstens das Nothdürftige zu gewinnen, hat aufgehört, weil jetzt jeder leicht wieder erwerben kann, was er bedarf, wenn er nur nicht allzuübertriebene Forderungen an das Leben macht. Der Volksgeist, welcher sich während der französischen Oktupation wirklich zum Erschrecken verschlimmert hatte, weil die Armuth gezwungen war zu jedem Mittel zu greifen, um nur das elende Dasein zu fristen, hebt sich sichtbar wieder, und wenn gleich noch die und da Exzesse vorfallen, die in einer so großen und volkreichen Stadt nicht ausbleiben können, so sind sie doch weit seltener als in und kurz nach jener Zeit. Auch die polizeylichen Einrichtungen haben gewonnen, und man hat auf jeden Mißbrauch jetzt ein wachsames Auge, wenn es gleich nicht möglich ist allen Uebelständen abzuhelfen.

Eine traurige Bemerkung bringt sich indeß dem aufmerksamen Beobachter unsers städtischen Treibens auf; die schauderhafte Krankheit des Wahnsinns soll nämlich nach allen Berichten so sehr überhand nehmen, daß unser geräumiges Krankenhaus, wovon ein bedeutender Theil für Irren angewiesen ist, sie nicht mehr fassen kann, und man sich deßhalb genöthigt sieht, noch eine eigene Anstalt dafür zu errichten, wozu schon ein kleiner Fonds vorhanden ist, indem die jungen Männer einer unserer Bürgertrompagnien eine Summe von 1600 Thlr. Banco zu diesem Zwecke niederlegten. Dieses rühmliche Beyspiel wird nicht ohne Nachahmung bleiben, denn bey uns bedarf es gewöhnlich nur eines kleinen Impulses, um Dinge der Art zu Stande zu bringen. Es möge dieses aber den Lesern einen richtigen Begriff von unserer gebildeten Jugend geben, die sich durch Ernst und wackeres Streben von der so vieler andern großen Städte auszeichnet, und nicht blos auf ihr Vergnügen, sondern auch auf das Wohl ihrer minder begünstigten Nebenmenschen bedacht ist. In der That vergeht fast keine Woche, in der unsere öffentlichen Blätter nicht Belege für den Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Bewohner geben, und kein fröhliches Fest wird gefeyert, ohne der Armen reichlich zu gedenken; ja es existirt eine eigene, sehr zahlreiche Gesellschaft junger Leute, die bedeutende Summen für die Leidenden durch eigene Beyträge zusammenbringt, die dann der Behörde zur zweckmäßigen Verwendung vertrauungsvoll übergeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 29. März.

(Beschluß.)

Alle hiesigen Aerzte scheinen so ziemlich diese Ansicht zu theilen; auch in der Sitzung der Société philomatique sprach man im Ganzen diesselben Grundsätze aus. Es kam hier zur Sprache, daß das Stottern zwar oft ein reines Nervenleiden sey, oft aber auch in einem fehlerhaften Bau der Zunge oder einer Lähmung dieses oder jenes Zungennerven seinen Grund habe. Sylvestre bemerkt, daß Stottern aus organischer Ursache müsse doch sehr selten seyn, da fast alle nach der Methode der Mad. Leigh Behandelten geheilt worden seyen, und Graf Defean setzt hinzu, bey allen Stotternden, die er beobachtet, sey gewiß kein organisches Leiden im Spiel, denn sie könnten alle Sylben und Worte leicht aussprechen, und ihr Gebrechen bestehe blos darin, daß sie entweder dieselbe Sylbe mehrentheils wiederholen müßten, oder daß sie, wenn sie ein Satz beginnen wollen, ein Krampf, gleichsam ein Gefühl von Erstickung befalle, worauf sie aber sprechen wie Jedermann. Er kannte Stotternde, die nur mit großer Anstrengung sprechen, aber ganz geläufig laut singen konnten; andere sagten ohne allen Anstoß etwas Anzuwendigegelerntes her. Larrey bemerkt, diese Art der Krankheit sey allerdings die bey weitem häufigste, dennoch aber komme das Stottern aus wirklich körperlicher Ursache auch nicht selten vor. Er habe schon bey der Musterung der Rekruten mehrere Hundert anschießen müssen, bey denen das Leiden körperlich gewesen sey, die andern habe er dadurch geheilt, daß er sie vermocht, genau auf ihre Aussprache zu achten. Einer der berühmtesten französischen Gelehrten erzählt, er habe sich in seiner Jugend von seinem sehr lästigen Stottern durch strenge Aufmerksamkeit auf seine Aussprache selbst geheilt; viel haben zu der Heilung auch die Drohungen eines strengen Rektors beygetragen. Ein anderer heilte sich selbst dadurch, daß er sich gewöhnte, ehe er sprach, die Zunge rückwärts in den Mund hinab zu ziehen. Ein französischer Arzt heilte einen, bey dem das Uebel erblich schien, in acht Unterrichtsstunden, und machte sein Geheimniß auf seinem Verfahren; er vermochte den Kranken nur langsam zu sprechen, die Töne einzeln, jeden mit starkem Nachdruck auszusprechen, und von keinem Ton auf einen andern überzugehen, ohne genau auf die Bewegung zu achten, welche beym Uebergang auf der einen Lage der Stimmorgane in die darauf folgende vor sich geht.

So gleichmäßig daher auch das Verfahren der Mad. Leigh an und für sich selbst ist, so hat es doch in seyern Augen gewirkt, als es die zu wenig beachtete Wahrheit, daß das Stottern ein heilbares, sehr leichtes, kaum in das Gebiet der Heilkunde gehörendes Uebel ist, daß man mit freyerer Aufmerksamkeit fast immer heilen kann, ins klarste Licht setzt; dabey ist aber nicht zu vergessen, daß wie bey allen Nervenleiden, so auch bey diesem unnützliche Panaceen wirksamer seyn werden als rationelle, von Aerzten angeordnete Mittel.

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. April 1828.

Die traurigsten Vorurtheile nach denen, die uns mit uns selbst entzweyen, sind diejenigen, welche die Bande der Liebe verletzen.

Fr. v. Staël.

Viertes Bruchstück aus dem neuen Novellencyklus:

Die vier Norweger.

Von Henrich Steffens.

(Fortsetzung.)

Der Krieg brach wieder aus, Mortier rückte in Hannover ein, ich sah die verhängnißvolle Zeit immer näher treten.

In dieser Stimmung verirrte ich mich einstmals spät Abends in den Straßen. Ein entferntes Getöse fesselte meine Aufmerksamkeit. Ein Haufe Menschen hatte sich lärmend um ein Haus versammelt. Als ich näher trat, fand ich es von Bewaffneten umringt. Ich erkundigte mich und vernahm, daß ein tollkühner junger Mann, der durch Schmähungen auf die Regierung, auf den ersten Konsul lange die Aufmerksamkeit der Polizey auf sich gezogen hatte, jetzt als ein offenbarer Aufwiegler ergriffen werden sollte. Ich erstaunte. Den Besitzer des Hauses kannte ich als einen eifrigen, redlichen Anhänger der jetzigen Regierung. Ich drängte mich in das Haus hinein. In einer mäßig erhellten Stube stand der alte Besitzer, blaß und ernsthaft, ein Polizeybeamter ihm gegenüber. „Ihr Sohn," sagte dieser, „hat sich längst verdächtig gemacht; jetzt haben wir augenscheinliche Beweise, daß er mit den Verräthern, die das kaum beruhigte Land in Verwirrung bringen wollen, in einer geheimen Verbindung steht. Wir wissen, daß er in diesem Augenblicke in Ihrem Hause sich aufhält und fordern seine Auslieferung." — „Sie kennen meine Gesinnung," antwortete der Vater, „es muß Ihnen bekannt seyn, daß mein Sohn nicht in meiner Familie erzogen ist. Sie wissen, daß meine Geschäfte es mir selten erlauben, nur eine kurze Zeit hindurch mit Frau und Kindern zu leben. In der Ferne erzogen, hat er Grundsätze eingesogen, die ich verdammen muß. Ich ahnete es längst; sollte er so tief gesunken seyn, daß er ein Verräther gegen sein eigenes Land würde, so mag er als ein Opfer der Gerechtigkeit fallen." Er zitterte, indem er diese Worte mit scheinender Ruhe sprach. Aber kaum waren sie gesprochen, als er zurücksank. Ein liebliches Mädchen, blaß, von Schrecken erstarrt, trat hervor, den sinkenden Greis zu unterstützen. Ich näherte mich helfend und wir führten ihn nach einem Sessel, auf welchen er sich erschöpft niederließ. Der Polizeybeamte verließ die Stube. Der Alte erholte sich. „Wie unglücklich ist diese furchtbare Zeit, in der wir leben!" fing er an. „Welche Zerstörungen haben wir erlebt! Sollen sie nie aufhören? Soll ein sinnbethörender Geist immer von Neuem herrschen? Das Land war verarmt, die Aecker zertreten, die Dörfer verödet, die Städte in gährender Bewegung; Mißtrauen, Verdacht, wechselseitiger Haß trennte uns untereinander, alle Bande schienen gelöst, alle Völker standen uns drohend gegenüber; und nun, da der Starke dasteht, der Alles ordnet, da um uns her Vertrauen, innerer Friede herrscht, nun gebiert die Zeit Ungeheuer, die jene alte Zwietracht von Neuem entzünden wollen. Ich habe viel gelitten, das ruhige Leben floh, wo ich hinkam, nur in

Digitized by Google

kurzen Augenblicken genoß ich das häusliche Glück, mein geliebtes Weib starb nicht einmal in meinen Armen, und jetzt, da ich Ruhe suche, tritt mein einziger Sohn als ein Verräther mir entgegen, der Bruder wird ein Fluch für die Schwester, der Sohn ein ewiger Schimpf für den Vater.“ Seine Rede erschütterte mich. Hier mußte ich nun Zeuge der unglücklichen Verhältnisse seyn, die aus der Verwirrung der Zeit entsprangen. War ich nicht ein Feind meines väterlichen Wohlthäters, wie dieser Sohn gewesen? Ich war es noch immer. In dem Mächtigen, den er lobte, an den auch ich gefesselt war, erkannte ich den gefährlichen Feind meines Volks. Frühere Grundsätze trennten mich von meiner ursprünglichen Heimath, und ich, fand mich nun gewaltig ergriffen von Ansichten, die mich, äußerlich gefesselt, innerlich trennten von der jetzigen. Mit dem unglücklichen Sohn in geheimem Bunde mußte ich dennoch den Vater bedauern und schauderte zurück, indem ich die Verirrungen meiner Jugend mit ihren furchtbaren Folgen sich vor meinen Augen erneuern sah. Meine Geschäfte hatten mich oft mit dem Alten in Verbindung gesetzt, und wir hatten uns lieb gewonnen, obgleich ich zum ersten Mal sein Haus betrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Thümmel an Archenholz. *)

Gotha, 13. Dec. 1784.

Ihre Geschichte in der Minerva von der sogenannten Kaiserin ist sehr sonderbar; doch hat sie mich weniger frappirt, weil ich vor einigen Jahren hier eine erlebt habe, die viel Aehnliches mit jener hat. Es ward hier bey einer Schlägerey in einem Gasthofe ein unbekanntes Mädchen arretirt, die einen hiesigen Soldaten zur Desertion hatte bereden wollen, und sofort ins Zuchthaus gebracht. Hier nahm sie auf einmal die Miene des vornehmsten Anstandes an und vertraute dem Hausverwalter, daß sie eine natürliche Tochter des Kaisers sey, der sie im Baireuthischen bey einem Forstbedienten habe erziehen lassen. Die Liebe zu einem Werbeoffizier wäre die Ursache, daß sie heimlich ihren Erzieher verlassen, und da ihr Liebhaber plötzlich verstorben, aus einem Zufall in den andern und endlich gegenwärtig in diese Verlegenheit gekommen sey. Der Mann, dem sie dieses erzählte, ward durch ihre Erzählung so gerührt und überzeugt, daß er ihr von Stund an mit der größten Submission begegnete, sie täglich auf das Herrlichste traktirte und ihr so viel Geld borgte als sie wollte. Durch ihn kam die Geschichte in die Stadt, die unter den Vornehmen und Geringen so viel gläubige Seelen fand, daß ihr in Kurzem mitten im Zuchthause wie einer Dame von Stande begegnet ward. Man ließ sich jeden Morgen nach ihrem Befinden erkundigen, man schickte ihr die theuersten Gerichte Mittags und Abends, man beschenkte sie mit dem gewähltesten Putze. Sie hatte sogar ihre Anhängen in der Regierung, die sie besuchten und ihr mit der größten Achtung begegneten. Der Kanzler allein ließ sich von dem Wege der Ordnung nicht abbringen, und da sie an verschiedene vornehme Personen, unter andern däucht mich an den Grafen von Rosenberg, nach Wien geschrieben (wobey auch von Seiten der Regierung Nachfrage an alle diejenigen, auf die sie sich berief, geschehen war) so vergingen noch sechs Wochen in diesem Taumel, und nach eingelaufenen Nachrichten, die sie als eine Landstreicherin von der niedrigsten Klasse darstellten, ward diese Heroin eines Morgens in seidnen Kleidern und großer Pariser Haube, die sie hier zum Geschenk erhalten, dem Gelächter des Pöbels am Pranger ausgestellt und des Landes verwiesen. Es werden täglich von Süden bis Norden so viele Possen gespielt, daß mich keine mehr in Erstaunen setzt. Die Aufklärung unsers Jahrhunderts ist ein Hirngespinst; die Menschen werden immer im Ganzen bleiben, was sie waren. Es wird von Zeit zu Zeit Monddoktors, Mesmers, Goldmacher, Cabalisten, Astrologen, neue Messias und Illuminaten geben, denen es nie an Anhängern unter der Menge, die sich zu weiter nichts als zu Anhängern der Thorheit schicket, fehlen wird. Für Herrn von ******g ist es wohl gut, daß der Kaiser so gleichgültig für Alles ist, was ein hungriger Autor von ihm schreibt; wenn er nur nicht die hungrigen Nachdrukker auf Kosten jener protegirte. Das jus talionis ist so schwer gegen die Wiener Schriftsteller zu exerciren, da bisher wohl wenige dort aufgestanden sind, bey denen Berlin oder Leipzig Vortheil fänden sie nachzudrucken. Ich wünsche von Herzen, daß dem Kaiser sein jetziger Versuch mit Holland nicht gelingen möge; ich wünsche es um so viel mehr, da ich durch den kaum geendigten Krieg dieser Republik mit England an die siebzigtausend Thaler verloren habe. Dieser große Verlust, von dem ich erst vor einigen Monaten Nachricht aus Holland und Surinam erhalten, hat mir eben keine angenehme Stunden gemacht und keine freundliche Worte gegen die Großen dieser Erde eingeflößt. Daß ich jetzt nicht aufgelegt bin, mit meiner Feder zu spielen, können Sie sich vorstellen.

Indeß bin ich doch vor einigen Tagen von einer artigen Dame, die Sie, glaube ich, kennen, von der Frau von Reck, gebornen von Medem, genöthigt worden, ihr ein Verschen in ihr Stammbuch zu schreiben. Sie hat, wie Sie vielleicht nicht wissen, unter dem Namen Elise geistliche Gedichte herausgegeben; darauf spielen die Reime an, die ich Ihnen hinsetzen will, um den Platz zu füllen, aber nicht, um einen Platz in Ihrem Journale einzunehmen.

*) Aus Archenholz briefischem Nachlaß, der in Kurzem erscheinen wird.

Digitized by Google

Hat die Natur zu deiner Wahl, Elise,
Dir ihre Gärten aufgethan,
So wies sie mir nur Blümchen von der Wiese
Zum Spielwerk meiner Jugend an.
Da wand ich Kränze für die kleinern Götter,
Die mir Anakreon besung;
Den Scherzen streut ich frischgebrochne Blätter,
Und dürre — der Erinnerung;
Indeß du täglich neue Rosen findest;
Seh ich auf meine Erntezeit
Betrübt zurück du erntest fort; und windest
Dir Kronen der Unsterblichkeit.

Leben Sie wohl, mein Bester, ich bin ewig Ihr

Th.

Bemerkungen zur Charakteristik der Hausthiere.

(Beschluß.)

Wie der Hund unter dem vierfüßigen Hausvieh, so gewann das Huhn, der nützlichste aller Vögel, unter dem Geflügel am meisten individuelle Verschiedenheit durch seine Befreundung mit dem Menschen. Das Huhn theilt aber auch mit seinem Besitzer an vielen Orten sogar die gemeinsame Schlafstätte, und überall findet man es gleich dem Hunde bey dem geselligen Menschen. Sein Umgang mit dem Menschen ist so alt, daß seine Abkunft und sein Vaterland völlig unbekannt sind. Aber hier ist auch die größte Verschiedenheit unter den Individuen in jeder Beziehung. Es gibt Schlafhauben, die bis in den hohen Tag auf der Stange sitzen, und niemals die Füße in dem Morgenthau baden, andere gehen schon in der frühesten Dämmerung auf die Jagd der Schnecken, Insekten und Regenwürmer. Die eine läßt sich die Eyer unter dem Legen wegnehmen, ohne das Nest zu verwechseln, die andere weiß dasselbe vor der aufmerksamsten Hausmutter zu verstecken. Ich hatte sogar Gelegenheit in ihrem Geschmack eine große Verschiedenheit zu bemerken. Bekanntlich ist Waizen unter allem Getreide den Hühnern das liebste Futter, und sie fressen Roggen nur aus Noth. Wer sollte glauben, wie ich es doch fand, daß ein Huhn Weisbrod mit Waizen liegen ließ, und Brod von Roggen mit Lust fraß? Mehrere vergleichende Versuche bestätigten diese Geschmackseigenheit.

Eben so große Abstufungen finden sich in der Wärme mütterlicher Liebe. Wenn gleich im Allgemeinen die Henne ihre Küchlein gegen Menschen und Vieh mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigt, so hatte ich doch deren, die ihre ausgeschlüpften Jungen nicht ansahen, ungehört jammern ließen, und froh zu seyn schienen am Abend sich wieder einmal bequem auf die Stange setzen zu können. Ich hatte welche, die andern Glucthennen ihre Kinder wegstahlen oder verführten, um ihre Familie zu vermehren, andere, die jedes fremde Hühnchen gutherzig sich unter die Flügel stopfen ließen. Ich wagte dieses einmal bey einer Mutterhenne, die eben ihre Jungen am Tage ausgebrütet hatte; am dunkeln Abend steckte ich ihr mehrere Junge von einer andern Henne zu, die ich der Sorge der Führung überheben wollte, und am andern Morgen fand ich diese Untergeschobenen alle auf grausame Weise getödtet. Im heißen Sommer des Jahrs 1811 ließ ich Enteneyer durch eine Henne ausbrüten. Da sie bey dem heißen Sommer dieselben gegen nächtliche Kälte nicht zu bedecken brauchte, so gab ich ihr die junge Entenbrut, wie sie von Zeit zu Zeit das Licht erblickte, zur Führung. Zulezt belief sich die Zahl auf mehr als sechszig, die sie an den Bach führte, oder vielmehr von denen sie sich führen ließ; aber alle Versuche waren vergeblich, Junge von ihrem eigenen Geschlechte ihr anzuvertrauen. Sie verfolgte jedes Hühnchen bis aufs Blut.

Anekdote.

Der berühmte Fox war bekanntlich tief verschuldet; allein da man ihn für den Erben seines Bruders, Lord Holland, hielt, so ließen ihn seine Gläubiger, denen er die Zinsen ziemlich pünktlich bezahlte, ruhig bis zur Geburt seines Neffen, des jetzigen Lord Holland, welcher alle Hoffnung auf die Erbschaft zerstörte, worauf sie ihm einen Besuch abstatteten und ihn baten, einen Tag zu bestimmen, wo es ihm gelegen seyn möchte, seine Schulden zu bezahlen. Fox ging ein Paarmal das Zimmer auf und ab, als ob er die Sache überlegte, und sagte dann nach einer Pause: „Ich dachte daran, meine Herrn, den Tag der Auferstehung zum Zahlungstag zu bestimmen; da wir aber wahrscheinlich an diesem Tage Alle sehr beschäftigt seyn werden, so wollen wir den darauf folgenden festsetzen, wenn es Ihnen gefällig ist."

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Den Engländern eigenthümlich ist das Boxen. Als ernsthafter Zweykampf ist es nun zwar verboten, als Kunstfertigkeit aber ist ihm eine eigene Blüthe gewidmet. Ein ellenlanger Zettel, auf dessen oberster Stelle zwey Boxer kampffertig einander gegenüberstehen, benachrichtigt schon einige Tage zuvor, daß Hr. Scroggins dem Publikum eine Abends unterhaltung dieser Art bereite, und am Abend des Schauplatz selbst stehen an mehreren Straßenecken Männer mit einer Laterne und einem Stabe, an welchem die Betustigung auf einem Schilde angekündigt ist.

Digitized by Google

Schon um sieben Uhr finden sich in dem kleinen Schauspielhause (eathorine street, strand) die Schaulustigen ein, und obgleich der Eintrittspreis für den Pit (Parterre) 2 Sch. 6 D. (1 fl. 30 kr.) ist, so ist es doch mit so finstern und schmutzigen Zuschauern angefüllt, daß wer immer nur halb Fashionable ist in die Boxes (Logen) gehen muß, wo man trotz der 3 Sch. 6 D., die sie kosten, doch noch mehrere sehr schmutzige Gesellen antrifft.

Nach fast einer Stunde ist das kleine Theater ganz angefüllt, Frauenzimmer kommen nicht dahin, und nach mehrmals wiederholtem Stampfen bebt sich der Vorhang; eine Art Knecht tritt auf, und mit ihm ein junger Mensch von etwa vierundzwanzig und ein kahlköpfiger Mann von etwa fünfzig Jahren, beyde nackt bis an die Beinkleider, beyde bloß und mager; ein ekelhafter Anblick! Der schwächgekleidete Diener bindet den zwey noch schlechter gekleideten Boxern wuchtig gefärbte Handschuhe um das Handgelenk fest und entfernt sich. Die Kämpfer reichen sich die Hand und stellen sich dann schlagfertig einander gegenüber. Jeder hält dem andern die beyden Fäuste entgegen, und sucht durch veränderte Haltung der selben den Gegner über die Absicht des Angriffs zu täuschen. Die Hauptabsicht aber ist, dem Gegner die derbsten Stöße und Schläge ins Gesicht, auf die Brust und den Magen, auf die Arme und in die Seiten zu versetzen, und der Sieg ist vollständig, wenn der Gegner zu Boden gestreckt wird. Je beftiger die Stöße, je gewandter sie mehrmals schnell nach einander wiederholt werden, um so rauschender ist der Beyfall. Ins dessen reizt der Beyfall und der Kampf wird grimmiger. Bald ist die Nase des blassen jungen Mannes hochroth gefloßen, und auch die Brust und die Arme der Kämpfer färbten sich durch die Schläge. Nur Athemlosigkeit unterbricht für einige Minuten den Kampf, und nur Entkräftung endigt ihn. Dann werden die Handschuhe abgebunden, und wenn die Kämpfer erscheinen und beyfallswürdig auf einander zugestoßen haben, werden ihnen vom Parterre und den Logen Geldstücke zugeworfen, Pennys und Sixpencestücke. Sie sammeln das Geld und treten mit kindischer Verbeugung ab. So folgten sich mehrere Paare, und bey einigen vernahm man, wie sie, von der Anstrengung und den Stößen auf die Brust angegriffen, deutsch duchteten. Einmal auch waren die Handschuhe mit Blut gefärbt.

Als nach dem vierten Paare das fünfte nicht gleich bey der Hand war, erbot sich der halbtrunkene Scroggins, der mit dem Hut auf dem Kopfe zwischen den Koulissen hervortrat, mit irgend einem Boxer einige Gänge zu machen, wenn er den Gentlemen hiemit ein Vergnügen machen thume. Ein lumpiger junger Bursche, der wohl einen Kopf länger war als Scroggins, trat hinter den Koulissen hervor, warf seinen Hut auf die Erde, um die Aufforderung anzunehmen, und obgleich viele Zusthauer gegen diesen Kampf protestirten, drangen doch andere so heftig darauf, daß Scroggins sich rüstete und kämpfte, und erst als er drey Mal zu Boden gestreckt war, worauf er sich jedes Mal mit einem drolligen Purzelbaum erhob, forderte man, daß er abtreten solle.

Nachdem etwa zehn Paare gekämpft, endigte um halb zehn Uhr das widersinnige Schauspiel.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, im März.

(Fortsetzung.)

Um wieder auf den frühern Gegenstand, das Umsichgreifen des Wahnsinns nämlich zurückzukommen, so wird einerseits behauptet, man habe dieses Unglück vorzüglich der vermehrten Trunkliebe unter den niedern Ständen zuzuschreiben, ein Vorgeben, das mit nicht einleuchten will, weil ich nicht bemerkt habe, daß die Völlerey jetzt stärker im Schwunge ist als früher; auch läßt sich der Wahnsinn, der durch das Trinken geistiger Getränke hervorgebracht wird, in den meisten Fällen gar leicht unterscheiden, indem solche Unglückliche vorzüglich dem Wahnsinne mit Zittern (Delirium tremens) unterworfen sind. Wieder andere behaupten, der jetzt herrschende Mysticismus (der aber auch schon, Gott sey gepriesen! im Abnehmen ist), trage allein alle Schuld. Indessen zeigt es sich deutlich, daß die Neigung zu einem sophistgerischen, mystischen Wesen doch nicht so allgemein verbreitet ist, als viele wahre Menschenfreunde es fürchteten, indem ein vor Kurzem erwählter Prediger, der mit eben so vielem Eifer als großer Beredsamkeit diesem Hange zur Finsternis entgegenarbeitet, und sich dadurch ein unsterbliches Verdienst erwirbt, einen so großen und bedeutenden Anhang unter allen Ständen gefunden, wie ihn keiner jener Finsterlinge aufzuweisen hat, und so dürfen wir uns mit freudiger Zuversicht der tröstlichen Hoffnung hingeben, daß das Licht siegen und die stinkenden Nebel bald gänzlich zerstreuen werde, die seit einigen Jahren aus einem sehr unreinen, finstern Schunde aufgestiegen sind. Dies soll Unwesen ist wenigstens schon kurzsamer geworden, denn man wandte mit dem günstigsten Erfolge die Waffe dagegen an, die am scharfesten und schmerzlichsten trift, nämlich die des gerechten Spotts. Daß dieser für die ganze Menschheit so wichtige Gegenstand auch Veranlassung zu mancherley litterarischen Fehden gab, läßt sich denken, und wahrlich, wir sind nicht verschont damit gebliehen; indeß haben auch diese ihre gute Seite, wie alles Böse in der Welt, denn gerade durch diese Streitigkeiten wird der bisher beinlich wuchernde Schaden aufgedeckt, wodurch allein Heilung zu bewirken ist.

Es sey mir nun vergönnt zum Theater überzugehen. Seit dem Tode des wackern Herzfeld ist die Direktion auf die Herrn Schmidt und Lebrün, beyde als dramatische Schriftsteller und denkende Männer rühmlichst bekannt, übergegangen. Das wackere Streben dieser würdigen Direktoren liegt am Tage; nur mit offenbarem Schmerz und Widerwillen sieht man sie dem herrschenden Zeitgeschmacke huldigen, und obgleich sie überzeugt sind bedeutende Einbußen zu erleiden und vor leeren Bänken zu spielen, unterlassen sie es doch nicht, von Zeit zu Zeit klassische Stücke aufs Repertoire zu bringen, und mit rühmlichem Eifer für gediegene Darstellung derselben zu sorgen; jeder wahrhaft Gebildete weiß ihnen dafür Dank, indem er gar wohl begreift, welche Opfer sie zu bringen haben, um ihrerseits wenigstens nicht mit zu der allgemeinen Verderbnis des Geschmacks beyzutragen. Trotzdem haben sie häufig mit der Liebhaberey, der Unwissenheit und dem offenbaren Uebelwollen zu kämpfen, denn jeder Unverständige verlangt, daß alles gerade so eingerichtet werden solle, wie es ihm recht und bequem ist. Was das neuerdaute Haus anbetrift, gegen das sich anfangs viele Stimmen im Publikum erhoben, indem man unbilligerweise alle Bequemlichkeiten eines kleinen Hauses verbunden mit denen, die ein größeres Lokal gewährt, forderte, so kann ich die Versicherung geben, daß die innere Einrichtung weit mehr Annehmlichkeiten als Unannehmlichkeiten darbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. April 1828.

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern
In allem ihnen völlig gleich.
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern
In eines großen Vaters Reich.
Jedoch erblickt man ihn nur selten,
Fast wie ein eingeschwornes Kind,
Die andern lassen ihn nur gelten,
Da wo sie unvermögend sind.

Goethe.

Ankündigung einer Schalttagszeitung.
In bekannter Manier.

Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Doch das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Die größten Entdeckungen treten am spätesten hervor; so auch die Schalttagszeitung; sie könnte auch genannt werden allgemeine Weltzeitung, oder Korrespondent von und für die Erde; sie ist übrigens nicht nur für alle vernünftige Bewohner der Erde, wie sie sich zu nennen belieben, bestimmt; auch Thiere dürfen sie lesen, wenn einigen derselben eine so ausgezeichnete Erziehung zu Theil geworden ist.

Die Schalttags- oder allgemeine Weltzeitung erscheint in deutscher Sprache, und dieß aus mehreren Gründen. Diese Sprache scheint sich, in Betracht der mannigfachen rauhen, glatten, spitzigen und breiten Töne mehr den Sprachen der verschiedenen Völkerstämme auf der Erde anzuschmiegen; auch wird kein anderes Volk darüber neidisch werden; gibt uns ja fast jedes einen andern Namen, die einen Allemannier, die andern Germanen, Niemezzen, Tydsken, Tedeschi. Ja wir selbst nennen uns kaum selbst Deutsche. Man könnte demnach behaupten, daß diese Sprache nicht für ein Volk als solches, sondern für das Volk an sich sey, worunter man allerdings die Gesammtheit aller Erdvölker verstehen könnte. Andere Sprachen würden sich vielleicht auch zu vornehm dünken, um sich mit all dem Pöbel von Menschen und Vieh, das auf der Erde, oder nach Hamlet zwischen Himmel und Erde herumkriecht auf solche Weise ein und herab zu lassen.

Die allgemeine Weltzeitung erscheint alle vier Jahre einmal. Das ist eben ihre größte Tugend, ihr glänzender Vorzug und ihr ausgezeichneter Werth. Das ist es eben, was den allgemeinen Weltzeitungsschreiber so begeistert; der Gedanke, daß sein Blatt vier Jahre lang gelesen wird, ein Einziges! während die Blätter anderer Zeitungsschreiber so schnell vergessen wie gelesen werden. Man könnte unser Blatt das Blatt der Lebensverlängerung nennen; denn es befördert die Mäßigkeit im geistigen Genuß, erhält den Geist wach durch die Erwartung, die er von einem Blatt auf das andere lebendig in sich trägt; durch die Höhe und Klarheit des Standpunktes, auf den es seine Leser stellt, indem es die vierjährige Geschichte des Menschengeschlechts so zu sagen auf Ein Blatt schreibt; es stärkt und stählt das Gemüth, indem es das Mitgefühl für so mannigfache Leiden von tausend Millionen Mitgeschöpfen gleichsam in einen einzigen bittersüßen Trunk zusammenpreßt, durch die Heiterkeit, womit Nahes und Fernes in einem Central-Thautropfen vereinigt vor dem Geiste zittern. Was könnte ich noch alles rühmen von meinem Blatte, wenn ich den Millionen meiner Leser vorgreifen wollte!

Die allgemeine Weltzeitung erscheint am Schalttage. Dieß ist der genügsamste und unpar-

Digitized by Google

thevischste unter seinen Brüdern. Einmal binnen vier Jahren die Habeas animam-Akte der Preßfreyheit zu proklamiren, ist wohl eine erlaubte und nicht unbillige Forderung. Der Tag hat keinen Heiligen, ist kein Geburtstag irgend eines Oberhauptes, von Philosophie und Politik und jeder anderer Meynung ist sein Daseyn unabhängig. Es ist der Tag, den wir der unsymetrischen Unruhe der Erde zu verdanken haben, für uns selbst ein zum Nachdenken aufforderndes Ergebniß. Ohnehin sind unter den Völkern, die den Werth eines Schalttags kennen, Feyertage allgemein im Gebrauch, um so weniger wird durch das Lesen unseres Zeitungsblatts irgendwo der öffentliche Dienst in den verschiedenen Stuben, Kammern, Kabinetten, Ställen, Gärten, Galeeren und Fabriken gestört. Vorzüglich schmeichelt sich der Zeitungsschreiber, daß das, was er an dem letzten von 1461 Tagen sagt, mehr Eindruck macht, als was man alle Tage hört. Mancher freut sich, Mancher seufzt über diesen letzten und überflüssigen Tag. Weil in der Weltgeschichte noch gar nichts an diesem Tag geschehen ist, so hofft der Schalttagsblattschreiber, ihn eben durch sein Blatt welthistorisch zu machen. So baten manche Hostende den de Thou (genannt Thuanus), er möchte sie doch in ein Winkelchen seines Werks aufnehmen, damit sie welthistorisch würden.

Der Inhalt der allgemeinen Weltzeitung ist ungefähr derselbe, wie des Korrespondenten von und für Deutschland, nur verkleinert, oder was eben dasselbe ist, vergrößert. Sie übersieht die ganze Welt, und kann sich also nicht in Beschreibungen des schönen Brunnens und anderer einlassen; wer den Mond ganz überschauen will, der wird nicht mit Herschels vierzigfüßigem Teleskop nach ihm sehen; auf der Karte, die Sokrates dem Alcibiades zeigte, waren die großen Güter dieses welthistorischen Athenienſers unsichtbar; da die Geschichte der 1460 Tage ihm nur die Geschichte eines Tages ist, kann er sich der Betrachtung der Wunder der providentia specialissima nicht überlassen; er beschreibt das wirklich Geschehene, oder sein Blatt ist die Geschichte ohne Zeit; die spanische Revolution wäre just für ein Schalttagsblatt im Jahr 1824 passend gewesen; sie hat Einen Tag, d. h. vom Schaltjahr 1820 bis zum Schaltjahr 1824 gedauert; aber erst das Blatt von 1828 hätte können Aufschluß geben über den Charakter des Fiebers; ein eintägiges war es einmal nicht. Es könnte sich auch wohl ergeben, daß für die allgemeine Weltzeitung sich gar nichts begeben hätte, obgleich vier Jahre verflossen wären. Solches ist in China wegen der allgemeinen Polizey seit tausend Jahren oft der Fall. Denn daß die Menschen immer besser Bier, und Leder, und Seidenzeug und Papier machen lernen, und immer besser essen und trinken wollen, ist bereits, wenige Ausnahmen zu verschweigen, gar zu welthistorisch geworden; der allgemeine Weltzeitungsschreiber würde sich glücklich preisen, wenn er einmal eins seiner Blätter ganz weiß in die Welt senden könnte; es wäre ein Beweis, daß die Erde mit ihren Bewohnern auf geradlinigtem, also bekanntlich dem kürzesten Wege zu ihrem Ziele sich befinde.

(Der Beschluß folgt.)

Viertes Bruchstück aus dem neuen Novellencyklus:

Die vier Norweger.

Von Henrich Steffens.

(Fortsetzung.)

Während der Alte sich beklagt und ich theilnehmend an seiner Seite stehe, hören wir ein beständiges Lärmen im Hause; Thüren werden auf und zugeschlagen, Schränke, Stühle, Tische werden von der Wand gerissen. Die Tochter blickte ängstlich um sich, horchte aufmerksam hin. Als es nun auf den Treppen lebendig wurde, als die Polizeywache nach den obern Stockwerken lärmend hinaufdrang, stieg ihre Aengstlichkeit, und plötzlich war sie verschwunden. Auch der Alte war in großer Angst; einige Zeit verstrich in fürchterlichem Stillschweigen. Da hörten wir in dem angränzenden Saal Fensterscheiben klirrend zerbrechen, darauf ein durchdringendes Angstgeschrey. Der Alte erhob sich von mir unterstützt, und als wir die Thüren eröffneten, sahen wir durch andere Thüren eine Menge Menschen hereinstürzen. Wie von Schrecken gelähmt, mit den Händen des Gesicht bedeckend, stand die Tochter da; „mein Bruder, mein Bruder!“ rief sie und zeigte zitternd nach dem Fenster. Hier war ein leinenes Tuch um den Pfosten gebunden; man zog es herauf, ein zweytes war durch einen festen Knoten an das erste befestigt, dieses aber durch einen aufgegangenen Knoten von einem dritten getrennt. „Er ist entsprungen,“ riefen Einige. „Er muß zerschmettert seyn,“ bemerkten Andere, „wenn die Tücher in dieser Höhe losließen.“ Indessen stürmten Alle nach dem Hofe, oben im Hause ward es allmählig still, das Mädchen folgte wieder dem Vater und wir saßen in ängstlicher stille da. „Ihr Sohn scheint in der That entsprungen zu seyn,“ sagte der Polizeybeamte, der verdrießlich hereintrat; „indessen bleibt das Haus die Nacht über besetzt.“ „Sie haben zu befehlen,“ antwortete der Alte; aber es schien, als wenn er die innere Freude zu unterdrücken, vielleicht vor sich selbst zu verbergen suchte. Ich wollte mich empfehlen. Indem ich durch den Saal gehe, winkt mir das Mädchen ängstlich. Erstaunt folge ich dem Wink, wir treten in ein Nebengemach. „Mein Herr,“ sagte sie und noch bob sich die Brust und sank in schnellem Wechsel, die Augen liefen unstät herum, das Schrecken spielte in bebenden Zuckungen mit den Gesichtszügen; „mein Herr,“ sagte sie mit unsicherer, wankender Stimme, „Sie sind

Digitized by Google

erschüttert über unser Schicksal, ich sah es. Oft rühmte Sie mein Vater, ich stehe hier allein, ganz allein, Niemand ist da, dem ich mich vertrauen könnte — darf ich es wagen?“ — „Gewiß,“ antwortete ich, „gewiß, ich werde Sie nie verrathen.“ — „O dann retten, retten Sie meinen unglücklichen Bruder!“ — „Ihren Bruder?“ rief ich, „ist er nicht entsprungen?“ Es war, als erschreckte sie diese Frage, als besänne sie sich, ob sie mir trauen dürfte. „Fürchten Sie nichts,“ fuhr ich fort, „vertrauen Sie sich mir ganz.“ Plötzlich schien die ungeheure Angst, die sie bis dahin fesselte, zu weichen. „Er ist hier, auf dem Boden,“ flüsterte sie, indem sie ängstlich um sich blickte. „Hören Sie. Mein Bruder flüchtete sich, als man ihn suchte, immer höher, ich verbarg ihn hinter eine bretterne Wand, die, schief über eine Ecke geschlagen, einige lose Bretter hat. Als ich aber merkte, wie sie Alles untersuchten, wie sie die Schränke aufschlossen, alle Oeffnungen, jeden Winkel durchsuchten, da gab ich alle Hoffnung auf; mein Entsetzen stieg, als ich nun merkte, daß sie in die obern Stockwerke stiegen, da, in der gränzenlosen Angst, fiel mir ein Mittel ein. Ich überlegte nicht lange. Ich habe die Tücher aneinander und um den Pfosten gebunden, ich zerschmetterte die Fenster, um die Aufmerksamkeit dahin zu zielen. Er ist noch oben. Aber nun hören Sie weiter. Glauben Sie nicht, daß ich seine Vertraute bin, nein, nein, bey Gott! seine Gesinnung flößt mir Grauen ein; aber er ist mein Bruder, mein einziger Bruder, in diesem gefährlichen Augenblicke hat er mir gestanden, daß er mehrere Verkleidungen, auch eine Uniform besitz. Darauf gründet sich unsere Hoffnung. Sie kamen im Dunkeln in das Haus, Sie mußten sich durch den ganzen Haufen drängen; ob Sie allein kamen oder in Begleitung kann Niemand wissen. Jetzt steht mein Bruder als Soldat angezogen; rufen Sie ihn als Ihren Begleiter. Er wird folgen. Sie sehen sich gar nicht nach ihm um; wird er unglücklicherweise ergriffen, dann wissen Sie nichts, wundern sich, wie die Uebrigen. Aber er wird, er muß entkommen. Suchen Sie jetzt meinen Vater wieder auf, ich werde den Polizeybeamten, der sich noch unten aufhält, hier herauf bringen, werde ihm eine Ersuchung vorsehen, damit Alles unter seinen Augen vorgehe, und dadurch desto unverdächtiger erscheine. Mein Bruder ist in der Gefahr besonnen,“ — Sie sprach dieses Alles mit ängstlicher Hast; oft fehlte ihr der Athem. Ich war in einer bedenklichen Stellung; ich sah deutlich ein, wie viel ich wagte. Aber konnte, durfte ich dieses schöne Vertrauen täuschen? Ich that Alles, was sie verlangte. Indem ich sie verließ, rief sie mir noch eilig nach: „Aber lassen Sie den Vater ja nichts merken.“ — „Ihr Sohn scheint wirklich entkommen zu seyn,“ sagte ich, indem ich wieder hinein trat. „Ach, darf ich mich darüber freuen?“ antwortete der Greis. „Und warum nicht?“ erwiederte ich. „Glauben Sie mir, die Vergehungen einer fanatischen Jugend zerstören nicht immer, nicht nothwendig die Gesinnung. Sie können an diesem Sohne, der ihnen jetzt so viel Kummer macht, in der Folge noch Freude erleben.“ Der Alte schüttelte zweifelnd den Kopf. Noch einmal empfahl ich mich, als ein Zeichen mir bewieß daß Alles vorbereitet war. Indem ich durch den Saal nach der Treppe gehe, treffe ich den Polizeybeamten, der eben, von der Tochter eingeladen, hereintrat. Wir fangen ein Gespräch an und ich rufe: „Charles!“ ich erhalte keine Antwort, und rufe zum zweyten Mal. Eine grobe Stimme läßt sich hören, ein Soldat kommt zum Vorschein und bleibt in ehrerbietiger Entfernung stehen. Ich will gehen. Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie begleite, sagte der Polizeybeamte; die Wache könnte Ihnen Schwierigkeiten machen. Ich nehme die Begleitung mit Dank an; er geht mit mir durch die Wachen, und mein Begleiter folgt unangetastet. So geht er mir durch einige Straßen nach. Plötzlich höre ich hinter mir ein kurzes, durchdringendes, offenbar künstliches Bellen. Es wird aus der Ferne beantwortet. „Ich bin gerettet,“ rief mein Begleiter, indem er sich an mich herandrängte und verschwand. Höchst wahrscheinlich hatten Vertraute sein Zeichen verstanden. Mir war es gewissermaßen lieb, von einer für mich so gefährlichen Begleitung befreyt zu seyn. Als ich nachher allein auf meiner einsamen Kammer saß, da ward es mir klar, wie wichtig mir diese Begebenheit geworden. Nicht blos die mahnende Erinnerung an meinem eigenen Verrath (so erschien mir meine jetzige Knechtschaft) beunruhigte mich. So lange ich von der wilden, politischen Gährung herumgetrieben wurde, konnte die jugendliche Neigung nie zur tiefen Liebe heranreifen. Ich lernte diese jetzt, schon zum Manne herangereift, kennen. Ich eile zum Schluß; Sie werden nach dem, was ich Ihnen erzählt habe, von mir keine Liebesgeschichte erwarten. Ich besuchte den Alten und seine Tochter wieder. Diese hatte, auf unbekanntem Wege, einige Zeilen von dem Bruder erhalten, die sie überzeugten, daß er gerettet sey. Ich gewann das Herz des geliebten Mädchens. Aber die Krankheit des Alten nahm zu. Als wir beyde einig waren, unsere gegenseitige Neigung dem Vater zu entdecken, traf ihn der Schlag; stumm, sterbend verstand er unsere Wünsche, und segnete im Beyseyn des Arztes und Predigers unsern Bund. Kurz nach seinem Tode wurde ich beordert das Armeekorps des Marschalls Bernadotte nach Hannover zu begleiten. So mußte ich nun zum ersten Male, wenn auch nicht kämpfend, doch als feindlicher Krieger, als Knecht des Eroberers in meinem Vaterlande erscheinen. Wehmüthig trennte ich mich von der Geliebten, die jetzt zu einem Verwandten in Deutschland kam.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Beschluß.)

Gleich am folgenden Morgen wurde in mehreren Tagblättern Bericht über diese Kämpfe erstattet, für welche, wie fast für Alles, dessen Erfolge zweifelhaft sind, bedeutende Wetten eingegangen werden. Den ausführlichsten Bericht aber gab am nächstfolgenden Sonntag das Wochenblatt, welches ausgegeben wird als: Pierce Egan's life in London, and Sporting Guide; connected with the events of the turf, the chase, and the ring. Da dieses Blatt wohl selten über den Kanal nach dem Festlande kömmt, so möge sein Bericht den unsrigen beschließen. *)

Kleineres Theater.

„Dick Davis, der Manchester Pet (verzärtelter Mensch), wie er von der Provinzialsphantasie bezeichnet wird, erhielt seine Benefizvorstellung am vergangenen Donnerstag Abend auf obigem Theater. Das Haus war außerordentlich wohl angefüllt, die Logen waren vornehm (tip toppers) das Parterre nichts anderes als die rechte Sorte von Leuten, und auf der Gallerie waren lauter ruhige und achtbare Kerls (covees). Auch waren die Parthien (sets) im Ganzen genommen wohl bestritten, und Hr. Fogo that seine Schuldigkeit in einer „hiebvonsobenartigen" (cut-above kind) Weise zu der vollkommenen Zufriedenheit der Zuschauer.

Hr. Scroggins, jene anständige (gentlemanly) Art von Leuten, sprach in der höflichsten und interessantesten Weise zu den Zuschauern, und erbot sich einem jeden sich zu stellen, sey er groß oder klein, fett oder mager, schwarz oder weiß; er fragte nichts darnach, Land oder Farbe, sey ihm kein Hinderniß. „Bravo Jack." Diese Anrede brachte den Paddy Finn herbey, den Hr. Fogo einführte. Scroggins griff seinen Gegner im Grimaldikostüm an, und veranlaßte schallendes Gelächter, während die Stellungen von Paddy Finn über alle Beschreibung hinausgingen. Diese lächerliche Scene dauerte ungefähr vier Rundgänge, bis Scroggy ganz erschöpft, und die Zuschauer gleicherweise ermüdet waren, und ausriefen: „weg, weg!" — „O ganz wohl," sagte Jack, wenn Sie genug haben, meine Herrn, so habe ich es auch; ich bin zufrieden gestellt, aber ich hätte wohl noch einen Rundgang machen mögen."

Jones und der junge Josh. Dieß war auch ein geistreicher Gang, und Pfeffer wurde von beyden Seiten gegeben, umsonst; Jones betam das Beste davon; aber der junge Josh ist ein zudringlicher und ebenwohl starker Kunde. Ein oder zwey Mal kam er außerordentlich gut aus dem Gedränge.

Der junge Spring und Robinson griffen sich einander in „rechtem Ernste" an. Spring beschwor seinen Gegner in einen Weinschenken, nach den Proben von Claret (rothen Wein, ihrer Blut) zu urtheilen, die Robinson von sich gab.

Neb O'Neale und Sam Libnutt. Der letztere Held ist zu fett um Finten zu fechten (spar), in jedem Fall aber, um sich dem beweglichen Streathamer Jüngling entgegen zu stellen. Nichtsbestoweniger ehmte Libnutt auf einen jeden von seinem Gewichte in seinem Style eintupfen. O'Neale zeigte einige Hauptstöße, und überhaupt genommen, betrachten wir ihn als einen verbesserten Borer. Der letzte Rundgang war ganz vorzüglich (capital) von beyden Seiten, und „gut gemacht, Sam!" und „bravo, O'Neale," widerschallte von allen Seiten des Theaters. Red, meynen wir, sollte im Zuge seyn.

Einige kleinere Gänge fanden statt; aber keiner von irgend öffentlichem Interesse.

Der junge Sam und Davis. Dieß war die Spitze der ganzen Unterhaltung, und ein sac simile ihres letzten Kampfes. Sam pflanzte seine Püffe mit der vollkommensten Leichtigkeit und Gewandheit, ohne irgend eine Erwiederung. Während drey oder vier Rundgängen war es ein bloßes Spielwerk für Sam, und er leitete den Kampf in hohem Styl. Aber im letzten Angriff zeigte sich Davis gut, pflanzte zwey Gegenstöße, und gab zugleich augenscheinliche Proben, daß er eine gute Menge von Kunstsachen, welche einen von seinem Kaliber zu schmecken irgend vorlegen seyn möchten, gehörig bedienen wird. Sein Blutling vor der Versammlung zur Danksagung war äußerst kurzweilig, und seine Rede wahrhaft lakonisch. „Meine Herrn, viel Dank." (Gentlemen thanks).

In demselben Blatte steht noch ein viertmal längerer Artikel über zu erwartende Borkämpfe und die für sie schon eingegangenen Wetten von 120 gegen 100 Pfund u. s. w.

F. W. Carové.

Hamburg, im März.

(Fortsetzung.)

Die Oper steht jetzt sehr im Flor bey uns, und ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß einige Opern, besonders auch die Mozartschen, mit wahrer Vollendung gegeben werden, wozu Cornet und Mad. Krause-Wranitzky in durch trefflichen Spiel und wirklich herrlichen Gesang sehr viel beytragen, so wie auch der neue Kapellmeister Krebs, in dem wir einen wirklichen Treffer gezogen haben. Auf unserer Bühne u. a. jetzt Mozarts „Entführung" dargestellt zu sehen, gehört wahrlich mit zu den Hochgenüssen des Lebens und der Kunst.

Ungeachtet der sehr brillanten Ausstattung wollte indeß Rossinis „Armida" hier nicht ansprechen, und hätten einzelne wirklich schöne Nummern der Oper, so wie die neuen Decorationen von Grechi geschickter Hand nicht so sehr gefallen, so würde das Haus bey der zweyten Darstellung wohl schon leer gewesen seyn. Eben so wenig hat der „Ebro, von Kurdistan" vom Freyherrn von Auffenberg gefallen, obgleich auch hier wieder Grechis geschickte Hand sehr schöne neue Dekorationen geschaffen hatte. Was diesen Dekorationsmaler anbetrifft, so hat derselbe den Ruf nicht, den er in der That verdient, denn es liegt etwas so Großartiges und Phantasiereiches in seinen Scenenzügen, daß man sehr oft zur Bewunderung hingerissen wird. „Hans Sachs," von Deinhardstein hat hier ein ganz besonderes Glück gemacht, und füllt noch vielen Vorstellungen noch immer das Haus; dazu trägt nun auch die sehr zweckmäßige Besetzung und ein äußerst braves und gerundetes Spiel sehr viel bey; Jatzeri gibt die Titelrolle wirklich sehr gut, ja, wenn man einem Gerichte trauen darf, so sehr auch zur Zufriedenheit der löbl. Schumacherzunft, daß diese ihm ein prächtiges Gesellenstück gemacht haben soll, das nach einigen in einem silbernen Becher, nach andern darin bestehet, daß man sich erbeten hat, für ihn und die Seinen Zeitlebens alles Schuhwerk unentgeldlich zu machen! Das Stück läßt sich auch in der That schon einige Mal mit Vergnügen sehen, und zeichnet sich sowohl durch treu gehaltene Charaktere als durch eine leichte und anmuthige Schürzung des Knotens vor vielen andern neuen Erzeugnissen aus.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vergl. damit den Bericht über die Londoner Zeitschriften, Morgenbl. Nr. 61 d. J. Obiges gibt einen Begriff von dem Tone in dem die dort erwähnte Klasse von Sonntagsblättern geschrieben ist.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. April 1828.

Nicht Ruhe sind' ich, bis ich diesen Mauern
Entronnen bin, sie stürzen auf mich ein.
Fortstoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen. — Was ist das für ein Gefängniß!
Schiller.

Herminia's Flucht.
Aus Tasso's befreytem Jerusalem.
von
Aug. Ad. Ludw. Follen.

Gesang VI. Vers 74 — 85.

Ja, gehe nur, wohin dein Sehnen führt!
Doch, kannst du grausam dir den Sieger meinen?
Hat nicht dein Schmerz ihn schmerzvoll einst berührt?
Und litt er nicht bey deinem Leid und Weinen?
Grausam bist du, die da so säumig führt,
Wo's gilt, dem Treuen hülfreich zu erscheinen;
Der milde Tancred schmachtet hin in Schmerz,
Du heilst den Feind, hart, undankbares Herz!

Ja, heile nur Arganten, daß der Mord
Von deinem Retter dann ihm mag gelingen!
So lösk Herminja ihre Pflichten dort?
Solch schönen Lohn soll seine Güt' ihm bringen?
Ist's möglich, daß du zauderst, dich sofort
Solch tiefblos leid'gen Diensten zu entringen?
Ist Abscheu, ja Verdruß nur, dir nicht genug,
Dich wegzutreiben hier im schnellsten Flug?

Doch wohl wär's menschlich schön, und wohl empfände
Herminja drob ein herzliches Vergnügen,
Die heilungbringenden, mitleid'gen Hände
Dem starken Heldenbusen anzuschmiegen,
Daß so durch sie des Freundes Qual verschwände,
Die Glut beimkehrte den verstörten Zügen,
Und sie an seinem Reiz, der nun zerronnen,
Sich dürfte, als an ihrer Gabe, wonnen.

Theil würde sie all seines Lobs erlangen,
An seines Thatenruhmes stolzer Beute;
Wenn er sodann mit züchtigem Umfangen
Und mit glückseliger Hochzeit sie erfreute,
Gezeigt, gepriesen würde dann sie prangen
Im Kreis der Römermütter und der Bräute,
Dort in Italia's wunderschönem Lande,
Des Muths und Glaubens ächtem Vaterlande.

So wird sie, ach! von Hoffnungswahn betrogen,
Träumt Seligkeiten im bethörten Sinne;
Doch schwankt sie noch in tausend Zweifelswogen,
Wie ohne Fahr sie aus der Stadt entrinne.
Schildwachen halten rings die Burg umzogen,
Schildwachen gehn rund um die Mauerzinne;
Auch wagt kein Thor in diesen Kriegsunruhn,
Als um gewicht'gen Grund, sich aufzuthun.

Es weilet oft Herminja bey Klorinden *),
Um lang' an ihrer Nähe sich zu weiden;
Oft wird bey ihr der Morgenstrahl sie finden,
Bey ihr der Abendsonne Gruß beym Scheiden;
Und wie die Tageslichter all verschwinden,
Umfängt ein Lager auch die schönen Beyden;
Und kein Gedanke, der, — bis auf die Liebe, —
Geheim dem Mädchen vor dem Mädchen bliebe.

Nur hievon thut sie nie der Freundin Kündung,
Und hört auch manchmal die ein leis Gewimmer,
Verbirgt sie täuschend ihr des Herzens Zündung,
Und thut, als quäl' ihr Unglück nur sie immer.

*) Der Heldenjungfrau, welche mit Argant die Heiden gegen die Kreuzfahrer anführt.

Digitized by Google

Es ſtanden bey ſo freundlicher Verbündung
Herminjen offen ſtets Klorindens Zimmer;
Sie ſey zu Feld, im Rathſaal, oder dorten,
Nie ſchloßen ſich der Freundin ihre Pforten.

Einſt kömmt ſie hin, und anderswo verweilt
Die Kriegerin grad. Still ſteht ſie, voll Gedanken,
Nur ſinnend, wie ſie flug von dannen eilt,
Wie ſie verſtohlen ſchleicht aus ihren Schranken.
Da in verſchiedne Pläne noch ſich theilt
Ihr irres Herz in zweifelvollem Schwanken,
Erblickt ſie an der Wand Klorindens ſchönen
Waffenſchmuck und Mantel, und beginnt zu ſtöhnen.

Und ſtöhnend ſpricht ſie: „Zu glückſeligem Looſe
Iſt doch die wunderkühne Maid erkieſet!
Wie neid' ich ſie! nicht um der Schönheit Roſe,
Nicht um den Mädchenruhm, den ſie genießet;
Nein, weil kein lang Gewand ſie hemmt, das große
Gemüth kein neidig Frau'nauge beſchließet.
Ihr Kleid iſt Stahl; wenn ſie zu gehn begehrt,
Nie wird von Furcht, von Scham es ihr gewehrt.

Konnt', ach! Natur und Himmel nicht erlauben
Auch mir ſolch ſtarke Bruſt, ſo unerſchrocken,
Daß ich mit Panzern auch und Eiſenhauben
Untauſchen dürfte Mädchenſchleyer und Rocken?
Daß nie mein feurig Sehnen Sturmwindſchnauben,
Plantagen ſchrecke, Glut und Winterflocken,
Daß frey ich ging im Sonn- und Mondenſchein
Zu Feld, gewaffnet, mit Gefolg, allein?

Nie ließ ich dann dich, wilder Fürſt Argant!
Mit meinem Herrn des erſten Kampfes walten;
Ich wäre vor dir auf ihn los gerannt,
Und könnt' ihn jetzt vielleicht gefangen halten;
Dann hätt' er von der milden Feindin Hand
Gelinder Knechtſchaft ſüßes Joch erhalten,
Und dieſe Feſſeln, welche jetzt mich binden,
Würd' ich durch ſeine mild und freundlich finden.

Hätt' aber Er mir Seit' und Herz zumal
Durchbohrt, geöffnet dort mit Todeswunden,
Durch Schwertesſtreich dürfte die von Liebesqual
Geſchlagne Wunde minditens dann geſunden;
Es dürfte, wenn der müde Leib im Thal,
Wenn Frieden endlich meine Seel' erfunden,
Der Sieger ein'ge Ehre noch gewähren
Der Aſch' und dem Gebein — ein Grab und Zähren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Viertes Bruchſtück aus dem neuen Novellencyklus:

Die vier Norweger.

Von Henrich Steffens.

(Beſchluß.)

Eine tiefere Anſicht des Lebens hatte mich von Neuem an mein Vaterland angeſchloſſen, die Gewalt der flachen Begriffe gebrochen; ſelbſt der Glaube der Kindheit blickte mich wieder freundlich an, und das unendliche Naturgefühl der Liebe trug das erneuerte Leben. Aber ſelbſt die Stätte der Seligkeit gebar neue Qualen und vermehrte die alten. Es war mitten im Sommer. Ein ſeltſamer, unruhiger Trieb führte mich nach dem Aufenthalt meiner Kindheit. Ein großer einſamer Teich, von Bäumen dicht umſchloſſen, liegt hinter dem väterlichen Garten, lebendige Hecken führen zu ihm hinunter, eine üppige Pflanzenweit drängt ſich aus den feuchten Gräben. Vögel flogen über den Bäumen, über den Hecken, Schmetterlinge ſchwebten von Blume zu Blume, Bienen ſummten, und jenes unergründliche ſtille Leben, welches in ſeiner verſchloſſenen Tiefe mit aller Unermeßlichkeit in dem keimenden Gefühle der frohen Kindheit wiederklingt, trat mächtig hervor, daß ich mich in die glückliche, bewußtloſe Zeit zurück verſetzt glaubte. Es war mir, als tönten alle Klänge einer erneuerten Poeſie aus dieſem Leben heraus, als hätte, was die tiefſte Ahnung des Geiſtes ſenſeits der Worte ergreift, Geſtalt, Bedeutung, Wirklichkeit erhalten, und die ſehnſüchtige Liebe ſchien als die verherrlichende Sonne über die wiedererſtandene Kinderwelt. Da regte ſich mitten in dieſer milden Welt das geheime Grauen, welches, in der innerſten Tiefe der Seele ſchlummernd, mich nie verlaſſen hatte. Erſt nahm ich es wie ein leiſes Erbeben wahr, wie eine finſtere Angſt, die ſich zu geſtalten begann, aber ſie zerfloß in wehmüthige Thränen, und ich fühlte mich erleichtert, verſöhnt, und verſank in ſtille, ſeltſam ſüße Träume. Ich blickte auf, ich wollte das ſchöne Gefühl der bewußtloſen Freude wieder ergreifen. Aber die Natur war mir fremd geworden, die Thränen waren getrocknet, Verzweiflung war aus der zerrinnenden Wehmuth hervorgewachſen, und eine kalte, ſtarre Hand ſchien drohend nach mir zu greifen. Da tönten mir die ſtillen Wellen des Teiches wie ſchneidender Spott; die Bäume, die Sträucher, die Blumen ſahen mich hohnlächend an; das Jauchzen der Kinder in dem nahegelegenen Dorfe ſchien mir den Verrath laut in die Welt hinauszuſchreyen, und wie von böſen Geiſtern gepeitſcht, floh ich die ſchöne, heimathliche Stätte der Kindheit und wagte nie wieder ſie zu betreten. Jetzt lebte ich ſtill, ich floh allen Umgang, ich fürchtete erkannt zu werden, und ſo habe ich Sie getroffen. Nur einen alten ergrauten Verwalter meiner Verwandten ſuchte ich auf und wagte es, mich ihm zu erkennen zu geben. Mein Oheim war, gequält von Vorwürfen, geſtorben. Ich war als ein Verſchollener enterbt, aber mein edler Schwager, der meinen Aufenthalt nicht zu verrathen wagte, hatte durch eine geheime Reſignation mir mein bedeutendes Vermögen geſichert. Der alte Freund meiner Kindheit konnte den Jammer nicht verbergen, als er mich ſo innerlich zerrüttet wieder ſah, und ich merkte es wohl, wie er gegen das unheimliche Gefühl, in mir einen Fremdling, einen Feind zu erblicken, mühſam ankämpfte. Meine Geliebte hatte in dem Verwandten, in deſſen Hauſe, in deſſen Gewalt ſie lebte, einen ſo erklärten Feind des franzöſiſchen Volks, vor Al-

Digitized by Google

lem der franzöſiſchen Krieger gefunden, daß ſie ihre Verbindung nicht zu entdecken wagte. Ich traf hier öfters an öffentlichen Orten mit einem jungen Manne zuſammen, deſſen höchſt unbeſonnene Aeußerungen mich in Schrecken ſetzen. Ich entfernte mich zuletzt, wo ich ihn traf, ich wollte ihn nicht kennen. Als ich geſtern den Auftrag erhielt, einen Verdächtigen gefangen zu nehmen, vermuthete ich, daß er es ſeyn möchte — und zu ſpät erfuhr ich, daß er der Bruder meiner Geliebten ſey. Derſelbe, den ich im Dunkeln beſtreote, ohne ihn geſehen zu haben, iſt hier durch mich gefangen und dem gewiſſen Tode übergeben worden.

Rainault ſchloß ſeine Erzählung und ſaß lange wie erſtarrt in Verzweiflung da. „Ein heimtückiſcher Geiſt hat mich geboren,“ rief er dann, „damit ich bewußtlos Alles vernichten ſoll, was ich liebe. Was mich hinreißt, keimt nur um mich zu verzehren. Die heilige Freyheit ward mir Gift, das tiefſte Erkennen mußte meine Verzweiflung ſteigern und meine Liebe gebar ein neues Verbrechen. Das Leben iſt mir furchtbar, der Tod kann mich nicht befreyen, und wo für alle Menſchen Troſt iſt, regt ſich in mir ein gränzenloſes Entſetzen und führt mich weit ab von jeder Seligkeit, von jeder Rettung.“ Er rang die Hände und mich ergriff ſein Jammer, der räthſelhafte Widerſpruch des Lebens ſo, daß ich keinen Troſt für ihn hatte, daß ich mich ſelber von ſeinen Schmerzen gepackt und zertreten fühlte.

Ankündigung einer Schalttagszeitung.

(Beſchluß.)

Alle Jahrhundert erſcheint ein Band, meiſt von fünf-und-zwanzig Stücken; da es unwahrſcheinlich iſt, daß ein einziger Erdenbürger ſolch ein herrliches Werk vollenden werde, ſo iſt bereits Fürſorge getroffen, daß nach dem Tode des jetzigen Herausgebers keine Unterbrechung eintrete. Der Nachfolger muß nicht nur, wie die Mitglieder der großen reiſenden Geſellſchaft, wenigſtens einmal leiblich in Rom, ſondern geiſtig von Anfang an, als die Wölfin den Romulus ſäugte, bis zur Zeit der Carbonari dort geweſen ſeyn; auch die Linie auf gleiche Weiſe mehrmals paſſirt haben. Er iſt in Amerika durch Profeſſor Mohl zu Tübingen und den Hamburger Geographen ganz zu Hauſe; in England, das zu gar keinem Welttheil mehr gehört, ſondern nur am nächſten bey Europa liegt, iſt er einheimiſch, beſitzt auch ſelbſt einige Reden Cannings im Manuſcript, die er ſich ſelbſt abgeſchrieben hat; die Hauptſprachen der Welt, das Engliſche, das Spaniſche, Lateiniſche u. ſ. w., das Arabiſche, das Indiſche verſteht er, außer dem Deutſchen, gründlich, und iſt in den Hauptwiſſenſchaften nicht minder hinlänglich bekannt.

So ziehe denn hinaus, du Schalttagsblatt, unter die Bewohner der Erde, die Weißen, die Schwarzen, die Gelben, die Braunen, die Wolligen, Lockigen, Schlichten und Kraushaarigen, die Beſchützer und Beherrſcher der Thiere, die Bändiger des Feuers, die Herrn der edeln und unedeln Metalle! Erſcheine nicht in anmaßender Tracht, ſonſt werden eine Menge Erdenkinder, die da „ſchwitzen und grunzen unter einem drückenden Leben,“ kein Zutrauen gewinnen; wärſt du auf goldenen Tafeln geſchrieben, Haß und Mord würdeſt du verbreiten; Bilder ſollen dich nicht zieren, ſonſt würden dich und ſich um dich die Schulkinder zerreißen; wärſt du auf glattem Papier geſchrieben, ſie kratzten dich ab und ſchrieben Manifeſte auf deinen Rücken oder Gedichte. Sey ohne Furcht, ſey unbeſorgt; ganz ohne Nutzen wirſt du nie ſeyn, wenn du auch nur als fliegendes Blatt in der Wüſte den Schweiß eines Sklaven qua Papier als ſolches getrocknet, oder in den Eisfeldern des Nordens die Pfeife eines Wilden, die er zu Ehren des großen Geiſtes raucht, angezündet haſt, ſo kannſt du getroſt in deinem nächſtfolgenden Blatte ſagen vixi, ich habe gelebt; beſſer als wenn du ruhmredig von deinem Inhalt ſagteſt dixi, ich habe es geſprochen; darum ziehe getroſt durch die weiten Zonen unſeres feuerſpeienden und waſſertrinkenden Planeten. Du trinke alles, was man dir auf deinem Wege bietet, Bier mit dem Bayer und Engländer, Sekt mit den Nachkommen Falſtaffs, Pferdemilch mit dem Kalmücken, Quas mit dem Ruſſen, Meth mit dem Baſchkiren, Thran mit dem Kamtſchadalen, Kaffee mit dem Araber, Thee mit dem Chineſen, Feuer ſpeye aber nicht aus zum Verbrennen wie die Inquiſition, nicht zum Zerſtören, ſpeye gar keines. Ziehe mit dem Storche, dem Kraniche, der Schwalbe umher; der Weg iſt weit, und alle Völker mußt du beſuchen. Verliere nie deine Beſtimmung aus den Augen, beobachte wie der öſterreichiſche und deutſche Beobachter mit Verſtand, Spion ſey nie. Erſcheine als Taube mit Oelzweig dem Gedrückten, ſetze dich als Fliege auf die Naſe des die Naſe hoch Tragenden, wedle mit dem Schwanze nicht wie ein Hund vor den Schranzen, ſondern wie der Hund des Uoſſes; krähe nicht wie ein Catheder held, ſondern wie der Hahn Petri, daß du die Menſchen zur Beſſerung ermahnſt. Sey ein Rabe, aber nicht um dich am Leichname Riegos zu mäſten, ſondern als prophetiſcher Vogel umflattere den Galgen; tauche herab Schauer mit deinem ſchwarzen Gefieder auf die Kinder der Finſterniß, auf die Quäler in dunklen Kerkern; ſey ein freundlicher Kolibri denen, die Kinder ſind geiſtig.

Bringe die Wahrheit, die du auf deiner weiten Reiſe geſammelt, nicht in goldenen Schalen, wie am Hofe des Perſerkönigs; die Schranzen greifen nach der Schale und werfen verächtlich die zerriſſene Frucht dem Volke hinunter vor den Paſſah. Laſſe das ewige Roſenöl unvergänglicher Wahrheit nicht ſchwimmen auf noch ſo wohlriechendem

Digitized by Google

Wasser der Dichtung; mit diesem kannst du nur Hände und Gesicht waschen, jenes kannst du lindernd in die Wunden des Herzens gießen.

Du wirst vielen deiner Kameraden Zeitungsschreiber begegnen; sie leben mit einander im Hader, sey du verträglich; sie lassen dich gewiß in Ruhe, ihre Blätter welken in Einem Tage, sie trinken tropfenweise; du findest überall einen Trunk für deine vierjährige Reise.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Herr Raupachs dramatische Bearbeitung des Nibelungenliedes, die wir schon im vorigen Berichte verkündeten, wird seit mehreren Wochen wiederholt zum allgemeinen Beyfall aufgeführt. Die einen lassen sich durch vortreffliches Spiel, durch Anzüge und Dekorationen hinreißen; Siegfrids Biederkeit, Tapferkeit, herrliche Liebe und Männlichkeit, Chriemhildens Huld und Grimm erfreut die andern; und wenn auch der geschwätzte Theil des Publikums vieles zu tadeln findet, so sind doch die Altdeutschen ihres Theils schon entzückt, endlich einmal das alte vergessene Lied, wenn auch durch Neuerungen verunstaltet, und nicht immer treu nach den alten und neuern Sagen bearbeitet, von der Bühne herab sich verlebendigen und ins Herz und Gemüth der Deutschen eindrängen zu sehen; wiederum andere bewundern endlich die dramatische Geschicklichkeit, die Theaterkunde und Umsicht, mit welcher Hr. Raupach den äußerlich und innerlich so sehr disparaten Stoff für die Schauspieler-, Theater- und Zuschauerbedürfnisse zu zusammen verstanden hat. Der Dichter hatte bey dieser Bearbeitung eine doppelte Schwierigkeit zu überwinden; ein Epos war in ein Drama umzuwandeln, und das Gedicht einer barbarischen Zeit, voll barbarischer Charaktere, vielen bekannt, manchem gerade in seiner altertümlichen Farbe und geschichtlichen Gestalt ans Herz gewachsen, mußte aufdrehen den Anforderungen unserer jetzigen Bildung durchaus zu widerstreiten. In wie weit Herr Raupach diese zweyfache Aufgabe gelöst habe, sey uns kurz zu beleuchten erlaubt. Zuerst die dramatische Metamorphose. Die Nibelungenhelden sind im Liede stets auf der Wanderschaft, doch treten als Hauptstationen das Island, Worms und Etzels Lager im Südosten Europas hervor. Auf geschickte Weise hat Hr. Raupach gerauft diese unendliche Ausdehnung zusammenzuziehen und Worms zum Hauptschauplatz zu machen. Wenn er auch die Fahrt nach dem Island im ersten Akte nicht vermeiden konnte, so läßt er doch im vierten und fünften die Burgunder nicht zu Etzel ziehen, sondern Etzel kommt selber nach Worms und freyt um Chriemhilden. Eben so geschieht ist die Zeit zusammengedrängt, der Königinnen Zank, Siegfrids Tod, Chriemhildens Rache folgen bey Herrn Raupach schnell aufeinander. Von dieser Seite der also wäre nichts zu erinnern, da wir Deutsche nicht die französisch-dramatische Dreyeinigkeit der Handlung, des Orts und der Zeit als ästhetische Glaubensartikel anerkennen. Es heißt gewöhnlich, schon Aristoteles habe diese Dreyeinigkeit als festen Grundsatz aufgestellt. Dieß ist falsch. Er dringt nur auf die Einheit der Handlung, er will nur, daß alles, was getban wird und was in der Tragödie geschieht, nothwendig aus dem Wesen des einen Zweckes, welcher Inhalt der bestimmten Handlung ist, hervorgehen solle. Bevläufig sagt er dann beym Unterschiede des Epos von der Tragödie, daß jenes in der Zeit unbeschränkt sey, während die Tragödie gewöhnlich nur vier undzwanzig Stunden umfasse, oder wenig darüber hinausgehe; doch Anfangs habe auch dieser Unterschied nicht stattgefunden. Bey Aristoteles ist der Grund dieser Unterscheidung, obgleich er ihn nicht hervorhebt, leicht aufzufinden. Beym Drama nämlich, sagt Aristoteles, komme es hauptsächlich auf die Handlung und die Natur ihres Inhalts an, weniger auf den persönlichen Charakter. Das Epos dagegen soll erzählen, wie eine Handlung sich begeben, was dabey vorgefallen, wie sie zu Ende gebracht, mißlungen oder durchgesetzt sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburg, im März.

(Beschluß.)

Was, im Vorbeygehen gesagt, das vielbesprochene Talent der Dem. Peche betrifft, so will ich mein durchaus unparteyisches Urtheil darüber unumwunden aussprechen, mag auch ein als Dichter und Kritiker gleich hoch von mir verehrter A. W. Schlegel den Bann deßhalb auf mich schleudern. Ich kann in dieser recht bübschen und annuthigen Schauspielerin noch bis jetzt nichts erblicken als eine hoffnungsvolle Anfängerin, aus der mit der Zeit vielleicht noch einmal etwas werden kann, wenn sie sich nicht schon jetzt für vollendet hält. Einige Rollen glücken, oder, um artiger zu sevn, gelingen ihr sehr gut, aber bey weitem noch nicht der größte Theil derselben, und mehrere verfehlt sie gänzlich. Ihre Deklamation ist hohl, und ihr Organ nichts weniger als ansprechend; besonders wird letzteres oft schreyend und kreischend bey effektvollen Scenen, so daß es das Ohr unangenehm berührt. Da sie aber sehr viel spielt, da sie in wirklich guter Schule hier ist, wird sie vielleicht bald eine höhere Stufe erreicht haben, und uns dann vielleicht Uebervoll sagen, wie wir das schon oft erlebten, denn hatten wir uns mit vielverbrießenden Aufzugvertrimmen eine Zeitlang durchgequält, und glaubten sie dann in der Fremde einiges Glück machen zu können, so zeigten sie uns den Rücken. Dem. Peche ist übrigens sehr beliebt beym Publikum, und scheint diese Gunst durch Bescheidenheit und ein sehr gesittetes Betragen zu verdienen.

Am 3ten März wurde uns endlich „Belisar.“ von C. v. Stein vorgeführt. Das Haus war aber, trotz des neuen Stückes, nur mäßig besetzt. Einzelne Scenen in diesem Stücke, das zu den werthvollsten der neuern Zeit gehört, und das Stück selbst sind etwas lang, und lange mag sich unser Publikum nicht unterhalten lassen, besonders nicht durch eine Tragödie.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es um unser Theaterwesen keineswegs schlecht, sondern im Ganzen vielmehr sehr gut steht, d. h. was die Direktion und unsere Künstler anbetangt; verfällt es daher mit der Zeit wieder, so liegt die Schuld allein am Publikum, das in der That an geistiger Insigsion leidet. Und wie einer, der sich den Magen überladen hat, mit Ekel und Widerwillen auf die leichteste Speise sieht, in seiner geistigen Ueberfättigung nun nicht mehr weiß, was es eigentlich will. Sollte ich etwas tadeln müssen, und wo wäre wohl Alles tadellos? so möchte es das seyn, daß dem Publikum schon seit längerer Zeit eine Menge allerliebster kleiner Opern und Singspiele vorenthalten werden, die es sonst so gern sah; warum sollte man sie nicht wieder aufs Repertoire, statt an einem Abende zwey oder drey fade, zum Ekel wiederholte Lustspiele zugleich zu geben? Auch steht der wahre Musikfreund das annuthige Singspiel, die liebliche Oper rette nur sehr ungern durch die große Oper ganz verdrängt.

R***n.

Beylage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 11. April 1828.

Wie glücklich sind sie, denen der Weg vom Winkel am Feuer zum Bett ein Spaziergang ist, und die nie eine größere Fußreise unternommen haben, als von einem Ende der großen Allee der Tuilerien zum andern!

Mercier.

Les Rochers, das Schloß der Frau von Sevigné.

Von Lady Morgan.

„Wie kamen Sie dazu, Ihre Reiseroute im letzten Jahre so zu ändern? Ich dächte, ich hätte Sie in Theben gesehen?“ — „O, ich änderte meinen Plan, als ich hörte, daß Bloomsbury sey schon vor mir da, und so reiste ich mit Parry nach dem Nordpol.“ — „Trafen Sie dort Bekannte?“ — „Nein; das war aber das Hübsche dabey, man trifft da blos mit weißen Bären zusammen, sonst hat man den Platz für sich allein. Aber wen sahen Sie das letzte Jahr nach und nach in Athen?“ — „Kaum eine Seele, wenigstens kaum eine von Stande, ein Paar Engländer dritten Ranges, ein Paar Irländer vom ersten schleuderten müßig um die Akropolis und spielten im Parthenon die Modenarren, aber keinen Menschen aus der großen Welt, keinen, von dem man vorher nur ein Wort gehört hätte. Die A's gingen zu den Pyramiden, die B's hatten eine Zeitlang auf der Spitze des Kaukasus gesessen, C verließ uns, um den Frühling in der Krimm zu genießen und D ging nach Ispahan.“ — „Nach Ispahan! Was ist der D mit aller seiner Prätension, wahren Geschmack zu besitzen, für ein Bursche! Nach Süden reist ja Niemand mehr, wenn er nicht eine terra incognita zu entdecken hat; das ist eine wahre pont aux ânes. Jeder geschickte Schneider bringt jetzt seine Ferien in Smyrna zu, wie meiner, der einige reizende Cachemir's zu Röcken für den nächsten Winter dort auswählte. Der Norden, Herr, der Norden ist jetzt an der Reihe. Das Eismeer, Kamtschatka, die stehen auf meiner Charte für die nächste Reisesaison. Haben Sie meine Droschke schon gesehen?“ — „Nein, aber ich habe eine Britska, die in Petersburg auf mich wartet; ich gehe zum Lord Frederik auf sein hübsches Gut am Azowschen Meere, das Potemkin noch baute. Wollen Sie mit?“ — „Von Herzen gern; wir treffen uns zu Nowgorod, schiffen uns bey Smolensk auf dem Dnieper ein und reisen dann durch Eberson und die Steppen.“

Während brittische Reisende so ihre Pläne miteinander bereden, in allen Ländern des Erdballs reisen, und

Wenn Lust beginnt zu schwinden an dem Osten,

Die Schwingen ordnen schnell zum Flug nach Westen,

gibt es ein Volk, das sich auf seinem Grund und Boden so festsetzt, wie eine Kröte auf einem Ziegelsteine, ein Volk, das von Einigen mit Tiegern, von Einigen mit Affen und von Voltaire mit beyden verglichen wurde, und das von allen Völkern zuletzt sich mit den andern bekannt machen zu wollen scheint. Während der Norden schon von Alters her zu den sonnigen Regionen in ganzen Schwärmen kam, während der Süden seine Wohnungen bald in die Quere, bald hinunter, bald wieder hinauf, gleichsam in einem politischen Kontretanze mit den Söhnen des Nordens wechselt, so kann man sicher seyn, den Franzosen, der mitten inne zwischen beyden steht, stets zu Hause zu treffen. Auf einen französischen Reisenden jedes Geschlechts,

Digitized by Google

den man nur auf den größten Landstraßen Europa's etwa trifft, kann man sicher Hunderten jeder andern Nation auf einer Reise vom Tajo bis zur Newa begegnen. Die Franzosen sind das sitzendste und unbeweglichste Volk in Europa. Selbst ihre Frauen, die so mit Unrecht im Ruf großer Lebendigkeit und Munterkeit stehen, haben eine so spröde und steife Organisation, daß sie nur im Schwatzen und in Grimassen Lebhaftigkeit zeigen. Noch heut zu Tage, wo die alte Lebensweise doch um so Vieles zum Bessern sich änderte, erstreckt sich ein Spaziergang zu Paris schwerlich weiter als zu einem Sitz in den Tuilerien oder zu einer Bank auf den Boulevards.

Ich hatte in Paris eine Freundin, einige Jahre nur älter als ich, das anziehendste und dennoch das indolenteste Geschöpf von der Welt, eine von den letzten Ueberbleibseln aus der alten Zeit der Leute von Stand und Mode, die den plebejischen Lärm und die demokratische Ausgelassenheit der Revolution überlebt hatte. Wiewohl über die schönste Zeit ihres Lebens hinaus, war sie doch nach ihrer Versicherung noch eben so munter und lebhaft wie in den Tagen ihrer Jugend. Gleich andern ihrer Art hatte sie nichts an sich verändert, und witzig und indolent zugleich war Madame de ** ein sehr gut konservirtes Exemplar einer jetzt immer mehr aussterbenden Gattung, das ein Philosoph als die vollkommenste Personifizirung einer Modedame aus den Tagen Marie Antoinettens mit der aufserordentlichsten Neugierde betrachtet haben würde. Sie trank ihre Chokolade im Bette, nahm den Tag über in demselben ihre Besuche an, stand spät auf, speiste zur Zeit des alten französischen Soupers zwischen acht und neun Uhr, und saß die halbe Nacht in der Mitte ihrer Hausfreunde, zu der sie alle Schöngeister in ganz Paris zählte. Ich ging mit ihr so viel um, als meine Gesundheit und unsre so entgegengesetzte Lebensweise nur immer gestattete, da sie mir vollkommen zum Studium diente. Ich brachte ihrer Trägheit manche Opfer, verlangte daher von ihr auch wieder einige, und war manchmal so glücklich, sie aus ihrem Hôtel in der Straße St. Honoré, in dem sie sich so viele Jahre, bewegungslos wie die jetzt aus ihren hundertjährigen Ruheplätzen an's Tageslicht heraufgeförderten Priesterinnen des Tempels zu Pompeji, festgenistet hatte, herauszubringen. So wühlte ich sie einst schon gegen Mittag aus ihrem Bette, und trieb sie gerade nach Longchamp, als die schöne Welt wieder nach Hause fuhr. Ja zur Verwunderung ihrer Freunde brachte ich sie auch einmal in die Oper, als das Ballet noch nicht ganz vorbey, und in eine Sitzung des Instituts, als der gedehnte Vortrag des Herrn Quatremère de Quincy noch nicht zu Ende war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise von Mendoza auf den Gipfel der großen Kordilleren.

Wir zählten sechszehn Maulthiere von verschiedener Größe und Farbe; sie waren mager, sahen aber sehr gesund und munter aus. Man begann die Maulthiere zu beladen. Der Peon fing erst eines mit seinem Lasso ein, band ihm dann den Poncho über die Augen, wobey er nur die Nase und das Maul unbedeckt ließ. Das Maulthier stand sogleich still, worauf der Cavataj und der Peon zuerst einen großen Pferdesattel von Stroh auf dasselbe luden, den sie auf eine Weise gürteten, daß nichts ihn verrücken konnte. Dann wurden alle Artikel, einer nach dem andern, auf beyden Seiten mit einer Kraft und Geschicklichkeit angebunden, wogegen das Maulthier sich umsonst sträubte. Man konnte sich nicht enthalten mit dem armen Thier Mitleid zu haben, welches eine so schwere Last eine so große Strecke und über so hohe Gebirge wie die Anden tragen sollte.

Das Satteln der Maulthiere hatte so viel Zeit weggenommen, daß die Sonne dem Untergange nahe war. Es war drückend heiß; doch war die Siesta, welche, das Essen ꝛc. eingeschlossen, sechs Stunden einnimmt, vorüber und die Leute standen vor den Thüren, um uns vorbereiten zu sehen; da wir aber den Weg durch die Almeida nahmen, so waren wir bald aus der Stadt.

Nachdem man aus der Almeida (öffentlicher Spaziergang) heraus ist, geht der Weg eine Strecke von ungefähr zwey Stunden durch eine von dem Rio de Mendoza künstlich bewässerten Ebene, deren Ueppigkeit und Fruchtbarkeit außerordentlich ist. Die braunen Erdwälle, welche längs der Straße hinlaufen, waren mit Trauben bedeckt, die in prächtigen Büscheln darüber hingingen, und die große Anzahl von Pfirsichbäumen, die mit Früchten beladen zwischen wogenden Kornfeldern zerstreut stehen, geben der ganzen Landschaft ein Ansehen von großem Ueberfluß und Reichthum; die Gebirge der Kordilleren bildeten eine erhabene Einfassung zu diesem Gemälde. Sobald man die Gränzen des bewässerten Landes überschritten hat, hört die Gegend auf fruchtbar zu seyn. Der leichte und sandige Boden ist völlig unfruchtbar, und während mehr als dreyßig Meilen geht der Weg, indem er sich den Gebirgen nähert, durch eine Ebene, die nichts als niedriges Gebüsch trägt, und wenn man bedenkt, daß sie wahrscheinlich nichts anderes von Anbeginn der Welt hervorgebracht, so scheint es sonderbar, daß sich eine dem Erlöschen so nahe Vegetation so lange erhalten konnte.

Die Post von Villa Vicencia, die auf den Karten von Südamerika so bedeutend aussieht, besteht aus einer einzigen Hütte. Der Weg von hier geht eine Schlucht hinauf, welche eine der schönsten Päße der Kordilleren ist. Die Berge sind sehr steil an beyden Seiten, und da die

Digitized by Google

Schlucht sich nach verschiedenen Richtungen windet, so kommt man oft an Stellen, wo sie sich auf einmal zu schließen scheint und kein Ausgang sichtbar ist. An einigen Orten hängen die Felsen senkrecht über den Häuptern der Reisenden herab und die ungeheuren Trümmer, welche fast den Weg versperren, und andere, welche herabzufallen drohen, vermehren noch die Gefahr und das Großartige der ganzen Scene. Im Vorbereiten sahen wir ein Guanaco auf einem der höchsten Berggipfel. Es malte sich deutlich gegen den blauen Himmel ab, und seine ganze Stellung, in der es uns zu beobachten schien, drückte deutlich sein wildes freyes Leben aus, und sein schmaler Kopf und dünner Hals ließen die Schnelligkeit ahnen, mit der es im Begriff war zu entfliehen.

Ich war ungefähr fünfzehn Meilen geritten und hatte auf einem beständig aufwärts steigenden Wege den Gipfel der Paramilla, jener hohen Bergkette, die über Villa Vicencia hängt, erreicht. Die Aussicht von diesem Punkte ist sehr interessant. Der Boden ist eine kurze Strecke weit eben und senkt sich dann plötzlich gegen das Thal von Uspallata, das ungefähr dreyßig Meilen von dort entfernt ist. Dieses Thal ist die obere Basis der großen Kordilleras, und hier sieht man zuerst mit Erstaunen, daß die Gebirge der Paramilla, welche so erhaben schienen, nur niedrige Hügel im Vergleich mit jenen ungeheuern Höhen sind, die ungeachtet ihrer Entfernung den Weg zu verschließen scheinen. Diese erstaunliche Steinmasse ist so wild und rauh in ihrem Ansehen und Bau, daß man es für unmöglich hält, irgend ein Thier könne ihren Gipfel übersteigen, der, an vielen Orten mit ewigem Schnee bedeckt, eine Region zwischen dem Himmel und den Wohnplätzen der Menschen zu bilden scheint; auch würde es in der That unmöglich seyn, ihn anders zu übersteigen, als indem man in einer der Schluchten den Lauf eines Stromes verfolgt.

Von der Paramilla ist die Aussicht gegen Osten ebenfalls sehr merkwürdig. Es ist erstaunend auf die Hindernisse herabzublicken, welche man zu überwinden hatte, um nur diesen Punkt zu erreichen, und weiter hin scheint der Ocean sich auszubreiten, doch erkennt man bald, daß es die weiten Ebenen von Mendoza und die Pampas sind.

Die natürliche Ausdünstung der Erde bedeckt alles wie mit einem ungewissen Nebel, Orte, die man als bedeutend betrachtet, sind im Raume verloren, und die Hoffnungen und Leidenschaften und das Daseyn der Menschen selbst scheinen in der umgebenden Atmosphäre versunken. Wir erreichten die Gegend, wo die Uspallata Minen liegen. Das Klima ist hier, wie man es in einer solchen Breite und Höhe erwarten kann. Trotz der heißen Sonne der erstern verursacht die letztere bey Nacht eine bedeutende Kälte, und da die Luft trocken und verdünnt ist, so ist die Brechung der Strahlen nur schwach, und folglich verschwindet Hitze und Tageslicht, sobald die Sonne unter dem Horizont ist. Ich fand die Tage hier im Winter heißer wie im Sommer in England, während des Nachts das Wasser neben unsern Schlafstellen in den Hütten fror. Das ganze Land ist das odeste, das mir jemals vorgekommen, und zwar aus dem merkwürdigen Grunde, daß hier niemals Regen fallen soll.

Wir kamen an einer jener Steinhütten vorbey, welche die und da erbaut werden, um die Reisenden gegen die schrecklichen Stürme zu schützen, welche sie hier oft plötzlich überfallen.

Der Capataz sagte mir, diese Stürme seyen so heftig, daß kein Thier ihnen widerstehen könne; sie kommen plötzlich ohne irgend einen Vorboten, und man sieht den Orkan den Schnee über die Gipfel des Gebirgs treiben. Ich erreichte endlich den Gipfel, und es war in der That ein Augenblick des Triumphs; bisher hatte ich immer aufwärts geblickt, allein jetzt waren alle Schwierigkeiten überwunden, und ich konnte auf die Gebirge herunterſehen. Ihre Spitzen waren mit Schnee bedeckt, und wenn das Auge über die zahllosen Gipfel hinstreifte, und über die weißen spurlosen Schluchten, so mußte man gestehen, daß die Scene in ihrer Wildheit einzig groß und erhaben war.

Gaben des Augenblicks.

Von Dr. W. B. Mönnich.

Der Deutsche ist, nach dem Ausspruch eines Franzosen, selbst wo er scherzt, ernsthaft, während der Franzose auch beym höchsten Ernst gefälliges Scherzen liebt. Darum nimmt ächt-deutsche Satyre den Ton der Indignation und des Humoristischen an, während die französische sich am liebsten in ironischen Formen bewegt und leicht in Persiflage überschlägt.

*

Paulus darf in vieler Beziehung als ein Vorläufer Luthers betrachtet werden. Durch eine feurige Erscheinung ward jener dem Christenthum gewonnen, dieser durch einen Blitz, der seinen Freund Alexius an seiner Seite tödtete, bestimmt, ein Diener des Herrn zu werden. Paulus kämpfte gegen den jüdischen, Luther gegen den christlichen Phariſäismus. Paulus verschmähte die Vergötterung des Volkes zu Lystra, Luther vernahm es mit Unwillen, daß die Freunde des Evangeliums sich Lutheraner nannten; er wollte selbst nicht lutherisch, er wollte Christ seyn.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München.

Den 27sten März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt seyn, zuvor auf Beers frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, wo mit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war Clytämnestra; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzers „Sappho“ als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten zu solchen, die nur tadeln wollten, theils zu solchen, die wirklich Recht hatten. Es ist nicht zu läugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls nichts als eitel Schein. Da war kein ächtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Ausdrücken, kein begeistertes Wort, sondern nur fleißenhafte Konditionentoffproche, und bis auf einige ächte Veilchen war alles nur ausgestopftmyrtelles Papierblumenwerk. Das Einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweislich kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdiger Mißleitung.

Daß der Verfasser bergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel, „die Bräute von Aragonien.“ Hie und da glänzt darin schon eine ächte Flamme, ächte Leidenschaft bricht die und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Pupmacherblumen beseitigt sind, und ächte, organische Blumen zum Vorschein kommen, so verrathen diese doch immer noch ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freyen Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewußter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die brauste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria“ erschien. Dieser Gestalt hatte sein Theaterbussiseur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Cotopbonnimfeuer, und keine ausweichig geleerte Schwefeln zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die ins Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Anstrahme, die sie beym Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugniß bestimmt wurden ihm die ächte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht mehr zu jenen bombastistischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendtheil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des Paria als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goetheschen „Werther.“ Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Todschießens, und Pistolaten schrieben dagegen wegen des Todschießens. Es liegt aber noch ein Element im Werther, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meyne nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der Werther in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partbie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Societät erblühte in Unzähligen ein oder Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unmillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden. Absehen erregten jene Vorurtheile, die gleich zurückgebliebenen höllischen Gbgenbildern aus den Zeiten der Robheit und Unwissenheit noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viel schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Somme huldigen, können sicher seyn, daß Tausende mit ihnen niederknieen, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beyfall allen solchen Werken gezollt, worin seine Idee hervortritt. Nach Goethes Werther war Ludwig Robert der erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältnisse“ ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen, kalten Umschläge von der brennenden Heyrwunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in „Ulrika“ und „Eduard“ der Herzogin von Duras, und in „Ister und Olga“ von Raupach. „Frankreich und Deutschland“ fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beyde einen Paria.

(Die Fortsetzung folgt.)

Halberstadt, März.

Von den Musikfesten, zu deren Veranstaltung Kunstfreunde aus mehreren Städten an der Elbe sich vereinigt haben, wird das dritte zu Halberstadt in der ersten Hälfte des Monats Juni d. J. gefeyert werden. Dasselbe ist ein besonderer Verein aus allen Ständen der Einwohner zu setzen, welcher mit gehöriger Bereitwilligkeit den möglichen Aufbau des Kostenaufwandes durch Unterzeichnung einer namhaften Summe garantirt, und einem engern Ausschusse die Anordnung des Festes selbst anvertraut hat. Schon sind die Kapellmeister Hummel, Schneider und Spohr, in ihren Kunstleistungen hochberühmte Männer, zu gemeinschaftlicher Uebernahme der Direktion eingeladen. Ihre Zusage ist um so zuverlässiger zu erwarten, da sie, gegenseitig in den freundschaftlichsten Beziehungen stehend, eine rege Theilnahme für das Unternehmen bereits zu erkennen gegeben haben, und Friedr. Schneider selbst Mitglied und eine Hauptstütze des Städtevereins ist. Bey solchen Aussichten, bey der Sorgfalt, mit welcher auf ein ausgewähltes Orchester Bedacht genommen wird, verbeißt der diesjährige Zusammentritt des Vereins einen Kunstgenuß, welcher den gesteigerten Erwartungen des Publikums zu entsprechen im Stande ist, und worauf fassiste vorläufig aufmerksam gemacht wird. Eine ausführlichere und nähere Bekanntmachung über die Anordnung dieses bevorstehenden Musikfestes wird nächstens erfolgen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. April 1828.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust.

Schiller.

Herminia's Flucht.
Aus Tasso's befreytem Jerusalem.
von
Aug. Ad. Ludw. Follen.

Gesang VI. Vers 86—96.

„Doch, weh'! ich wünsch' Unmögliches; vom Schwarm
Bethörter Träume nur laß ich mich jagen!
So bleib' ich hier nun? soll in Klag' und Harm,
Nach feiger Weiber Weise nur, verzagen?
Nicht bleib' ich! Muth durchströme Brust und Arm!
Möcht' ich nicht einmal auch den Panzer tragen?
Nicht kurze Zeit gewachsen seyn den Waffen,
Sind gleich die Glieder schwach und zart geschaffen?

Ich kann's, ich kanns! der Liebe Herrschermacht,
Sie stärke mich, die schwere Last zu zwingen,
Die oft dem scheuen Hirsch den Muth erfacht,
Gesprornt von ihr, zu Kampf hinan zu dringen.
Ich such' in dieser Rüstung keine Schlacht,
Will nur in ihr den list'gen Trug vollbringen;
Klorinden spiel' ich, sicher werd' ich gehn,
Laß ich nur als ihr Ebenbild mich sehn.

So hoff' ich, daß ich leicht durch's Thor entrinne;
Kein Thorwart kann Klorinden widerstreben.
Sonst find' ich keinen Weg, wie sehr ich sinne,
Mir, scheint's, eröffnet sich nur dieser eben.
Sey günstig, Glück, und du, o Gott der Minne!
Harmlosem Trug, den du mir eingegeben.
Wohl ist die Stunde schicklich für die Sache,
Dieweil Klorinde noch verweilt beym Schache."

Beschlossen ist's! Gesprornt, dahin gerissen
Von Liebeswahnsinn, ohne Rast und Zagen
Nimmt sie Klorindens Waffen ab, bestissen
In ihr Gemach, dicht neben, sie zu tragen.
Sie war allein, kein Diener konnt' es wissen,
Die gingen, als sie kam; leicht war's zu wagen.
Auch deckt den Diebstahl schon die Nacht, der Diebe
Befreundete Gehülfin und der Liebe.

Als nun sie dunkler schon den Himmel schaute,
Schon flimmern hier und da der Sterne Feuer,
Ruft schnell den Knappen sie mit leisem Laute,
Der stets sich ihr gezeigt als Vielgetreuer,
Und eine Zofe, ihr hold und lieb, vertraute
Ein Theil den Beyden von dem Abenteuer,
Vertraut den Plan, wie sie von hinnen fliehe,
Und daß ein andrer Grund sie weiter ziehe.

Indeß, was er zur Reise nöthig fand,
Der treue Schildknapp' ungesäumt bereitet,
Befreyt' Herminja sich von dem Gewand,
Das prachtvoll ihr zur Sohle niedergleitet,
Im Unterkleid, so schlank, so reizend stand
Sie da, daß es den Glauben überschreitet;
Boden sie Hülfe nahm von keiner andern,
Als jener Zofe, mitermählt zum Wandern.

Sie drückt ihr goldnes Haar, den Hals so mild;
Mit bärtsten Stahls verletzender Beschwerde;
Die zarte Hand, indem sie faßt den Schild,
Fühlt, daß die Last bald unerträglich werde.
Schon funkelt, rings in Stahl, das Frauenbild,
Und nöthigt sich zu kriegrischer Gebärde;
Es lacht der Liebesgott, so selbstzufrieden,
Als da er barg im Weiberrock Achilden.

Digitized by Google

O, wie die übermächt'ge Last sie preßt!
Wie mühsam regt sie sich, wie langsam schreitend,
Hält an die treue Zofe stets sich fest,
Die vorgehn muß, sie stützend und geleitend.
Doch Lieb' und Hoffnung stärken sie auf's Best',
In Geist und matte Glieder Kraft verbreitend;
Bis sie den Weg zum Knappen hin vollbringen,
Mit dem sie schnell sich in die Sättel schwingen.

Verkleidet gehn sie, absichtlich auf Wegen,
Die, obwohl weit, doch unbesucht sie deuchten;
Doch kommen ihnen Viele noch entgegen,
Die Finstre sehn sie rings von Stahl durchleuchten.
Jedoch den Weg wagt Niemand zu verlegen,
Weil Jeden die bekannten Waffen scheuchten;
Dem weißen Wappenrock, dem droh'nden Funkeln
Von jenem Helmbild *) weicht man auch im Dunkeln.

Wohl fühlt Herminja minder sich beklommen,
Doch von Besorgniß immer noch geplagt,
Daß ihr die Maske noch werd' abgenommen,
Und sie erkannt, daß sie zu viel gewagt.
Doch faßt sie sich, wie sie zum Thor gekommen,
Und täuscht den Thorwart dort, indem sie sagt:
„Klorinde bin ich, dringlich auf die Pforte!
Der König sendet mich zu nicht'gem Orte."

Wer mochte wohl die Wahrheit hier erklügeln,
Die Frauenstimm' und Art so gut verkappen?
Wer dächte wohl ein Weib hier in den Bügeln,
Von denen, die nicht fechten, zu ertappen?
Der Pförtner, rasch, gehorcht; mit freyen Zügeln
Sprengt sie durch's Thor, die Zofe mit dem Knappen,
Und ritt, zu größ'rer Sicherheit, nicht grade,
Nein, durch die Thäler, lang' und krumme Pfade.
(Der Beschluß folgt.)

*) Dem Silbertieger, den Klorinde führt.

Charakterzüge der Italiener.

Neapel. Bey meinem ersten Spaziergange in den Straßen Neapels verlor ich mein Taschentuch, ob ich es gleich, von der Gefahr benachrichtigt, tief in die Tasche gesteckt hatte. Nachdem ich auf diese Weise mehrere verloren hatte, fand ich, daß es kein anderes Mittel gebe, dasselbe zu sichern, als wenn ich es in den Hut legte. Ein Militär in bürgerlicher Kleidung wurde gegenüber vom Wachthaus auf dieselbe Weise bestohlen, die Schildwache ergriff aber den Dieb mit den Worten: „Spitzbube, du wagst es, den General zu bestehlen!" Jeder Andere hätte können bestohlen werden, ohne daß es die Schildwache bekümmert hätte. Niemand will der Justiz bewaffnete Unterstützung angedeihen lassen; sie steht nicht gut mit dem Publikum. Ist ein Mord begangen, so tritt an die Stelle des Mitleids mit dem Opfer in Kurzem das mit dem Mörder, blos weil ihn die Rache des gemeinschaftlichen Feindes, der Justiz, treffen wird. Wenn Jemand einen auf der That ertappten Verbrecher eigenhändig halb todt schlägt, so findet das Jedermann in der Ordnung; nicht so, wenn man ihn auf die Hauptwache führt. Es ist, wie in China, herkömmlich, daß die Vorgesetzten ihren Untergebenen Schläge austheilen; diese bey unsern Vorfahren allgemeine Gewohnheit, die aber mit fortschreitender Civilisation und mit besserm Verständnisse über die Würde des Menschen aufhörte, geht hier noch stark im Schwange. Den Tag nach unserer Ankunft fuhr ich mit einem Neapolitaner, an den ich empfohlen war, in einem Fiaker durch die Stadt; an einer Straßenecke stand ein junger Mensch von der niedrigsten Klasse (Lazzaroni genannt), der gaffend und mit weit geöffnetem Munde seine Macaronis verschlang, ohne unsern Wagen wahrzunehmen, der ihn zu überfahren im Begriff war; wir zitterten für sein Leben; mein Neapolitaner aber, eben so ergriffen als ich, ließ es nicht bey der blosen Rührung bewenden, sondern streckte schnell mit einer ganz empfindsamen Bewegung den Arm vor, und brachte im Vorübergehen auf dem Kopfe des jungen Laffen einen Stockschlag an, damit er ein ander Mal besser aufpasse. Der Lazzarone nahm diese Lektion nicht übel, auch die Vorübergehenden nicht, welche im Gegentheil das kleine Zeichen der Aufmerksamkeit von unserer Seite und die Humanität, welche ihm zu Grunde lag, sehr zu billigen schienen. Eine Minute später verfehlte der Kutscher aus Mißverstand das Haus, wo wir halten sollten, in einer zum Umkehren zu engen Straße; sogleich hatte er auch von unserm Freunde einen Stockschlag auf dem Rücken, als wenn das die natürlichste Sache von der Welt wäre. Der Kutscher gab nicht das leiseste Zeichen von Unzufriedenheit, ja er drehte nicht einmal den Kopf nach dem Herrn herum, der ihn so behandelte.

Inzwischen tragen viele Menschen von der gemeinen Klasse gewöhnlich ein Stilet, und man sieht sie öfters die Hand unter die linke Seite ihrer zerlumpten Weste stecken, wie sonst die Edelleute die Hand an den Degengriff legten, zum Zeichen, daß sie sich beleidigt fühlten. Die französische Armee richtete ein schreckliches Gemetzel unter den Lazzaroni an, diesen tapfern Vertheidigern der höhern Klasse, von der sie die Stockschläge erhielten; die meisten, zur Flucht genöthigt, wurden Straßenräuber. Murats Polizey, so thätig und streng sie war, konnte doch das Land nie von ihnen reinigen, was ihr nur in den Straßen der Hauptstadt gelang. Die Regierung sprach die Todesstrafe gegen Alle aus, die ein Stilet trugen, und die Strafe wurde vollzogen. Die Lazzaroni waren damals, nach ihrem eigenen Ausdruck, treue Unterthanen eines Königes, der sich zum Lazzarone gemacht (Ferdinand), aber sie unterwarfen sich ungern einem Lazzarone, der sich zum Könige aufgeworfen hatte. Ferdinand war von Natur Volksfreund, ja Pöbelfreund; er war vertraut mit dem gemeinen Volke, weil er sich mit demselben auf gleicher Höhe fühlte; vom Fischfang, wozu er öfters ganz allein ging, sah man ihn immer mit den Fischern schwatzen und scher-

Digitized by Google

gen, nicht aus politischer Berechnung, das würde man bemerkt haben, sondern ganz naiv und aus Neigung. Hätte er Muth genug gehabt, so würde er sich mit seinen Freunden, den Lazzaroni, nach Kalabrien zurückgezogen haben, von wo aus er in kurzer Zeit mit einer disciplinirten Armee braver, nüchterner und ihm ergebener Soldaten hätte zurückkommen können.

Der neue Herr, welcher das Volk unterjocht, die Großen beraubt, Alle gedrückt hatte, war damals bey keiner Seele beliebt. Nach Abschaffung der Feudalrechte hatte er ihre früheren Besitzer blos dem Namen nach entschädigt, und sich eben so wohlfeil gewisse Theile des öffentlichen Einkommens wieder zugeeignet, welche er früher gegen Ersatz ihres Werthes gesetzlich veräussert hatte. Diese und ähnliche Maßregeln, so wie die übertriebenen, von den Grundbesitzern mit Strenge eingetriebenen Steuern richteten viele Leute zu Grund. Auf der andern Seite wurde die Gerechtigkeit mit einer zuvor unbekannten Unparteylichkeit und Schnelligkeit gehandhabt; die öffentlichen Einkünfte, an Ort und Stelle unter der Form von Arbeitslohn verzehrt, bereicherten die niederen Klassen, welche jedoch am längsten zögerten, sich der neuen Ordnung der Dinge zu unterwerfen; und während Viele von Adel das Gefolge Karolinens vermehrten, war diese Königin in den Augen der Fischer, der Lazzaroni und der Bauern nichts als die Mozlie di Giocchino (das Weib Joachims) und nicht die Regina di Natura. So waren denn die wahren Ultra's von Neapel die Sanskulotten, indeß unter den Künstlern, den Advokaten, den Aerzten Viele die Grundsätze der Revolution billigten und noch billigen.

Les Rochers,
das Schloß der Frau von Sevigné.

Von Lady Morgan.

(Fortsetzung.)

Meine angenehme und indolente Freundin sprach trotz dem in ihr vorwaltenden Gesetze der Trägheit, wie alle französischen Frauen, mit Entzücken vom Lande. Sie hatte drey Stunden von Paris ein Landgut, von dem sie beständig schwärmte, und aus ihm ihre „Jardinière" mit Märzveilchen, Aprilhyazinthen und Immortellen alle Jahre füllte. Täglich wurden Pläne, mich dorthin mitzunehmen, gemacht und scheiterten täglich. Endlich, nach einem tausendmal wiederholten „verschieben wir das auf ein ander Mal," kam der Tag, wo nach von mir getroffenen unzähligen Vorbereitungen zu dieser fürchterlichen Reise von drey Stunden ich ihr bey ihrem „Levee" beystand, die Toilette förderte, die über diese ungewöhnliche Expedition unglückliche Felicie, ihre Kammerfrau, bestach, und richtig Madame de ** zuletzt aus ihrer dormeuse au coin du feu in ihre Kalesche brachte. Weil aber der Kutscher und die Pferde eben so langsam waren, bekamen wir erst gegen Abend die eisernen Thore des Landhauses zu Gesicht, und ehe wir das Ende der geraden Lindenallee erreicht hatten, war es schon so finster, daß wir kaum mehr die architektonischen Verzierungen, groteske Statuen Harlekins und der Colombine, welche die zu der breit bepflasterten Terrasse, auf welcher das Haus aufgeführt war, führenden Marmorstufen bewachten, unterscheiden konnten. Ich konnte mein Mißvergnügen über den verfehlten Zweck der Reise, und daß wir nun den Garten, die Treibhäuser, die gerade in der üppigsten Blüthe stehenden Hyazinthenbeete nicht sehen würden, nicht verbergen; wie verschwand dieß aber, als ich den Gärtner mit einer Laterne, eine Nachtmütze unter seinem Hute, in die Stube hereintreten sah, um uns in den Garten zu führen. Wir folgten unmittelbar dem Führer, begleitet von Felicie, die mit ihren kurzen Schritten über den bethauten Rasen trippelte, von Sylphide, dem müden Hunde, der neben seiner Herrin hinwackelte, und bewunderten wirklich die Hyazinthen und den Wachsthum der jungen Erbsen bey Laternenlicht.

Leicht mag man sich vorstellen, was bey einer solchen Tragheit, bey einer solchen Scheu vor jeder Bewegung eine nothwendige Reise nach dem entferntesten Theil der Provinz Bretagne für ein trübseliges, langweiliges Ereigniß war! Beträchtliches Vermögen indeß hing von ihrer Gegenwart beym Assisenhofe zu Rennes ab; da war kein Bedenken. Doch verschob sie die Reise von einem Tag zum andern, war beynahe schon entschlossen die üblen Folgen ihres Außenbleibens zu ertragen und den Prozeß seinen Gang gehen zu lassen wie er wollte, als mein Anerbieten, sie zu begleiten, entschied. Es langweilte mich gerade damals, in Paris ganz London wieder zu finden, und ich freute mich der Aussicht, eine Provinz besuchen zu können, die den großen Vorzug hat, von den etwas langweiligen Unterthanen Sr. brittischen Majestät nicht bebelligt zu werden. Mein Vorschlag wurde mit unglaublicher Freude angenommen, und man begriff kaum ein Opfer solcher Größe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Seraing in Brabant, 31. März.

Am 28. März Abends 7½ Uhr ereignete sich ein höchst trauriger Fall für Seraing. Als die Arbeiter, 63 an der Zahl, in der großen Steinkohlengrube, welche im Etablissement selbst liegt, kaum eingefahren waren, entzündete sich das angesammelte Gas, und erzeugte eine heftige Explosion, welche nicht allein in den Gallerien der Grube große Zerstörungen anrichtete.

Digitized by Google

sondern auch 19 Arbeiter getödtet hat, unter zwey von den sechs unten in der Grube arbeitenden Pferden; von den übrigen Arbeitern, welche zum Theil nur von dem Rauchdampfe betäubt waren, wurden sechs, welche auch als todt dem ausgezogen wurden, wieder in das Leben gebracht. Unter den Getödteten sind vier unverheyrathete Familienväter. Jammervoll und herzzerreissend war der Anblick, wie Weiber und Kinder mit Jammergeschrey herbey eilten, und sich in die Grube zu ihren verunglückten Männern und Vätern hinab stürzen wollten, und nur durch militärische Gewalt zurückgehalten werden mußten. Bis heute habe ich, von Schmerz überwältigt, noch nicht den Muth gehabt in das Grab, welches die Uns glücklichen sich selbst gegraben, hinaufzusteigen, so gerne ich mich von der Gewalt der Explosion auch überzeugt hätte. Uns erklärlich ist und bleibt es, wie diese Explosion sich erzeugen konnte, indem nichts gespart und keine Kosten gescheut werden, um dieses Unglück zu verhüten. Es sind nicht allein Davys Sicherheitslampen eingeführt, welche mit der allergrößten Ordnung und Gewissenhaftigkeit gehandhabt werden, sondern es sind auch zwey, nahe an 200 Fuß hohe Zugessen auf dieser Grube aufgeführt, welche die schlechte Luft heraus und die gute hinunter bringen. Alle und jede Woche wird jede Grube von dem Ingenieurs besahren und untersucht, und jedes auch das kleinste im Baue angeordnet, so daß man sagen kann, daß der Schichtmann hier am höchsten ausgebildet ist und nach den besten Grundsätzen betrieben wird. Um so schmerzlicher ist es nun, wenn alle Kunst und Wissenschaft nicht im Stande ist alle Gefahr auszuschließen. Wissenschaftlich merkwürdig ist es, daß das hiesige Kohlenlager das mehrste Gas entbindet unter allen den bekannten Kohlenlagern. Eben so ist es physiologisch merkwürdig, daß die Arbeiter, welche doch sehen, daß sie entweder für sich oder ihre Kinder ein Grab graben, selbst nach dem Unglück keinen Augenblick anstanden hinabzufahren. Aber verzerrebend war es, als der siebenzig und einige Jahr alte Geistliche sich nicht ablalten ließ, sogleich, und selbst noch in der Gefahr hinabzufahren, um vielleicht noch mit seinem Trost und Segen eine Seele aufrichten zu können. Aber Hülfe und Segen kamen zu spät! aus dem 1200 Fuß tiefen Grabe hatten die Seelen den Weg zu ihrer bessern Heimath gefunden.

München.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beyden Dichtern den besten Lorbeer verdiente; genug, wir wissen, daß beyder Lorbeer von den edelsten Thränen benetzt worden. Nur sey es uns erlaubt anzudeuten, daß die Sprache im Beerschen Paria, obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt, und die und da merken läßt, daß der Paria mehr unter dertinsiteln Boucissaultbäumen als unter indischen Bananen aufgewachsen, und in direkter Linie mit der guten Elytämnestra und den dessern Bräuten von Arragonien verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beers frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und sachlicher über sein neuestes Trauerspiel, „Struensee.“ aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den Paria nicht verschonen konnten, nimmermehr den Struensee treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Tresse unserer sogenannten Theaterdichter, seiner Schwestlinge, deren bildreiche Jamben sich wie Blumenkränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Lebenquell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen glücklichen Instinkte geleitet worden. Die Geschichte Struensees ist ein zu modernes Ereigniß, als daß wir sie verzerrbilden und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff besteht eines Theils in dem Kampfe des bürgerlichen Ministers mit einer beamtadligen Aristokratie, andern Theils in Struensees Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Ueber diesen zweyte Hauptthema der Beerschen Tragödie wollen wir keine weitläuftigen Betrachtungen anstellen, obgleich daselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweyte Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß deßhalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen dieurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seiner Zeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müßte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreyheit, die noch älter ist als die Pressfreyheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte sogar die Grenzlinien ihrer eigenen Familie, selbst die Schreckenisse ihrer eigenen Ehtern auf der Bühne darzustellen. Hier in Bayern, wo wir ein freyes Volk, und, was noch seltener ist, einen freyen König finden, treffen wir auch eine eben so großartige Gesinnung, und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 85.
Ja, Jakob, Jakobi, Jakobiner.

Räthsel.

Ein Chamäleon ist es, vielgestaltig,
Wie's oft sich ändert in einer Stunde!
Ein Triebwerk ist es, so allgewaltig,
Es richtet es seine Maschine zu Grunde;
Ein Schrank ists, welcher die edelsten Gaben.
Doch oft auch Gift in den Fächern verschließt;
Ein Quell, woraus der süßeste Honig,
Und wieder die bitterste Galle fließt;
Ein Schatz ists, dessen weises Verschenken
Dich sichert vor unverständigem Vertieren;
Ein Labyrinth ists, des heimliche Gänge
Zum Himmel oder zur Hölle führen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. April 1828.

Wenn du mit Frau'n und ihrem Wust
Zu einer Reis' dich schicken mußt,
Fahr' ohne Hut zum Thor hinaus,
Nur die Geduld laß nicht zu Haus.
H. i. d. epigr. Blumenlese.

Les Rochers, das Schloß der Frau von Sevigné.

Von Lady Morgan.

(Fortsetzung.)

Wir reisten an einem schönen Aprilmorgen von Paris fort nach Bretagne zu. Unser Aufzug konnte wohl den Leuten die Reisen aus den Zeiten Louis XIV. ins Gedächtniß zurückrufen, wo die Karosse eines großen Herrn ein bewegliches Haus, und zwar wegen der Masse von theils an den Kutschenschlägen, theils vorn, theils an allen Ecken darauf stehender Leute ein Haus von beträchtlichem Umfange war. Madame de ** reiste mit ihren eigenen sanftmüthigen Pferden, mit so vielen ihrer Stärkungsmittel und anderer Bedürfnisse, als nur in die Sitze und Taschen hineingestopft werden konnten. Felicie und Sylphide nahmen die Rücksitze gemeinschaftlich mit den Kopfkissen, Spazierstöcken, Sonnenschirmen, Pitschoura's und den Toilettenbedürfnissen ein. Madame, in ihren Pelz und Shawl gewickelt, hatte in einer Hand einen Flacon mit Eau de Chipre, in der andern eine Bonbonnière, zu denen sie oft ihre Zuflucht nehmen mußte, um die Anstrengungen des Tages nur einigermaßen übersteben zu können. In der Stadt Nogent stiegen wir vor dem Hause des Präfekten, eines Onkels meiner Gefährtin, ab, welches alles das in Miniatur zeigte, was am Hofe der Tuilerien nur Lächerliches, Fades und Verächtliches zu finden war. Er selbst präsentirte sich mit ungemeiner Würde und machte in Gegenwart seiner Untergebenen seiner schönen Kousine die Honneurs, als wenn sie eine Prinzessin wäre, die den Prinzen, ihren Bruder, besuchte. Diese nahm auf der andern Seite alle die Hoheit in ihrem Wesen an, die eine Pariser Dame auf ihrer peinlichen Pilgerreise in die Provinzen zu zeigen nie verfehlt. Meine Freude war daher ungeheuchelt, als ich meine träge Freundin den andern Morgen in mäßiger Frühe in den Wagen steigen sah. Bald überwältigte sie, Felicie und Sylphide ein tiefer Schlaf und ich genoß in mannigfacher Aufregung alles das Neue, was mich umgab.

Das alte Feudalherzogthum Bretagne, unberührt von den englischen Reisenden mit ihren Gemeinplätzen, unbetreten von ihren rastlosen Füßen, ungezeichnet von ihren geschäftigen Federn, ist immer noch das Bretagne Ludwigs XIV. Die Einwohner bewahren fortwährend ihre Originalität wie in den Tagen ihrer roben aber heroischen Beherrscher. Ursprüngliche und unvermischte Abkömmlinge der alten Britten, die aus ihrem Vaterlande vertrieben hier eine Zuflucht suchten, sind sie noch heute den Bewohnern der südlichen und mittleren Provinzen Frankreichs so unähnlich, als damals, wo sie noch nackt gingen und ihre Körper blau bemalten. Kaum hatten wir die Loire überschritten, als ich schon die auffallendste Veränderung in der Physiognomie des Volkes wahrnahm. In dem niederbretagnischen Dialekte des Gastwirthes der alten Stadt Laval fand ich etwas von dem Rhythmus und

Digitized by Google

dem Accente meiner Landsleute, der Celten *), wieder, und beynahe wähnte ich dem einen oder dem andern Sänger von Connaught zu hören oder eine Seite in den schottischen Novellen zu leſen. Je weiter wir in das Departement von Ille und Villaine, das im Herzen der Provinz liegt, hineinkamen, je mehr und mehr legten die Umgebungen den franzöſiſchen Charakter ab. Dichte, ausgebreitete Wälder, in die ſich der Saum der Ebenen rings verlor, große Haiden bildeten romantiſche Einöden mit dem ſchauerlichen Charakter des Nordens; gemildert aber durch hin und wieder ſich findende Flecke grünen Geſträuchs und blühender Obſtbäume, erſchienen ſie weit maleriſcher als die weinumrankten Hügel von Frankreich. Trotz ſeiner Rohheit und Abgelegenheit brachte Bretagne von jeher Männer hervor, welche man zu den ſchönſten und ausgezeichnetſten Charakteren in Frankreichs Geſchichte zählen kann; ſo unter vielen andern die Blüthe der Chevalerie, den Bertrand du Guesclin, den freyen und treuen.

Mit der Geſchichte dieſes Helden in der Hand, die ich von meinem gaſtlichen Präfekten gelieben hatte, die Montforts, die Blois, die großen Kompagnien, den ſchwarzen Prinzen, Jean Chandos, und alle die andern ausgezeichneten Heiden, die in den, auf dem Schauplatz der Bretagne im vierzehnten Jahrhundert aufgeführten großen Dramen Rollen ſpielten, im Kopfe, ward ich am Abend des dritten Reiſetages plötzlich durch einen heftigen Stoß in die närriſche Wirklichkeit der augenblicklichen Gegenwart zurückgerufen. Meine ſchlafenden Gefährtinnen erwachten, Madame de ** mit Ausrufungen, Felicie mit Schreyen, Sylphide mit einem lauten, gellenden, fortwährenden Heulen; das Zerbrechen der Flacons, die frommen Stoßgebete des Kutſchers Baptiſte, die ſchweren Flüche des Bedienten Hypolite gaben der ganzen Welt die Verſicherung, daß wir verloren ſeyen, daß wir die Nacht hier bleiben müßten, mit einem Worte, unſer Wagen war nicht nur umgeworfen, ſondern auch zugleich für ſo lange unbrauchbar geworden, bis ein rüſtiger Landſchmied ſeine ausbeſſernden Hände an ihn gelegt haben würde. Weiter zu fahren war unmöglich, und wir waren noch zwey Meilen von Vitri, auf dem halben Wege nach Rennes, wo wir die Nacht hatten zubringen wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Als Ludwig XIV. mit ſeinen Dragonaden die Bretagner wegen einer Widerſetzlichkeit gegen willkührlich aufgelegte Schatzung plagen ließ, fielen ſie auf die Kniee und riefen: mia culpa, mia culpa! Das war, ſagt ſehr naiv Frau von Sevigné, das einzige franzöſiſche Wort, das ſie wußten.

Wieland an Archenholz.

Weimar, 27. Dec. 1785.

Mein theuerſter Freund! Ihre Reflexion über die Rolle, die der Vieux de Sans souci vis à vis de Messieurs de Danzig ſpielt, hat ein großes Air von Wahrſcheinlichkeit, und doch kann ich nicht glauben, daß es ſchon ſo weit mit ihm gekommen ſey, als Sie aus ſeinem Betragen zu ſchließen ſcheinen. Sollte er nicht dabey weiter hinausſehen, und, da ihm Danzig am Ende doch immer gewiß bleibt, wenn ers im Ernſte haben will, nicht weislich vorher abwarten wollen, was die Sachen auf der andern Seite von Europa für eine Wendung nehmen werden? Nichts wäre ihm wohl leichter geweſen, als der Danziger Farce ein ſchleuniges Ende zu machen, und ſchwerlich würde weder Rußland noch Oeſtreich was Ernſtliches dagegen eingewandt haben; aber man hätte es ihm doch wenigſtens höher in Rechnung gebracht, als er vermuthlich im Sinne hat es anzunehmen, wenn es am Ende zum partagiren kommen wird. Ich kann mich leicht irren, aber mich dünkt, es kann nicht mehr lang dauern, ſo wird die Flamme an allen Ecken von Europa anſchlagen, und vermuthlich will der Alte freye Hand behalten alsdann die Parthie zu nehmen, wobey am meiſten zu gewinnen iſt. Uebrigens iſt ein Roi héros, bel-esprit, philosophe freylich ein wunderbares Weſen, das ſich den gemeinen Geſetzen der Politik weder unterwerfen mag, noch darnach beurtheilt werden kann. Ich halte es für ſehr wahrſcheinlich, daß er, nach ſeiner Art zu denken, ſich für groß und mächtig genug hält, ſich über die etwaigen kleinen Folgen, welche dergleichen Befriedigungen ſeiner Laune haben könnten, hinwegzuſetzen; denn in der jetzigen kritiſchen Lage der Sachen könnte England leicht ſeiner Freundſchaft nöthiger haben als er Englands. Mich dünkt, gerade in einem Zeitpunkt, wie der unſrige, iſt ein Fürſt, der 200,000 Mann der beſten Soldaten im Felde und baares Geld die Fülle in ſeinen Koffers hat, ſelbſt zwiſchen den großen Mächten von Europa ein ſehr reſpektabler Seigneur, der dem Spiel ganz ruhig zuſehen und dem es am Ende ſchwerlich fehlen kann ſeinen Coup zu machen. Was mir die gewiſſeſte Gewähr für die großen Revolutionen, die ich erwarte und zum Theil noch zu erleben hoffe, leiſtet, iſt die mit großen Schritten zunehmende Aufklärung und der vergleichungsweiſe unerhört ſchnelle Fortgang derjenigen Wiſſenſchaften, durch welche die Kräfte der Natur in die Gewalt des Menſchen kommen. Mit der Körpetomanie gewinnt es ein ſehr ernſtliches Anſehen. Ich betrachte jetzt die Schiffahrt in der Luft als erfunden, denn was noch daran fehlt, kann und wird und muß in kurzer Zeit ausfindig gemacht werden, da die Kräfte und Wirkungen, woron die Hauptſache abhängt, dem Kalkul unterworfen ſind, und alle phyſiſch-mathematiſchen Wiſſenſchaften einander ſo ſehr die Hand bieten. Die Folgen dieſer Erfindung ſind unüberſehbar, und mir iſt unbegreiflich, daß das Gouvernement in Frankreich dieß nicht gleich anfangs eingeſehen, und die Hand auf die Sache gelegt hat. Doch es mag wohl dazu noch immer

Digitized by Google

Zeit genug ſeyn, da, wie es ſcheint, bis dato weder Engländer, noch Holländer, noch Deutſche im Stande geweſen ſind, die Maſchine der Herrn Charles und Montgolfier im Großen nachzumachen, und (wie ich vermuthe) etwas dabey iſt, das die Herrn noch in petto behalten haben. Die Beſchreibung, welche Herr Charles von ſeiner Luftreiſe im Journal de Paris du 15. et 14. Decembre gemacht hat, iſt das Merkwürdigſte, was ich je geleſen habe, und läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß die Philoſophen doch noch die Herren der Welt werden müſſen, comme de raison. — A Propos de philosophie, was für Wirkungen thut die ſonderbare Wochenſchrift, die zu Halle unter dem Namen der „Briefe über die Bibel im Volkston“ ſeit vorigem Jahre öffentlich herauskommt, unter den Weltleuten und unter der Klerisey? So viel ich ſehen kann, keine, und dieß iſt gleichwohl ſeltſam genug. Jene ſcheinen ſich um Religion gar nichts mehr zu bekümmern, und dieſe endlich einzuſehen, daß das Sicherſte für ſie iſt, dergleichen Phänomena zu ignoriren, und ihren Weg fortzugehen, gerade als ob gar nichts dergleichen in der Welt geſchähe. Vor fünfzig Jahren würde ein ſolches Buch einen Lärm gemacht haben, als ob der Himmel den Einſturz drohe.

Das Wunderbarſte aber unter allen neueſten Erſcheinungen am politiſchen Horizonte iſt für mich die anſcheinende Degradation des engliſchen Nationalcharakters, und die Schamloſigkeit, womit ſich das engliſche Parlament mit offnen Augen von ſolchen Menſchen, wie North und Fox, zu Befriedigung ihrer Ambition und ihres Uebermuths mißbrauchen läßt. Vor Kurzem hielt ich die Koalition für eine monſtröſe Geburt, wie etwa ein Paar zuſammengewachſene Kinder; aber ſeitdem Fox das Unterhaus dazu gebracht hat, ihm die oſtindiſche Kompagnie pieds et poings liés zu freyer Diſpoſition zu überantworten, ſcheint es mit der Konſtitution aufs Aeußerſte gekommen zu ſeyn. Der König iſt ein Name, das Parlament oder deſſen ſo ſehr überwiegende Majorität ein Pack Gänſe, Fools und Rascals, und Herr Fuchs — alles was er will. Daß doch kein engliſcher Vel-Esprit auf den Einfall kommt, einen neuen Reineke Vooß zu ſchreiben? mich dünkt, es ließe ſich von einem Manne, der das Lokale und Perſonale mit allen Verhältniſſen und mit dem Innern der Maſchine kennte, ein Werk geben, das mit der Tale of the Tub und mit der Hiſtorie von John Bull rivaliſiren könnte. Iſt denn das Geſchlecht der Swifts, Atterburys, Arbuthnots u. ſ. w. ganz in Britannien ausgeſtorben? Sie, mein liebſter Archenholz, der England ſo gut kennt, werden mir über alles dieß am beſten Licht geben können.

Wieland.

Charakterzüge der Italiener.

Das Volk, in den Städten wenigſtens, weiß die Lieblingsſtellen ſeiner Dichter auswendig, und rezitirt ſie mit Begeiſterung, z. B. die Flucht der Herminia in Taſſos Jeruſalem, den Tod der Clorinde; die Epiſode von Olindo und Sofronia, die berühmte Beſchreibung der Trockenheit und des Regens; den Tod Argantes aus dem raſenden Roland; aber Metaſtaſio iſt ihr Lieblingsdichter, ſie ſingen ihn im Chor und ſprechen das Recitativ im Dialog. Das Talent der Improviſation iſt nicht blos wenigen Perſonen von gebildetem Geiſte vorbehalten, ſondern findet ſich überall. In heitern Stunden, das Glas in der Hand, ſind die Leute vom Volk öfters begeiſtert, ſie ſprechen alsdann in abgemeſſener und harmoniſcher Sprache ſtundenlang über zufällig berührte Gegenſtände, und wenn ſie aufhören, nehmen andere den Faden ihrer Ideen in demſelben poetiſchen Rhythmus auf. Dieſe flüchtigen Solos würden die prüfende Unterſuchung der Kritik nicht aushalten, und ſelbſt die ausgezeichnetſten Improviſatoren machten ſelten Glück, wenn ſie ſchrieben. Man verſichert, daß Metaſtaſio es bedauerte ſich je der Improviſation hingegeben zu haben, welche ihm eine gewiſſe ſchwer zu beſiegende Nachläſſigkeit in der Schreibart hinterlaſſen habe. Frau F***, eine Fremde an einen Italiener verheirathet, erzählte uns, wie ſie überraſcht worden ſey, als ihr Mann, den ſie nie im Verdacht gehabt habe, daß er zu den Inſpirirten gehöre, auf einmal anfing mit Erfolg zu improviſiren. Man findet jedoch, daß dieſe Eigenſchaft ſeltner zu werden anfängt, ſo wie auch die andern charakteriſtiſchen Züge, welche die verſchiedenen Völker Europas auszeichneten, ſich täglich mehr verwiſchen.

Gebildete Italiener ſelbſt äußerten ſich über das Improviſiren folgendermaßen: „Die natürliche Harmonie unſerer Sprache und die Leichtigkeit zu dichten, welche ſie darbietet, führen uns in poetiſche Verſuchung. Von unſerer erſten Kindheit an machen wir Verſe, und unſer Gedächtniß, erfüllt von denen unſerer beſten Dichter, beſtreitet zur Hälfte die Koſten der Compoſition. Nach und nach gewöhnen wir uns, ganz fertige poetiſche Figuren darin zu finden über gewiſſe Hauptthemas, welche immer wiederkehren. Es befindet ſich in unſerer Einbildungskraft ein Schubfach für jede der großen menſchlichen Leidenſchaften, und für die Haupterſcheinungen des Himmels und der Erde. Das der Mythologie iſt das größte, das der Natur das kleinſte. Die Kunſt beſteht blos darin, zu rechter Zeit die Hand auf die rechte Taſte zu legen; wir ſehen unſern Ehrgeiz nicht in Eigenthümlichkeit, in Natürlichkeit, noch in Geſchmack; wir ſind Dichter auf die Weiſe der Endreimverfertiger, der Logogryphen- und Charadenfabrikanten.“

Die Sucht zu Improviſiren hat das Talent mehr als einen Dichters zu Grunde gerichtet. Man gab einem

dieser Taschenspieler in der Dichtkunst willkührlich sechs Gegenstände an, und er improvisirte einen Vers über jeden dieser Gegenstände nach einander, so daß der siebente Vers die zweyte Linie des Gedichts über den ersten Gegenstand, der achte die zweyte des Gedichts über den zweyten gab und so fort; sechs Schreiber faßten der Reihe nach jeden sechsten Vers des langen, unzusammenhängenden Wörterzuges (tirade) auf, und hatten am Ende sechs verschiedene Gedichte geschrieben, deren Sinn ganz gewiß sehr mittelmäßig, doch zusammenhängend und nach der Regel war. Wenn Philidor mehrere Schachpartheien zugleich auf Tischen, die man gegen seinen Rücken gestellt hatte, aufspielte und alle gewann, so antwortete er denen, welche ihm hierüber ihre Ueberraschung bezeugten, daß er die Spiele in seinem Kopfe geordnet, sehe. Der Improvisator von sieben gleichzeitigen Gedichten sah sie gleichfalls, und die Stärke seines Gedächtnisses war so groß, daß er gleicherweise alle Gemeinplätze, deren er nöthig haben konnte, in Reih und Gliedern erblickte, und sie mechanisch aus ihren betreffenden Schubfächern zog, wie ein Registrator aus seiner Registratur das Aktenstück, das er nöthig hat, ohne Anstand aus Zehntausend herausfinden kann. Ist denn der Klavierspieler einen Augenblick über die Taste in Verlegenheit, auf die er den Finger setzen soll, sieht er sie an, oder denkt er auch nur im Geringsten an sie? und ihr, die ihr sprecht, denkt ihr an die Regeln der Grammatik? Eure Wissenschaft ist die der Gewohnheit, und dieß ist auch die des Improvisators.

Korrespondenz-Nachrichten.

München.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des Paria verwandt ist, soll nicht geläugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im Paria sahen wir den Unterdrückten, zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreissend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrey der beleidigten Menschheit. Im Struensee dringen gegen seinen wie den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindizirt, und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Manzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Cariatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Uebermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer'
Käuflicher Diener ließ man alle Mähen
Der niedern Aemter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bedrämten Kuppler.
Dem man des Bergemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Vorteilig flog der Edlen junge Schaar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter
Mit raschen Sätzen an, und flächt'gen Fußes
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie tief sich zu des Staates schmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Gepräfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Manzau. (lächelnd.)

Wohl möglich, daß die Brut des Alters sich
Mit rühmern Schwingen auf zum Lichte wagt
Als der gemeinen Spatzen niederer Flug.

Struensee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Fittiche dieser Aldervrut zu stutzen.
Mit kräftigem Gesetz unbärtiger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaeton
Das Flammenroß der Staatenherrschaft lenke. — —

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse deklamirt, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich frevlerischermaßen zu äußern gewagt, am Ende gerichtet wird, sondern man hat den Unmuth sogar durch Kunstkritiken kund gegeben, man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stückes haarklein demonstrirt. Man will unter anderm dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seyen keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die obenerwähnte Clytämnestra und die Bräute von Arragonien, die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sey, und dessen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, daß bey noch gar die Interessen der heutigsten Partheyen ausgesprochen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meynung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Egypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Rücksichtstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurtheilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt uns dazu zu bekennen. Doch auch bey einer solchen Theorie würde die Beersche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung, in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. April 1828.

Komm, lies es selbst in dem Planetenstand;
Ein greulich Zeichen steht im Haus des Lebens!

Schiller.

Ueber die Planetar-Zusammenkünfte.

Die Araber und Juden sind es, welche einst den ganzen Kram des astrologischen Unsinns, der kabbalistischen Wahrsagungen und grillenhaften Träume nach Europa brachten. Sie selbst mochten ihn vielleicht von den Egyptiern geholt haben, welche sich rühmten, die Ueberlieferer jeglicher Wissenschaft an alle Völker der Erde gewesen zu seyn. Die Rabbiner haben in dieser Art die seltsamsten, ungereimtesten und lächerlichsten Dinge geschrieben. Man darf nur den Talmud nachsehen, der von wunderlichen und zum Theil ausstößigen Kinderreyen wimmelt. Von Johann Albrecht Fabricius und von Johannes Morinus wurden so ziemlich alle Fabeln und Albernheiten gesammelt, die jene in vollem Ernst über die Geschichte des alten Testamentes gelehrt haben. Es fehlte inzwischen auch den alten Juden an einsichtigen und gelehrten Schriftstellern niemals. Moses Ben Maimon (Maimonides) war einer der gelehrtesten Männer, welche dieses Volk je besaß. Abraham Ben Chaya, welcher sich mit Sterndeutung abgab, verkündete die Geburt des Messias auf's Jahr 1358 schrieb aber auch eine Abhandlung über die Gestalt der Erde.

Die Zusammenkünfte der Planeten sind von den ältesten Zeiten her als höchst wichtige Ereignisse in den Geschichtbüchern der Chinesen, Araber, Juden, Griechen und Christen behandelt worden. Wer hätte nicht von jener berühmten, so viel Lärm verursachenden Zusammenkunft der fünf Planeten gehört, welche, nach Angabe des Pater Martini (in seiner Geschichte von China, S. 33.) den Chinesen zufolge, zur Zeit der Regierung des Kaisers Tcheollen-Hio, über drittehalbtausend Jahre vor Christi Geburt beobachtet worden ist, und worüber die Astronomen so viel unnütze Berechnungen angestellt haben? Im Jahr 1186 sind die schrecklichsten Umwälzungen, die sich in Folge einer Zusammenkunft aller Planeten im Zeichen der Wage ergeben sollten, durch die Sternkundigen geweissagt worden. Flauguergues, welchen de la Lande darum ersuchte, hat im Jahr 1800, mittelst unserer jetzigen Tafeln eine genaue Berechnung dieser Zusammenkunft angestellt und gefunden, daß dieselbe zwar nicht überall vollständig gewesen ist, dennoch aber am fünfzehnten Herbstmonat 1186 um fünf ein halb Uhr Abends alle Planeten zwischen 6 Zeichen, und 6 Zeichen 10 Längengraden versammelt waren.

Der Aberglaube morgenländischer Astrologen beschäftigte sich vielfältig mit Beobachtungen dieser Zusammenkünfte. Die Ankunft des Messias, welche, wie schon bemerkt, der Rabbi Abraham Ben Chaya aufs Jahr 1358 geweissagt hatte, verhieß ein anderer Rabbiner, Abraham Abenar, seinem Volke aufs Jahr 1444 unserer Zeitrechnung, wenn Jupiter und Saturn im Zeichen des Krebses, oder spätestens 1463, wenn die beyden Planeten im Zeichen der Fische zusammentreffen würden.

Der Araber Abulmasar, der vom Jahr 800 bis zum Jahr 844 lebte, hat ein eigenes Buch von den großen

Digitized by Google

Zusammenkünften geschrieben, das zu Augsburg 1489 gedruckt ward. Die Vorliebe für diese Zusammenkünfte ging so weit, daß im Jahr 1496 ein eigener Almanach derselben, nach Berechnungen eines gewissen Thomas Dainer, für den Meridian von Modena ausgegeben ward.

Als ein merkwürdiges Beyspiel der Verirrungen und Thorheiten, in welche auch sehr achtungswerthe Männer gerathen können, dient der berühmte und gelehrte Bischof, Peter d' Ailli, welcher im Jahr 1418 in seinem Buche von der Vereinbarung der Geschichte und Sternbeuterey behauptet hat, es hätten die Sündfluth, die Geburt Christi, alle Wunderdinge und Wunderthaten mittelst der Astrologie erkannt und vorausgesagt werden können; auch müsse sich aller Ursprung, Veränderung und Untergang der Staaten und der Religion auf Planetar-Zusammenkünfte beziehen. Unter den sechs-und-dreyßig großen Zusammenkünften, welche dieser Kardinal vom 1135ten Jahre nach der Schöpfung bis zum Jahr 1385 unserer Zeitrechnung bemerkt zu haben glaubt, befinden sich indessen kaum sechse, die diesen Namen wirklich verdienen. Der eitle Wahn hatte sich Jahrhunderte durch ungeschwächt erhalten. Im Jahr 1524 sollte eine neue große Zusammenkunft eintreffen. Man versäumte nichts, um die Gemüther aufzuregen; ein deutscher Sterndeuter aus der kleinen Stadt Hasford im Würzburgischen, Johann Virdung, ließ zu Oppenheim im Jahr 1521 ein Prognostikon der erstaunlichen und bisher unerhörten Planetar-Zusammenkünfte, die aufs Jahr 1524 eintreffen würden, drucken, und im Jahr 1523 ließ er auch noch einen Volkskalender erscheinen, von dem zwey Ausgaben vorhanden sind, worin die furchtbare Zusammenkunft abgehandelt wird. Ein panischer Schrecken war damit weit verbreitet worden; jedoch fehlte es auch damals an verständigen Leuten nicht, die den erschreckten Gemüthern Beruhigung zu geben versuchten. Ein Wiener Arzt, der zugleich Astronom war, Georg Tannstetter, ließ ein Trostbüchlein erscheinen, worin die Grundlosigkeit der astrologischen Wahrsagerey von einer im Jahr 1524 zu erwartenden Sündfluth dargethan wird. In Rom selbst trat ein berühmter Professor, Augustin Nipbus, mit einer die Weissagungen der vorstehenden Sündfluth widerlegenden Schrift auf. Dieser Augustin Nipbus war ein gebornet Kalabrese, den der Papst Leo X. in so großen Ehren hielt, daß er ihn zum Pfalzgrafen ernannte und ihm erlaubte, seinem Familienwappen dasjenige des Hauses Medicis beyzufügen.

(Der Beschluß folgt.)

Les Rochers, das Schloß der Frau von Sevigné.

Von Lady Morgan.

(Fortsetzung.)

Baptiste, ein Niederbretagner, hatte uns versichert, er kenne hier jeden Weg so genau wie seine Nachtmütze, und hatte uns auf einem eine Stunde näher führenden Seitenwege gefahren. So hatte uns nun seine unglückliche Anmaßung in einen schrecklich engen Weg nahe an Sonnenuntergang, mit zerbrochenem Wagen, ohne Aussicht auf nähere Hülfe als von Vitri her, geführt. Während Madame de ** sich in vergeblichen Klagen erschöpfte, Felicie aus dem Wagenfenster heraus auf Baptiste schimpfte, und Sylphide Beyder Sopranstöne mit einem fortwährenden Baßgetnurre begleitete, stieg ich ab, um unsere Lage näher in Augenschein zu nehmen. Eben zeigte mir Baptiste, wo der Wagennagel gebrochen war, als sich von der Thür eines kleinen Obstgartens her ein Mann mit einem Buche in der Hand näherte. Als er, ein ältlicher, in seiner Erscheinung interessanter Mann, in dem Anzuge eines Geistlichen und mit einer Priestermiene, wahrscheinlich also der Pfarrer der Diöcese, seine Mütze von dem tonsurirten Haupte abgenommen hatte, bemerkte er, es sey eine Schmiede in der Nähe, zu dem Schlosse gehörig, dessen Thürme durch die dunkeln, die ganze Ebene zwischen Vitri und Rennes bedeckenden Wälder sichtbar waren.

„Und das Schloß," sagte Madame de **, „wie heißt es? Wahrscheinlich gehört es einem meiner Freunde; ich bin mit der ganzen alten Noblesse in der Provinz verwandt." — „Es ist das Château des Rochers, Madame," sagte der Geistliche. „Le Château des Rochers!" wiederholte Madame de ** „Das Schloß der Frau von Sevigné?" rief ich athemlos vor Freude. Der Geistliche nickte bejahend. „Aber mein Gott, wer ist denn der Besitzer? Von welcher edlen Familie stammt er ab? Die Rochers sind ausgestorben; sie waren durch ihre berühmte Großmutter mit den Herzogen von Simmaire verwandt." — „Das Schloß ist im letzten Jahrhundert in verschiedene Hände gefallen, Madame, es wurde in der Revolution mit andern Nationalgütern verkauft; jetzt gehört es dem Baron **, gegenwärtig in Paris; indeß der Kastellan wird nicht anstehen, Ihnen so lange die Zeit zu vertreiben, bis der Wagen wieder ausgebessert seyn wird."

Als Madame den Namen des Besitzers hörte, machte sie eine Gesticulation, die halb Schreck, halb Verachtung ausdrückte. „Ah, ma belle!" flüsterte sie mir zu, „der Herr Baron von heute ist gewiß einer von der schwarzen Bande." Sie wies kalt den Vorschlag des guten Pfarrers zurück und entschloß sich ruhig im Wagen zu bleiben, während Felicie abstieg, um Sylphide an die frische Luft zu bringen, sich auf eine Moosbank am Wege setzte, und

Digitized by Google

Hyppolite eines von den Kutschpferden bestieg, um den Schmied zu holen, dessen Esse man in geringer Entfernung rauchen sah.

Die Vorstellung, les Rochers zu besuchen, von wo aus so viele der unnachahmlichen Briefe der liebenswürdigsten Schreiberin geschrieben worden, schien mir mehr ein schöner Traum als Wirklichkeit. Meinen Augen kaum trauend, nahm ich den Arm des Geistlichen und ging mit ihm der Kapelle der **notre Dame des Rochers** mit andächtigerem Enthusiasmus zu, als jemals ein Jubiläumspilger durch die pontinischen Sümpfe von den Abruzzen aus zu St. Peter. Wir gingen durch den kleinen Obstgarten, durch dichtes Gebüsch, das nur von Zeit zu Zeit die weißen Thürme des Schlosses durchschimmern ließ. „Schickt mir Aussicht, ich will Euch Bäume schicken" — hatte die Sevigné so oft an die Grignan geschrieben, und dieser Wunsch paßt' noch immer auf die mit Bäumen besetzte Umgebung des Schlosses, das jeder Aussicht entbehrt, wiewohl der Erbauer mit geringer Mühe eine hatte schaffen können. Das Schloß mit einer Menge alter Thürme stand auf einer Esplanade, wie alle Feudalgebäude Frankreichs. Der Schloßhof, geräumig und düster, war mit einem gewichtigen Eisengitter verschlossen, durch das ich mit klopfendem Herzen hineinsah. Der alte Thürhüter, vom Geistlichen herbeygerufen, ging nach seinen Schlüsseln, um uns hereinzulassen. Es kann wohl nichts antikeres und pittoreskeres geben, als hies neu angestrichene, theilweise von einem herrlichen Sonnenuntergange erleuchtete Gebäude war. Das Schloß soll noch vor dem 14ten Jahrhunderte erbaut worden seyn, und dies hohe Alterthum bestätigten die schneckenartig gewundenen Stufen in der Gestalt eines Thurmes an der von zwey Thürmen an den Seiten eingeschlossenen Hauptfronte, überhaupt das Ganze, geziert mit gothischen Köpfen und Darstellungen von monströsen unbekannten, am obern Theil des Gebäudes vom Vorsprunge des Daches bis zum Gipfel eingemauerten Thieren. Ein kleinerer Thurm, in einem eben so grotesken Style erbaut, stand noch abgesondert da, nur daß sein Dach einer Priestermütze ähnlich war. Dies, sagte der Geistliche, ist ein neueres Gebäude; es ist die in den Briefen der Sevigné oft erwähnte Kapelle, die sie für den guten liebenswürdigen und witzigen Abbé de Coulanges erbauen ließ.

Der alte Thürhüter ließ uns hinein, und als wir vor dem interessanten, mit türkischer Barbarey ganz neuerdings weiß angestrichenen Gebäude verweilten, rief er aus: „Pardieu! das ist nun ein anderes Ding als wie es war, ehe es in die Hände des Herrn Barons fiel; sonst grün bemooste graue Mauern mit Epheu und Vogelnestern, und was weiß ich noch! Aber unser Herr, was macht er? Sacre! er läßt uns die alten Gemäuer mit Kalk beweißen, und von außen und innen hat er drey dicke Schichten anlegen lassen." — Damit wackelte er vor uns her. Mit leiser Stimme sagte der Geistliche, als wollte er den meinen Unwillen unwillkührlich verrathenden Blicken antworten: „Wahrscheinlich hat der Herr Baron eben nicht sehr viel in den Briefen gelesen. Er hat wahrlich diese interessanten Umgebungen in eine groteske Meierey verwandelt, zu einem Waschplatze zugerichtet, und die Ställe mit korinthischen Säulen verziert. Und doch ist das noch nicht das Schlechteste!"

(Der Beschluß folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Eine herrliche Empfindung ist, wenn alles Gute, das ein Mensch in sich beherbergt, auf einmal losbricht, wie es doch oft geschieht.

Eine Anstrengung des Verstandes und Tiefsinnes kann man nachmachen, aber keine fremde Empfindung, kein fremdes Gefühl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Beym Epos gelten die Mächte des Geschehens, Ort und Zeit; beym Drama die Darstellung der bestimmten Natur des Inhalts der Handlung. Hier tritt das Wie des Geschehens, und mit diesem Wie Ort und Zeit in den Hintergrund. Dieses Zurücktreten nun haben besonders die Franzosen und zwar aus gezwungenem Grunde hervorgehoben. Einerseits nämlich kann dem Franzosen nur gefallen, was den Beweis von Geschicklichkeit, von Bildung, Klugheit, Feinheit und Ueberlegung liefert. Er legt seinem Dichter Schwierigkeiten in den Weg, welche nur durch große Umsicht überwunden werden können. Diesen Sieg verständiger Ueberlegung will der verständige französische Zuschauer vor sich sehen; geschickte Geschicklichkeit und Bildung ist das erste, was er vom Dichter fordert. Irrungen will er Leidenschaften, nicht Menschen, nicht bestimmte, ganze, volle Individuen vor sich sehen, die auch noch ein Weiteres sind als Repräsentanten ihrer Leidenschaft. Alle Individualität muß durchaus vom Feuer dieser Leidenschaft verzehrt seyn, sonst wirft ihre Darstellung bey dem Franzosen nicht. Jede Aeußerlichkeit, jede Partikularität muß entfernt werden; Veränderung des Orts der Zeit würde schon Individualität hereinbringen; sie wird durchaus verbannt. Erst seit wenigen Jahren fangen die Franzosen an dies Joch abzuwerfen. Die Engländer dagegen sind oft ins entgegengesetzte Extrem hinübergeirret, besonders in Lustspielen; sie thun zwey ganz äußerlich verbundene Intriguen neben einander bey steten Ortswechsel abspielen sehen, ohne sich darüber zu wundern. Ueberhaupt sind sie nicht mit der Darstellung dieser Leidenschaften zufrieden, sondern fordern mehr oder weniger zufällig als Träger derselben particuläre Individuen. Diese Richtung tritt bey ihnen, wenn sie sich selbstständig macht, als Spleen hervor. Die Deutschen haben

Digitized by Google

sich besonders durch Goethe das rechte Maaß anzueignen gewußt, und nur jetzt erst scheint es Mode werden zu wollen, alle poetischen Gestalten zu Allegorien verständiger Reflexionen und tieferer oder flacherer philosophischer Gedanken herumtreiben zu bringen, und über die Seele den Körper zu vergessen. Doch zurück zum Nibelungenliede. Daß Herr Raupach mit Raum und Zeit gut umzugehen gewußt hat, haben wir gesehen. Die wichtigere Frage bleibt aber die: was denn nun der Inhalt der dargestellten Handlung, was der eine Zweck sey, aus dem alles hervorgehen soll. Wenn Aberhaupt in Tragödien von der Einheit einer Handlung gesprochen wird, so ist damit in keiner Weise behauptet, daß nur eine Person handeln, und daß alle andern sich durchaus als Nebenpersonen verhalten müßten. In den besten Tragödien antiker und moderner Kunst stehen wir oft zwey Individuen feindlich einander gegenüber stehen. Denn die tragische Handlung besteht gerade darin, irgend einen bestimmten Zweck, der zu den wesentlichen des Lebens gehört, durchsetzen zu wollen, dadurch einen andern, der gleichfalls zu gelten das Recht und die Macht hat, zu verletzen, und durch den und auf diesem Zwiespalt hervorbrechenden Kampf entweder zu Grunde zu gehen, oder sich in sich zurückzuziehen, und bey der erlangten Einsicht in die Natur dessen, was man gewollt, dieß Gewollte aufgeben zu müssen, da es ohne Verletzung anderer wesentlicherer Lebensmächte nicht kann ins Werk gerichtet werden. Daß dieß das Wesen der tragischen Handlung sey, hat schon Aristoteles aufgefaßt, wenn er setzt, stellt, was in uns tragisches Mitleid und tragische Furcht erregen solle. Ein durchaus schlechter Mensch, sagt er, könne nie unser tragisches Mitleid erwecken, er möge aus Glück in Unglück kommen, oder aus Unglück in Glück; ebensowenig würde uns ein nur tugendhafter Mensch zu tragischem Mitleid bewegen, wir würden, wenn er in Unglück geriethe, nur empört werden können. Der Held muß, nach Aristoteles, weder durch Schlechtigkeit und Niedrigkeit ins Unglück gestürzt werden, noch muß er sich durch Tugend und Gerechtigkeit auszeichnen, sondern im Gegentheil soll er nur durch eine große Schuld den Glückswechsel erdulden, um uns tragisch zu bewegen. Denken wir nun daran, was bey Aristoteles Tugend heißt: Uebereinstimmung des sinnlichen Triebs mit dem vernünftigen Willen, und lassen wir nicht außer Acht, welchen Inhalt bey den Griechen der vernünftige Wille hat: Vaterland, Staat, Familienliebe, Freundschaft u. s. f., und wie wenig noch der griechische Mensch sich als Person, als Einzelner, abgetrennt von diesem allgemeinen Inhalt, sehen Menschenlebens, für etwas Großes hält, so heißt tugendhaft handeln, seine Triebe in Harmonie mit der Natur dieser höchsten Lebensmächte setzen, schlecht handeln aber, diese Harmonie zerreißen. Beydes soll der tragische Held nach Aristoteles thun. Er handelt diesen Mächten nicht durchaus gemäß; seine Handlung, einerseits ihnen angemessen, berechtigt, tugendhaft, ist zugleich ein großes Verbrechen, verletzt sie, ruft einen Gegner gegen sich auf, der nun umgekehrt gegen das ankämpft, was der Held mit getheilter Berechtigung vollführt. Die Einheit der Handlung kann hier nur darin bestehen, daß gerade in diesem Kampfe und durch den Ausgang desselben hervortritt, was denn nun die eigentliche Natur dessen gewesen sey, was den Zweck des Helden ausmachte. Der Widerstreit wird immer abhängig von diesem Zwecke seyn müssen, und der Gegner darf nur im Verhältniß auf diesen Zweck Interesse einflößen. Das Interesse darf nicht hin und herschwanken. Was hier das Fehlerhafte, was das Richtige sey, zeigt sich z. B. in dem Unterschiede des Schillerschen „Don Carlos“ und der „Maria Stuart.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Hall in Schwaben. April.

An verschiedenen Orten, besonders Süddeutschlands, hat die Verwitterung der Salinen und der Ueberfluß an Salzwasser größere Einrichtungen zu regelmäßigen Soolenbädern veranlaßt, während dieselben früher größtentheils blos vereinzelt gebraucht wurden. Da durch die nahe, bey der alten Saline Hall eröffnete Steinsalzgrube Wilhelmsglück die dieser gehaltreiche Soole überflüssig geworden ist, so lag der Gedanke ganz nahe, dieselbe zu einer förmlichen Badeanstalt zu benutzen, und da die liberale Regierung die freye Benutzung der Soole der Stadt überlassen hat, so wurde schon im vorigen Jahr ein Versuch im Kleinen angestellt; der Andrang der Badelustigen war aber so stark, daß sich die Stadt entschlossen hat der Anstalt eine bedeutende Erweiterung zu geben, und dieselbe zu Ende Mays zu eröffnen. Die sehr große Menge salinischer Theile welche im Verhältniß zu den meisten andern Mineralwassern in einer starken Soole aufgelöst sind, gibt den Salzbädern vor den meisten andern Mineralbädern das Eigenthümliche, daß ihr fortgesetzter Gebrauch den Körper unausbleiblich, bedeutend, und zwar auf eigenthümliche Weise umstimmt, wesdalb sie in manchen Krankheiten durchaus nützlich zu vermeiden, in andern mit großer Vorsicht zu versuchen sind, wogegen aber in solchen Uebeln, die nach der Erfahrung günstig dadurch modificirt werden, der Erfolg desto sicherer ist. Sind daher der Krankheiten, in denen Soolenbäder, wenigstens in den höhern Graden der Sättigung, Hülfe leisten, vielleicht nicht allzuviele, so gehören dagegen die Krankheitsformen, in denen sie ihre Wirkung mit den Seebädern theilen, zu den verbreitetsten. Die große Familie der Gicht und der Rheumatismen, die Hautausschläge, hypochondrische und hysterische Uebel werden die Soolenbäder, sobald sie nur etwas Mode werden, hinlänglich bewähren. Den Leidenden, die aus den Stromgebieten des Rheins, der Donau, des Neckars und Mains im Salzwasser Hülfe suchen, bietet die neue Anstalt zu Hall schon lokale Bequemlichkeiten. Die Stadt, die durch den Fall ihrer unyloss gewordenen reichsfreiadelichen Mauern und Thürme sonniger und gesunder geworden ist, liegt angenehm im reizenden Kocherthal; das freundliche Badhaus steht auf der Abendseite einer sanften Kocherinsel oberhalb der Stadt, und vereinigt alle Erfordernisse des Bequemen und Angenehmen; eine Röhrenleitung führt warme und kalte Soole herbei, zu Douche-, Spritz- und Regenbädern ist Einrichtung getroffen, auch ein Soolen-Dampfbad über den Pfannen selbst soll, wie in Ischl in Oesterreich, eingerichtet werden; ein Brunnen spendet die verdünnte Soole zum innern Gebrauch. Stromaufwärts öffnet sich malerisch die Aussicht auf das ehemalige Ritterstift Comburg, jetzt Ruhesitz der Ehrenmalikolben Württembergs. Im ganzen Kocherthale herrscht in Salzwerken, Eisenwerken und Fabriken ein sehr reges Leben, und der anziehenden Punkte zu größern oder kleinern Ausflügen ist eine große Menge; namentlich sind gegen Norden die Residenzen und Städte der jahrelangen fürstlich Hohenlohischen Häuser im schönen, fruchtbaren Lande zerstreut. Den ehemaligen Reichsstädtern fehlt es so wenig an Sinn als an mannigfachen Anstalten für Lustbarkeit und Zerstreuung, und wer den Volkscharakter dieses Landstrichs kennt, wird und gewiß nicht Unrecht geben, wenn wir Leutseligkeit und zuvorkommende Höflichkeit gegen Fremde ganz besonders für den Haller in Anspruch nehmen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. April 1828.

Die Verliebten spielen ihre Rollen,
Klug die Klugen, toll die Tollen.

Haug.

Trost eines Naturphilosophen an seine Geliebte.

Ob wir uns wiedersehen,
Erkennen einst?
Ist's dieß, warum mit Grauen
So sehr du weinst?
Bedenk', wenn einst als Quelle
Dahin ich fließ',
Und in der Wasser Helle
Den Himmel schließ';
Wenn du als Hauch in Lüften
Zu mir entschwebst,
Und zu dem Rand der Triften
Die Welle bebst;
Auf deinem Fittig flieget
Das Licht herab,
Und kühlet sich und wieget
Sich froh hinab;
Aus deinem Busen klinget
Der Vögel Lied,
Und liebeathmend dringet
Zu mir ihr Lied.
Du flüsterst und ich rausche
Im Wellendrang,
Du athmest und ich lausche
Dem lieben Klang.
Auf kalten Wassern brennet
Der Liebe Licht,
Und unsre Sprache kennet
Der Lauscher nicht.

Nüchterne Antwort.

Was du da sagest, läßt sich hören,
Wenn Wasser und der Wind
Beständiger und treuer wären,
Als Mann und Weiber sind.

Du fragst mich, ob ich dich noch liebe,
Da ich dich erst geküßt;
Ich zweifle, ob dein Herz mir bliebe,
Da du doch um mich bist.

Doch wie, wenn du am heim'schen Rasen
Hinunterriefelst in die See,
Und ich muß das Paketboot blasen
Von Dower nach Calais?

L. Bauer.

Les Rochers,
das Schloß der Frau von Sevigné.

Von Lady Morgan.

(Beschluß.)

Wir gingen nun durch die Schloßhalle und folgten unserm Führer in die wenigen Zimmer, die den Fremden nicht ganz verschlossen sind, aber alle waren gleichfalls vor Kurzem und ganz in demselben modernen Style verändert worden. Dunkel, niedrig und enge konnte dieß Zimmer nicht das seyn, in welchem die Sevigné so oft den prachtliebenden Gouverneur der Provinz und seine Frau, den hochgebornen Pfalzgrafen, und ihre fröhlichen, heiteren und witzigen Gäste Coulanges, Pomenars und andere von Rang und Talent, welche die Versammlung der Generalstaaten nach Rennes brachte, unterhielt. „Alles zerstört, zerbrochen, verwischt und im schlechtesten Geschmacke

Digitized by Google

wieder hergestellt, flüsterte der Geistliche; selbst das Lesekabinet und die Schlafstube der Sevigné und der Grignan, wo das Bild der schönen und stolzen Gräfin immer noch unter der Masse von Familienportraits des Barons hängt, haben ähnliche barbarische Veränderungen dulden müssen."

Da die Zeit drängte und die Sonne im Sinken war, eilten wir noch nach dem Garten und den Thälern, welche die Sevigné so oft beschrieben. Aber auch hier Veränderung, barbarische, rücksichtslose Veränderung! Neue Mauern, neue Terrassen, neue Orangerien, keine mehr von den köstlichen, so innig mit der alten Zeit verwandten Umgebungen. Die von der Sevigné gepflanzten, die von ihr mit so mütterlicher Zärtlichkeit gepflegten Alleen hat der Baron niederschlagen lassen. Meiner Empfindungen nicht mächtig, rief ich aus: „O was ist aus diesen bezaubernden Boskets geworden!" — „Was wollen Sie, Madame? sagte unser Führer verdrießlich. Unser Herr hat sie zu Bauholz und zu den Hühnerställen der Madame verbrauchen lassen." Der Geistliche versuchte, um mich zu trösten, das so oft erwähnte Echo; aber da es von den Hühnerställen nicht zurückprallen konnte, blieb es in mysteriöser Stille.

„Nicht einer von den ehrwürdigen Bäumen steht mehr," sagte der Pfarrer, „die so oft die zärtlichste Mutter und die geliebteste Tochter hier beschatteten und beschirmten, nicht mehr ein alter schweigender Vertrauter der Gespräche zwischen der „maman beauté" und dem „trésor de folie," ihrem immer witzigen Sohne, der seltsamen, aber humoristischen, die mildesten Vorwürfe und die sarkastischsten Scherze nach sich ziehenden Geständnisse, dieser naiven Geständnisse des liebenswürdigen Taugenichts's, der in einem Abend fünfhundert große Eichen seiner Mutter im Landsknecht verspielte, der, so tapfer, wie Condé und so geistreich wie Evremont, mit Docier wegen des Horaz in die Schranken trat, mit Racine lebte, mit Molière lachte, mit der Ninon liebelte, sich mit guter Manier betrank, tausend Thorheiten trieb, sie tausend Mal seiner belle maman bekannte, und, so oft die alten Sünden verziehen und zu les Rochers bereut waren, bey seiner Rückkehr nach Paris gleich wieder neue beging. — Vergebens suchte ich nach den regelmäßigen, mit so schönen Devisen geschmückten, durch schöne Rückerinnerungen geheiligten Alleen, alle waren als Opfer unter der fürchterlichen Art des bretagnischen Barons gefallen. Ihre Namen aber waren wenigstens noch vorhanden, und so hatte ich das melancholische Vergnügen, über die Stellen hinzugehen, die sonst: Allée royale, Allée du point du jour, Allée Tremaine, Allée de l'Infinie hießen. An dem äußersten Ende der Allée royale fand ich noch eine Rasenbank in einem Halbkreis, die eine reizende Aussicht auf die waldigen Hügel der nächsten Umgebungen gewährte. Dieß war der schöne Platz, wo die Sevigné so viele ihrer Briefe schrieb, la Place de Madame. Er war mit einem schönen alten Orangenbaume, der entfernt von dem großen Gewächshause unter einem hölzernen Schutzdache sich gefunden hatte, in der Abwesenheit des Barons von dem alten guten Geistlichen selbst geschmückt worden. Während wir die liebliche, reiche Aussicht beschauten, fiel nach und nach das Sonnenlicht von den Gipfeln der Bäume auf das niedrigere Gesträuch, die Schatten wurden länger, mit tiefer Betrübniß gehorchte ich der Nothwendigkeit, die nun umzukehren gebot. Ich bat um einen Strauß vom Orangenbaume am Place de Madame, und nahm dann wieder den Arm des Pfarrers.

Als wir den Wagen erblickten, waren meine Gedanken so in den Tagen der Rochefoucaulds, der Coulanges und der Mouffes, daß ich den Ablauf eines ganzen Jahrhunderts und die Ereignisse, die diesen Zeitraum noch verdoppelten, vergaß und fragte, ob denn nicht Jemand von der Familie der heiteren Madame Moiselle du Plessis, der „bas bleu" von Vitri und Gegenstand der humoristischen Zeichnungen der Frau von Sevigné, noch jetzt in der Nachbarschaft wohne. Er antwortete, er wüßte keinen Angehörigen jener Personen, welche so ergötzliche und charakteristische Rollen in jenen Briefen spielten, mehr lebend, ausgenommen die Nachkommen des Pilois. „Was!" sagte ich, „des begünstigten und achtungswürdigen Gärtners der Sevigné, der die Bäume pflanzte, unter deren Schatten wir gingen? Wohnen vielleicht welche von seinen Nachkommen hier?" — „Sein Großenkel hat die Ehre mit Ihnen zu sprechen," antwortete der Geistliche sich bückend.

Wir waren jetzt zum Wagen gekommen; ich nahm von meinem Hause ein kleines Kreuz von irischem Sumpfholz, und bat ihn, es anzunehmen als ein kleines Andenken an das Vergnügen, das er mir verschafft habe, indem er mir vergönnt, zur Kapelle meiner angebeteten Göttin zu wallfahrten, und mich mit einem Abkömmlinge ihres treuen Freundes und Dieners, dessen Charakter seine berühmte Herrin ein klassisches und unsterbliches Interesse verlieh, unterhalten zu können. Der gute Geistliche erröthete, bückte sich und nahm das Geschenk mit tieferem und dankbarerem Gefühl, als wenn es von Chrysolit gewesen wäre.

Der Wagenmagel war nun wieder ganz und versprach uns noch vor Mitternacht nach Rennes zu bringen; wir sagten daher unserer zufälligen Bekanntschaft ein schnelles Lebewohl, und bald verloren sich aus dem Gesichte die alten berühmten Thürme des Schlosses des Rochers.

Digitized by Google

Ueber die Planeten-Zuſammenkünfte.

(Beſchluß.)

So vernünftig die tröſtenden und belehrenden Stimmen inzwiſchen auch ſeyn mochten, der Pöbel, welcher bekanntlich überall ſehr zahlreich iſt und dem das Unglaublichſte allzeit am wahrſcheinlichſten vorkommt, ſetzte mehr Vertrauen in den tübingiſchen Profeſſor Johann Stöffler, deſſen Weiſſagung einer allgemeinen Sündfluth ganz Europa in ſolchen Schrecken verſetzte, daß viele Leute für rathſam achteten, ſich, nach dem Vorbilde Noah's, Rettungsarchen bauen zu laſſen. Der 11. Hornung 1524, als der Tag der gefürchteten Zuſammenkunft, ging aber vorbey, wie jeder andere Tag, ohne Sündfluth, ohne Kataſtrophe, oder auch nur irgend ein ungewöhnliches Ereigniß, ſo daß Stöffler, welcher im Jahr 1531 ſtarb, Zeit genug hatte, ſich von der Eitelkeit und Thorheit ſeiner vermeinten Wiſſenſchaft zu überzeugen.

Späterhin kehrten Schrecken dieſer Art zwar noch mehrmals zurück, doch nie wieder ſo allgemein und jedesmal in engere Kreiſe gebannt, der Sekte zum Troß, welche behauptet, es würden die Menſchen durch wiſſenſchaftliche Bildung und verbreitete Aufklärung weder vernünftiger noch beſſer gemacht. Im Jahr 1607 erſchien ohne Druckort in deutſcher Sprache: Die Großmutter aller Kalender, oder allgemeiner Kalender voll der lächerlichſten Weiſſagungen zuverläſſiger Dinge. Das Büchlein zeigt recht gut das Unvereimte aller Folgerungen aus den ſogenannten planetariſchen Zuſammenkünften, auf welche jetzt nur noch die an Zahl und Anſehen fortwährend abnehmenden Aſtrologen Werth legten. Als in den Jahren 1681, 82 und 83 die Zuſammenkunft der Planeten Jupiter und Saturn eintrat, gab es der Schriftſteller, die ſich damit abgaben, ungleich weniger, und die es noch thaten, waren mehr Aſtronomen als Aſtrologen, wie z. B. Johann Vulpius und Chriſtoph Sturm. Bald blieben nur noch ehrwürdige Matronen übrig, die ſich mit dieſen Erſcheinungen beſchäftigen mochten, denn als im Jahr 1712 eine ſolche Zuſammenkunft geſchehen ſollte, machte die Wittwe Winkelmann zu Cöln an der Spree (in Berlin) eine gelehrte Vorbereitung dazu bekannt (Mariae Margarethae Winkelmannae, Godofredi Kirchii viduae, praeparatio ad oppositionem magnam, sive notabilis coeli facies anni 1712, quam anno 1713 excipit oppositio triplex Saturni et Jovis. Coloniae ad Spream 1712 in 4.). Zur Ehre dieſer Dame ſo wie ihres Jahrhunderts darf übrigens nicht verſchwiegen bleiben, daß die Schrift weder Sterndeutereyen, noch Vorherſagungen irgend einer Art, ſondern einzig aſtronomiſche Berechnungen enthält. Auch hat nicht allein die Wittwe des im Jahr 1710 verſtorbenen Berliner Aſtronomen Gottfried Kirch, ſondern auch ihre Töchter haben ſich mit der Sternkunde beſchäftigt und geraume Zeit für die Berliner Jahrbücher und Kalender die Rechnungen geliefert. Bode war in erſter Ehe mit der Nichte einer dieſer rechnenden Fräulein vermählt.

Heut zu Tage haben nun die Zuſammenkünfte der Planeten auch für die Sternkundigen weder aſtronomiſchen, noch prophetiſchen Reiz mehr, und die Zeiten ſind längſt vorbey, wo dieſe Näherungen, ſey es in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtig, ſey es für unſere Schickſale bedeutend erachtet wurden. Sie mögen höchſtens noch als ein Gegenſtand der Neugier für die Menge gelten, beſonders etwa da, wo dieſe Erſcheinungen mit merkwürdigen Begebenheiten auf der Erde zuſammentreffen. So fand es Meſſier der Mühe werth kund zu machen, daß, als am 3. Oktober 1801 der Donner des Geſchützes in Paris die Rückkehr und das Glück des Friedens verkündigte, ſich Mond, Venus, Jupiter und Saturn in der Nähe des ſchönen Geſtirns vom Löwenherz befunden haben. Es diente dieß bimmliſche Schauſpiel den Cockneys der großen Hauptſtadt zum Zeitvertreib und veranlaßte mannigfaltige Scherze und Witzworte. Es ſind aber bekanntlich dieſe Zuſammenkunfte alle nur ungefähr, denn in ſtrengem Sinne genommen laſſen ſich die Zuſammenkünfte aller Planeten gar nicht berechnen. De la Lande wollte den Zeitraum ihrer Wiederkehr kennen lernen und nahm ſich die Mühe ihn zu berechnen; er blieb jedoch bey den Tagen ſtehen und fand, daß der Zwiſchenraum von einem Zuſammentritt zum andern auf ſiebenzehntauſend Millionen von Millionen Jahren anſteige. Wie wäre es, wenn er vollends Stunden und Minuten hätte berechnen wollen?

Ein auffallendes Beyſpiel von der Schwäche des menſchlichen Geiſtes, und wie ſchwer der einzelne Menſch ſich von dem traditionellen Glauben und Aberglauben ſeiner Väter losringt, gibt der große Keppler. Er mußte recht gut wiſſen, daß jene myſtiſchen Bücher, welche ſich die Planeten abſtatten, nichts weniger ſind als wirkliche Annäherungen, ſondern optiſche Täuſchungen, parallactiſche Illuſionen. Kepplers heller, umfaſſender Geiſt war von jenem aſtrologiſchen Irrwahn nicht ganz frey, denn er glaubte unter andern die planetariſchen Zuſammenkünfte können die Erſcheinungen neuer Geſtirne herbeyführen, und berechnete eine Planetenzuſammenkunft, welche auf die Zeit der Geburt Chriſti hätte fallen ſollen. (De vero anno, quo Dei filius humanam naturam sumpsit). Er beſtätigt die Erfahrung, daß der Geiſt, gleich dem Körper, unter der Herrſchaft von Einflüßen ſteht, welche in ihren Folgen oft unbegreiflich ſind.

Wenn die planetariſchen Zuſammenkünfte heutzutage weder die Forſchungen der Gelehrten beſchäftigen, noch ein Gegenſtand der Unterhaltung gebildeter Menſchen ſind, ſo dauert der Nachhall jener Lehren und Träume im gemeinen Volke allerdings noch fort, und in ſeinen, zuweilen ſich unge-

Digitized by Google

wöhnlich erweiternden Kreisen kommen von Zeit zu Zeit auch alle Beissagungen und Schrecken der Vorzeit wieder zu Tage. Eine Erfahrung dieser Art ward unter andern im April 1821 in vielen Gegenden der Schweiz gemacht, wo auf den 22sten jenes Monats (eben so beplänig und willkührlich, wie dieß jedes Mal geschehen ist und ferner geschehen wird) eine Planetarzusammenkunft verkündigt war, die, wenn nicht eine allgemeine Sündfluth und den Untergang der Welt, doch allerdings den Untergang oder die Zerstörung einer nächstgelegenen Landschaft, allenfalls auch nur ihrer Hauptstadt herbeyführen sollte. Daß die Menge empfänglicher für Belehrungen nach dem 22sten April als vor demselben sich gezeigt hat, wird man gerne glauben, hoffentlich aber auch eben so gerne zugeben, daß einige verständliche Begriffe über den Weltbau und über die Bewegungen seiner Theile, in Volksschulen der Jugend mitgetheilt, das sicherste Vorbeugungsmittel gegen das Wiederaufsieden der sternbeuterischen Thorheiten seyn müssen; denn wer einmal weiß, daß auch die größte Annäherung der Planeten in ihren sogenannten Zusammenkünften immer noch Räume von Millionen Meilen zwischen ihnen übrig läßt, der wird wohl schwerlich in Versuchung gerathen, sich vor solchen Erscheinungen zu fürchten. Es hieße aber dem sogenannten Pöbel Unrecht thun, wenn man behauptete, blos er wisse nicht, warum er sich vor Dingen der Art fürchte, oder nicht fürchte; es gibt noch andere große Menschenklassen, die sich allerdings nicht fürchten, aber aus dem einzigen Grunde, weil es nicht mehr an der Zeit ist und es zur Bildung gehört, weder Gott noch Teufel zu fürchten. Hunderte von Beyspielen aus der neuesten Zeit, wie die Geistestrankheit eines Schwärmers tausend Köpfe verdüstern kann, zeigen, auf wie schwachen Stützen diese Herzhaftigkeit ruht, und wenn die gebildete Welt weniger Gefahr läuft, wieder eine Beute astrologischer Schrecken zu werden, so rührt dieß blos daher, daß die Mathematiker, der Natur ihres gewissen Gewerbes nach, weniger zu geistigen Epidemien geneigt sind als Philosophen, Psychologen und Aerzte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Diese allgemeinen Regeln, die hier nur unbestimmt und kurz gegeben sind, gelten auch für das moderne Drama; nur die Mächte, die für wesentlich, für berechtigt anerkennen werden, und das Verhältniß, die Stellung des Gemüthes zu ihnen ändern sich. Dem griechischen Heiden wird schon imputirt, was der moderne Mensch nicht als Schuld anerkennt, und in der romantischen Tragödie gelten andere Lebensansichte als in der griechischen. — Fragen wir nun nach diesen Voreinrichtungen, was im Nibelungenliede denn nun wohl ohne als Hauptsaches hervorgehoben und zum Inhalte eines Heldenwillen gemacht werden, so befinden wir uns in derselben Verlegenheit, in welcher Herr Raupach sich hat befinden müssen. Das Nibelungenlied hat keinen Hauptheldeu. Suchen wir nach einem solchen, so zerfällt es sogleich in zwey Theile. Siefrid ist die Hauptgestalt des einen; Chriemhilde mit ihrer Rache, der grimme Hagen mit seinem Heldenmuth, seiner Unsitt, seiner Treue, seiner Resignation glänzen in dem zweyten Theile hervor. Herr Raupach hat beyde Theile verschmolzen, ohne den Stoff des Gedichts in den Grundzügen zu verändern, er hat daher den Vereinigungspunkt aller Interessen, aller Zwecke, aller Begebenheiten nicht in eine Person, in einen Helden, sondern in eine Sache verlegt, in den Nibelungenschatz, in den Reichthum überhaupt: sein Drama heißt der „Nibelungenhort.“ Die Wahl dieses Titels ist durchaus richtig. Alles, was geschieht, leitet Herr Raupach auf diesen Schatz her, welchen sich Siefrid im Vorspiel erwirbt, und so wenig ist irgend eine Person der Held des Stücks, daß vielmehr alle durch diesen Hort untergehen, und nur zwey übrig bleiben, um dem Publikum zu verkünden, daß ein neues besseres Geschlecht nach dieser zweyten Sündfluth emporblühen werde. Was das Eigenthümliche des Nibelungenliedes ausmacht: die Vereinigung der zartesten, lieblichsten, treuherzigsten Züge, welche stets an die unschuldsvollen, hellen, klaren Gesichter ehmischer Bilder erinnern, mit der wahlosesten Wildheit, Grausamkeit und unzähmbaren Barbarey, dieses Unsichtigen von Chriemhildens Hand in Chriemhildens Grimm und ihre Rache bei Herr Raupach nicht geltend machen können, weil dies nichts allgemein Menschliches, durch alle Zeiten Dauerndes ist, sondern nur die Gesinnung, den Charakter des bestimmten Jahrhunderts bezeichnet, als dessen Repräsentant uns das Nibelungenlied entgegentritt. Der neuere Dichter hat im Gegentheil viel Kunst anwenden müssen, diesen barbarischen Wechsel uns nicht fühlbar zu machen, da wir ihn nicht würden ertragen haben. Deshalb konnte er auch Chriemhilden nicht unsichtlichlich zur Hauptgestalt werden lassen. Sie sind sinkt schon in der Mitte des Stücks in's Grab; Hagen's Thaten gehen nur aus denen der übrigen Hauptgestalten hervor; es blieb Herrn Raupach nur die Tarnkappe und der Schatz als Grundlage des ganzen Drama's übrig. Diese Grundlage ist aber so ungenügend, daß sie nur den allgemeinen Anstoß zum Handeln geben kann; sie wird nur der äußerliche Grund, und für die sich unaufhaltsam fortwälzenden, außeinander folgenden Begebenheiten müssen wir nach andern Gründen forschen. Wir finden ihrer mehrere, denen nun, außer diesem ganz allgemeinen Zusammenhange mit dem Hort und der Kappe, eine wahrhaft dramatische Einheit fehlt, so daß die Umwandlung des Epos zur Tragödie mißlingt. Diese Behauptung rechtfertigt sich schon durch das allgemeine Gefühl der Zuschauer, das Stück noch einmal wieder sehen zu müssen, um es übersehen zu können, ein Gefühl, welches nicht etwa aus der Unklarheit der Exposition hervorgeht, sondern aus dem Mangel eines bestimmten Zweckes, der hier durchgeführt würde. Durch eine kurze Uebersicht wird dies sogleich deutlich werden. Im Vorspiele besiegt Siefrid einen Drachen, der Chriemhildens Leben in einer wilden Gegend des Harzes bedroht, und erlangt durch diesen Sieg den Besitz des Nibelungenschatzes, so wie jener Kappe, welche unsichtbar macht, während sie zugleich die Körperstärke zwölffach vermehrt. Der Bergegeist Eugel übergibt den Schatz, auf welchem der Fluch mannigfacher Greuel lastet, warnend und mit der Verkündung, daß dieser weltliche Reichthum, dieses übermächtige Kraft, den die Kappe verleihe, den rüstigen Siefrid werde in's Verderben stürzen. Auch Chriemhilde, für welche Siefrid sogleich in Liebe erglüht, räth es ab, sich des Schatzes zu bemeistern; doch Siefrid, der sich reines Herzens fühlt, achtet keine Warnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. April 1828.

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen. —
So lebst auch du durch ungemessne Zeit;
Genieße der Unsterblichkeit!

Goethe.

Prolog
zu dem Schauspiel
Albrecht Dürer in Venedig,
von Eduard v. Schenk,
Gesprochen vor dessen erster Darstellung auf dem königlichen Hoftheater in München, am 7. April 1828.

Es zieht ein Name durch die deutschen Gauen,
Dem höher jedes Herz entgegenschwillt;
Ein Grab zu schmücken, sieht man Pforten bauen,
Ein Denkmal, dessen Grund sich erst enthüllt;
Und Alles wogt, ein seltnes Fest zu schauen,
Das heut in Nürnbergs Mauern sich erfüllt,
Ein Fest der Kunst, ein Fest echtdeutschen Strebens,
Ein Fest des Todes, wie des höchsten Lebens.

Denn heut sind drey Jahrhunderte verflossen,
Seit jener Herrliche voll Geist und Kraft,
In dessen Seele zündend sich ergossen
Ein Strahl des Lichtes, das belebt und schafft,
Ein Großer unter großen Kunstgenossen,
Der Meister deutscher Art und Wissenschaft,
Seit Albrecht Dürer zu dem ew'gen Frieden
Aus dieser Welt und ihrem Zwist geschieden.

Statt Klagen, die sein frisches Grab umtönten,
Erhebt sich jetzt dort seur'ger Hochgesang,
Und es erlebt der Geist des Ruhmgekrönten
Und weckt in jeder Brust nur einen Klang.
Und wie beym Nah'n des Tags, des langersehnten,
Die Luft erbebt von stiller Wonne Drang,
Ihr leiser Hauch der Wiese Thau erschüttert
Und Sonne nur in jedem Tropfen zittert:

So weht ein Hauch nur durch die ganze Menge
Begeisterter, die Nürnberg heut vereint;
Ein Name nur durchathmet die Gesänge;
Aus allen Thränen, die dort Freude weint,
Strahlt nur ein Bild, in allem Festgepränge
Lebt ein Gedanke, der zu sagen scheint:
Heut wollen alle Künste sich verbinden,
Dem großen Künstler Kränze noch zu winden!

Und wir an diesem Tage sollten schweigen?
[illegible] Stadt, die jedes Schöne pflegt,
[illegible] fehlen in dem Festesreigen,
[illegible]ngsum sich zu Dürers Ruhm bewegt?
Sich nur so manches Werk nicht dankbar zeigen,
Das sie von Ihm in ihren Schätzen hegt?
Des Meisters Asche ruht in unserm Bayern,
Und sein Gedächtniß sollten wir nicht feyern?

Zu solcher Feyer wird vor euern Blicken
Ein Spiel in diesen Räumen aufgethan.
In Dürers Zeiten soll es euch entrücken,
Er selbst wird euch in heitrer Dichtung nah'n,
Um Lorbeern auch in Welschland sich zu pflücken,
Im Kampf mit Mark Anton, mit Tizian,
Mit seinen Schwächen und mit seinen Schmerzen,
Bis aller Streit sich löst in Lieb' und Scherzen.

Stets soll die Kunst nach solcher Eintracht ringen,
Ob sie aus diesem Land, aus jenem stammt;
Sie mag erbauen, bilden, dichten, singen,
Verschieden ist ihr Stoff nur und ihr Amt,
Sie selbst bleibt Eines, wie auf Iris Schwingen
Ein ein'ger Strahl aus sieben Farben flammt.
So pflegt auch hier ein königlich Gemüthe
Mit gleicher Liebe sie zu gleicher Blüthe.

Digitized by Google

Der Engländer in Paris.

Der Engländer ist überall ein eigenthümlich seltsames Wesen; auf der Insel fallen seine Sonderbarkeiten weniger auf, weil, mit Hamlet zu reden, die Leute dort alle ein wenig toll sind; auf dem festen Lande aber weiß er, wie der Matrose, sich nicht zu benehmen und fällt Jedem auf, der mit dem englischen Charakter und den englischen Sitten nicht bekannt ist. Diese treten nirgends greller hervor als in Paris.

Mit tiefer unverhehlter Verachtung gegen alles, was Französisch heißt, kömmt der Engländer an die Küste Frankreichs, um zu sparen oder zu gewinnen, oder die Mode mitzumachen, sich zu unterhalten oder wenigstens einmal an einem andern Orte als zu Haus Langeweile zu haben. Zu Calais wird er, ein ganz gewöhnlicher Fall, von den Donanen mißhandelt, von den Wirthen geprellt, findet Wohnung, Bedienung, Essen, Betten schiecht und sieht seufzend nach den Kreidefelsen seines Vaterlandes hinüber; er würde sogleich zurückkehren, wenn er sich nicht schämte.

Unbekannt mit dem französischen Gelde und nichts anders erwartend, als überall geprellt zu werden, findet er die Portion Thee, für die man ihm einen Franken fordert, zu theuer, während er in London mehr als das Doppelte dafür bezahlen mußte; er eilt wieder in den Wagen zu kommen, und drückt sich brummend oder fluchend in eine Ecke. St. Denis liegt nun hinter ihm und er hört, in einer halben Stunde werde er in Paris seyn. Er glaubt es kaum und beginnt über die abscheulich holpericht gepflasterte Straße zu fluchen, welche die Nähe der Hauptstadt Frankreichs ankündigt.

Die Straße von Notre Dame des Victoires ist endlich erreicht und er steigt aus dem Wagen. Auf alle Fragen, welche die Emissäre kleiner Gasthäuser, die der hier absteigenden Fremden warten, an ihn thun, auf alle ihre Anträge und Anpreisungen antwortet er: „Non!“

Er deutet einem Lastträger auf sein Gepäck und zeigt ihm eine Karte, auf welcher das Gasthaus, welches er beziehen will, bezeichnet ist. Der Lastträger kann aber nicht lesen und ruft einen Kameraden; auf diesen Ruf stürzt nun Alles herbey, um lesen zu helfen. Darüber kömmt eine andere Diligence in den Hof, die Gesellschaft der Lesenden zerstiebt wie Spreu; John Bull muß, um nicht überfahren zu werden, auf die Seite flüchten und sieht sich, als er wieder an die Thüre des Zimmers tritt, wo alles Gepäcke niedergelegt wird, allein und verlassen. Seine Mantelsäcke sind fort. Er fragt, flucht, bittet, schilt, Niemand hört auf ihn. Er stürzt auf die Straße und sieht weit unten seinen Träger nach der Place des Victoires einlenken. Er eilt ihm keuchend nach und freut sich, mit dem Schrecken davon gekommen zu seyn.

Die Wirthin im Hôtel von Holland (Rue St. Jacob) nimmt ihn mit ihrer gewohnten Freundlichkeit auf, weist ihm ein Zimmer an und setzt ihm ihre Preise für Wohnung u. s. w. auseinander. Er ist zu müde, um unzufrieden zu seyn, zu gutmüthig, um der freundlichen Frau etwas über den Thee zu sagen, den sie ihm servieren läßt und den er schlecht findet. Er streckt sich bequem auf das elegante Sopha und exquickt sich für die zwey schlaflosen Nächte, die er von Calais bis Paris in der Diligence zugebracht hat.

Der echte John Bull ist in Paris stets bemüht, sein Vaterland auf Unkosten der Franzosen zu erheben. „Ein schönes Platz, das Palais Royal!“ sagt er, steif, wie der Kragen seines Hemdes, durch die hohen Hallen hinab schreitend, „aber die Läden sind wahre Trödelbuden gegen die in der Bond- und Fleetstreet; Egyptian-Hall ist schöner gesprengt, die Gänge breiter; der Bazar auf Sohd-Square bietet mehr Mannigfaltigkeit dar.“ Er braucht ein Federmesser und sucht eine halbe Stunde, bis er das rechte gefunden. Er handelt und zahlt, den Kaufmann mit einem nachdrücklichen Fluche versichernd, die Messer seyen in England nicht halb so theuer und zehnmal besser. Er schimpft über den Mangel an Trottoirs und über die schmutzigen Straßen; von den Boulevards hat er sich weiß der Himmel welche Vorstellung gemacht und ärgert sich, nichts als zwey Reihen Bäume vor gewöhnlichen Häusern zu sehen. Die champs élisées hinauf gehend erkundigt er sich, wo diese seyen, und hört mit Verwunderung, man nenne diese Alleen so. Den Garten der Tuilerien findet er langweilig und Demoiselle Mars höchst steif (die englische Grazie verhält sich zur französischen, wie das übertriebene Natürliche zu dem Gekünstelten; Demoiselle Mars macht jedoch eine Ausnahme.) Talma's Organ und Spiel bleibt weiter hinter dem von Young zurück; Tivoli ist nur ein Schatten von Vauxhall und Paris im Vergleich mit London, schließlich, nichts als eine öde Landstadt, in der man nur so lange bleibt als man muß, um in dem zaubervollen Babel-London sich für das zu entschädigen, was man dort eine Zeitlang entbehrte. Auch packt John Bull nach acht Tagen seinen Mantelsak wieder, kauft für alle seine Bekanntinnen Handschuhe in Paris, ihrer Schönheit und der theuern Gränzabgabe wegen das angenehmste Geschenk, das man Engländerinnen machen kann, und sagt mit Freuden einer Stadt und einem Lande Lebewohl, in welchen er sein London und sein altes England nur noch mehr lieben gelernt hat. Seine Vorliebe für London ist indessen nicht oberflächlich begründet, wie seine sonstigen Urtheile über Paris und Frankreich.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Wieland an Archenholz.

Weimar, 26. Apr. 1781.

Ich finde nun selbst, mein lieber Archenholz, daß Sie Recht haben, Kritik über neueste Theaterstücke und offensiven Krieg mit der deutschen Dulneß aus Ihrem Plan einer Theaterzeitung auszuschließen. Der Zustand unserer dramatischen Literatur ist zwar so, daß er der Nation Schande macht; aber das Unwesen ist, wie Sie sagen, zu groß, um durch eine bloße Zeitung gehoben zu werden. Indirekte wird sie immer vieles zu Verbesserung des Geschmackes beytragen können; aber das Verdienst, ein gutes Theater in Deutschland zu erschaffen, ist vermuthlich irgend einem deutschen Louis XIV., der noch kommen soll, vorbehalten.

Von Klopstocks Hermann und die Fürsten existirt dermalen nur Ein Exemplar in Weimar, welches ich auf zu kurze Zeit gelehnt bekam, um in einer so mühsamen Lektüre weiter als bis zum dritten Bogen zu avanciren. Mit den Meßneuigkeiten werde ich selbst ein Exemplar bekommen, und dieses merkwürdige Werk des wunderbaren Mannes dann mit Muße und Aufmerksamkeit beschauen können. Soviel ich jezt davon urtheilen kann, scheint es mehr ein politisches als poetisches Werk zu seyn; ob es einen besondern Schlüssel nöthig hat, weiß ich nicht; aber dieß weiß ich, daß es mir schwer und sauer angekommen ist, mich durch die beyden ersten Bogen durch zu lesen, und daß es mir, der sonst so leicht zu interessiren ist, unmöglich gewesen, an den Thatten, Chauzen, Cheruskern u. s. w., die er uns vorführt und nach seiner eigenen Manier, wodurch er unter allen Schriftstellern des Erdenkreises allein steht, darstellt, einigen warmen Antheil zu nehmen. Es ist mir also damit ergangen, wie Ihnen, mein Bester. Desto schlimmer für uns, würde der junge Cramer oder ein anderer von den niedersächsischen Caudatarien dieses grossen und wunderbaren Mannes sagen; ob mir ihm aber dieß so leicht zugehen würden, ist was anders. Allem Vermuthen nach wird es nicht schwer seyn, in der Natur des Werkes selbst den Grund zu finden, warum nur wenige Leser Geduld genug haben werden, es ganz zu lesen, und warum auch unter diesen Wenigen nur sehr Wenige sich am Ende für ihre Mühe belohnt halten werden. Indessen schadet dieß dem Ruhme des Verfassers so wenig, daß es ihn vielmehr, wo möglich, noch erhöhen wird. Sein Hermann und die Fürsten wird, wie Sie sagen, zwar nicht gelesen, aber desto mehr gekauft, und von jedem Gecken und Halbkopf par air desto mehr bewundert und angestaunt werden, je weniger diese Leutchen davon verstehen. Verständige Leute, welche immer so viel daran sehen, daß es das Werk eines grossen Geistes, und in seiner Art einzig und unnachahmlich ist, werden entweder gar nichts darüber sagen, oder sich nur mit Zurückhaltung und mit der Art von Respekt, womit sie in Gesellschaft und im Nothfall von den 8. S. Mysteriis Trinitatis, Incarnationis etc. sprechen, darüber vernehmen lassen; und unser einer darf vollends gar nichts sagen, wenn er nicht auf der Stelle von irgend einem Hamburgischen oder Kielischen Lotterbuben insultirt werden will. Solche literarische Phenomena sind nur in Deutschland möglich. Ob sie uns Ehre machen, überlasse ich Ihrem Urtheil.

Des Darmstädtischen Erministers, Freyherrn von Mosers Farrago über Regenten, Minister, Regierung u. s. w., welches ziemlich dicke Buch kürzlich erschienen, ist in allen Betrachtungen die merkwürdigste Neuigkeit. Geraderzu ist grossen Herrn wohl nie die Wahrheit gesagt worden. Es ist sehr viel Gutes in diesen Kollektaneen und Miscellaneen, die der Verfasser selbst zusammengefahrnen Schutt zum Gebrauch des künftigen Jahrhunderts nennt; im Ganzen aber kommt mir doch das Buch gerade so vor, als wenn ein kränklicher, von Gicht, Steinschmerzen, Podagra und Zipperlein geplagter Mensch zu Erleichterung seiner Pein Kollektaneen von allen Arten leidiger Geschichten aus allen grossen Spitälern und Lazarethen der Welt mit untermengten erbaulichen Betrachtungen über das menschliche Elend herausgeben wollte. Alles wahr, aber cui bono?

Ihr Wieland.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Man bedenkt nicht, daß, wenn man einen Fehler, der uns ungewöhnlich, im Freunde, dem er aus dem Innern kommt, aufheben will, man das ganze Gewebe zerfasern muß, und dann ist der Knoten, aber auch das Gewebe fort.

Man hat mehr Mitleid mit moralischen Schmerzen, weil man sich hinein versetzen kann, als mit physischen, die man nicht fühlt.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 10 April.

Ich habe Ihnen von einer sehr erfreulichen Erscheinung auf unserm Theater Nachricht zu geben. Diese auch der Gedanke gebiert, es war ein glücklicher Gedanke, daß, während Nürnberg das Fest Albrecht Dürrers feyert, auch die Hauptstadt öffentlich an diesem Feste Theil nehmen sollte. Zu diesem Ausdruck der Theilnahme wurde das Theater ersehen, und Herr Eduard von Schenk, der Verfasser des „Beilsar," dichtete ein kleines Lustspiel in einem Akte, worin Albrecht Dürer die Hauptrolle spielt. Dieses Gelegenheitsstück wurde vorigen Montag gegeben, und erndtete den sehr verdienten, allgemeinen, lautesten Beyfall. Der Dichter hat eine Aufgabe gelöst, die zu den schwersten gehört; er hat einen, aus beson-

Digitized by Google

derer Veranlassung hervorgegangenen Arbeit durch die Verhandlung ein allgemeineres, bleibendes Interesse gegeben; er hat einen sehr einfachen Stoff durch Mannigfaltigkeit der dabey ins Spiel gesetzten Charaktere, durch glücklich erfundene Situationen, durch eine aus diesen Situationen und Charakteren nothwendig hervorgehende Verwicklung und Lösung wahrhaft poetisch belebt; er hat endlich die ihrer Natur nach nur den Gebildeten berührenden verschiedenen Kunstansichten der Deutschen und Italiener so lebendig in Handlung gesetzt, daß sie dramatisch wurden, und auch denjenigen ergriffen, dem in der schränkter, prosaischer Sphäre jene Ansichten noch nicht aufgegangen sein mochten. Durch solche, über seinen Stoff greifend und kunstreich ausgebreitete Herrschaft hat Herr von Schenk sich als wahrer Dichter erwiesen, und ein neues, aus gezeichnetes Talent für die Komödie erprobt; ich bin überzeugt, es hängt nur von ihm ab, uns künftig reizende Muster des freyen Lustspiels zu liefern, und zwar im ächt deutschen, edeln Sinn; ja, wenn ich nicht irre, so hat ihn die Natur für dieses Fach mit den reichsten Gaben ausgestattet. Diesen ächt deutschen Sinn erkannte ich unter andern auch in der Unparteylichkeit, die mit gleicher Innigkeit und Wahrheit das Kunstleben des Italieners wie jenes des Deutschen anerkennt und kräftig darstellt; denn es ist nicht wahr, was uns einige Deutschthümler aufbinden möchten, daß der Deutsche ausschließend eigensinnig auf seinem, durch äußere Zufälle einseitig hervortretenden Sinn beharrt, und keine fremde Bildung gelten lassen will; gerade die Fähigkeit und Willigkeit, fremdes Verdienst anzuerkennen, ist das Eigenthümliche und Ausgezeichnete des deutschen Nationalcharakters, und dadurch hat er sich über die Barbarey der Deutschthümlerey erhoben. Möchte ich Ihnen eine Beschreibung dieses neuen deutschen Lustspiels geben, so wäre dies gerade so viel, als die Beschreibung einer Musik versuchen. Ich habe bereits gesagt, daß der Stoff höchst einfach ist. Albrecht Dürer kommt nach Venedig, um einen Prozeß einzuleiten gegen Marc Antonio, der Dürers Blätter nachgestochen. Ein ungesuchter Zufall sagt es so, daß Dürer, ohne den Marc Antonio zu kennen, diesen auffordert, ihm Beystand bey dem Prozesse zu leisten. Marc Antonio, in Dürers Nichte verliebt, ist zu allem bereit, und erführt erst später, daß er selbst der Gegenstand des Prozesses ist. Daraus entstehen denn die kleinen, mit so heiterer Laune als Feinheit durchgeführten Verwicklungen, die durch die Nebenbuhlerschaft Titians und Giorgiones noch interessanter werden, und die natürlichste Gelegenheit zur Darstellung der italienischen und deutschen Kunstansichten geben. Die Verschiedenheit der Charaktere, die scharf gezeichnet, aber nie grell ausgemalt sind, vollendet die dramatische Lebendigkeit. So sehr wohl ein, aus diesen Andeutungen können Sie sich noch kein Bild dieses allerliebsten Lustspiels zusammensetzen. Daher wünschte ich denn, daß Sie recht bald Gelegenheit haben möchten, sich durch die Anschauung selbst zu überzeugen, daß ich Recht habe, wenn ich nicht ohne Enthusiasmus von dieser Arbeit des Dichters spreche, und daß es mir zu verzeihen ist, wenn ich in solcher Stimmung nicht aufgelegt bin, ein Ganzes in seine Theile zu zerlegen und diese zu anatomiren. Aller Reiz müßte verschwinden, und diesen will ich gerade bey der Anschauung verfechten. Wird aber dieses Lustspiel bey Ihnen gegeben, so ist noch zu wünschen, daß auch die Rollen Dürers, seiner Gattin und Marc Antons mit solcher Virtuosität wie hier durch Eslair, Madame Fries und Urban dargestellt werden möchten. Sollte es irgends wo schwer seyn diese Rollen gleich vorzüglich zu besetzen, so werden um so leichter unsere Titian und Giorgione übertroffen werden können. Ein „deutsches Gänsemen," wie Dürers Nichte, findet man auch wohl, wenn gleich nicht so schön als das unsrige.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Nun erscheinen Gunther, König der Burgunden, Hagen sein Dienstmann und Andere; Sifrid wird um Chriemhilde, Gunther aber gibt seine Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Sifrid ihm nach dem Isenlande folge, um Brunhilden zu erkämpfen. Sie sind geht die Bedingung ein. Geschieht hat der Dichter hier die Abenteuerlichkeit des Nibelungenliedes vermieden, mit welcher Sifrid sich Chriemhilden, ohne sie gesehen zu haben, erwählet, so wie sein ungeschlachtes Pochen bey seiner Ankunft in Worms, schließlich die Sachsenkriege und alle die Weitläuftigkeiten, bis Sifrid endlich dazu gelangt, seiner Schönen in's Auge blicken zu können. Die Ungeschicklichkeit aber, das Vorspiel statt in das Siebengebirge in den fernen Harz hinüberzuverlegen, hat schon Herr v. d. Hagen in einem unserer hiesigen ästhetischen Blätter in einer Recension gerügt, welche gründlich den Vergleich zwischen dem Raupachschen Drama und den unterschiedenen alten Sagen anstellt, ohne aber näher auf das Aesthetische und auf die Umwandlung des Epos zur Tragödie einzugehen, ein Geschäft, dem wir uns hier deshalb ausschließlich unterziehen müssen. — Im ersten Akte wird Brunhilde satt in derselben Weise erworben, welche das Lied erzählt; der zweyte Akt führt uns nach Worms; er zeigt uns die vermählten Paare; Sifrid, aufs äußerste von Chriemhilden in Scherz und Ernst gebeten und geplagt, erzählt die Brautnachtsgeschichte mit Brunhilden, wie er sie besiegt und durch Beraubung den Gürtels gezähmt; Brunhilde, Chriemhildens Reichthum wegen von Neid verzehrt, haßt die sodann er Gegnerin, verachtet ihn den Gemahl, kränkt und erzürnet sie auf jede Weise, bis Chriemhilde im höchsten Stolze der Kränkung ihr Versprechen bricht, das Geheimniß des Gürtels offenbart und der Gegnerin außerdem noch verwirft, Sifrid's Liebe vor Gunthers genossen zu haben. Gunther und Sifrid kommen hinzu, der Streit wird allgemein; Sifrid schilt seine Gemahlin, verbärgt sich für die Unwahrheit ihres Geschwätzes, und sucht die Gemüther zu beruhigen. Hagen aber glaubt, solch ein Schimpf könne nur durch Blut abgewaschen werden, räth mit Brunhilden Sifrids Tod, wozu Gunther sich nur spät und schwer entschließt. Im dritten Akt wird Sifrid ermordet, während Gunther gegen die Sachsen zieht. Hagen bleibt im vierten Akt bey der verwitweten Chriemhilde und bey der Königin als Verweser des Reichs zurück, beyde kränkend; den Hort versenkt er in den Rhein, weil er glaubt, Chriemhildens reiche Spenden würden die Treuen verführen; Gunther kehrt aus dem Kriege siegreich zurück, Eyel wirbt um Chriemhilden, der Bruder will sie zwingen, obgleich sie ihrem Sifrid geschworen, sich nicht zum zweyten Mal zu vermählen. Von allen Seiten aufs Tiefste verletzt, gelüstet, in allen ihren Interessen gekränket, gährt endlich Chriemhilde auf, beschließt die Rache, verbindet sich mit Etzel, und im fünften Akte geht das ganze Geschlecht, Eyel nicht ausgenommen, unter. Schon durch diesen kurzen Abriß wird klar, daß Herr Raupach überall die Kappe und den Hort den Begebenheiten als Grund unterlegt, der Streit der Königinnen, Chriemhildens Rache geht größtentheils von diesem Schatze aus. Aber dieser Ausgang ist äußerlich, und daß selbe könnte sich eben so gut ganz ohne diese Gedanggelegenheiten begeben. Solch schwacher Mittelpunkt kann die mannigfachen Thaten nicht motiviren und zusammenfassen, sie fallen auseinander; ihr Aufeinanderfolgen hat keinen innerlichen Grund. Dies zeigt sich in allen fünf Akten, und es wird noch deutlicher hervortreten, wenn wir kurz die Art und Weise betrachten, wie Herr Raupach seine zweyte Ausgabe: das alte Gedicht unserer Zeit genießbar zu machen, gelöst hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 18. April 1828.

— Verzweiflung grinst aus seinen Zügen,
Und Kains Stempel brennt auf seiner Stirn.

Scott.

Joseph und William.

Eine nordamerikanische Geschichte.

Es war in der Mitte eines der herrlichsten Junitage, als ich eine kurze Reise antrat, die mich durch die kühlen, entlegenen Wälder der östlichen Gestade von Massachusets führte. Ich konnte nicht verkennen, daß ich im Lande meiner Voreltern war. Selbst die Natur trägt hier den Stempel jener starren Heroide unserer Freyheit, und während die Zeit Künste und Reichthum in unser glückliches Land eingeführt hat, hat sie diese abgelegenen Haine mit scheuer Ehrfurcht geschont. Die Geschichten, die man in diesen Urwäldern und auf den Höfen der Landleute findet, tragen noch immer den Stempel der alten Sage. Die moosbewachsenen Steine selbst haben einen gewissen Anstrich der presbyterianischen und puritanischen Strenge, die unsre Voreltern so sehr bezeichnete. Wir waren eben in einer interessanten Unterhaltung über das Fortschreiten des Menschengeschlechtes in moralischer Hinsicht begriffen, als wir durch die Erscheinung eines menschlichen Wesens unterbrochen wurden, das an Furchtbarkeit und Scheußlichkeit Alles übertraf, was ich noch je gesehen hatte. Die erhabene und weit vorstehende Stirne, das verzerrte und grinsende Gesicht, ein Auge, das Lavater zum Modell seines Satans gedient haben würde, und eine Gestalt, in der sich Wildheit und Verzweiflung verkörpert zu haben schienen, schoß an uns vorbey. Dieses Wesen war mit einem zerlumpten Kittel nur halb bekleidet und in seinem ganzen Aeußern malte sich untilgbare Schuld. Mein Pferd sprang auf die Seite und ich griff unwillkührlich zu meiner Pistole. Mein Reisegefährte beruhigte mich, er kannte ihn und erzählte mir auf meine Bitte die Geschichte dieses alten Mannes, die ich wieder gebe, so wie sie mir berichtet wurde. Sie dient zum Beweis, daß der Europäer, der sich halbwild oder verwildert in diesen Einöden ansiedelte, häufig alle Laster mit seinen wilden Nachbarn, den Indianern theilte, meist ohne sich zu der schönen, achtungswerthen Seite ihres Charakters zu erheben, und daß das Christenthum, ja der Puritanismus ihn nicht vor jener barbarischen Leidenschaftlichkeit zu schützen vermochte, die in ihren Folgen oft so schrecklich ist. Viele Leser werden sich bey unserer Erzählung des schönen Charaktergemäldes erinnern, das Cooper in der Prairie von seinen Kolonisten entwirft.

Unter den Familien, die in den Siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts dem Herrn nach alter puritanischer Weise dienten, zeichneten sich die Elephalet Warners und Lois Leslies besonders aus. Ihre Wohnungen gränzten aneinander und ihre Kinder wuchsen miteinander auf, herrlich wie die Mairosen. Fanny, die einzige Tochter der Wittwe Leslie, war das süßeste Mädchen, das je in dieser sündigen Welt lebte. Mild wie die See, über der kein Lüftchen streicht, kannte sie keine Freude als die, Gott, ihrer Mutter und ihrem Nebenmenschen zu dienen. Ihr Bruder war so eben aus dem Felde zurückgekehrt; die unsäglichen Leiden, die er auszustehen gehabt, warfen ihn

aufs Siechbette; seine Tage waren gezählt. Warner, ein rechtlicher Greis, hatte seine Frau verloren, und von fünf Kindern waren ihm blos zwey Söhne übrig geblieben. Beyde ein auffallender Beleg, wie sonderbar oft die Natur in ihren Launen ist. Joseph und William waren sich in körperlicher so wie geistiger Hinsicht so wenig ähnlich, daß Niemand sie für Brüder gehalten haben würde, der sie nicht kannte. Joseph war ein finsterer, verschlossener, brütender Mensch, mit Augen, die kaum hinter den schwarzen buschigten Wimpern hervorzublicken wagten; William war ein edler, herrlicher Jüngling. Beyde liebten die schöne Fanny, jeder nach seiner Weise. Es war im Jahr 1776, als der Sergeant vom östlichen Milizenregimente Massachusets in die Gegend, wo unsere Familien wohnten, kam, um seine Kompagnie zu ergänzen. Das Schicksal von Fanny's Bruder hatte jeden jungen Burschen ergriffen. Der Tod, der stündlich sich näherte, die verzehrende Krankheit, die sich in seinem bleichen, verstörten Gesichte aussprach, die Leiden, die er auszustehen hatte und seiner Familie verursachte, waren für seine jungen Freunde eine traurige Aussicht. Es war nicht der Tod, den sie fürchteten, es war die Mühseligkeit, die sie in diesem jammervollen Kriege zu erwarten hatten, welche sie mit Schrecken an den Augenblick denken ließ, der sie von den Ihrigen trennen würde. Das Loos wurde gezogen und fiel auf William. William kehrte mit wehmüthiger Resignation ins elterliche Haus zurück. Er hatte seit den letzten zwey Tagen, nämlich während der Anwesenheit des rekrutirenden Sergeanten die Liebe seiner Fanny deutlich und mit Freuden bemerkt. Sie hatte ihn oft wehmüthig angeblickt, und nur die Furcht, die Eifersucht seines Bruders zu erwecken, hatte sie zurückgehalten, sich noch deutlicher zu erklären, und das nämliche war bey ihm der Fall gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Engländer in Paris.

(Beschluß.)

Wer Paris und London genauer kennt, wird London unbedingt den Vorzug geben. Man unterhält sich in Paris, hörte ich oft sagen, besser als in London, findet den Zugang zu den Häusern so wie zu den Gemüthern der Franzosen leichter wie zu denen der Engländer; das gelehrte und Kunstleben koncentrirt sich hier in einem Punkte, während in England Alles zerstreut ist u. s. w. Paris ist eine Königsstadt, London eine Weltstadt; in Paris dreht sich Alles um einige Personen, in London greift das Interesse nach allen Weltgegenden aus; in Paris ist Alles so abgeschliffen und geglättet, daß Individualität und Originalität längst zu Grunde gingen; in London gibt sich der Mann wie er ist; die Idee des freyen Bürgers gibt den Charakteren jenes originelle Gepräge, jenen Stolz, jene eiserne Willenskraft, welche in keinem Lande so häufig gefunden werden als in England. In Paris gleicht ein Tag dem andern, man sieht überall dieselben Gesichter wieder; wie wenig ist da des Erhebenden, des Anregenden! Welcher Wechsel der Scenen dagegen in London! Welcher Reichthum von Gegenständen, die in Ueberfülle Aug' und Geist sich darbieten! Welches bunte Getriebe aller Stände, aller Nationen, aller Welttheile! Die tiefe Oberflächlichkeit des wissenschaftlichen Treibens in Paris im Allgemeinen, denn Paris hat Gelehrte, deren Namen Asien und Europa mit Ehrfurcht nennt, tritt selbst in der Akademie grell genug hervor. Das gesellige Leben betreffend, so ist des Engländers Stolz und Härte abstoßend, aber diese sind nur die Schaale, welche hohe Redlichkeit, Gemüthlichkeit und eine Menge Tugenden umschließt, für die der Franzose kaum eine Bezeichnung in seiner Sprache hat.

Was das weibliche Geschlecht betrifft, so kann der Engländer zwar nicht behaupten, daß seine schönen Landsmännnen Platons Werke für ihre Lieblingslektüre ansehen oder die Französinnen in den Künsten des Putzes und der Koketterie übertreffen; aber er sagt mit Recht, daß er die ächtweiblichen Tugenden in Frankreich nicht findet; daß die höhern Stände hier eine Art Privilegium haben, Bescheidenheit und Schicklichkeit bey Seite zu setzen; daß die Frauen der mittlern Klassen, welche in England die Perlen edler, reiner Weiblichkeit genannt zu werden verdienen, hier das Gegentheil sind, daß sie eine Sprache führen, deren sich die Habitués von Vaurhall schämen würden. Die Sittenlosigkeit der untern Klassen entschuldigt die schlechte Erziehung, doch nur zum Theil.

Einst trat ich Nachts, die Rue Vivienne herabkommend, bey Addy ein, wo man Tag und Nacht Thee trinkende Engländer findet. Ich traf Bekannte und wir waren eben in einer Verhandlung über die Verdienste der lieblichen Signora Cinti begriffen, als ein junger Baronet eintrat, und, ohne seine Freunde zu grüßen, nach dem Speisezettel fragte; er bestellte sich, was wir ein förmliches Mittagessen nennen würden und brummte zwischen ächt englischen Flüchen etwas vom gewaltigsten Hunger und miserabeln Pariser Abendgesellschaften. „Ihr wart beym Grafen M....?“ — „Leider!“ war seine Antwort. „Die Gräfin war wohl nicht zu Haus?“ — „O ja, und dennoch komm' ich hungrig zurück.“ — „Man ißt sonst sehr gut bey dem Grafen.“ — „Man ißt gar nicht bey ihm. Laßt Euch erzählen, wie ich den Abend hindrachte. Ich kam spät, die Gesellschaft war zahlreich; ich sah den gelehrten Villemain, den geistreichen Joup, den ästhetischen Kératri und andere literarische Männer und freute mich schon, welchen vergnügten Abend ich hindringen wür-

Digitized by Google

de. Der Franzose sucht aber immer zuerst die Damen auf und weiht ihnen die Erstlinge seines Witzes. Ich wollte der Sitte entsprechen und trat zu einer Gruppe von zwölf bis fünfzehn Damen, unter denen manche jung und schön waren; ich fand sie in einer, wie es mir schien, sehr ernsten Unterhaltung. Drei oder vier Herrn standen bey ihnen und spielten die Rolle einer Art konversatorischer Schiedsrichter, denn bin und wieder wandten sich die schönen Streitenden an sie und forderten sie auf, die besondere Ansicht einer Jeden zu bestätigen. Ich glaubte, der Gegenstand des Gesprächs sey von großer Wichtigkeit und werde nichts Geringeres als eine neue Art Kopfputz betreffen. Wovon glaubt ihr wohl, daß sie gesprochen haben? Ihr rathet es nicht. Sie besprachen einen eben erschienenen Aufsatz über die Ausreckung der Blattern. Ich weiß nicht, ob mein Erstaunen oder mein Abscheu größer war; mein Gefühl war eine Mischung von beydem. Unsere geschicktesten Aerzte würden den Gegenstand nicht wissenschaftlicher behandelt, noch bey der Unterhaltung so viel Eigensinn und Heftigkeit gezeigt haben. Als dieser zarte und bedeutsame Gegenstand erschöpft war, schlugen die schönen Anhängerinnen des Aeskulaps eine Quadrille vor, der ich mich nicht anschließen wollte, weil ich die französischen Tänze überhaupt hasse; die Menschen sind so kalt dabey, als machten sie eine Promenade in den Gärten der Tuilerien. Ich trat in die Kreise der Herrn. Man sprach von Malern der neuesten Zeit und besonders von Pierre Guérin und seinen fünf größern Gemälden, die im Luxembourg ausgestellt sind. Was fand man nicht alles zu loben an seinem „Aeneas, welcher der Dido Trojas Unglück erzählt?“ Und doch macht Aeneas auf diesem Gemälde ein höchst albernes Gesicht; Dido und ihre Gefährtinnen sind ganz ausdruckslos und Askan macht eine Miene, als ob Dido ihn kneipe. In seinem „Kain nach dem Morde Abels“ hat sich Kain's verzweifelndes Weib gesetzt, um bequem in Ohnmacht fallen zu können und Kain gleicht vollkommen den alten Holzschnitten von Geßler, wie ihn, von Tells Pfeil getroffen und sich unmäßig bäumend, die alten Schweizerchroniken darstellen. Desselben Künstlers Venus und Anchises, welches Fleisch, es lebt, es ist von Blut durchströmt! und wie die Phrasen alle klangen, die ich hören mußte, und die so wenig als die blendende Bekleidung dieses Gemäldes die großen Fehler vergessen machen, welche dieser Arbeit eines, freylich in der Blüthe des Lebens hingerafften, nicht talentlosen Künstlers ankleben. Kurz, weder diese Gespräche, noch die Zuckerbohnen, noch das Glas Wasser, womit ich, statt eines guten Abendessens, erfreut ward, ändern meinen Entschluß, morgen meine Reise fortzusetzen. Es gibt nur Ein London in der Welt!“

Der republikanische Barbareske.

Im Jahre 1797, als die Revolution Genua ergriff, und es zwischen der Volks- und Adelspartheyy zu zum Handgemenge kam, daß mehrere Menschen in den Straßen ermordet wurden, behielt Anfangs erstere die Oberhand. Der Pöbel lief nach der Darsenna, um Freyheit auf den Galeeren zu verbreiten, und die Sklaven, deren Ketten man gebrochen, für seine Sache zu bewaffnen. Unter diesen waren einige Türken und Barbaresken. Von letztern ergriff besonders ein Tunieser lebhaft die Sache der Demokratie, und schoß, mit einem Trombon versehen, unbarmherzig auf alle, die nicht die Losung: Evviva il Popolo! die man ihn gelehrt, ausrufen wollten, indem seit Jahrhunderten das Geschrey: Evviva Maria! das Vereinigungszeichen der Optimaten war. Der Triumph der Volkspartey währte aber nur kurze Zeit, und Viva Maria erfocht nach einigen Gefechten den Sieg. Der Tunieser, von Feinden umringt, wurde unter beständigem Rufe: Evviva il popolo, welches er für ein allgemein gültiges Palladium hielt, indem es schon einmal seine Ketten gebrochen, übermächtigt, mit Schlägen bedeckt und zur Ruderbank zurückgeführt, worüber er sich nicht genug wundern konnte. Als die Franzosen endlich den Spaltungen im Senate und unter dem Volke ein Ende machten und zu Genua einrückten, war die Zurücksendung der Sklaven aus der Barbarey eine der Handlungen ihrer Großmuth und Gerechtigkeit, und der demokratische Tunieser sahe die Küsten Afrikas als freyer Mann wieder. Aber noch immer von der Idee seiner Thaten beseelt, soll er zu Tunis auf dem Markte von den Annehmlichkeiten jener Tage zu Genua eine so lebendige Beschreibung mit dem Geschrey: Evviva il popolo! gemacht haben, daß der Bey, von solch majestätsverbrecherischen Tönen aufgeschreckt, ihn sogleich greifen und spießen ließ.

Korrespondenz-Nachrichten.

München.

(Fortsetzung.)

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sey das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel es zu tödten bestände darin, daß jemand die Kühnheit hase, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der Erneuerer, eben so wie der Paria, war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Bastiliten unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe der Gelegenheit der Vierteljahr Tragödie zu Tage fördere, wollen wir nicht betrachten. Es sey genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden

Digitized by Google

hat. Wir wollen dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wußte. Wir deuten dies auf das theatralische Reizmittel einer aufs Höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt volles Haus, wie wir bey der Aufführung des Struensee sahen, fast fünfthalb Stunden, sage vier und eine halbe Stunde lang ausdauernd zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beyfall ausbrechen konnte, ja daß der größte Theil des Publikums noch Lust hatte lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen; dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeynt, wir sind alle schwache Menschen, so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben. Sie sahen, wie sie sagen, nichts als Handlung und Gestalten, und merkten nicht, daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentirten, ja daß das Ganze nichts als eine einzige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntniß des Dichters, wie durch er so Großes bewirkt. Er hat nicht blos jede Scene genau motivirt, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Scene ist auch an und für sich aus organischer Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksscene, die den vierten Akt eröffnet, und die einem kurzsichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte, und manchem wirklich so erscheinen ist, bedingt demnächst die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motivirt wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüth des Zuschauers von den Szenerzen der drey ersten Akte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Komödienmaske schauen Melpomenes geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Scene erkennen wir, wie Struensee, der sonst allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe unterging, hen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergang entgegen leitet, daß seine neuen Institutionen auch antinazional waren, daß das Volk sie haßte, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sey uns erlaubt einige Reden aus jener Volksscene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisiren.

Schulmeister.

„Meinetwegen, der Struensee ist nicht werth, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unserer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwistigkeit. Mischt er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe euer lieben Jugend paßt? Wenns geschieht wie es haben will, so werden eure Buben und Mädchen bald klüger seyn als ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge. (ein Bauer)

Ja, er will überall Licht anzünden, wo mans ausblasen sollte; darf nicht jetzt jeder drucken lassen was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: gestern war der Schulmeister betrunken.

Schulmeister.

Das sollt er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen —

Hooge.

Das würdet Ihr sehen, und könntets nicht hindern. Sie nennens Preßfreyheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer noch dem Schulärzchen lebt, kann bald gewaltig in die Presse kommen.

Babe. (Chirurgus)

Lebt nach dem Schulärzchen, so schadets keinem was. Dürft Ihr doch auf diese Weise Eure Herzensmeynung dem andern sagen, und dürft Euch, wenns Euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge.

Ey was aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die andern sollens auch. Jeder kümmre sich um die Töpfe auf seinem Heerd.

Schulmeister.

Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll alles regieren, Herz und Gedanken und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine derbliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, der muß auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist nichts gefährlicher als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns. (Bauer)

Nein, die kann keiner hindern, und ich denke mir vieles.

Schulmeister.

Nun laßt doch hören, Flynchen, was denkt Ihr denn?

(zu Swenne leise.)

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daß mir Alles recht ist, wenns nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daß er sich vorgenommen uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freyen Leuten zu machen. Ich will nicht frey und unabhängig seyn. Was ists denn Großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frey wären, müßten wir uns plagen und ausdien, wären unsere eignen Herrn und müßten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ey was! wenn ein anderer für mich sorgt, ist mirs bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freyheit kam auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. April 1828.

Freudig pocht des Nimrods Brust,
Kann ein scheues Reh er jagen;
Arme Liebende zu plagen,
Amor, das ist deine Lust.

Quinault.

Herminia's Flucht.

Aus Tasso's befreytem Jerusalem.

von

Aug. Ad. Ludw. Follen.

Gesang VI. Vers 97. — 114.

Da sie das letzte, öde Thal im Traben
Erreicht hat, thut sie sachter mit dem Pferde;
Sie glaubt die erste Fahr besiegt zu haben,
Und bangt nicht mehr, daß sie gehalten werde.
Bedenkend, was, eh sie sich weg begaben,
Nicht wohl bedacht war, scheint ihr die Gefährde
Des Handels jetzt weit schwerer überwindlich,
Als sie ihr schien, von rascher Sehnsucht schwindlich.

Nun dünkt's sie große Thorheit, hinzugehn
In Kriegertracht zu wilden Feindesschaaren.
Auch mag sie keinem Andern Rede stehn,
Und wer sie sey, soll erst ihr Herr erfahren;
Ihm will sie nahn, als Freundin, unversehn,
Mit sichrer Ehrbarkeit sich offenbaren;
Weshalb sie hält und, besser nun belehrt,
Mit diesen Worten sich zum Knappen kehrt:

„Ihr müßt, o mein Getreuer, mir zur Stunde
Vorläufer seyn; doch nehmt Euch flug, und eilet.
In's Lager geht; fragt, wo an seiner Wunde
Der Tancred niederliege"; und ihm ertheilet
Von eines Fräuleins Kommen dann die Kunde,
Das, Frieden stehend, seinen Schmerz ihm heilet;
Ja Frieden, weil ihr Liebe den mißgönne,
Bis Heilung Er, Erquickung sie gewönne.

Und ihm vertrau', als festem Stab und Horte,
Sie mit lebend'gem Glauben Ruf und Ehre.
Nur dieß, und ihm nur! Wünscht er mehr der Worte,
So sprich: mehr weiß ich nicht, und hurtig kehre.
Ich, denn hier glaub' ich mich an sicherm Orte,
Wart' unterdessen dein." Mit solcher Lehre
Entläßt sie ihn. Damit er's rasch vollzöge,
Eilt ihr Getreuer hin, als ob er flöge.

Und ihm gelingt's mit Klugheit in der Franken
Beschloss'ne Wälle gütlich einzukommen.
Zum Tancred führet man ihn, und von dem Kranken
Wird seine Botschaft heitren Blicks vernommen.
Schon eilt er weg von dem, der, voll Gedanken,
Von tausend Zweifeln fühlt die Brust beklommen,
An Sie die süße Meldung zu besorgen:
Sie dürfe nah'n und möglichst gut verborgen.

Doch sie indeß, in Ungeduld sich quälend,
Meint schädlich jede Zögrung, schlimm und schlimmer;
Sie denkt bey sich, des Boten Schritte zählend:
Jetzt ist er angelangt, tritt jetzt in's Zimmer;
Jetzt sollt' er fort seyn; und im Unmuth schmählend,
Spricht sie: so träg und achtlos war er nimmer!
Am Ende ritt sie weiter vor und stellte
Auf eine Höhe sich und sah die Zelte.

Und ihren Mantel, der von Sternen glüht,
Wob nun die Nacht um den entwölkten Bogen;
Lebend'ge Perlen sprengt der Mond und sprüht
Lichtfunken, kaum am Himmel aufgezogen,
Der mit des Fräuleins liebendem Gemüth
Zugleich ausströmet seine Strahlenwogen;
Und sie vertraut die alten Liebesqualen
Der holden Schweigsamkeit, den stummen Thalen.

Digitized by Google

Und spricht bey der Latinerzelt' Erblickung:
„O Zeltz, die mir Augenweide geben!
Wie weh'n von euch die Lüfte mir Erquickung,
Die tröstlich labend mir herüberschweben.
So gebe keusche Rast des Himmels Schickung
Dem vielgequälten, unglückel'gen Leben,
Die ich in euch nur finde! Unter Waffen
Kann ich allein den Frieden mir verschaffen.

So nehmt mich ein zu euch! laßt mich empfangen
Dieß Mitleid, welches Liebe mir verhieß,
Und welches auch schon anderswo, gefangen,
Mir einst mein hold leutsel'ger Herr erwies.
Durch eure Gunst mein Scepter zu erlangen,
Ich leide willig schon Verzicht auf dieß;
Auch ohne es will ich beglückt mich preisen,
Bey euch ein dienend Fräulein nur zu heißen."

So spricht das Mädchen, von des Schicksals Groll
Nichts ahnend noch, und dem so nahen Leide.
Sie stand an einem Ort, wo grad und voll
Der schöne Mondstrahl traf ihr Wehrgeschmeide,
Daß, fernhin leuchtend, Glanz dem Stahl entquoll
Und Schimmerwurf vom weißen Wappenkleide;
Hell blitzt der Silbertieger durch die blinde
Nachtluft, daß Jeder spräche: „Traun, Klorinde!"

Wie nun ihr Loos es will, so hält unserne
Ein starker Schwarm; verborgen Wache stand er,
Geführt von zwey Latinern, Poliserne
Und dessen ältrem Bruder, dem Alkander.
Damit man in die Stadt beym Schein der Sterne
Kein Schlachtvieh bringe, wachten die seldander;
Der Knappe mied den Paß, weil er sich wandte
Und weiter seitwärts rasch vorüberrannte.

Jüngst sah der Polisern den Vater morden,
Klorindens Arm zur Unterwelt ihn schicken;
Nun er die stolze Wehr gewahr geworden,
Glaubt' er die hohe Krieg'rin zu erblicken;
Und auf sie reizt er die verborgnen Horden,
Er kann den Sturm des Herzens nicht ersticken,
Schreyt: bist des Todes! und in des Jähzorns Brausen
Laßt, hoch umsonst, er hin die Lanze sausen.

Wie wenn die Hirschin lechzt im Brand der Sonne,
Und spürt, wo klar lebendig Wasser fließet,
Den schönen Quell, der Felsenkluft entronnen,
Den Strom erspäht, der sich im Wald ergießet,
Dann auf die Rüden stößt, noch eh den Bronnen
Und kühle Rast ihr matter Leid genießet,
Und plötzlich umkehrt und von dannen fliegt,
Da Furcht so Durst als Müdigkeit besiegt:

So Jene, die, wie sehr im Durst sie schmachte,
Den Liebesbrand in's zarte Herz gestoßt,
Sich froh in edler Rast zu sammeln dachte,
Die den genaalten Geist von Müde löst,
Da Widerstand aus dem Geleis sie brachte,
Drauwort sie hört, auf Waffenlärm sie stößt:
Glaubt sie sich selbst und was sie wünscht verloren,
Und bebend giebt dem Renner sie die Sporen.

Herminia, die unsel'ge, flieht von dannen;
Ihr Zelter stampft den Grund in höchster Schnelle;
Ihr nach die Jose; doch mit vielen Mannen
Folgt rastlos jener wüthende Geselle.

Der wackre Knappe, da sie kaum entronnen,
Kommt mit der spaten Neuigkeit zur Stelle,
Und folgt, verwirrt, nun auch den fliehenden Frau'n;
Also zerstreut die Furcht sie durch die Au'n.

Jedoch der Bruder, der die Scheinklorinde,
Ob feruer zwar, doch deutlich auch gesehen,
Ist klüger, bleibt mit seinem Kriegsgesinde
Im angewiesnen Hinterhalte stehen.
Doch Botschaft sendet er in's Heer geschwinde:
Kein Schlachtvieh seh' er nach der Festung gehen,
Auch andre Beute nicht von solchem Schlage,
Doch daß sein Bruder auf Klorinden jage.

Wie aber er mitnichten glauben möge,
Daß die das Heer, nicht blos die Waffen führe,
Heraus um so geringen Vortheil zöge,
Und eine solche Stunde sich erkühre;
Doch daß der fromme Gottfried es erwöge,
Dem sein Gehorsam überall gebühre.
In's Lager kommen diese Neuigkeiten,
Die gleich in Latiums Zelten sich verbreiten.

Schon vorhin war des Tancreds Herz in Bangen,
Doch jetzt in den Gedanken nur versenkt er
Sich ganz: vielleicht kam liebreich sie gegangen,
Und ist in Noth um mich! — Nichts weiter denkt er.
Ein Theil der schweren Wehr wird umgehangen,
Er steigt zu Roß, leis aus dem Lager schwenkt er,
Und sprengt, indem er folgt den frischen Spuren
In fliegendem Galoppe durch die Fluren.

Joseph und William.

(Beschluß.)

Joseph war Williams älterer Bruder; er liebte Fanny gleichfalls, hatte dasselbe Recht auf ihre Hand und dieselben Ansprüche. Die ungestüme Heftigkeit und die Blicke, die er bey den mindesten Aeußerungen seiner Liebe auf Fanny schoß, hatten William schüchtern gemacht. Nun aber, da er sich trennen sollte und mußte, waren alle Bedenklichkeiten verschwunden. Er hatte kaum seinem Vater verkündet, daß das Loos auf ihn gefallen sey, als er zum Hause der Wittwe Lois Leslie eilte und mit wehmüthiger Stimme seinem Mädchen zurief: „Ich bin Soldat." Das Mädchen stieß einen Angstschrey aus. William eilte hinzu, fing sie in seine Arme auf und gab ihr den ersten Kuß der Liebe. „Mein William, meine Fanny!" rufen die Liebenden, ohne die Anwesenheit ihrer Mutter und Josephs zu gewahren, als Joseph zwischen sie stürzt und mit einem Blicke, der die Hölle in sich schließt, die Liebenden auseinander reißt. William wandte sich erschrocken zu seinem Bruder. „Verzeih Joseph, der Schmerz der Trennung überwältigte mich." — „Ich wollte," rief der Unmensch, „du wärst in der Hölle." — „Gott helfe uns!" riefen Mutter und Tochter; „Gott helfe uns und beschütze uns vor diesem Unmenschen!" — „Der, wenn ihr so fortmacht," rief Joseph, „euch alle zur Hölle senden wird." Mit diesen Worten

Digitized by Google

stürzte er zur Thüre hinaus. Die Stunden, die William mit seiner Geliebten zubringen durfte, waren gezählt, und er borgte sich jede Minute ab, um sie noch vor seinem Abschiede recht zu genießen. Sein Vater, ihre Mutter und ihr Bruder sahen und billigten ihre Liebe, und Beyde gaben sich das Wort, einander treu zu bleiben. Mit dieser Versicherung waren sie von einander geschieden. Am folgenden Morgen sollten die Neugeworbenen nach Washingtons Lager abgehen. William hatte von seinem Vater, von seiner Braut, ihrer Mutter und ihrem Bruder Abschied genommen und wollte dasselbe mit seinem Bruder Joseph thun. Dieser war jedoch nirgends zu finden, und er mußte, ohne Lebewohl von ihm genommen zu haben, abziehen. Monate vergingen; William sandte Nachricht, so oft er Gelegenheit fand. Von Joseph jedoch konnte Niemand etwas erfahren. Später blieben auch die Briefe von William aus. Es verging ein Monat nach dem andern. Immer hoffte Vater Warner und Fanny auf Kunde von William, aber vergebens. Endlich nach einem halben Jahre kam ein Schreiben vom Sergeanten, der nun nach Hause zurückgekehrt war, und unter dessen Befehlen William lange Zeit gestanden hatte. Dieses Schreiben enthüllte die traurige Geschichte. William befand sich auf einer Fouragepartheie mit mehreren seiner Landsleute unter den Befehlen des Sergeanten. Sie waren dem feindlichen Lager ziemlich nahe und hatten den Befehl, einen Transport Lebensmittel, der diesem zugeführt werden sollte, aufzufangen; der Transport war mit einer starken Bedeckung versehen. Ein Kampf entspann sich, der immer hitziger und hitziger wurde; das Terrain ließ keinen Angriff in Reihe und Glied zu; die Kämpfenden waren auf die Wagen und Bäume, in Gebüschen und Hohlwegen zerstreut. Endlich schien sich der Sieg auf die Seite der Amerikaner zu neigen. Schon waren die Britten zurückgeschlagen, schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, ihren Transport zu retten, als Verstärkung vom feindlichen Lager ankam. Ihr Muth wachte wieder auf, die Amerikaner hatten einen neuen Kampf zu bestehen. Noch kämpften sie mit Entschlossenheit, als ihre Ammunition auszugehen anfing. Das ermattende Feuer bemerkend, verdoppelten die Britten ihre Angriffe, und in kurzer Zeit mußten jene das Gewehr strecken. Sie hatten dieses bereits gethan, und waren von ihren Siegern umringt, denen sie ihr Geld und ihre Uhren abliefer ten, als einer der Britten auf William losstürzte, und ihm mit den Worten: „denke an Fanny," das Bajonett in die Brust rannte. Niemand konnte sich das Betragen des Britten erklären. Selbst seine Landsleute taddelten ihn seiner Unmenschlichkeit wegen, das war jedoch alles. Die Britten erlaubten sich in diesem Kriege so viele Grausamkeiten, daß der Mord eines Gefangenen nicht der Bemerkung werth erschien. Dem Sergeanten war jedoch dieser Mord ein Gräuel, und er konnte den Mörder Williams nie ohne Abscheu ansehen. Es war ihm, als ob er sein Gesicht irgendwo gesehen hätte; endlich fragte er einen der brittischen Soldaten, nach dem Namen dieses Unmenschen, und hörte mit Schrecken, daß er Joseph Warner heiße. Er war der Bruder des unglücklichen William. Nach einigen Monaten wurde der Sergeant gegen die Bedingung, während des Krieges nicht gegen England zu dienen, ausgewechselt, und kaum war er zu Hause angekommen, als er Williams Vater diese Nachricht zusandte. Der Vater saß vor dem Hause auf einer Bank unter dem Schatten einer alten Eiche, als ihm das Schreiben zufam. Er hatte es noch nicht ganz ausgelesen, als er leblos von der Bank fiel. Ihn hatte der Schlag getroffen. In wenigen Wochen folgte ihm Fanny Leslie ins Grab nach. Der ausgeartete Unmensch lebt noch, seine Kugel hat ihn erreicht, sein Bajonett, sein Schwert durchbohrt, und als ich einige Jahre später durch dieselbe Gegend reiste, sah ich ihn am Wege nach Plymouth sitzen. Bey meiner Annäherung stürzte er aber in den Wald, sich und seine Gräuel vor jedem menschlichen Auge verbergend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 8. April.

Auch wir am obern Elbgestade begingen gestern das Fest der Erinnerung, das von Nürnberg ausgehend in einer großen Zahl der Städte Deutschlands wiedergefeyert haben wird. Das Zubelfest Albrecht Dürers. Ward auch nur ein Privatverein von Jüngern und Freunden der Kunst, welcher sich dazu versammelte, so war es eben deßhalb ein um so feyerer Crauß inniger Verehrung für den alten deutschen Meister und treuen Anhängens an die Kunst, deren Repräsentant er für deutschgesinnte Herzen ist. Von allen Seiten ward dieser Verein unterstützt, so daß er manches für die Deutsamkeit und den Schmuck des Festes bieten konnte, das vielleicht anderswo mehrte vergebens gesucht worden seyn. Es waren besonders die Hofräthe Böttiger, Hase und Winkler, so wie der Hofbaumeister Thormeier, welche die Einleitung und Ordnung des Festes über sich genommen hatten, und ihr Eifer fand sich durch den Erfolg aufs schönste belohnt.

So versammelte sich denn eine, aus Künstlern und Kunstfreunden bestehende Gesellschaft von 120 Personen in dem für diesen Zweck festlich ausgeschmückten Saale des Gasthofes zur Stadt Wien zu einem Mittagsmahle, wo Ernst wie Frende als Genien walten sollten. Am Ende der Tafel war in einer Nische vor dem nach dem Elbstrome hinaustretenden Vorsitze ein kleines Atrium geordnet, in dessen Hintergrunde man als Transparent den wackern Albrecht Dürer in bunten Farben und in Lebensgröße gemalt erblickte. Der Professor und Hofmaler Vogel, dem Dresden schon so viele ausgezeichnete Kunstwerke verdankt, hatte mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit sich selbst zu Ausführung dieses Bildes dargeboten, und es in möglichst kurzer Zeit, aber dabey mit einer Wahrheit, Innigkeit und Wärme vollendet, welche allgemein anzogen, und nur die Nächtigkeit einer solchen Erscheinung bedauern ließen. Den Eingang zu dieser Nische aber, wie die Seitenwände, schmückten Oleander und andere blühende Gewächse der heißern Zonen. Vor zwey andern Seitennischen standen Tische, auf deren einem das in München herausgekommene Dürerische Zeichenbuch, auf dem andern aber eine Reliquie dieses Meisters lag, welche in ihrer Art wahrhaft einzig zu nennen, räumlich

Digitized by Google

das in der hiesigen königl. Bibliothek befindliche und zu diesem Zwecke liberal dargereichte Originalmanuscript von Dürers Werke über die Proportionen des menschlichen Körpers, um so merkwürdiger wohl, da denselben ebenfalls von der eigenen Hand des Meisters noch über hundert kleiner humoristischer Zeichnungen angefügt sind, welche er selbst Scherzi varii überschrieben hat, und worin seine Laune oft auf die heiterste Art sich ergoß. Eben so waren auch die Wände des Saals mit Erinnerungen an Dürer geschmückt. Der Herr von Quandt, den eine schmerzvolle Krankheit allein abhalten konnte an diesem Fest persönlichen Antheil zu nehmen, hatte aus seinen reichen Schätzen von Kupferstichen aller Völker und Zeiten sämmtliche Arbeiten Dürers auf diesen Tag dargespendet, welche in zwanzig Tafeln unter Glas aufgehangen waren und eine anziehende Gallerie darboten. Aber gesteigert wurde ihr Interesse noch durch zwey treffliche Handzeichnungen Dürers, welche die königl. Kupferstichsammlung dazu dargeliehen, und durch zwey Originalgemälde desselben Meisters, welche die Versammlung der königl. Gemäldegallerie zu verdanken hatte. Das eine stellt das Brustbild des Lukas von Leyden, das andere den Tod der Maria dar, ein kleines, herrliches Bildchen, von dem Albrecht Dürer selbst vielfache Kopien veranstalten mußte. An dieses schloß sich auf der, jenem Portrait Dürers entgegengesetzten Seite eine Darstellung des Hauses dieses Meisters in Nürnberg, welches ein junger braver Künstler, Otto Wagner, für dieses Fest fleißig und wirksam gemalt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

München.

(Fortsetzung.)

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Preßfreyheit eben so große Gegner hat unter den niedern, wie unter den hohen Ständen, und daß die Anschaffung der Leidenschaften den Leidenden selbst am meisten verhaßt ist, außer derselben wahren Lehre, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Aristokratismus seiner Ideen tragisch allein stand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unsers Dichters hat indessen die Notwendigkeit gefühlt, den allzuarmen Schmerz des Helden, bey einem solchen Untergang, einigermaßen zu mäßigen; er läßt ihm im Geiste die Zeit voraussehen, wo die Wohlthäter des Volks mit dem Volke selbst einig seyn werden; sterbend sieht er das Morgenroth dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt
Und Thaten werden bleich, wie irdischer Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch edle Saat.
So hab ich nicht umsonst gelebt, so hab ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich gelenket!
Es kommt der Tag, die Zeiten machens wahr,
Was ich gewollt, die Tyranney erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbau'n, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wuth,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie entsae Schnitter ihre Ernte — endlich
Hemmt eine starke Hand die eitrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewaltge Hand
Kommt nicht zu fegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und alles ruht.
Und bessre Tage kommen, und die Völker
Und Könige schließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen.
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig.
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beerseten Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Oekonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen nur einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten" statt Charaktere, mit dem ersteren Ausdruck das Aeußere, mit dem andern das Innerste der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verschuppende, Ueberweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter seyn, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bey Graf Rantzau, der, mehr edel als adlig, eben so wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beerseer Heldenauseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündniß gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; dieser, den einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavignischen Paria halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die dritte Gestalt Eskarts in einer solchen Rolle, nämlich als reformirter Pfarrer, erschien uns wie ein totgeschlagener, altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder theils abgekratzet, theils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eskart besonders in der Scene, wo der Pfarrer Struensee, fast im liturgischen Tone, seinen Sohn segnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 89:

Herz.

Palindrom.

Leset vor und rückwärts mich,
Mag von Eisen, mag von Bein,
Mag ich auch von Holze seyn,
Findet ihr, wie wunderlich.
Mich in Vierteln scheeret;
Wählet ihr euch ein Gewand,
Muß ich immer flugs zur Hand,
Männer sehet ihr und Frauen
Meinen Zeichen stets vertrauen.

Th. v. Haupt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. April 1828.

— Des Ewgen Schleyer
Umweht mit Dunkelheit
Der Sehnsucht Allerheiligstes, wo Feuer
Der Gottheit Flammen freut.
Die Menschenseele! Fühl's und sinke nieder
Mit frohem Angesicht.
Dem alle Sterne und Seelen singen Lieder
Der Seelen Vater, ihm!

Herder.

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

Eine akademische Rede
von Konzer Dr. von Autenrieth.

Das Gehirn, dieses edelste Werkzeug unseres Körpers, ist erweisbar das nähere Organ für die Thätigkeit der Seele; nur mit seiner Hülfe ist sie hier sich ihrer selbst und ihres Körpers bewußt, denkt und fühlt sie Bestimmtes. Ein Druck auf das Hirn versezt uns in todähnliche Betäubung, seine Zerstörung tödtet uns plötzlich. Ohne zu bedenken, daß ein unkörperlicher Geist keinen Raum einnehmen könne, und daß kein Begriff von der Körperwelt anders als nur bildlich übertragen werden könne auf die Welt, von der unser geistiges Ich einen Theil bildet, weist man jezt sogar gemeinhin das Gehirn der Seele zum Wohnsitz an.

So war es aber nicht in den Zeiten des Alterthums, und die Geschichte der verschiedenen Vorstellungen, welche die aufeinander folgenden Völker vom Sitze der Seele und von ihrem Wesen sich bildeten, zeigt sehr deutlich, daß der Mensch auch seine abstraktesten Begriffe anfänglich blos durch die Eindrücke erhielt, welche die ihn umgebende, auf seine Sinnen wirkende Natur auf ihn machte, daß er aber bald die so gewonnene Vorstellung zu weiterer Entwicklung seinem eigenen Dünkel übergab, ohne sich die Mühe zu nehmen, immer tiefer in die Wunder der Schöpfung selbst einzudringen, und daß so eine Zeugung des Menschengeschlechtes der andern als entschiedene Wahrheit übergab, was doch schon Anfangs auf einer zu oberflächlichen Auffassung beruhte, und nur durch seinen einseitigen Scharfsinn, damit immer verfehlter werdend, weiter ausgearbeitet wurde, zulezt aber zum bloßen Trugbilde statt wirklicher Kenntniß erwuchs.

Was überhaupt Leben sey, konnte nur bey der ersten Betrachtung eines Todten geahnet werden; was aber an jedem Todten auffallen mußte, ist, daß er nicht mehr athmet, sich nicht mehr bewegt und kalt wird. Der Schlafende bewegt sich zwar gewöhnlich auch nicht, aber er fühlt sich doch warm an und athmet noch sichtbar. Wir finden auch bey den ältesten Völkern die Begriffe von athmen, von Leben und Seele noch in eine ungetrennte Vorstellung zusammenfließend. Nicht blos drückt sich die älteste heilige Schrift der Hebräer auf diese Art aus: „Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele," auch die alten Griechen faßten eben so in einem Worte: Pneuma, die Begriffe von Hauch, von Athem, von Geist oder Seele zusammen. Der Römer Ausdruck: die Seele ausblasen, statt sterben (efflare animam), so wie ihr, den verschiedenen Bedeutungen des griechischen Pneuma entsprechendes Wort, Spiritus, beweist, daß auch bey ihnen die Vorstellung galt, Athmen und Beseeltseyn seo Eins. Aber auch wir Deutsche sprechen oft noch von einem Hauche des Lebens, auch wir lassen einen Sterbenden das Leben aus-

Digitized by Google

hauchen, und deſſelben Ausdruckes, Geiſt, bedienen wir uns ſowohl von jeder flüchtigen Flüſſigkeit, die man mit der Naſe riecht, oder die man beym Einathmen nach ihrer Stärke prüfen kann, als von dem Weſen, das in uns denkt und wahrnimmt. Daß bey einem tödtlich verwundeten Thiere oder Menſchen Wärme und Leben gleichzeitig mit dem Ausſtrömen ſeines warmen rothen Blutes entfliehen, das müßte beynahe eben ſo frühzeitig bemerkt werden, als daß ein Todter nicht mehr athme und kalt ſey.

Den Begriff, daß Seele, Leben und Blut gleichbedeutend ſeyen, führt die Geſetzgebung Moſis, welcher auch das Geſundheitswohl ſeines Volkes ſo ſehr berückſichtigte, als Grund des ſtrengen Verbotes, Blut zu eſſen, an. Nach der Ueberſetzung der Geneſis von de Wette ſprach Jehova zu Noah: „Nur das Fleiſch in ſeiner Seele, ſeinem Blute eſſet nicht; denn auch euer Blut als eure Seele will ich fordern.“ Auch in Luthers Ueberſetzung ſpricht im dritten Buch Moſis der Herr: „Welcher Menſch irgend Blut iſſet, wider den will ich mein Antlitz ſetzen, und will ihn mitten aus ſeinem Volke rotten. Denn des Leibes Leben iſt im Blut, und ich hab's euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit verſöhnt werden. Denn das Blut iſt die Verſöhnung ſeines Leben.“ So wird es begreiflicher, warum auch ſo viele andere Völker außer den Juden auf die Vorſtellung kommen konnten, blutige Opfer ſeyen der Gottheit angenehm; eine Seele wurde dieſer dargebracht für eine andere, die durch eigene Schuld der Rache derſelben verfallen war. Selbſt das Blut von Menſchen wurde bey allen alten Völkern als Opfer vergoſſen, in Zeiten, in welchen noch jedes größere Unglück, ſelbſt jede Krankheit unmittelbare Wirkung des Zornes der Götter war. Daß auch bey den älteſten Griechen das eigentliche Leben im Blute war, ſcheint aus der Odyſſee zu erhellen, die Johannes von Müller für ſo alt als die Pſalmen Davids hält. Erſt als Uloſſes die heraufgerufenen Schatten der Unterwelt im finſtern Lande der Cimmerier aus der Grube trinken ließ, die mit dem Blute der Opferthiere gefüllt war, weiſſagten ſie ihm; erſt nach getrunkenem Blute erkannte ihn der Schatten ſeiner eigenen Mutter wieder und ſprach mit ihm. Noch tauſend Jahre nach Moſes faßte der Grieche Empedocles die Vorſtellungen von Athmen, Blut und Seele in eines zuſammen. Seine Seele war im Blute und bildete ſich aus dieſem. Es erhellt dieſes aus den Stellen, welche von dieſem alten Philoſophen ſich noch bey Plutarch, Galen und Euſebius erhalten haben. Als aber bey den Juden längſt ſchon das Blut mit dem Begriff von der Seele zuſammengefloſſen war, verlor demungeachtet der Athem ſeine Bedeutung als Erzeuger des Beſeeltſeyns noch nicht. Noch in einem Geſichte, das im 37ſten Kapitel Ezechiels beſchrieben iſt, der erſt zur Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft weiſſagte, wurden die auf dem Felde liegenden Gebeine, ungeachtet auf ihnen wieder Adern und Fleiſch gewachſen und ſie bereits mit einer neuen Haut überzogen worden waren, erſt dann wieder lebendig, als ein Wind aus den vier Winden ſie anblies, und ſie dadurch wieder Odem bekommen hatten.

Schon das Thierſchlachten oder Opfern mußte bald zeigen, daß das Blut in den Adern enthalten ſey, daß dieſe im Herzen zuſammenkommen, das in der Bruſt, dem Sitze des wechſelnden Athems, liegt. Scharfſinniger als ſeine Vorgänger ſezt daher noch nach Platos und Ariſtoteles Zeiten der Verfaſſer einer griechiſchen Schrift, die fälſchlich dem Hippocrates zugeſchrieben wurde, die Seele in die linke Herzkammer, läßt ſie dort ſich ernähren vom edelſten Theile des Blutes in ihrer Nachbarſchaft, das Herz ſelbſt aber den Athem oder die Luft durch die Luftröhre von außen her in ſich ziehen. Allmählig mußte man aber darauf aufmerkſam werden, daß der Menſch nicht mit jeder Menge des Blutes, das er verliert, wenn anders der Verluſt nicht bis zur Ohnmacht dauert, auch gleichviel von ſeiner Fähigkeit zu denken einbüße; daß er, obſchon oft im Athmen ſehr beengt, damit doch nicht in demſelben Verhältniſſe eine Verminderung ſeines ſich fühlenden Geiſtes in ſich wahrnehme. Es mußte der Gedanke erwachen, ob nicht etwa das Denkende, ſich Fühlende, Bewegende im Menſchen, das Weſen ſeines Beſeelt- oder Lebendigſeyns etwas anders ſeyn möchte, als der Athem oder das Blut? ob nicht ſelbſt das Beſeeltſeyn ſeinem Grunde nach noch etwas vom blos thieriſchen Leben Verſchiedenes ſeyn könnte, wenn gleich kein Beſeeltſeyn da, wo nicht auch ein Belebtſeyn vorhanden ſey, ſich zu äuſſern vermöge? Die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie ſcheint zu zeigen, daß dem Menſchen auf dieſe Weiſe zwey Lebensprinzipien, zwey Seelen zugeſchrieben wurden, die darin zuerſt von einander ſich unterſchieden, daß die eine vernünftig war und dachte, die andere vernunftlos und blos reizbar war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gemälde des römiſchen Volkscharakters.

Chi è?

Die Gebräuche eines Volks ſind in ihrer Verſchiedenheit von denen anderer Nationen von zweyerley Wirkung auf den Reiſenden, wohlthätig die einen, abſtoßend die andern. Zu den mißfälligſten Gebräuchen, welche mir in den verſchiedenen Ländern, welche ich bereiſt habe, aufgeſtoßen ſind, gehört in einigen Städten Italiens, beſonders in Rom, das „Chi è (wer da)?“ welches, ſelbſt am Tage, Jedem entgegengeſchrieen wird, der in ein Haus oder in ein Zimmer eingelaſſen zu werden verlangt. Läßt ſich mit Recht annehmen, daß die Sitten des bürger-

Digitized by Google

lichen Lebens keine zufällige, oder auf bloße Launen gestützte Erscheinungen sind, sondern daß ihnen vielmehr eine oder die andere örtliche Ursache zum Grunde liegt, wodurch ihre Existenz Nothwendigkeit erhält, so wäre man gezwungen, in Rom eine größere Anzahl Mörder und Diebe voranszusetzen, als in London, Paris und Wien, wo dem Klopfenden auf den ersten Schlag oder Glockenzug geöffnet wird, ohne ihn vorher mit dem widerlichen „Wer da?“ begrüßt zu haben.

Die Vorsicht der Römer, bevor sie Jemanden einlassen, wird bis zum Lächerlichen getrieben. Menschen, welche keinen Stuhl unter und kein Hemd auf dem Leibe haben, gurgeln ihr „Chi è“ nicht weniger ab, als wer Tausende im Kasten liegen hat; ja Kinder quiken, wenn ihnen die Sprache noch lange nicht geläufig ist, ihr „Chi è“ sobald sie an die Thür pochen hören. Das „Wer da“ ist überhaupt den Römern dergestalt zur andern Natur geworden, daß sie es selbst bey Tage aus den obern Etagen auf die Gasse herabschreyen, ohne sich die Mühe zu geben, vorher zuzusehen, ob der Klopfende nicht vielleicht von der Familie oder aus der Freundschaft ist. So kömmt es, daß selbst der Vater oder die Mutter nicht eher eingelassen werden, als bis sie ihrem kleinen Kinde auf seinen Zuruf das übliche „Amici“ geantwortet haben, und daß der Herr sein „Gut Freund“ anstimmt, wenn ihm sein Bedienter das „Chi è“ von Angesicht zu Angesicht unter die Nase ruft.

Aber den Römern genügt es nicht, in ihren eigenen vier Pfählen diese Sitte zu beobachten, sondern sie schreyen es sogar in fremden Wohnungen. Tritt man z. B. Abends in ein Haus, um dort einen Besuch abzustatten, so kann man versichert seyn, daß Personen, welche zu demselben Zwecke kommen, augenblicklich „Chi è“ rufen, sobald ihnen ein Fußtritt in die Ohren schallt. Trifft es sich, daß dieser, wie wohl dann und wann geschieht, von einer Ziege, einem Schaafe oder einem Esel herrührt, Thiere, welche hier in den meisten Häusern frey herumgehen, und daß diese antworten, aber nicht in der vorgeschriebenen Form, so betrachten sie den Vorfall mit unerschütterbarer Gleichgültigkeit, ohne eine Miene zum Lachen zu verziehen.

Auf der andern Seite aber genügt dem Römer immer das Amici, es komme aus welchem Munde es wolle. Dieses Wort ist überhaupt in Rom ein Freypaß, mit welchem man selbst durch verschlossene Thüren dringen kann, denn in einem Amico eine verdächtige Person zu vermuthen, widerstrebt der Natürlichkeit des hiesigen Volkscharakters. Nur muß es der Fremde nach dem hiesigen Volksaccente A mi schi aussprechen, weil man ihm sonst wegen des fremden Klanges eine Aufmerksamkeit schenken könnte, welche ihm, obgleich er weder Mörder noch Räuber ist, lästig werden möchte.

Fragt man den Römer, was er mit seinem „Chi è“ bezwecke, gibt man ihm zu verstehn, daß er damit gegen Räuber oder Mörder nichts ausrichte, daß unter Tausenden kaum einmal ein Räuber oder Mörder durch Klopfen sich Einlaß in die Wohnung zu verschaffen suchen werde, so sieht er einen verwundert an, und geht, seine Lieblingsfloskel: Ma quest è buffa, durch die Zähne murmelnd und achselzuckend, von dannen, ohne sich in fernere Erörterung der Sache einzulassen.

Anekdote.

Herr Reichardt macht in seinem Guido des Voyageurs die naive Bemerkung, die Lucheser hätten lange vor jetziger Zeit (seit der Wiederherstellung ihrer Freyheit unter Kaiser Karl IV.) das Wort Libertas im Wappen und über den Thoren der Stadt geführt. Wirklich gibt es viele Leute, die Libertas für ein neues Wort und eine neue Idee halten. Sonderbar mit Hrn. Reichardt's Notiz stimmt zusammen, daß, als 1799 die Division Serrurier (als Obergeneral in Italien kommandirte Joubert die Franzosen) zu Lucca ankam, ihre Freunde, die Luchesischen Jakobiner das S am Ende des Wortes Libertas wegstrichen und daraus Liberta machten. Sie sagten Libertad bezeichne die aristokratische Freyheit, Liberta aber die wahre Freyheit, die des Volkes.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 8. April.

(Beschluß.)

Der Präses, Hofmarschall Graf Vitzthum, eröffnete das Fest durch den Blick auf unsern geliebten König, der auch seine Theilnahme an dem edlen Meister, dessen wir heute gedenken, durch den reichen Beytrag, welchen er der hiesigen Akademie verstattet, für dessen Denkmal zu unterzeichnen, kund gegeben habe, und laut erthnte ein dreymaliges Lebehoch dem Kunstbeförderndem Monarchen. Dann ward ein von Th. Heil gedichteter Hymnus an die Kunst gesungen, dessen Schlußvers:

Und so öffne alle Quellen
Voller Herzen dieses Fest,
Daß die Wogen höher schwellen,
Als ihr Bett sich finden läßt,
Und zum Meere sich gestalten
Unbesagt und unbezwängt,
Wo, als Leitstern festgehalten,
Sodalheit nur und Wahrheit glänzt.
Wahrheit! Sodalheit! Diosturen
Auf der unermeßnen Bahn,
Leitet, leitet uns hinan.
Auf der hohen Meister Spuren.

mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen ward, und gleichsam die Einleitung gab zu der herzlichen, einfachen, aber tiefgefühlten und mit großer Innigkeit gesprochenen Rede, in welcher Hofrath Böttiger nunmehr den Zweck dieses Festes, die Verdienstnisse der heutigen Feyer, die Verdienste des Trefflichen, dem sie galt, und die Gefühle, welche den Busen jedes Künstlers und Kunstfreundes dabey erwärmen müßten, entwickelte, zuletzt aber auf den edlen Fürsten überging, der selbst die Veranlassung zu diesem Erinnerungsfeste ward, sich an die Spitze der dafür Wirkenden stellte, und vielleicht heute selbst in

Digitized by Google

Nürnberg dabey zugegen ist, den thatkräftigen König Ludwig von Bayern, welchem nun ein begeistertes Lebehoch erscholl.

Es ward hierauf ein von Herrn von Brunnow mitgetheilter Rundgesang gesungen, und bey dessen Worten:

Bringet vor allen das schäumende Glas.
Ihm, der euch lehrte Verhältniß und Maaß!

mit den Gefühlen der dankbarsten und ehrendsten Erinnerung des großen Meisters lautschallend gedacht, welcher gestern vor dreyhundert Jahren zur Verklärung einging, seine Werke wie sein Leben als Muster für das Streben aller deutschen Künstler hinterlassend. Einzelne Züge aus diesem Leben aber, und namentlich die ersten Arbeiten in der Werkstatt seines Vaters, dann den Uebertritt in Meister Wohlgemuths Materstube, und das sich Entfalten des Keims zur sodann Bleibe deutscher Kunst, trug nun Friedrich Kuhn in einfacher, aber um so ansprechenderer, hervoller Dichtweise damaliger Zeit, als Täfelchen aus Dürers Künstlerlaufbahn, unter allgemeinem Beyfalle vor, und es ward dann ein zweytes Gedicht Theodor Heils, das durch seine Ueberschrift: „der Deutsche Albrecht Dürer“ schon in Bezug darauf zu fleben schien, gesungen. Laut wogte das Gefühl innern Bewußtseyns empor bey der Stelle:

Denn die feste, gediegene Meisterhand,
Die von Wahrheit nicht wich und nicht wankte,
Und der tiefe, berechnende Kunstverstand,
Dem die Linie ihr Recht verdankte,
Und der Fleiß und der Ernst und die Gründlichkeit
Sind ächt deutsche, bezeichnende Eigenheit.

Und als bey dem Verse:

Für das Liebe bethätende Herz nur allein
War ihm Labung und Trost nicht erworben.
Und es nannte der Edle ein Weib nicht sein,
Wie sie Deutschland so herrlich geboren.
Wie so mancher der wackern Künstler heut
Sich des Kleinods im friedlichen Haus erfreut.

Künstler und Kunstfreunde an ihre theuern Gefährtinnen dachten, da stürmte ein lautes Lebehoch den ehrn Hausfrauen aus Herz und Mund. Am Schlusse aber bey den Worten:

Hoch denn Dürer! es lebe die deutsche Kunst!

ward den Genien des Tages von neuem gehuldigt, und immer herzlicher und inniger ward das Verständniß.

Nachdem denn nun Fr. Kuhn noch zwey andere Täfelchen aus Dürers Leben unter gleicher freudiger Anerkennung vorgelesen und aufgestellt hatte, trat Bibliger von Neuem auf, und teste diesem so festlich und fest vereinten Kreise die Grundsätze eines Plans zu Stiftung eines Kunstvereins in Dresden vor, dessen Leitung den anerkannten, um die Kunst so verdienten Männern, Grafen Wigthum und von Quandt übertragen werden solle. Freudig ward dieser Gedanke aufgefaßt, und nachdem Professor Hasse noch einige ehstliche dichterische Worte über Albrecht Dürer, diesen Kunstverein und den nebenan wohnenden Mitvorsteher desselben, von Quandt, gesprochen hatte, eilte eine aus jungen Künstlern und einigen Kunstfreunden bestehende Deputation zu dem letztern, um ihm von alle dem in Kenntniß zu setzen, welche denn auch bald den geschlittesten Dank des freudig Erregten zurückbrachte. Die Subscription für den Verein folgte nun, und fiel überaus reichlich aus.

Auch Professor Förster verkündete das Fest durch ein treffliches Gedicht, welches Albrecht Dürer im sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus seinem Grabe wiedererstehen und nur im letztern die Auslösung und Aussicht seiner geliebten Kunst so beschaffen finden ließ, daß er Freude daran haben und die segnen konnte. Nun ward ein, von Fr. Kuhn mitgetheilter Rundgesang für dieses Fest gesungen, und mehrmals erscholl bey den gelungensten Stellen dieses wackern Gedichts das Beyfallklatschen und der Gläserklang. Endlich machte noch Böttiger die Motion, daß Albrecht Dürers Werke zum Andenken an das heutige Fest von Dresden aus in einer neuen Ausgabe, mit allen Erweiterungen, welche der hier bewahrte Bibliotheschatz verstatte, und allen Erklärungen, zu denen sich in jedem Fache treffliche Gelehrte, Ingenieurs (die Fortifikation betreffend) und Kunstkenner finden würden, erscheinen sollten, und zur Verwirklichung auch dieses Plans schienen sich die leebendigsten Hoffnungen zu bilden.

So schloß sich denn eine Feyer, welche einfach in ihrer Erscheinung, doch gewiß allen Anwesenden sehr genußreiche Stunden schuf, und mit dem ewig verehrten Meister, dem sie galt, in steter Erinnerung bleiben wird.

Guido.

München.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, voller Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Maria Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnißscene, wo die rebellirenden Truppen gegen das königliche Schloß marschiren, und bedeutungsvoll den Tuileriensturm ins Gedächtniß rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Dem. Hagen, die am Anfang des zweyten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sey denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urtheils über das Spiel der Mad. Hagen als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meynung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnatur schwie betrifft, worauf so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gesprreizten, singenden, gleißenden, beuchlerischen Tones befleißigt, der seines Gleichen nur auf Intheirschen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodirt. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch seine wenigstens Künstlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist, und hoffentlich auf wohlgemeynten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlerthume zu entsagen, und sie soll uns freundlich gesinnt finden, sie dafür vollauf zu loben. Heute aber müssen wir die Krone einer bessern Königin zuyrechen, und trog unserer aristokratischen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, diese ist ein Charakter, hier ist nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier vermehrt der Dichter seine bdeste, göttliche Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzuteftdaren Worte minder geizig wären.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. April 1828.

So ring, und doch von Skrupeln voll?
So geh denn hin, um von den Schaaren
Im Reich der Todten zu erfahren,
Was man im Leben glauben soll.

Katschky.

Erinnerungen an Schweden unter Gustav III. und Gustav IV.

Das Ende des verflossenen Jahrhunderts und der Anfang des jetzigen war die Zeit der Wunder im Leben der europäischen Menschheit. Alles gährte in Philosophie, Naturwissenschaft und Politik; glücklich wurde der Blitz bekämpft, die Luft durchschifft. Mesmer schien eine unermeßliche Tiefe erschlossen zu haben, und der Mensch schaute ahnungsvoll hinab in die Labyrinthe der Seele, schon glaubte er die Pforten der Geisterwelt geöffnet und meinte wissenschaftliche Entdeckungsreisen darin machen zu können. Es war, als ob mit der Begründung der Theorie der Elektricität und des Galvanismus das Menschengeschlecht sich selbst galvanisirt hätte; eine große Nation stellte mit sich selbst ein gigantisches Experiment an, und der große Experimentator, der aus ihrem Schooße hervorging, erhielt Resultate für das moralische Leben der Völker, gegen welche der Einfluß von Galvanis zuckenden Fröschen auf die Wissenschaft zu nichts verschwindet. Ein neues Wunder müßte man es nennen, wäre der Mensch von allen diesen Wundern nicht schwindlicht geworden; man war, auch in den höhern Ständen, für Visionen, Ahnungen und das ganze Gefolge nervenkitzelnder Schrekken desto empfänglicher, als eine stürmische, ereignißreiche Zeit die Wechselfälle der Erfüllung häufiger machte, und man im Rausche der Neuheit die Wirkungen des thierischen Magnetismus, der Elektricität und anderer Kräfte überschätzte und einst auf dem Wege der Wissenschaft den Wunderglauben mit der Vernunft vereinigen zu können glaubte. Folgende geschichtliche Züge aus einem Lande, wo man auch mit Glück in der Politik experimentirte, scheinen uns für die Periode bezeichnend; ihr Hauptinteresse aber gibt ihnen der Umstand, daß sie sich auf die lezten Tage einer verschwindenden Dynastie beziehen, denn es wird wenige Regentenhäuser geben, welche nicht Gegenstücke dazu aufzuweisen vermöchten.

Schweden ist Swedenborgs Vaterland; man würde sich aber irren, wenn man glauben wollte, Swedenborg besitze der Anhänger viele in seinem Vaterlande; wenigstens zu Anfang dieses Jahrhunderts war dieß nicht der Fall. Die Mitglieder der Brüdergemeine, als eigentliche Herrnhuter, darf man nicht mit ihnen verwechseln. Mehrere Gelehrte, Naturforscher und Philosophen (im bessern Sinne dieses Worts) hatten Mühe mir ein Dutzend Personen namhaft zu machen, von denen es gewiß war, daß sie zu dieser Sekte gehörten. Bey einem derselben forschte ich selbst nach; er wich aber aller nähern Erklärung aus, und beschränkte sich blos darauf, mir zu sagen: Swedenborg sey ein sehr gelehrter und vortrefflicher Mann gewesen, der aber mancherley sonderbare Einfälle gehabt habe, die man ihm wohl verzeihen könne, da sie Niemand geschadet hätten. In seiner frühen Jugend habe er Swedenborgen sehr oft Abschnitte aus der Physik und Naturgeschichte abhandeln hören. „Da kam es denn wohl," sagte er, „daß Swedenborg plötzlich stockte, auf-

Digitized by Google

stand und lächelnd und mit vertraulicher Miene einen tiefen Bückling vor Wesen machte, die nur ihm allein sichtbar waren." — „Es sind Geister," äußerte er sich dann, „die mich im Vorbeygehen besuchen; ich muß ihnen doch zeigen, wie sehr ich ihre Aufmerksamkeit zu schätzen weiß; jetzt sind sie wieder weg und ich kann nun fortfahren." — „Wirklich," schloß mein Erzähler, „ergriff dann Swedenborg sofort auch den Faden seiner Rede ganz ruhig wieder."

Aus dem Umstande, daß im Jahr 1790 ein gewisser Auguſt Nordenſciold, übrigens ein Mann von feiner Weltbildung, der sich als schwedischer Gesandter in Hamburg viele Verdienste erwarb, Gustav III. ein Werk über die Gemeine des neuen Jerusalems dedicirte, hat man schließen wollen, der König selbst habe diese Sekte begünstigt. Nordenſciold verheißt in seinem Buche dem König, wenn er anders die Gemeine beſchütze, ganz ernstlich: sein Name werde, gleich dieser, bis zu den spätesten Nachkommen fortleben. Gustav that übrigens, indem er die Dedikation dieses Werkes annahm, weiter nichts, als daß er einen Beweis mehr von seiner Toleranz ablegte; sein persönlicher Glaube, weder fest noch bestimmt genug, war selbst denen, die ihn zunächst umgaben, ein Problem. Scherz über die christliche Religion duldete er übrigens nicht.

Dennoch war Gustav ein Freund des Wunderbaren und neigte sich sogar zum Aberglauben hin. Nicht nur ein künftiges Leben, sondern auch die Möglichkeit, schon im jetzigen in Verbindung mit den Kräften der Geisterwelt zu kommen, hielt er für erwiesen, und es ist unter andern gewiß, daß er mehrmals eine Wahrsagerin, Namens Arfwedſon, befragt hat. Gewiß ist es, daß ihm diese Frau noch vor seiner Reise nach Italien und vor 1782, also nicht etwa post factum, empfahl, sich vor rothen Kleidern in Acht zu nehmen, und daß der erste, der ihm in einem solchen begegnete, der nämliche Graf Ribbing war, der zehn Jahre später zu der Zahl seiner Mörder gehörte, und zu jener Zeit der vertrauten Verhältnisse wegen, in denen seine Mutter mit der Mutter des Monarchen stand, große Gunst bey Hofe genoß. Um indessen das Wunderbare dieser Begebenheit zu vermindern, ist es nöthig zu bemerken, daß der König damals auf den Grafen zuging, ihm erzählte, was ihm so eben gerathen worden sey, und sich stellte, als lache er darüber, daß jedoch seine Abneigung gegen diesen Günstling eigentlich von jenem Umstande herrührte, eine Abneigung, die ohne Wunder erklärt, wie Ribbing einer der erbittertsten Feinde Gustavs werden konnte. Die Furcht des Königs, rothen Kleidern zu begegnen, äußerte sich von dort an bey mehreren Gelegenheiten. Während seines Aufenthaltes in Rom will er einen Besuch im Vatikan abstatten. Zwey Kardinäle empfangen ihn. Er erschrickt bey ihrem Anblick, denn es fällt ihm ein, daß er den schützenden Talisman, den er beständig in einem Beutelchen von Atlas auf der Brust zu tragen pflegte, vergessen habe. Nun geht er auch keinen Schritt weiter, sondern schickt schnell einen seiner Vertrautesten, den Grafen Taube ab, das Schutzmittel zu holen, hängt es um, und nun erst schreitet er gefaßt vorwärts. Auf dem Rückwege nach seinem Hotel erfährt er, daß ein Reisender in rothem Rocke ihn dort erwarte. Neuer Schrecken! Der König beruhigte sich jedoch bald, als er in dem gefürchteten Reisenden den Grafen Axel Fersen erkannte, der damals Italien bereiste, und nach Rom gekommen war, dem König seine Aufwartung zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

(Fortsetzung.)

Demokritus, welcher 64 Jahre vor Plato geboren wurde, setzte, Plutarchs Zeugniß zufolge, eine vernünftige Seele in die Brust; den vernunftlosen Theil der Seele verbreitete er aber in dem ganzen Körper. Ihm schwebten bey letzterem offenbar diejenigen Erscheinungen des thierischen Lebens vor, die wir bewußtlose Reizbarkeit der Theile, organische Erregbarkeit, organische Lebens- und Bildungskraft des Körpers nennen. Noch heutigen Tages haben, nach Endlis äthiopischer Geschichte, die Habessinier ein philosophisches Buch, in der Geezsprache geschrieben. Nach diesem hat der Mensch zwey Seelen; die eine, die der Odem des Lebens ist, ging aus dem Munde Gottes aus und stirbt nie; die andere, die reizbar ist, besteht aus dem Blute des Körpers, ist aus den Elementen zusammengesetzt und sterblich; auf letztere bezieht sich das Mosaische Verbot, Blut zu essen.

Damit, daß die denkende Kraft im Menschen von der ihrer selbst unbewußten, ernährenden, fortpflanzenden und als blose Reizbarkeit, die auch in der willenlosen Pflanze auf angebrachte äußere Eindrücke zurückwirkt, sich äußernden Lebensthätigkeit geschieden wurde, dahnte sich der Weg zu unendlich wichtigen Fortschritten in der Weisheitslehre der Griechen, welche bey den Ebern derselben die Stelle der noch in Vielgötterey versunkenen Volksreligion vertrat. Es entwickelte sich nun die Idee der Unsterblichkeit der Seele als Hoffnung auf ein vollkommneres Leben jenseits. Zwar kannte auch Homer schon unmächtige Schatten der Unterwelt, aber sie mußten vorerst Blut trinken, ehe sie nur wieder wie gewöhnliche Menschen denken und sprechen konnten.

Die Hoffnung einer Fortdauer jenseits des Grabes wird zwar dem Menschen von demselben großen Urheber

Digitized by Google

der Schöpfung, der ihn auf unſerem kleinen Planeten als das vorzüglichſte Geſchöpf auftreten läßt, eben ſo unausſtilgbar mitgegeben, als ihm auf der andern Seite die gleichfalls keiner Erfahrung fähige angeborne Furcht vor dem Tode natürlich iſt. Aber der Menſch beachtet die ihm angebornen und darum nothwendig auch dort, wo überhaupt der Grund ſeiner Entſtehung iſt, begründeten Gefühle nur in dem Maaß, in welchem er ſie, die an ſich keine Sprache reden, in beſtimmte Bilder, faßliche Vernunftſchlüſſe und Wortformeln überſetzt. Er wird nur dann an ihrem Daſeyn zu zweifeln verlockt, wenn ſie von den vermeinten Weiſen widerſinnig oder auf eine, ſeinen übrigen Erfahrungen und ſeinen Denkgeſetzen widerſprechende Art ausgedrückt wurden, und nun ſolcher vernunftwidrige Ausdruck des natürlichen Gefühls ihm als wirkliche Kenntniß aufgedrungen werden will. Mit der bemerkten Trennung des Lebensgrundes in eine vernünftige Seele und in eine willenloſe, mit dem Körper verſchmolzene Lebenskraft konnte erſt der Gedanke an die Fortdauer des Geiſtes in einem Jenſeits ſich freyer von den Einwürfen machen, die ihm die tägliche Erfahrung vom Zerfallen und Vernichtetwerden eines früher lebenden, nun todten Körpers hätte entgegen halten können. Es hätte dieſer ſinnlichen Erfahrung zu ſehr widerſprochen, eine Seele für unzerſtörbar und als fortdauernd nach dem Tode anzunehmen, die mit dem Blute des Körpers und ſeinem blos thieriſchen Leben eins geweſen wäre. Darum kam auch in das ausgeſprochene Glaubensſyſtem der Juden ſo ſpät erſt das Dogma von der Unſterblichkeit; ihren Ausdruck ſucht man vergebens in den jüdiſchen Schriften des alten Teſtaments, welche vor der babyloniſchen Gefangenſchaft verfaßt wurden.

Daß aber der vernünftigen Seele wichtigſtes Hülfswerkzeug das Gehirn ſey, davon ahnete man lange gar nichts. Hätte es für die Juden gleiche Bedeutſamkeit wie das Blut gehabt, ſo wäre das Gehirn der Thiere zu ſpeiſen ihnen wohl auch verboten worden, was nicht der Fall iſt. Die Griechen ſahen es, dem Zeugniſſe Plutarchs zufolge, bey geſchlachteten Thieren als einen wegzuwerfenden Unrath an, den ſie zu ſpeiſen verabſcheuten. Ihre Sprache hat nicht einmal ein eigenes Wort für Hirn, ſondern nennt daſſelbe blos: das im Kopfe Befindliche (ενκεφαλον). Plutarch ſagt im 9ten Buche ſeiner Gaſtgeſpräche, Achilles habe den Agamemnon, um dieſen zu ſchimpfen, mit Hirn verglichen; doch findet ſich dieſe Stelle in den gegenwärtigen Ausgaben des Homers nicht mehr.

Wohl war der Kopf, wie aus den Schriften von Plato und Ariſtoteles erhellt, ſchon den Griechen der edelſte Theil des Körpers, gleichſam ein göttlicher Theil. Nicht aber weil er das Gehirn, ſondern weil er die höheren Sinnwerkzeuge enthält, das Auge, das nach ihren Begriffen das Licht nicht aufnahm, ſondern vielmehr ausſendete, das Ohr, das feinſte Empfindungswerkzeug für Harmonie, welche, in ausgedehnter, höherer Bedeutung genommen, von den griechiſchen Philoſophen beynahe zu einer ſelbſtſtändigen Gottheit erhoben wurde. Die Griechen konnten wohl bemerken, daß bey zu angeſtrengtem Nachdenken der Kopf, nicht aber die Bruſt einem wehe thue, daß bey einem eingenommenen Kopf das Denken ſchwer von Statten gehe, auch wenn der Athem dabey ungeſtört und der Herzſchlag natürlich bleibe. Naiv ſetzte, wie Plutarch bezeugt, ein ungefähr um die Zeit des Anfangs der alten alexandriniſchen Schule lebender griechiſcher Philoſoph, Strabo, die Seele vorne zwiſchen die Augbraunen, vermuthlich weil er, wenn nichts Kluges mehr heraus wollte, ſich die Stirne rieb. So wanderte endlich der denkende Theil der Seele bey den Griechen aus der Bruſt in den Kopf, aber noch nicht in das Hirn. Nur im Propheten Daniel finden ſich mehrere Stellen, wo nach der Bibelüberſetzung der Vulgata Träume und Geſichte im Schlafe beſtimmt dem Kopfe zugeſchrieben werden, es alſo ſcheinen könnte, daß weit früher, ſchon bey den ältern Juden, der Kopf der Sitz wenigſtens der träumenden Seele geweſen ſey; aber die gelehrteſten Theologen ſetzen die Entſtehung des Buches Daniel in das Zeitalter der Makkabäer, wo längſt ſchon griechiſche Waffen Vorder- und Mittelaſien erobert hatten und griechiſche Philoſophie mehr oder minder dort mit einheimiſcher in Berührung gekommen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortſetzung.)

Wer ein Gedicht wie das Nibelungenlied bearbeitet, wird immer genöthigt ſeyn, die Charaktere und Vorfälle im Ganzen zu laſſen, wie er ſie vorfindet. Weſentliche Veränderungen, ohne Veränderung der ganzen innerlichen Grundlage des Gedichts, bringen Widerſprüche herein, die unlösbar bleiben. Dieß Schickſal hat Herrn Raupach betroffen. Die erſte Art und Weiſe, wie er ſeiner Zeit das vorliegende Gedicht angetrignet hat, liegt in folgendem: Wir können die graue Vorzeit vergangenheit, deren ſanfte und grauſame Züge dieß Gedicht wies derſpiegelt, nicht ohne Reflexion betrachten; ſie bleibt uns zu fern, unſer Geiſt iſt ihr fremd, und nur durch mannigfaches Hin- und Herdenken können wir uns mit ihr verſöhnen; wer unmittelbar ſein eigenes Gemüth in dieſem Gedichte wiederfindet, hat ein verkehrtes Gemüth. Daß Herr Raupach nicht ohne verſtändige, allgemeine Reflexionen an dieſes Lied werde gegangen ſeyn, ließ ſich um ſo eher vermuthen, da ſeine Poeſie überhaupt arbeitsweiſe in Ueberſetzung allgemeiner Reflexionen in Verſe und Perſonen beſteht. Er hat aus dem Gedicht ſich eine allgemeine Bedeutung herausgeholt, und hat geſunden, daß es einen wilden, barbariſchen Zuſtand ſchildere, der trotz ſeiner Silberblicke von ſittlicher Gatten- und Dienerreue.

Digitized by Google

zarter Liebe, treuster Mimme, sich durch seine eigene Wildheit zu Grunde richte. Diese Reflexionen schweben über dem Gedicht gleichsam als Chorus, der bey Siefrid Tod größtentheils dem Volcher, am Schlusse, so viel wir uns erinnern, dem Dietrich von Bern in den Mund gelegt ist. Hagen, der ganz nur aus Herrn Raupachs Reflexion hervorgegangen ist, spielt in Betreff auf seine Thaten selber den Chor. Das Widersprechende der Bearbeitung zeigt sich nun darin, daß Herr Raupach die Hauptpersonen, Chriemhilden, Siefrid, Gunther und Hagen zu uns hinaufgehoben, ihnen weitere Bildung, mannigfacheren Inhalt gegeben, und sie überdann so ausgestattet hat, daß wir sie für Unsersgleichen in mittelaltriger Kleidung anerkennen dürfen, während dennoch der Ausgang derselben wie im Nibelungenliede bleibt. Die Barbarey ist diesen Gestalten entnommen, und dennoch trifft sie das Schicksal dieser Barborey. Sie sollen als ein wildes Geschlecht untergehen, ein besseres soll emporblühen. Dieß Schicksal, welches nur auf Brunhildens Haupt seine Blitze schleudern sollte, da sie die einzige Wilde, Megäre und Barbarin ist, verderbt das ganze Geschlecht, das wir so gern erhalten sähen. Dieser Widerspruch tritt am deutlichsten im Charakter Chriemhildens hervor. Wie mild, zart, treusch, unschuldig, lieblich, freundlich, heiter und liebevoll schildert sie das Nibelungenlied vor Siefrids Tode; zu welcher grausamen, schonungslos wilden Bärin wird sie in Eyels Lager; ihr ganzes Volk opfert sie dem Verderben, die Brüder läßt sie in der Schlacht und im Kerker tödten; den Hagen ermordet sie selber. Solche Chriemhild konnte Herr Raupach uns nicht vorführen. Er läßt ihr durchweg den milden, sittlichen Charakter, stattet sie mit allen Zügen der Liebe und Treue, der Reinheit, Heiterkeit, die ihm zu Gebote standen, aus, und sucht alles hervor, sie unseren heutigen Vorstellungen eines liebenswerthen Weibes des entsprechen zu lassen. Nur als sie aufs Aeußerste getrieben ist, überläßt sie sich eine kurze Stunde hindurch dem Gefühl der Rache, die sie mit Etzel verabredet. Je näher sie unserem heutigen Gefühl gebracht war, desto mehr verliert diese plötzliche Maßlosigkeit, diese augenblickliche Nibelungenliedswildheit, aber im fünften Akt verrent sie auch sogleich ihr Vorhaben, steht auf ihren Knieen: Etzel möge die wilden Rathschläge nicht befolgen, nicht aufbrechen, es sey zu ihr Bruder, ihr Volk, das er schlachten wolle. Dieß Flehen kommt zu spät; Etzel, der Barbar, ist unerbittlich. Sie ist nicht die Barbarin, sie hat sich nur dem Barbaren übergeben, indem sie einen kurzen Augenblick hindurch auf die Stimme der ihrem edlen Innern fremden Wuth gehört hatte. Wie hiedurch der ganze Sinn des Endes zu einer durchaus schiefen Stellung verrückt wird, ist leicht zu fassen. Siefrid erscheint von Anfang bis zu seinem Tode als eine gelungene Theaterfaßt. Naiv, bieder, fröhlich, voll Kraft, Innigkeit, Derbheit und Treue, weiß er sich in allen Scenen unsere Liebe zu erwerben. Aber auch er ist weit davon entfernt, der Siefrid des Nibelungenliedes zu seyn; Gby in seiner Jugend thörnt so gefällt, gesprochen und gebandelt haben. Barbarisches, von dem sich der Nibelungendeld (man gedenke der Bärenjagd vor seinem Tode) nicht frey machen kann, ist bey Herrn Raupachs Siefrid nicht zu finden. Wir können seinen durchaus grundlosen Tod nur beklagen, der nicht etwa aus dem Haße Hagens, aus Begier nach Siefrids Gold, oder aus Wildheit überhaupt hervorgeht, sondern aus einem gebildeten Hagenschen Raisonnement und Pflichtgefühl, dem der edle Dienstmann ungern folgt. Denn Hagen ist bey Herrn Raupach nichts als das Wort Treue zu einem mittelaltrigen Lebensmann personificirt, der wie ein ächter Ultra immer noch royalistischer als der König ist, alles besser weiß, sich immer opfern will, für alles Ungeheuere, was er thut, stets die fadistischen Gründe hat, vor allem fortwährend seine Treue im Munde führt, und was er thut stets als nothwendig zu schildern bemüht ist, wie einer, der eine Lüge immer wieder von Neuem wiederholt, bis er und andere sie glauben. Auch von dieser Gestalt ist alle Barbarey abgestreift. Gunther endlich, der König, ist so schwankend und im Ganzen unbedeutend wie im Nibelungenliede, doch gleichmäßig wie die bisher genannten Personen unserer heutigen Bildung näher gebracht. Frau Uten und die Brüder Gunthers, den wackern Gernot und den freundlichen, wohlgesinnten Giselher hat Herr Raupach mit Recht nicht mit in sein Gedicht eintreten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

München.

(Beschluß.)

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madame Fries hat diese Rolle gespielt wie sie gespielt werden muß, sie hat den rauschenden Beyfall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Mad. Georgi. Ihre Kostumirung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimem Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschwornen die Nachtbesuche ausbittet, ward uns so tief unheimlich zu Muthe wie damals in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Kagenbrüggin, abentheurlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkatzen und Hofkatzen sitzt, und halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläuftiger über Herrn Beers neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Stelle derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den und der Dichter bereitet. An der freymüthigen Bearbeitung, die sein Werk bey uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beyträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die Besten haben oft ihre besseren Meynungen gewechselt, aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen. denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgebracht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, eben so wie der Paria und der Struensee, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist als der große Apollo und all die andern mediatisirten Götter des Olymps, wir sprechen vom Gotte der Freyheit.

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. April 1828.

Der rothe Morgen muß verbleichen,
Verliebet, ob der Rosen hier.
Und küssend lässet er auf ihr
Der süßen Küsse feuchte Zeichen.
G. A. Wekherlin.

Der Thautropfen.

Aus des reinen Aethers Fernen
Sink' ich in verschwieg'ner Nacht
Bey dem Glanz von tausend Sternen
Auf des Frühlings Blumenpracht.
Zu der zarten Knospen Schooße
Eil' ich freudezitternd hin,
Küsse mir die junge Rose,
Süßer Düfte Spenderin.

Fühlt sie nicht bey meinem Nahen,
Obwohl bebend, neues Glück,
Schlagt, den Fremdling zu empfahen,
Ihre Schleyer sanft zurück?
In der Düfte hell'ger Quelle
Brech' ich kühn die Bahn hinab,
Werfe meine kleine Welle
In das weiche Blättergrab.

Und die Knospe, mich umschlingend,
Wiegt sich in der reinen Luft,
Mildes Licht der Sterne, dringend
In die halbverschloss'ne Gruft,
Blinkt auf meinem Perlenspiegel,
Bis der Morgenschimmer lacht
Um die waldbedeckten Hügel,
Und der Lärm der Welt erwacht.

Wie der erste Blick der Sonne
Grüßend schwebt zu mir herein,
Glänz' ich hochverklärt in Wonne
In der Farben goldnem Schein;

Doch bald fühl' ich Todeswehen,
Denn mich drückt der Flammenstrahl,
Und von Augen ungesehen
Flieh' ich aus dem Blumenthal.

Schöner blühet jetzt die Rose
Auf durch meines Zauders Macht,
Bis der Sonne wolkenlose
Gluten beugen ihre Pracht;
Doch sobald der Lichtball nieder
Sinkt, entrücket der Blumenau,
Hebt sie leis' ihr Köpfchen wieder,
Lechzend nach dem Tropfen Thau.

W. v. Breitschwert.

Erinnerung an Schweden unter Gustav III. und Gustav IV.

(Beschluß.)

In Stockholm lebte ein Finnländer, Namens Biörnramm, als Beamter; diesem einfachen, bescheidenen, mit den Naturwissenschaften ganz unbekannten Mann wurden die seltsamsten Talente zugeschrieben, und sonst gar nicht leichtgläubige Personen glaubten an seine Wundergabe; namentlich öffnete er festverschlossene Thüren ohne ein anderes Instrument als ein hölzernes Stäbchen, er konnte willkührlich Lufterscheinungen hervorbringen und allerley Gestalten erscheinen lassen. Der König hatte von dem sonderbaren Manne gehört, dem seine Celebrität selbst lästig

Digitized by Google

gewesen seyn soll, und bekam Lust eine Probe seines Talents zu sehen. Björnramm wurde Nachts in eine alte Kirche in der Nähe des Schlosses Gripsholm gebracht, und hier ließ er vor dem König und fünf Hofleuten eine Gestalt erscheinen, die einer nach dem andern mit denselben Gesichtszügen, aber jeder in einer andern Stellung sah. Ganz Stockholm sprach damals von dieser Geschichte und rief: Sogno o son desto? In den höchsten Cirkeln meinte man mit geheimnißvoller Miene, das Weglängnen wie das Daranglauben habe gleichgroße Schwierigkeiten.

Es scheint indessen, als datire sich das Mirakelwesen und der Glaube daran in Schweden schon von längerer Zeit her. Die erste und zwar sehr auffallende Spur davon ist jene Vision Karls XI., die ihm das traurige Schicksal seines sechsten Nachfolgers offenbart haben soll. Betrug oder nicht, so viel ist gewiß, sie geht der angekündigten Begebenheit weit voraus und ich habe das in schwedischer Sprache abgefaßte Protokoll gelesen, das unter jenem eben für keinen Visionär geltenden König über die sonderbare Erscheinung, deren Zeuge er gewesen seyn soll, aufgenommen worden ist. Seit langer Zeit nur von wenigen Personen gekannt, erregte dieses in seiner Art ganz eigene Aktenstück zu Anfang der Regierung Gustavs IV. allgemeines Aufsehen. Der junge Monarch, zu schwermüthigen Gedanken geneigt, und überzeugt, er sey unter einem unglücklichen Gestirn geboren, sah in dieser Vision eine Prophezeihung, die er zu erfüllen bestimmt sey, und sehr Viele theilten unverholen seine Unruhe darüber. Der Inhalt dieser Vision und Gustavs IV. Schicksal sind bekannt genug, daß wir hier davon schweigen können.

Dagegen muß ich eines andern Gesichts aus späterer Zeit erwähnen. Die Geschichte ereignete sich während meines Aufenthalts in Schweden und ist, weil sie jünger ist, noch weit authentischer als jene. Am Faktum wenigstens zweifelte zu meiner Zeit kein Mensch in Stockholm.

Der Erbprinz von Baden und seine Gemahlin nebst einigen ihrer Kinder hatten einen Besuch bey der Kaiserin von Rußland abgestattet, und sodann einige Zeit bey ihren königlichen Kindern in Stockholm zugebracht, wo sie mit rührender Herzlichkeit empfangen worden waren. König und Königin hätten sie gern auf längere Zeit bey sich behalten, aber die Jahrszeit rückte vor und die badenschen Herrschaften eilten, noch vor Einbruch des Winters in ihre Staaten zurückzukehren; sie entschlossen sich indessen noch vierzehn Tage in Gripsholm zuzubringen, und man begab sich zu Anfang Decembers 1801 dahin.

Die vierzehn Tage waren eine Reihe von Ergötzlichkeiten. Beyde Familien schienen die schmerzlichen Gedanken an die bevorstehende Trennung übertäuben zu wollen. Eines Abends, es war der vorletzte vor der unglücklichen Abreise, und man saß noch an der Mittagstafel, die sich unter Ergüssen der reinsten Freude und gemüthlichsten Vertraulichkeit ungewöhnlich verlängerte, und wo nichts zu traurigen Ahnungen stimmen konnte, an diesem Abend also unterhielt sich der Hofkavalier Graf v. F....., ein Mann von der fröhlichsten Laune, mit seiner liebenswürdigen Tischnachbarin, der Gräfin v. G.. Ihnen saß gegenüber sitzt, mit dem heitersten Gesicht, der Erbprinz von Baden. Plötzlich stockt Graf F. in seinem Gespräch und erbleicht. „Was ist Ihnen?“ sagt die Gräfin, der das auffällt. „Nichts, gar nichts!“ entgegnet der Graf ausweichend. „Um Gotteswillen, reden Sie! die schnelle Veränderung Ihrer Farbe, Ihr Stocken, das alles ist nicht natürlich.“ Auf weiteres Dringen der Gräfin gibt endlich der Graf nach, und sagt: „Sie sehen doch hier vor uns den Erbprinzen von Baden in seiner Uniform, blau mit roth? Nun, eben wie ich den Blick da hinunter, nach jener Thüre wende, sehe ich den Prinzen zu derselben Thüre hereintreten in seiner andern Uniform, grün mit gelb. Er sah bleich und matt aus, fiel nieder und verschwand. Täuschung war das nicht; mit Ihnen beschäftigt, habe ich in jenem Augenblicke gewiß nicht an den Erbprinzen gedacht. Ich halte vielleicht eben nicht mehr auf Ahnungen als Sie, aber ich wollte darauf wetten, wir verlieren den guten Prinzen bald.“ Die Gräfin erschrack; daß der Graf nicht scherzte, war nur zu sichtbar. Beyde blieben, so lange die Tafel noch dauerte, meist in Schweigen versunken, und gaben sich beym Aufstehen gegenseitig das Versprechen, vor der Hand mit Niemanden, wers auch sey, von der ganzen Sache zu sprechen. Leider blieben sie nur kurze Zeit an dieses Versprechen gebunden! Nach zwey Tagen reiste der Erbprinz von Gripsholm ab nach Arboga. Der geschickteste Kutscher des Hofes führte ihn. Unterwegs ist Glatteis, die Pferde gleiten aus, der Kutscher will ihnen mit Peitschenhieben wieder aufhelfen; sie werfen sich auf die Seite, und der Wagen stürzt in den Graben. Dieser Sturz zog dem unglücklichen Prinzen einen Schlagfluß zu, den, Korpulenz und lebhafte Gesichtsfarbe etwa ausgenommen, früher kein Symptom wahrscheinlich machte.

Sobald die Nachricht von diesem Vorfall nach Gripsholm gelangte, wollten beyde Majestäten nach Arboga. Graf F., dafür haltend, daß nun wohl der Augenblick gekommen sey, wo er jene Uebereinkunft mit der Gräfin G. brechen dürfe, geht zum König und sagt: „Ersparen sich Ew. Majestät den Schmerz und den Jammer dieser Reise; die letzte Stunde des Prinzen hat geschlagen.“ Nun erzählt er dem König, was ihm zwey Tage zuvor begegnet ist. Dennoch bleibt es bey der Abreise; König und Königin fliegen nach Arboga, kommen aber demungeachtet zu spät, der Prinz hatte seinen letzten Seufzer bereits ausgehaucht.

Digitized by Google

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit des Gehirns als nähern Seelenorgans scheint egyptischen Ursprungs und erst von dort aus den Griechen bekannt worden zu seyn. Doch dürfte diese Entdeckung auch in Egypten erst in spätere Zeit fallen, weil in den ältern Schriften der Juden gar kein Bezug darauf vorkommt, und weil die alten Egyptier selbst, welche auf Erhaltung der Leichname ihrer Verwandten so außerordentliche Mühe verwandten, nach Herodots Zeugniß sich nicht scheuten, häufig bey ihrer Mumienbereitung mit einem krummen Eisen den Schädel durch die Nase aufzubrechen und das Gehirn herauszuholen, das dabey keiner Aufbewahrung mehr fähig bleiben konnte. Ihnen mußte aber zuerst auffallen, was den Griechen, die aus Scheu vor den Todten noch bis zu Aristoteles Zeiten keine menschlichen Leichname zergliederten, verborgen blieben konnte, daß das Gehirn des Menschen so unverhältnißmäßig groß sey, oft den fünfzigsten Theil des Gewichtes seines Körpers übertreffe, während bey den geopferten Rindern das Gehirn kaum den achthundertsten Theil des Ganzen betrage.

Zwar mußte bald jenes Volk wahrnehmen, daß beträchtliche Hirnverletzungen tödtlich seyen, und schon zur Zeit der Richter wußte Jael, das Weib des Keniters Heber, daß wenn sie dem Kananiter Feldhauptmann Sissera einen Zeltnagel durch das Hirn schlage, er sogleich davon betäubt werden und sterben würde; auch läßt Homer schon den Cyklopen Polyphemus die Gefährten des Ulysses dadurch tödten, daß er sie gegen die Erde schleuderte, bis sie ihr Hirn verspritzten. Aber weiter als ungefähr dieses wußte 400 Jahre nach Homer selbst der große griechische Arzt Hippokrates, der 366 Jahre vor Christi Geburt starb, vom Gehirne des Menschen noch nicht. In keiner seiner ächten Schriften kommt etwas Weiteres davon vor, als daß ein Mensch sterben müsse, dem das Gehirn zerschnitten werde. In seinem mit Recht auch jetzt noch geschätzten Werke von der Luft, dem Wasser und den Himmelsstrichen meint er sogar, das Gehirn löse sich im Frühjahr in den Schleim der Schnupfen und Katarrhe auf und reinige sich durch diese, kalte Winde dagegen verdichten es. Er hat sogar eine eigene Schrift über die Kopfwunden geschrieben, und doch beschäftigt ihn in ihr blos der Schaden, den die Schädeltheilen dabey erleiden, denn nur oberflächlich berührt er einmal, daß bey den Schädelwunden auch die Verletzung des Gehirns gefährlich sey.

Nach Diodor von Sicilien schöpfte Pythagoras, der 580 Jahre vor Christus geboren wurde, seine Kenntnisse aus den heiligen Büchern der egyptischen Priester; nach Plutarch war er der erste griechische Philosoph, der die denkende Seele in den Kopf setzte; ihre untern, sterblichen Kräfte wurden aber auch bey ihm noch vom Blute ernährt. Einer unächten Galenischen Schrift zufolge versetzte ein Schüler des Pythagoras, Alkmäon, bestimmt schon die vernünftige Seele in das Hirn selbst; Aristoteles führt an, die Unsterblichkeit der Seele sey von diesem Alkmäon zugleich behauptet worden. So weiß nun auch Plato, der anderthalb hundert Jahre nach Pythagoras lebte, und welcher, so viel von den Lehren des letztern noch bis zu uns gekommen ist, in so mancher Hinsicht ein Pythagoräer genannt werden könnte, dem unsterblichen, bey ihm schon göttlichen Antheil der Seele, dem, der denkend seiner sich selbst bewußt ist, im Hirne seinen Wohnsitz an. Dieses göttlichen Antheils der Seele wegen hat Gott nach dem Bilde des Weltalls den Kopf rund geschaffen, darum auch ist der Kopf der heiligste und den übrigen gebietende Theil des menschlichen Körpers. Die Untergötter schufen zuerst das Mark und bildeten das Hirn rund, in welches nun, wie in einen Acker, der göttliche Saamen, die denkende Seele zu säen war. Dort ist sie in diesem Leben durch Bande wie durch Nägel befestigt. Der sterbliche, unvernünftige Theil der Seele aber hat nach Plato nur noch zum Theile, so weit in ihm eine männliche, muthige Parthie ist, den alten Sitz im Herzen, als der Quelle aller Blutadern; das Herz wird beständig von den, die äußere Luft und einen Theil des Getränkes zu sich nehmenden Lungen abgekühlt. Der begehrliche Theil der unvernünftigen Seele, der auch zugleich Zukünftiges vorhersagt, das also, was wir magnetisches Hellsehen nennen, hat nach Plato seinen Sitz im Bauche, namentlich in der Leber. Aber auch die alten Egyptier waren schon den ihrem Einbalsamiren die Eingeweide, als Ursache der Sünden des Verstorbenen, in den Nil, und selbst in unsern bildlichen Ermahnungen, das Fleisch zu kreuzigen und zu tödten, zeigt sich noch ein Sprachüberrest der alten Theorie von einem unvernünftigen, mit dem Körper verbundenen und mit ihm zu Grunde gehenden Theil der Seele. Auch fragt der Deutsche noch ganz übereinstimmend mit Platos System, wer hat das Herz, dieses oder jenes zu unternehmen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Gedanke

bey der Grundsteinlegung zu Dürers Denkmal.

Ein Monument wollt ihr dem Manne bauen,
Deß hoher Ruhm Jahrhunderte erfüllt,
In kalter Form wollt ihr die Züge schauen,
Indeß der Geist in Lebensfrische quillt?
Verlorne Zeit, vergebliches Bemühen,
Sein Name lebt, so lang die Künste blühen!

Digitized by Google

Nein, was wir bauen, ist der eignen Ehre,
Der Dankbarkeit geheiligter Altar;
Dem späten Enkel bringe es die Lehre,
Daß Nürnberg groß und Dürers Wiege war;
In Künstlers Brust belebe, was wir bauen,
Den hohen Muth, das fröhliche Vertrauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Für die Journalistik hat die Absetzung des alten Ministeriums und die Abschaffung ihrer jesuitischen Censur den Vortheil gehabt, daß sie sich nunmehr frey entwickeln kann, und eine Ausdehnung gewinnt, die ihr bisher fehlte. Man wünschte schon lange in Frankreich Zeitschriften wie das London Quarterly Review und das Edinburgh Review; dieses Bedürfniß war seit der Erscheinung der Revue Britannique, welche die besten Aufsätze aus jenen beyden Zeitschriften in französischen Uebersetzungen liefert, deutlich eingesehen worden; hat Frankreich nicht so gut als England nöthig, über Landes- und Welt angelegenheiten freye Erörterungen anzustellen, dieselben nach freysinnigen Grundsätzen zu beleuchten? Noch andere Gründe bewogen zum Unternehmen solcher Zeitschriften. Die Tagesblätter sind zu sehr mit den Begebenheiten des vorübergehenden Augenblicks beschäftigt, als daß sie sich oft in allgemeine Erörterungen einlassen könnten. Literarische Beurtheilungen und Kritiken sind auch in den meisten Tagesblättern verbannt, weil es dazu an Raum gebricht. Auch pflegen in Frankreich die literarischen Kritiken von den Verfassern unterzeichnet, zu werden, welches oft die Folge hat daß die Kritiker sich nicht frey aussprechen können, weil sie mit den Verfassern der beurtheilten Schriften leicht in Berührung gerathen. Man hat also gedacht, wenn man nach englischer Weise Zeitschriften herausgäbe, worin Raum zu weitläuftigen Erörterungen vorhanden ist, und deren Aufsätze von keinem der Verfasser unterzeichnet würden, so würde man dadurch einen Uebelstand der periodischen Literatur in Frankreich abhelfen. Es sind demnach mit dem Beginne dieses Jahres zwey neue Institute in Paris entstanden, eine Revue trimestrielle und eine Revue française, wovon die erste vierteljährig und die zweyte alle zwey Monate fortgesetzt werden soll. Die Namen der Verfasser haben freylich nicht verschwiegen bleiben können; man wußte schon längst, daß die Revue trimestrielle von Buchon, die Revue française von Guizot werde herausgegeben werden. Von letzterer wurden sogar, als das erste Heft erschienen war, die Verfasser der vorzüglichsten Aufsätze im Journal des Débats genannt; vermuthlich haben sie die Maske selbst bald abgeworfen, da sie an das Tragen derselben nicht gewohnt waren. Beyde Zeitschriften werden in einem völlig mashängigen, freysinnigen Geiste abgefaßt, und vermehren also noch die Zahl der liberalen Zeitschriften in Paris, die jetzt bey weitem diejenige der Oppositionsblätter überwiegen, zumal da das Ministerium keines der letzten mehr bestoht. Es zeugt von dem allgemeinen liberalen Geiste der Pariser, daß jetzt Oppositionsblätter so mühsam emporkommen; die wenigen vorhandenen sind dafür aber auch desto wüthender; wenn sie von spanischen Inquisitoren abgefaßt würden, könnten sie nicht ärger seyn. Schmähungen und Ausrufungszeichen werden in denselben verschwenderisch angebracht; die Worte Revolution, Revolutionäre, Verschwörung gegen Thron und Altar u. dgl. kommen in jedem Absatze vor; wer nach diesen wüthenden Blättern Frankreich beurtheilen wollte, würde es eher für eine Räuberhöhle als für eine große, gebildete Nation halten. Natürlich geht, nach der Meynung jener Oppositionen, jetzt alles drunter und drüber, weil sie nicht mehr gehört werden, und ihre Congregation nicht mehr ihre Geisel über eine gebeugte Nation schwingen kann. Das erste Heft der Revue trimestrielle beginnt mit einem merkwürdigen Aufsatze über die von der segenannten katholischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher in Paris bereits ausgegebenen Schriften. Mehrere dieser Schriften werden untersucht, und es ergibt sich aus dieser Untersuchung, daß die vorgeblichen guten Bücher, deren Vertheilung der Gesellschaft so sehr am Herzen liegt, das abgeschmackteste Zeug enthalten, was aus den Mönchsgehirnen der vorigen Jahrhunderte hervorgegangen ist. Unter andern befindet sich ein ecelhaftes Buch darunter, Vie de Marie Angelique de la Providence, von Abbé Boudon. Dieses heilige, oder für heilig ausgegebene Mädchen soll allzusehr der Reinlichkeit beflissen gewesen seyn, und es daher aus lauter Frömmigkeit und Andacht dahin gebracht haben, daß sie die allerekelhaftesten und stinkigsten Dinge liebte und verrichtete, und ihren Hang zur Reinlichkeit und Ordnung gänzlich erstickte; solch ein Wesen wird der Jugend als ein Muster angepriesen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Resultat unserer kurzen Charakteristik wäre nun also, daß der Dichter das Wilde, Grausame, Ungeschlachte, die Barbarey, die allen Nibelungenrecken und Weibern mehr oder weniger anklebt, und durch welche das ganze Gedicht untersteht, durchaus von den bisher genannten Gestalten entfernt hat. Sie haben die Barbarey nicht in sich, sondern nehmen sie von außen auf, verpflanzen sie in ihre Mitte und gehen dadurch unter. Die einzigen Barbaren nämlich des Gedichtes, welche auch nicht einen Zug der Milde, der Zartheit, Bildung, des Edelmuths, der Sittlichkeit haben, sondern sich nur als wild und wüst zeigen, sind Brunhilde und Etzel, obgleich sie im Epos gerade am wenigsten in dieser Qualität hervortreten, denn Brunhilden schildert das Lied nach Verlaufung des Gürtels zahm wie andere Weiber; nach dem Zank mit Chriemhilde gährt sie nicht etwa wild auf und fordert Siefrids Tod, sondern beklagt still die erlittene Schmach, sie weint nur und sagt dem Könige, er solle ihrer Liebe sich nicht wieder erfreuen, wenn er sie nicht zu Ehren brächte. Wie anders ist dagegen Herrn Rauschach Brunhild! Ein schlechthin verwahrloster Charakter; alle niedrigen, unweiblichen Leidenschaften sind zusammengehäuft; Geiz, Herrschsucht, Neid, Bosheit, Grausamkeit, und zwar alles im Uebermaß bis zum Ekel verzerrt, durchaus widrig. Sie ist nicht mehr die stolze Jungfrau, welche sich nur dem stärksten Helden, der sie zu bezwingen weiß, ergeben will, und nach diesem Siege in die Bahn jedes andern Ehe weibes tritt, sondern sie bleibt nach wie vor das wilde, barbarische Weib, welches durch ihre schlechten Leidenschaften Tod und Verderben über das ganze Land bringt. Der zweyte Barbar ist Etzel, eine höchst öde Gestalt, wie sie Herr Rauschach besonders liebt, ein Mongole, der sich die Geißel Gottes nennt, und nicht eher zufrieden ist, ehe er nicht alles um sich her im Blute schwimmend und todtgeschlagen sieht. Sonderbar ist es, daß das Nibelungenlied von solchem Attila nicht ein Wort weiß, da dieses wilde Geschlecht die Geißel Gottes, um welche es Noth thut, in sich selber, in Chriemhilden findet, während Herr Rauyach dagegen, für dessen Barbaren, wie sie vor uns stehen, gar keine solche Geißel erfordert wird, sich recht absichtlich die herkömmliche verschreibt, und sich in diesem Haupte puncte gerade seinem Vorbilde ungeheu zeigt. Noch sonderbarer ist es, daß ihm hauptsächlich diese falsche Veränderung als ein geistreicher Zug von Vielen sehr hoch ist angerechnet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. April 1828.

Ach, könnte doch ein Mensch auf einer Warte stehen,
Und über dieses Reich die Augen lassen gehen;
Was Schein, was Aenderung doch würde diese Zeit
Ihm zeigen gegen der, die erst war weit und breit,
Da Krieg zu fürchten sind!

Martin Opitz.

Die Moldau und die Wallachey.

Die folgende Skizze der beyden Fürstenthümer, welche zunächst zum Schauplatz der Begebenheiten im Osten bestimmt scheinen, ist der Histoire de la Grèce depuis la chute de l'empire d'Orient von Jacovaky Rizo entlehnt. Der Verfasser, der sich schon durch mehrere Schriften bekannt gemacht hat, war früher Groß-Postelnik des Fürsten Caradja und befindet sich jetzt bey dem Gouverneur von Griechenland, dem Grafen Capo d'Jstrias.

Die Moldau und die Wallachey unterwarfen sich im fünfzehnten Jahrhundert der ottomannischen Pforte. In Folge der betreffenden Kapitulation wurden sie von eingebornen Hospodaren regiert, welchen die Firmans der Pforte den Titel Woywoden oder Fürsten ertheilten. Geschmeichelt von der freywilligen Unterwerfung der Fürstenthümer, bewilligte die Pforte den Hospodaren bedeutende Vorrechte; sie hatten den Rang vor den Bassas von drey Roßschweifen und standen gleich dem Vicekönig von Bagdad. Bey ihrer Ernennung erhielten sie eine feverliche Audienz bey dem Sultan, pflanzten drey Schweife vor dem Thore ihres Pallastes auf und trugen bey feverlichen Gelegenheiten eine Art Ehrenpelz, Cavanitza genannt, den kein Bassa, sondern blos der Vicekönig von Bagdad und die Khans der Krimm tragen durften. Aber alle diese und andere Vorrechte betrafen allein die Bojaren oder Herrn; das Volk in den Fürstenthümern war im strengsten Sinne Sklave der letztern. Indessen gaben die ewigen Zwiste unter den vornehmsten Bojaren der Pforte bald Gelegenheit, einen Theil der verliehenen Vorrechte wieder an sich zu ziehen. Abhängig von der Laune der Sultane, beherrscht von festen Plätzen an der Donau und auf ihrem eigenen Gebiete, wurden die unglücklichen Provinzen bald die Beute eines Trosses von Räubern. Ein frimmischer Khan, ein tartarischer Mizza, ein Bassa in einer der Festungen konnte auf eine Eingabe ränkesüchtiger Bojaren, ja auf eine bloße Verläumdung hin den Hospodar absetzen, ja ums Leben bringen. Die Minister der Pforte theilten dann entweder die Güter des Gefallenen und die Bestechung seines Nachfolgers mit den Angebern, oder behielten Alles für sich allein.

Im Jahr 1716 gelang es dem Pforten-Dragoman Nikolas Maurokordato Hospodar zu werden, und er war der erste Grieche, der sich zu dieser Würde emporschwang. Die dichte Finsterniß lag auf den Fürstenthümern, keine Spur von Industrie, von Handel, von Civilisation überhaupt; neun Zehntheile des Landes lagen brach. Die griechischen Hospodare civilisirten das Land; gleich der erste errichtete eine Druckerey und eine Schule, wo man Slavonisch, Altgriechisch und Lateinisch lehrte. Sein Bruder, Konstantin Maurokordato, befreyte die wallachischen Bauern von der drückendsten Leibeigenschaft, die je bestand, und führte den türkischen Weizen ein, der jetzt fast ihre einzige Nahrung ist. Die folgenden griechischen Hospodare leisteten der Nation auch große Dienste, sie ließen die Bibel und die Liturgien der griechischen Kirche in den Landesdialekt

Digitized by Google

übersetzen. Die Hospodare Alexander Ypsilanty, Ghika, Callimachy, Caradja wurden die Gesetzgeber des Landes, und noch gelten die Gesetzbücher, welche diese Fürsten drucken ließen. Trotz den Mitteln, welche den griechischen Hospodaren zu Gebot standen, um die Kabalen ihrer Nebenbuhler zu nichte zu machen, unterlagen sie doch häufig denselben und mußten, namentlich seit den unglücklichen Kriegen mit Rußland und Oesterreich, in beständiger Furcht leben. Die Klage auf Hochverrath, auf Einverständniß mit Rußland oder Oesterreich war in den Händen des Großveziers oder des Günstlings des Sultans eine unfehlbare Waffe gegen sie, ja sie starben selten natürlichen Todes. Durch die Verträge von Cainardja, Jassy und Bucharest kamen die Fürstenthümer unter russischen Schutz; wenn sie dadurch auch dem Einflusse der Khans, der tartarischen Sultans von Budjak und Carachan, der Paschas von Ismailow, Bender u. s. w. entzogen wurden, so blieben sie doch den Placereyen der Besatzungen der Donaufestungen und besonders dem Schwarm privilegirter türkischer Aufkäufer ausgesetzt, die den Alleinhandel mit allen Früchten, welche das Land hervorbringt, an sich gerissen hatten. Der Schutz Rußlands und die Wachsamkeit seiner Konsuls vermochten diese Mißbräuche und die ewige Verletzung des Vertrags, nach welchem ein Hospodar sieben Jahre im Amt bleiben und in dieser Zeit unverletzlich seyn sollte, nicht zu verhindern. — Aber von allen Uebeln, die noch auf den Fürstenthümern lasten, ist das drückendste der Ueberrest der Feudalrechte, den Konstantin Maurocordatos menschenfreundlicher Sinn nicht wegräumen konnte. Diese Last besteht in willkührlichen Frohnen, welche die Bauern den Grundeigenthümern leisten müssen. Diese Frohnen sollen blos elf Tage jährlich geleistet werden, aber die Herrn wußten sie mißbrauchsweise auf vierzig, fünfzig und mehr Tage zu steigern, so daß die armen Bauern ihr Land nicht bauen können. Außerdem bestehen noch eine Menge Privilegien, wodurch die Last der Abgaben ganz auf die Bauern fällt. — Jeder Fanariote, der die orientalischen Sprachen und das Französische hinlänglich verstand, um Pfortendragoman zu werden, hatte Anspruch auf die Hospodarswürde, und diese Menge von Bewerbern wurde einerseits den Hospodaren selbst verderblich, andernseits hatte sie großen Einfluß auf das Schicksal der Fürstenthümer. Die Ypsilanty, Caradja u. s. w. waren, ehe sie Fürsten wurden, Großdragomans oder erste Minister der Hospodare; die Pforte so wie die Griechen und Wallachen gaben den Titel Fürst blos den Hospodaren selbst; ihre Kinder hießen Bey-zades, Fürstenkinder, aber auf ihre Enkel ging der Titel nie über, diese waren bloße Bojaren. — So vorübergehend auch die Herrschaft der Hospodare war, so dienten doch die Fürstenthümer sämmtlichen anderswo von den Türken verfolgten Griechen zum Zufluchtsort; eine Menge Macedonier, Thessalier, Epiroten trieben verschiedene Handwerke im Lande, andere trieben Handel mit Deutschland, besonders mit Leipzig; die meisten aber bereicherten sich durch ihre landwirthschaftliche Betriebsamkeit als Pächter der fruchtbaren Ländereyen der eingebornen Bojaren.

Die Lyceen in Jassy und Bucharest, den beyden Hauptstädten, waren gut eingerichtet; man lehrte daselbst Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch, Naturwissenschaften, Philosophie. In den Hauptorten der Distrikte waren Sekundärschulen. Die Druckereyen in Jassy war recht gut, und vor wenigen Jahren war in Bucharest ein Theater eröffnet worden, auf dem man französische oder ins Griechische übersetzte Stücke spielte. Fremde von jeder Nation, von jeder Religion wurden gut aufgenommen. Ein fleißiger Mann, dem es nicht an Talent fehlte, konnte darauf rechnen sein Glück zu machen. Die griechische Sprache war fast ganz allgemein geworden, und Jedermann verstand sie, das gemeine Volk ausgenommen; namentlich die Vornehmen sprachen das Griechische fehr rein; ja mehrere Bojaren zeichneten sich durch Schriften in altgriechischer Sprache aus. Die Frauen verschiedener Bojaren waren griechische Fürstinnen und auch manche Griechen heiratheten Töchter eingeborner Herrn. Durch diese Vermischung verbreiteten sich unter den obersten Klassen griechische Sitten und Sprache. Anderseits kamen mit den russischen und österreichischen Heeren, die zu wiederholten Malen das Land besetzt hielten, europäische Manieren, Luxus und schöne Künste herein. Die vornehme Welt lernte Deutsch und Französisch; Tanz und Musik wurden Bestandtheile der Erziehung und man sah den reichsten Bojaren deutsche und französische Erzieherinnen. Man konnte übrigens immer noch bemerken, wie in den Fürstenthümern Leichtsinn mit Höflichkeit, und Sittenlosigkeit mit Bildung Hand in Hand ging.

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

(Fortsetzung.)

Der zum Gebrauch seiner Seelenfähigkeiten erwachende Mensch fühlte, daß seine thierischen Begierden, die nur zu oft gegen besseres Gefühl und Vernunft in ihm den Sieg davon tragen, unwürdig seyen, in ein vollkommneres Daseyn jenseits des Grabes den Geist, der in sich selbst etwas Höheres, Edleres empfindet, zu begleiten. Der bessere Grieche hatte das auch in seinem Busen schlummernde Gefühl zur Idee einer erhebenden Unsterblichkeit und einer einzigen höchsten Gottheit entwickelt; aber seine blos durch Sinnlichkeit und historische Mythen ausgebildete Volksreligion stellte dagegen einen eigenen Gott für den Wein, eine Göttin für die Liebe auf. Noch unbekannt mit der positiven, dogmatisch-reinen, strengen Re-

Digitized by Google

ligion der Hebräer, scheint er für seine Ahnungen bereitwillig zu den anatomisch-psychologischen Meynungen Egyptens seine Zuflucht genommen zu haben. Indem nämlich diese den Sitz des denkenden Theiles der Seele, so weit es im Körper möglich war, von den Organen der Verdauung und Fortpflanzung, den Werkzeugen der Sünde, entfernten, ihn nämlich in das Gehirn verlegten, so ließ sich, indem auf diese Weise der göttliche Theil der Seele von dem unvernünftigen, sterblichen getrennt wurde, auch die Einbildungskraft, die beym Menschen, sey es auch noch so dunkel, immer mehr oder weniger durch sinnliche Vorstellungen geleitet wird, eher gewinnen, jenem Theile, abgesondert von diesem, Unsterblichkeit zuzugestehen. Es ist merkwürdig, daß unter den Griechen gerade die Meynung, daß die Seele im Kopfe wohne, gleichzeitig mit dem entwickelteren Gedanken an die Unsterblichkeit auftritt. Bald waren es nun auch griechische Naturforscher, die den neuen Sitz der menschlichen Seele, das Gehirn, genauer als irgend bisher geschehen war, erforschten. Doch trat Platos großer Schüler, Aristoteles, dessen kaltem Verstande freylich die theologischen Kindermährchen, wie Plato solche neben den erhabensten Ansichten in seinem Timäus vorträgt, nicht zusagen konnten, gegen die Lehre vom Sitze der denkenden Seele im Gehirn auf, fast zwey Jahrhunderte noch nach Pythagoras. Er sucht ausführlich zu beweisen, das Gehirn des Menschen und der Thiere sey ohne Blut, kalt, mit Schmutz überzogen und ekelhaft, ohne eigene Empfindung und ohne Zusammenhang mit irgend einem andern empfindenden Theil. Es sey zwar gerade nicht unter die Auswurfsstoffe des Körpers zu rechnen, aber auch nicht unter seine selbstständigen Werkzeuge, sondern für ein Mittelding eigener Art zu halten. Der Zweck des Gehirns sey blos, durch seine natürliche Kälte die Hitze, welche das Herz dem Blute mittheile, abzukühlen. Darum allein, setzt er an einem andern Orte bey, sey das Hirn doch nothwendig für jedes Thier, das warmes Blut habe, und der das Gehirn enthaltende Kopf sey deßwegen vorhanden, weil dieses den Gegensatz gegen das Herz bilde; deßwegen auch habe die Natur die vorzüglichsten Sinnwerkzeuge an den Kopf gesetzt, weil hier das Blut durch die Kälte des benachbarten Gehirns abgekühlt werde, und jene Sinnorgane, um ungestört ihre Verrichtungen zu vollbringen, eines nur mäßig warmen Blutes bedürften. Das nächste Werkzeug der Psyche blieb dem Aristoteles das Feuer, so weit es als thierische Wärme des Blutes sich ausspricht; auch ihm ist wieder das Herz, sofern es Quelle des Blutes und aller Wärme seyn sollte, Anfang und Ende aller Seelenthätigkeit und Empfindung. Daher sey unter allen Thieren nur der Mensch dem Herzklopfen unterworfen, weil er allein unter ihnen durch Erwartung des Zukünftigen beunruhigt werde.

Wie ein wirklich so großer Naturforscher, als Aristoteles war, eine solche Meynung vom edelsten Werkzeuge des Menschen hegen konnte, wäre ganz unbegreiflich, wenn nicht die Eifersucht, womit ein kalter Verstand das verschwenderische Lob betrachtet, welches dem Talent gezollt wird, das nur auf geistreiche Art die Phantasie ergötzt, vieles erklärte. Plato, der seine Hörer zuseben ließ, wie Hirn und Schädel von der Gottheit versertigt wurden, hieß der Göttliche; nur die Nachwelt ertheilte dem Aristoteles den Namen des Großen. Dieser sprach zuerst die Beobachtung aus, daß der Mensch gerade durch sein verhältnißmäßig so großes Hirn unter allen Thieren sich auszeichne; aber Plato hatte es sogar der vernünftigen Seele zum Wohnsitz angewiesen, darum fügt Aristoteles sogleich bey: weil der Mensch das heißeste Herz und die blutreichsten Lungen habe, sey auch sein Hirn so groß. Doch mag ihn auch die, von ihm zuerst gefaßte große Idee abgehalten haben, überhaupt einen eigentlichen, räumlichen Wohnsitz der Seele zuzugestehen, die Idee, daß seine Psyche oder die Seele in ihren verschiedenartigsten Verrichtungen doch nur ein untheilbares Etwas, selbst kein Körper und doch nicht ohne Körper sey. Das Verhältniß dieser Psyche zum Körper sucht Aristoteles, mit Mühe nach Klarheit in einem an sich so dunkeln Gegenstand ringend, zu bestimmen. Von ihm an scheint es auch in Griechenland gewöhnlich geworden zu seyn, nur wieder von einer Seele des Menschen zu sprechen. Allein die Stoa in ihrem unnatürlichen Bestreben, alle Menschengefühle zu unterjochen, hielt die Seele blos für das Resultat der einzelnen organischen Lebenskräfte, also für zusammengesetzt, und darum für vergänglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gaben des Augenblicks.

Von Dr. W. B. Mönnich.

Man täuscht sich selbst, wenn man das Faustrecht mit dem finstern Mittelalter und den der Reformation vorangehenden bösen Zeiten zu Grabe gehen läßt. Vielmehr lebt dasselbe noch munter genug fort und mitten unter uns. Es hat nur andere Waffen gewählt und seinen natürlichen Sitz verändert. Aus dem Verstande des Leibes, wie Aristoteles die Hand nennt, ist es in die Finger des Geistes, wie ich den Verstand nennen möchte, gefahren und bedient sich statt Schwert und Lanze des Gänsekiels. Nunmehr sind die fehdelustigen Ritter und die, so einst vom Stegreif lebten, nicht mehr auf Turnierplätzen und Kreuzwegen, sondern jene etwa in kritischen Journalen aller Art, in Streitschriften und in Vorreden, diese aber unter der ansehnlichen Schaar finker Ueberseßer, Nachahmer und Kompilatoren zu suchen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Dichter bemüht sich von Anfang an zu beweisen, daß Hagen Recht habe Siefrieden todtzuschlagen, daß er seinem Herrnjrren diene, daß es auch von Gunther kein Unrecht sey, den Sewanger zu opfern, obgleich es Gunther mit Widerstreben thut; daß ferner Hagen mit Recht den Hort versenkt habe, daß Gunther zur Wolfsfahrt aller Burgunden Eheverbindten zur Ehe mit Chel bewegen müsse, daß ihm südlichen Brunhildens Wildheit, welche er zu zähmen gehofft hatte, widerwärtig ist; warum schleicht denn nun derselbe Dichter diesem ganzen Gesindschen, das er von Schuld zu reinigen sucht, von Barbarey gereinigt hat, eine Geifel Gottes über den Hals, um dieß Geschlecht als sündlich, roh und wild zu vertilgen? Er hätte Ezeln sollen auf Brunhilden hetzen, um jenen Tiger und diese Wölfin sich einander tödt beißen zu lassen. Zum Schlusse nun bleibt und nur noch kurz nach der genauern Kenntniß der Charaktere noch einige wichtige Punkte herauszuheben, um zu zeigen, daß dem Mißeingeborte ein dramatischer Einheitspunkt fehle. Das Versteck gibt als diesen Mittelpunkt Hort und Kappe an, der im weiteren Verlauf aber in der That nur Schicksalsstrumpfartig auftritt. Denn schon im ersten Akt thut sich festleich ein anderes Interesse hervor, die Besiegung Brunhildens; von ihr geht nun alles Unheil aus. Hagen sieht es voraus, er warnt Guntjern, die Megäre nicht zur Genossin zu machen, aber vergebens. Hier gebraucht nun auch Siefrid zuerst seine Kappe, durch welche er Brunhildens bezwingt. Dieß wird die erste Ursache seines Todes. Eine sekundte Ursache, denn er gebraucht die Kappe zu der verdienstlichen That, den Zanker zu zerstören und eine wilde Jungfrau zahm zu machen, sie in die Grenzen ihres Geschlechts zurückzuweisen. Der Grund seines Todes wird dann zweitens der, daß Brunhilde wild und grausam bleibt, und daß der Zähmungsversuch mißlingt. Nur aus dieser Mißheit, aus Neid und Hasjnart geht der Zank der Königinnen hervor. Der dritte Grund liegt dann aber darin, daß Ehrlemdrike, durch die Genterin gereizt, schwatzt, die Feindin beleidigt, den Hagen traut, und ihm die verwundbare Stelle des Gatten verräth; der vierte und letzte Grund aber wird Hagens hartnäckige Treue und seine grundirige Meinung, daß die Beleidigung Chrimhildens nur durch das Blut des sündlosen Gatten gerächt werden könne. Er hat dabei die gutmüthige Absicht, daß das Volk nicht den zukünftigen Thronerben für einen Bastard verschreyen solle. Vor dem Volk, vor dem Könige aber reinigt sich Siefrid vollkommen; er ist als edel, als tapfer bekannt, als bieder und treu; er schwört, seine Gattin habe einfältig geschwatzt, er will sie bestrafen; Hagen selbst muß von seiner Unschuld überzeugt seyn. Doch dieß alles hilft nichts. Der Dienstmann bleibt bei der bornirten Meynung, das Volk könne nur an Brunhildens Treue glauben, wenn er meuchlings den Helden ermordet; geht nun also Siefrid unter, weil er die Kappe gebraucht, weil er Brunhilden besiegt, weil er gegen seine Frau nicht geschwiegen, weil der Hort Brunhildens Neid erregt, weil Hagen nun einmal sich eingebildet hat, der Held müsse sterben, so sind dieß alles Begebenheiten, die zufällig aus den hingestellten Charakteren hervorkommen, und es zeigt sich in ihnen kein Zweck, kein allgemeiner Zusatz einer Handlung, als dessen Folgen sie angesehen werden könnten, sondern es wird nur klar, daß es ein Unglück sey zu glauben, ein wildes Weib werde sich ziehen und bilden lassen, daß es ein Unglück sey, wenn bornirte Diener sich für einfältig halten, und daß ein kluger Mann seiner Frau nicht vertrauen müsse, weil Weiber geschwätzig sind, daß endlich Gold und weltlich Gut viel Unheil stiften, und ein redlicher Mann durch alle solche Umstände in dieser Welt könne vom Leben zum Tode befördert werden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die liberalen Tagesblätter haben nicht ermangelt, von dem eckelhaften Buche des sammtigen Abbé Bouvon etwas anzuführen, worüber sich denn doch die sogenannte katholische Gesellschaft ein wenig geschämt hat; sie behauptet, das Buch sey nicht von der katholischen Gesellschaft herausgegeben worden. Allein warum, erwiedert der Courrier français, steht es denn im Bücherverzeichnisse und Verlagskataleg des Buchhändlers eurer Gesellschaft mit angezeigt? Wenn die Blätter, welche von der Gesellschaft vertreitet werden, zwar nicht alle so eckelhaft sind als dieses, so sind sie doch meistens alle voll Visionen, muthlichen Aeußerungen, allerley Wundern und Lügen. Und zur Herausgabe und Verbreitung solcher Scharteken vereinigen sich Geistliche und Weltliche, verauftalten Kollekten, der Herzog v. Rivière, der Gouverneur des künftigen Thronerben, steht an der Spitze der Gesellschaft, und in den Ultrablättern wird dieses Institut als ein Gegenstand gegen die freysinnigen Vereine und Gesellschaften gerühmt. Ein wertvorbrigtes Seitenstück zu der saubern Gesellschaft der Verbreiter abergläubischer Bücher macht eine Gesellschaft, deren Mitglieder nicht genannt werden, und die, wie es scheint, während des letzten Censurzwanges entstanden ist, denn ihr Hauptzweck war, dieser Obskurantencensur entgegen zu arbeiten, und diejenigen Wahrheiten zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, welche die jesuitische Partey verbergen wollte. Diese Gesellschaft ist unter keinem andern Namen bekannt als unter dem ihres Wahlspruch: aide-toi, le ciel t'aidera! Hilf dir, so wird dir der Himmel helfen! Würde dieser Sinnspruch besser in der Welt befolgt, gewiß würde es nicht so viel Unternach und Unheil in derselben geben. Die Menschen sind nun einmal so, daß wenn der Schuh sie drückt, sie lieber auf Jemand warten, der ihnen den Schuh ausziehe, als daß sie selbst Hand ans Werk legen sollten. Sie erwarten beständig Hülfe von allen Seiten her, nur nicht von sich selbst; die Umstände, das Glück, das Schicksal, alles soll sie beglückstigen, während sie übel liegen; allein sich regen, sich selbst besser betten, das ist ihr letzter Gedanke. Deßhalb haben sich, während im vorigen Jahre die jesuitische Partey in Frankreich sich dazu anschicke, die französische Nation unter ein gehässiges, erniedrigendes Joch zu beugen, Vaterlandsfreunde, meistens junge Leute, aus Wert begeben, und während die Tagesblätter verstummten, die Kosten zur Herausgabe von Flugschriften zusammengetzet, wodurch die Nation über ihre Angelegenheiten aufgeklärt werden sollte. Man wußte, daß es des schlauen Pfäffels Absicht sey, die Deputirtenkammer aufzulösen, um eine noch unterwürfigere, noch feilere zusammenzusetzen, und dann noch seinem und der Jesuiten Sinne zu regieren, deswegen forderten Salvando und andere tüchtige Männer Brosschüren auf Kosten der unsichtbaren Gesellschaft, um das Volk zu warnen und auf die künftigen Wahlen vorzubereiten. Natürlich erlaubte die Censur den Tagesblättern nicht, des Daseyns dieser Flugschriften auch nur zu erwähnen; allein die Gesellschaft ließ die Schriften zu vielen tausend Exemplaren abdrucken und in ganz Frankreich unentgeldlich vertheilen, so daß sie zu weit mehr Exemplaren cirkulirten als selbst die Tagesblätter; manche sollen zu 100.000 Exemplaren abgezogen worden seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 25. April 1828.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befreyn,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Schiller.

Burg Elmenstein.

Von Alois Schreiber.

Am Ende eines anmuthigen Thals, welches aus den Vogesen in den alten Speyergau ausläuft, sieht man die Trümmer der zerstörten Burg Elmenstein. Einsam, von Dorngesträuch und Moos bedeckt, liegen sie auf einer Anhöhe, an deren Fuß sich das Dorf Igelbach hinzieht. Auf dieser Burg lebte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Ritter Eberhard von Elmenstein mit seiner einzigen Tochter Bertha. Seine Hausfrau war ihm vor mehreren Jahren gestorben, und ihn selbst hatte bald darauf ein Schlagfluß gelähmt, so daß er ohne die Hülfe seiner Diener sich nicht von einem Stuhl auf den andern bewegen konnte.

Die schöne achtzehnjährige Bertha pflegte ihren Vater mit frommer, kindlicher Sorgfalt und war unablässig bemüht, seine trüben Stunden zu erheitern. Aber noch schwerere Sorgen lagen seit Kurzem auf dem Herzen des Ritters und seiner Tochter. Wie etwas früher in Schwaben und Franken, so hatten sich jetzt auch in der überrheinischen Pfalz die Bauern empört, mehrere Schlösser und Klöster bereits niedergebrannt und die Bewohner theils verjagt, theils auf grausame und schimpfliche Art ermordet. Ihre Waffen konnten sich auch gegen Elmenstein wenden, und die Burg war weder fest genug, noch gehörig besetzt, um langen Widerstand zu leisten.

Es war ein stiller, heiterer Maiabend; das letzte Abendroth erlosch allmälig am Himmel; die Sterne traten hervor im hellen, freundlichen Schimmer, und in den Hekken unten im Thal fingen die Nachtigallen an zu schlagen. Ritter Eberhard saß wie gewöhnlich in seinem Armstuhl, Bertha aber stand am offenen Fenster und schaute hinaus in die dämmernde Landschaft. „Ach,“ rief sie nach einigem Stillschweigen, „ach, dieser Friede der Natur, wird er denn nicht wiederkehren zu den Menschen?“ — „Kind,“ entgegnete der Ritter, „du kennst den Menschen noch nicht. Er ist schrecklicher als alle Thiere der Wildniß, wenn die Scheu von ihm gewichen ist vor Unrecht und Gewaltthat.“ Bertha faltete die Hände und hob die Augen zum Himmel empor, Worte konnte sie nicht finden, aber ihr Schmerz war ein Gebet.

Jetzt trat Pater Anselm, der Burgkaplan herein, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen aus dem Orden der Kapuziner. „Bringt Ihr schlimme Botschaft, guter Pater?“ fragte der Edelherr. „Auf gute dürfen wir in den nächsten Tagen schwerlich hoffen,“ antwortete der Greis. „Eben kommt einer Eurer Knechte heim und erzählt, die Bauern hätten den Bischum zu Neustadt geblendet und dann sein Schloß Wolfsberg angezündet.“ — „Das Gewitter kommt immer näher,“ sagte Eberhard, und heftete den finstern Blick zur Erde. Mit ruhigem Ernst versetzte der Kaplan: „Es ist Einer, der da wandelt über den Wetterwolken. Er kann ihnen Stillstand gebieten.“ Der Ritter schien nicht auf diese Worte zu achten. Plötzlich fuhr er auf und rief: „Ha, warum kann ich nicht meine Glie-

Digitized by Google

der rühren und mein Schwert führen? Soll ich mich wie ein zahnloser Eber zerreißen lassen von schäbigen Hunden?“ „Was über uns ergeht, ist ein Gericht des Himmels,“ fiel der Greis ein. „Aber wer hat sich zuerst aufgelehnt gegen Recht und Satzung? Von den Raubrittern ging das böse Beispiel aus. Der edle Kaiser Max hat umsonst dem Uebel zu steuern gesucht durch den Landfrieden; mitten in diesem Frieden hat der freche Emich von Leiningen das Kloster Limburg zerstört, welches König Konrad erbaute, und in dessen geweihten Boden die fromme Gisela ihren Sohn begrub.“ — „Die Pfaffen machtens nicht besser!“ brummte Eberhard, und seine dunkeln Augenbrauen zogen sich enger zusammen. „Leider!“ seufzte der Kaplan. „Wenn erst einmal alle Dämme brechen, so bleibt nichts von den Fluten verschont, und sie setzen ihren Schlamm ab im Rittersaal, wie in der Hütte und in der Kirche.“

Bertha hatte bis jetzt bewegungslos am Fenster gestanden. Jetzt trat sie plötzlich einen Schritt zurück und rief mit bebender Stimme: „Gott, der Himmel wird blutroth, das ist ein Brand. Wo das wohl seyn mag?“ „Der Richtung nach ists das Kloster Limburg, welches jetzt zum zweyten Mal ein Opfer der Flammen wird,“ sagte Pater Anselm, indem er nach der Gegend sah, wohin Bertha deutete. „Das Kloster Limburg!“ stammelte sie und sank bleich wie Marmor auf einen Sessel.

Im Kloster Limburg befand sich seit sechs Monaten ein Novize, Namens Heinrich von Dieburg, ein Jüngling edel von Gestalt und Gesinnung, aber mehr gemacht, das Schwert als das Rauchfaß zu schwingen. Er war der jüngere Sohn Diethers des Rothkopfs, wie man seinen Vater nannte, und dieser hatte ihn gezwungen, den geistlichen Stand zu wählen, und zwar in dem Stift, von welchem er seine meisten Besitzungen zu Lehen trug.

Heinrich kam früher manchmal nach Elmenstein, und zwischen ihm und Bertha entzündete sich eine Liebe, die sich keines von Beyden selbst gestehen wollte, bis der strenge Wille des Vaters den Jüngling in die klösterliche Abgeschiedenheit verbannte. Heinrich vermied einen mündlichen Abschied, aber er ließ dem Fräulein ein ewiges Lebewohl sagen und sie bitten, seiner manchmal zu gedenken. Für Bertha war dieß so gut als die Liebeserklärung eines Sterbenden; doch fiel in die Dunkelheit ihrer Seele noch bisweilen ein matter Strahl der Hoffnung, so lange Heinrich das Gelübde nicht abgelegt hatte. Und auch jetzt, nachdem der erste furchtbare Eindruck, den das in Flammen auflodernde Kloster in ihr hervorbringen mußte, vorüber war, und sie einigermaßen zur Besinnung kam, schmeichelte ihr die Liebe mit der Hoffnung, die Mönche werden sich vor Annäherung der Bauern gerettet haben, und Heinrichs Kerker sey nun doch vielleicht zerbrochen auf immer. Sie faßte sich darum schnell, stand von ihrem Sitze auf und sagte: „Ich habe Muth und Vertrauen, und meine Kraft wird zunehmen, wenn ich erst der Gefahr ins Auge sehen kann.“

„Habt Ihr schon Eure Maßregeln genommen, Herr von Elmenstein?“ fragte der Kaplan nach einigem Stillschweigen. „Gegen den ersten Anlauf ist die Burg noch fest genug,“ antwortete der Ritter. „Ich denke, die Schurken werden mir einen Vertrag vorlegen, wie sie es bereits einigen Herrn gethan, und ich muß dann freylich unterzeichnen; aber Ihr wißt, Kaplan, gezwungener Eid ist Gott leid!“ — „Der Kaiser und die Fürsten werden blutige Striche durch die abgezwungenen Schriften machen,“ erwiederte der Kaplan. „Könnte ich mich noch von der Stelle bewegen!“ rief der Ritter, „und wärs nicht auch um meine gute Bertha zu thun, so wahr ich Eberhard heiße, die Hunde sollten sich nicht rühmen, mich zu einem schmähligen Vertrag gezwungen zu haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

(Fortsetzung.)

Selbst ein Aristoteles konnte nun die Aufmerksamkeit der Philosophen und Naturforscher Griechenlands von dem Gehirn nicht mehr ablenken. Eine zwar mit Unrecht dem Hippokrates zugeschriebene, aber scharfsinnige Schrift von der Fallsucht, deren Entstehung zwischen die Zeiten Platos und der ersten Ptolomäer, Alexander des Großen Nachfolger in Egypten, fällt, spricht sich schon aufs Stärkste über die Wichtigkeit des Gehirns, als des nächsten Organs der Seele aus. Sie nimmt sogar mit Uebertreibung das Gehirn als einziges Hülfswerkzeug der Seele an. Mögen die Menschen wissen, heißt es in ihr, daß kein anderer Theil als das Gehirn Vergnügen schafft, Lachen und Scherz; aber auch kein anderer Traurigkeit und Bangseyn, Klagen und Jammer. Durch diesen Theil sind wir weise und haben Verstand; durch ihn sehen und hören wir, und erkennen, was schändlich und löblich, gut oder böse, angenehm oder unangenehm ist; durch ihn aber werden wir auch verrückt und reden irre. Daß auch der Verrückte weiß, was gut oder böse ist, fühlt er sich gleich durch die Krankheit seines Gehirns unwiderstehlich zum leztern getrieben, und daß es eine moralische Freudigkeit oder Trauer gibt, mag das Gehirn schwach oder kräftig seyn, das übersah der Verfasser; im Eifer, die Wichtigkeit des Werkzeuges darzustellen, verwechselte er es mit dem Künstler selbst. Freylich kann mit der Hand nicht schreiben, wer keine oder eine kranke Hand hat, aber schreiben wollen oder nicht wollen kann er auch ohne sie; so ist es auch mit dem Gehirn. Wie dieses Werkzeug seiner Form nach

Digitized by Google

eigentlich beſchaffen ſey, zeigte nun zuerſt ein griechiſcher Arzt, Herophilus in Alexandria, der neuen Hauptſtadt Egyptens. Nach der Angabe Galens machte er ungefähr 300 Jahre vor Chriſtus die erſte genauere Beſchreibung des menſchlichen Gehirns bekannt. Nach dem Zeugniß des ſpätern Ruffus Epheſius wußten auch Herophilus und der Zeitgenoſſe deſſelben, Eraſiſtratus, bereits, daß die Nerven Werkzeuge der Empfindung, ſo wie der willkührlichen Bewegung ſeyen, und daß durch ſie das Gehirn in Verbindung mit dem übrigen Körper, mit den Sinnorganen deſſelben und ſeinen Muskeln trete.

Aber längſt hatten ſich ſchon förmliche Schulen gebildet. Es wäre ganz gegen den Charakter ſogenannter Schulweisheit, im Gegenſatz zu der natürlichen ächten, geweſen, wenn nicht die alten Irrthümer aufs hartnäckigſte wären bephehalten und nur mit den neuen Entdeckungen, die man nicht mehr läugnen konnte, verflochten worden. Die alte Lehre vom Hauche des Lebens zog der Seele in ihren neuen Wohnſitz im Gehirne nach. Noch anderthalb Jahrhunderte nach dem Anfange unſerer Zeitrechnung erwies Galen mit vielen Gründen, daß durch das Ein- und Ausathmen das alte Pneuma vermittelſt einer ſiebförmig durchlöcherten Knochenplatte oben in der Naſe unmittelbar in die innern Gehirnhöhlen gelange. Erſt anderthalbtauſend Jahre nach Galen fiel es einem Profeſſor in Wittenberg, Schneider, ein, nachzuſehen, ob denn jene Löcher auch wirklich vorhanden ſeyen, und er fand unerwartet, daß ſie zwar im Siebbeine, wenn es rein gemacht wird, in allmege ſich vorfinden, daß ſie aber völlig mit durchgehenden Nerven, Blutgefäßen und einer ununterbrochenen Haut verſchloſſen, alſo gar keine Oeffnungen mehr ſind, ſo lange der Knochen noch mit ſeinen weichen Theilen überzogen iſt. So bedurfte es auch von Eraſiſtratus an bis zum berühmten Entdecker des Blutkreislaufes, Harvey, keines geringern Zeitraumes als eines von neunzehn Jahrhunderten, um zu finden, die Behauptung ſey nicht wahr, daß die Luft aus den Lungen wechſelsweiſe das Herz auftreibe. Auf dieſem Wege verſuchte Galen Luft aus dem Herzen durch die Schlagadern auch in das Gehirn ſich ziehen zu laſſen, wahrſcheinlich weil ihm der erſt angeführte Weg nicht zureichend genug ſchien, das Gehirn mit lebendigem Odem zu verſehen. Und doch hatten, jedoch zum Theile vergeblich, den Galen ſeine eigenen Sinne bey ſeinen eigenen Verſuchen an lebenden Thieren belehrt, daß, wenn man in eine enthlößte Schlagader eine Nadel ſteche, keine Luft herausziſche, ſondern blos Blut ausſpritze. So ſchwer iſt es für den Menſchen, einmal eingeführte Vorurtheile wieder zu verlaſſen.

Begreiflicher iſt es, daß man überhaupt gar nicht zweifelte, die Seele müſſe irgendwo im Körper einen Sitz haben, in ihm an einem beſtimmten räumlichen Platze gleichſam eingeſperrt ſich befinden. Mußte doch dem Menſchen von da an, als ſein Fuß das erſte Mal an einen Stein ſtieß, klar werden, daß der Stein und ſein Körper, der er ja auch ſelbſt war, einen beſtimmten Platz in der Welt einnehmen; warum ſollte er, als er anfing ein geiſtiges Ich in ſich von ſeinem Körper zu unterſcheiden, dieſem nicht auch in ſeinem Körper eine beſtimmte Stelle anweiſen, da er ja bey ſeiner, von der übrigen Natur geſchiedenen Perſönlichkeit nur in ſich ſeiner ſelbſt bewußt war? Die Entdeckung der Verrichtungen der Nerven und des Hirns mußte nun dieſe Meynung, an der Niemand zweifelte, weil man ſie zum Voraus für entſchiedene Wahrheit annahm, begünſtigen. Jene, die Nerven, erwieſen ſich, da ihre Durchſchneidung das Glied, zu dem ſie gingen, empfindungs- und bewegungslos machte, als Leiter der Gefühle und als Leiter des Willens der Seele zu den willkührlich beweglichen Muskeln. Sie ſahe man im Hirne ſich vereinigen; man erkannte, daß Druck und Verletzung des Gehirns ungleich mehr als Verletzung jedes andern Theils des Körpers die Aeußerungen der Seelenthätigkeit ſtöre oder aufhebe. Es war alſo nur noch davon die Rede, weil das Hirn doch ſelbſt noch ein groſſer, ausgedehnter Körper war, und man zu glauben ſchien, je kleiner man ſich die Seele vorſtelle, deſto näher werde man dem Begriffe eines unkörperlichen, geiſtigen Weſens kommen, wo in dieſem Hirn wohl eigentlich die Seele wohne?

Schon Herophilus glaubte, wie Galen angibt, dieſen Sitz der Seele in der hintern Hirnhöhle gefunden zu haben. Von ihm an beſchäftigte ſich eine Reihe von Philoſophen und Aerzten mit dieſer Frage. Es gibt bevnahe keinen der eigenthümlich gebildeten Theile des Hirns, mit dem man nicht wieder verſucht hätte dieſe Frage zu löſen, und den man nicht wieder verlaſſen hätte, weil man immer auf einzelne Beyſpiele traf, in welchen er einzeln krank gefunden wurde, ohne daß man im Leben eines ſolchen Menſchen eine merkliche Störung der Seelenäußerungen wahrgenommen hätte. Eben ſo vergebens ließ man die Seele in der wäſſerigten Flüſſigkeit der Hirnhöhlen umherſchwimmen; dieſes Waſſer findet man gar nicht, wenn man in einem lebenden Thiere die Hirnhöhlen von oben herab öffnet. Andere ließen die Seele der beſonders ſichtbar faſerigt gebauten Theile des Hirns wie eines Klaviers ſich bedienen, wobey aber der zuerſt berührte Einwurf wieder anſtrat. Der berühmte franzöſiſche Philoſoph Des Cartes hat ſogar noch in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſeiner Abhandlung über den Menſchen viele recht deutliche Zeichnungen beygefügt, die vorſtellen, wie mitten im Hirne in der ſogenannten Zirbeldrüſe die Seele wohne, wie dort die durch die verſchiedenen Nerven des Körpers geleiteten Lebensgeiſter unter verſchiedenen Winkeln zuſammentreffen, und von jener Stelle aus eben ſo wieder nach außen zurückgeworfen werden. Dadurch ſollten Hirneindrücke entſtehen, die man für Ideen halten müſſe, welche die Seele in

Digitized by Google

ihrem Nachdenken unmittelbar anschaue, wenn sie in Verbindung mit dem Körper, ihrer Maschine, irgend einen Gegenstand wahrnehme oder einen solchen sich einbilde. Doch hätte schon eine Beobachtung des Aristoteles, die er am Ende seines ersten Buches über die Seele vorträgt, Zweifel erregen sollen, ob man denn die einem geistigen, ganz unkörperlichen diesen überall nur von einem bestimmten Raume reden könne, in dem es sich befinde. Aristoteles führt dort die merkwürdige Erscheinung an, daß einige Insekten, entzwey geschnitten, in beyden Theilen noch fortleben und willkührlich sich zu bewegen scheinen. Scharfsinnig setzt er bey, jene Theile leben fort, als ob sie der Art nach noch einerley Seele, aber nicht der Zahl der Körpertheile nach hätten. Denn jeder der zwey Theile habe Empfindung, und sey eine Zeitlang noch vermögend seinen Ort zu verändern. Es mache keinen Unterschied, daß diese entzweygeschnittenen Thiere nicht auf die Dauer sich lebend erhalten könnten; denn dazu hätten sie die Werkzeuge nicht mehr. Demungeachtet zeigen sich in jedem jener Theile alle verschiedenen Thätigkeiten oder Seiten der Seele fortbestehend. Die verschiedenen Seelenäußerungen seyen also nicht nur in den getrennten Theilen der Art nach einander gleich, sondern sie seyen dieses auch gegenüber der Seele des frühern Ganzen. Denn weil die verschiedenen Aeußerungen einer Seele nicht von einander trennbar seyen, so müßten die Seelenäußerungen in den getrennten Theilen unter einander, aber auch der Seele des Ganzen gleich seyn, gleichsam als hätte letztere selbst in Stücke geschnitten werden können. Mit dieser Stelle, die ihm freylich Schwierigkeit genug machen mochte, bricht er geradezu seinen Gegenstand ganz ab, ohne ein Wort weiter darüber zu sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Im vierten Akt kommen neue Begebenheiten hinzu, welche sich aus den frühern auch nur in äußerlicher Weise herleiten lassen. Daß Chriemhilde großmüthig von ihrem Hab und Gut verschenkt, damit Seelenmessen für ihren gemordeten Gatten gelesen werden, daß Hagen in Gunthers Abwesenheit den Schatz in den Rhein wirft, daß er Brunhilden trotz ist ein wesentlicher Vorgang ein und derselben Handlung; daß endlich Etzel um Chriemhilden wirbt, hat nur mit Siefrids Tod den Zusammenhang, daß ein zweyter Bewerber nur nach dem Ableben des ersten Gatten sich heranbrängen kann. Im Nibelungenliede hat diese Werbung den Sinn, Chriemhildens Rache, wie sie jener barbarischen Zeit sich ziemt, hervortreten zu lassen. Wie schnell ergreift Chriemhilde diese Gelegenheit! Dieser Sinn fällt hier aber weg, und der ganze Schluß past dadurch schlecht. Warum aber dieß ganze Geschlecht solch furchtbares Gottesgericht einbricht, fällt sich nicht erklären. Im ganzen setzen Alle können wir nur die Mannigfaltigkeit der Todesarten bewundern, durch welche Herr Raupach das ganze Personal seiner Tragödie theils in den Rhein springen, theils erdrosselt, theils getödtet werden, oder auch auf andere Weise umkommen läßt. Dürfen wir nun das Mißlungene in diesem neuen Nibelungenwerk dreist der Unaufmerksamkeit des Stoffes zuschreiben, und müssen wir noch immer die Geschicklichkeit des Dichters rühmen, sich nicht größerer Mißariffe schuldig gemacht zu haben, so bleibt uns nur noch die Frage übrig, warum sich denn Herr Raupach, statt sich nach anderem Inhalte umzusehen, gerade das schwere Joch dieser oft schon mißrathenen Bearbeitung aufgebürdet habe. Wir wissen diese Frage nur damit zu beantworten, daß im Publikum die Rede geht, der Dichter habe im Sinne, einen großen Theil der deutschen Geschichte dramatisch zu behandeln. Bey solchem Vorhaben lag es denn freylich nahe, das Nibelungenlied als Repräsentanten der frühesten Jahrhunderte anzusehen. Schade daß der Vorsatz nicht besser getungen ist, und nicht besser gelungen konnte. Doch wir wollen dieß Mißlingen setzen, wenn Herr Raupach dadurch abgehalten würde, ferner seine dramatischen Gebäude auf der allzuseichten epischen Grundlage aufzuführen. Nichts aber könnte uns angenehmer seyn, als einmal gründlich davon überzeugt zu werden, daß wir uns bey dem wiederholten Tadel gegen alle Raupachschen Tragödien wiederholt geirrt haben. Denn welcher Kritiker, der es redlich mit der Sache der Kunst meynt, würde sich nicht freuen, wenn er die Ueberzeugung gewänne, daß in dem festen Jahrzehend der deutschen Poesie auch einmal gute Tragödien zum Vorschein gekommen seyen. Bis jetzt aber glaubten wir, daß die Raupachschen Tragödien, wenn zwar zu den besseren, dennoch nicht zu den guten gehören.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die Pläne der Oppositionen wurden ganz vereitelt, denn indeß sie sich alle Mühe gaben Finsternis zu verbreiten, steckte die Gesellschaft mit ihrem side-toi, le ciel t'aidera ein Licht auf, das überall gesehen wurde. Man weiß, was hernach erfolgt ist; die Wahlen fielen zum Theile vors trefflich aus, Bösiele mußte abziehen, die Jesuiten verloren ihre Hauptstühe, und da das Geld nicht so reichlich mehr in ihre Kasse floß, fingen sie an ihren Kredit zu verlieren. Die Nation hat sich einen Augenblick selbst gehoben, und schon ist ihre Lage weit besser. Das Motto der Gesellschaft hat sich hier auf eine auffallende Art bewährt. In dem ersten Heft der obenerwähnten Revue française steht ein gut gedachter Aufsatz über die zehn Jahrschriften, welche von der Gesellschaft während der glückerschwerlich kurzen Dauer des Censurjoches herausgegeben worden sind. Diese Schriften haben sicher dazu beygetragen, die Lage Frankreichs zu bessern. Manche, die in einem sanften Schlummer versunken waren, sind dadurch aufgerüttelt worden, haben sich gereyt, sich mit einander besprechen, und ihr Bestes gethan, um ihrem Vaterland redliche und einsichtsvolle Volksvertreter zu verschaffen. Diese Bemerkung macht auch die Revue française, die mit Recht viel auf die Thätigkeit der emporkommenden Generation rechnet. Die Alten werden schwerlich von ihren ehrmaligen Vorurtheilen geheilt werden. Aus den Epochen der republikanischen Zügellosigkeit und des Napoleonischen Despotismus sind ihnen Gewohnheiten und Gesinnungen übrig geblieben, die sich mit dem jetzigen Zustande der Dinge nicht wohl vertragen, und deren sie mit Mühe werden loswerden können. Nicht so ist es auf sie folgende Generation, die mit gemäßigtern und vernünftigern Gesinnungen und Grundsätzen emporwächst. Von England und Deutschland, den beyden einzigen Ländern außer Frankreich, das das Gute ernsthaft zu wollen scheinen, hegt die Revue française nicht dieselbe Hoffnung. England, behauptet sie, sey in seiner Größe wie erstarrt, sein ganzes Leben der ruhe in seiner Freyheit, und außer dem Kreise seiner Angelegenheiten gelae es sich ohne Thätigkeit, und oft ohne Einsicht; Deutschland vergleicht sie mit einem Architekten, der beständig Pläne entwirft, aber nie ein Gebäude errichtet. Vielleicht liegt die Schuld daran, daß das liebe Vaterland nicht genug den Sinnspruch der Pariser Gesellschaft beherzigt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 101.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. April 1828.

Wie nenn' ich es, was über Menschenseelen
Ein Siegel Gottes schwebt,
Und ihre Tiefen, Niemand kann sie zählen,
Zu Einem Bilde webt!

Herder.

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

(Fortsetzung.)

Wäre es erlaubt, sich des spielenden Witzes des Mittelalters, der den einzelnen Menschen die kleine Welt hieß, weil er in ihm Alles zu finden glaubte, was man in der großen Welt wahrnahm, zu bedienen, so könnte vielleicht folgendes Bild der Einbildungskraft einigermaßen helfen, mit den Eigenschaften sich zu befreunden, welche der Verstand sich genöthigt sieht, den aller Körperlichkeit entbehrenden Wesen, und die doch sind, den materiellen Dingen gegenüber anzunehmen.

Man stelle einen Herrscher sich vor, der außerhalb seines Reiches sich befindet; nicht blos sey seine Kraft durch die Ausdehnung und Beschaffenheit seines Reiches beschränkt, sondern auch, abgesehen von diesem, schon durch seine eigene Persönlichkeit. Man stelle ihn sich vor, als ob er nur von seinem Reiche aus und sonst nirgend woher benachrichtigt werden könnte von dem, was in der übrigen Welt vorgehe, und daß er nur vermittelst seiner Gewalt in seinem eigenen Reiche auf die übrige Welt einwirken könne. Ein solcher Herrscher würde, obgleich nicht körperlich in seinem Reiche anwesend oder darin eingeschlossen, doch seiner Herrschergewalt und gleichsam seiner selbst immer nur durch sein Reich, ohne unterscheiden zu können, ob er nicht in seinem Reiche sey, sich bewußt seyn. Man vergesse einen Augenblick, daß ein solcher Herrscher auch außer seinem Reiche noch eine physische Person sey, man denke nicht daran, daß er irgendwo sey, sondern man denke nur an seine geistige, freye Herrschertätigkeit und die damit verbundene geistige Fähigkeit, von seinem Reiche aus Gemüthseindrücke zu empfangen, die eigentliche Weise aber, auf welche letzteres geschehe, so wie die, auf welche er seinem Reiche seine Befehle zukommen lasse, sey eine unbekannte. Das Reich dieses Herrschers sey organisirt; von einer Hauptstelle aus gehen durch eigene Vorkehrungen die Befehle in die Provinzen, um dort je nach der verschiedenen Beschaffenheit jeder einzelnen vollbracht zu werden. Durch dieselbe Hauptstelle werde der Herrscher von allen wichtigen oder ungewöhnlichen Veränderungen in seinem Reiche benachrichtigt, so wird er im Verkehre selbst mit dieser Hauptstelle zunächst seiner wechselsweisen Verbindung sich bewußt seyn. Durch die verschiedene Natur der Landestheile erhält der Wille des Herrschers seine bestimmte Ausführung. Ist die Verbindung zwischen der Provinz und der Hauptstelle unterbrochen, so kann diese keine Nachricht von jener erhalten, und selbst wieder dem Herrscher keine Nachricht von der Provinz weiter geben. Eben so kann der Befehl des Herrschers dann von der Hauptstelle aus nicht in der Provinz anlangen. Die Hauptstelle entwickelt die vom Herrscher erhaltenen Befehle für die Provinzen und sendet sie an dieselbe ab; sie selbst bleibt ruhig, aber in der betreffenden Provinz tritt der Befehl durch hervorgerufene sichtbare Bewegungen ins Leben; er äußert sich nur hier auch in der äußern Wirklichkeit. Ist die Hauptstelle ge-

Digitized by Google

lähmt, so kann für das ganze Reich kein Befehl des Herrschers mehr ausgefertigt werden, der Herrscher kann von seinem Reiche nicht mehr benachrichtigt werden; er hört, weil jede Veranlassung nun fehlt, auf, sich seiner Gewalt und seiner Fähigkeit zu empfinden bewußt zu bleiben. Fehlt aber nichts an der Organisation, so herrscht überall einerley, von einer geistigen Einheit ausgegangener Wille in der Provinz so gut wie in den Verbindungsanstalten und in der Hauptstelle. In letzterer spricht sich die Wechselwirkung der herrschenden geistigen Einheit und des materiellen Landes mit seinen physischen Organisationen zwar am stärksten aus und sie tritt am deutlichsten hier hervor; aber demungeachtet findet sich jene herrschende Einheit selbst so wenig in der Hauptstelle, als in Verbindungsorganen oder in den beherrschten Provinzen, irgendwo in diesem Reiche abgesondert und auf einen bestimmten Raum beschränkt vor.

So ist es bey dem Menschen und den höhern Thierklassen, wo alle Theile des Körpers, die in Wechselwirkung mit der Seele treten, dem Gehirn untergeordnet sind. Das Gehirn bleibt körperlich ruhig bey seinen den Geist unterstützenden Verrichtungen; die willkührlich beweglichen Muskeln aber drücken durch hervorgerufene räumliche Bewegungen in der Körperwelt den Willen der Seele aus; die Nerven sind die Verbindungsglieder zwischen dem Gehirn und jenen, sie leiten die einwärtsgehende Empfindung, wie den auswärtsstrebenden Willen. Aber es findet allmählig in den niedern Klassen der Thiere keine so strenge Unterordnung der Theile unter das Hirn mehr statt. Hier scheint die Wechselwirkung des Körpers und seiner gebietenden Psyche überall gleichförmiger stattzuhaben. Hier wäre, um das obige Beyspiel fortzusetzen, der Herrscher nicht an eine Hauptstelle gebunden; unmittelbar stünde er, obgleich selbst immer nur eine geistige Einheit, mit jeder einzelnen Provinz in Verbindung. Dann spräche sich, würden diese Provinzen auch auseinander gerissen, in den getrennten Theilen des Reiches doch immer noch, wie Aristoteles bey seinen getrennten Insekten bemerkte, ein und derselbe Wille von einer geistigen Einheit ausgehend aus; sie selbst hätte nicht können mitgerissen werden. Doch dürfte es in den, am einfachsten organisirten Thierklassen, wo namentlich jedes Glied fähig ist wieder ein Ganzes zu bilden, psychische Demokratien, selbst in einzeln abgeschlossenen thierischen Individuen, geben, z. B. in den Polypen, Naiden u. s. w., die, so lange sie ungetrennt sind, nur einen leitenden Vorstand vom vordern Ende ihres Körpers aus haben.

(Der Beschluß folgt.)

Burg Elmenstein.

Von Aloys Schreiber.

(Fortsetzung.)

Ein Knecht trat mit der Nachricht herein, einige Unterthanen des Freyherrn begehrten Einlaß; sie seyen gekommen, ihre Dienste anzubieten. „Wer ist ihr Sprecher?“ fragte Eberhard. „Der Mayer von Appenthal.“ „Gott schickt Hülfe,“ rief Bertha und blickte dankbar zum Himmel. Der Ritter befahl sie einzulassen. Der Haufe bestand aus zwanzig bis dreyßig rüstigen Männern. Der Mayer von Appenthal nahm das Wort: „Wir kommen, edler Herr, Euch in dieser Drangsal unsern Dienst anzubieten. Ihr habt Euch unsrer oft erbarmt in der Noth, und so ists billig, daß wir Eure Burg schützen und Euch selbst und das edle Fräulein gegen die Meuterer, die ihr Recht suchen durch Unrecht, und das Wort Gottes brauchen zum Unheil und Verderben.“ Eberhards Gesicht erheiterte sich bey dieser Rede, er musterte den Haufen mit flüchtigem Blick und nannte jeden der Männer bey seinem Namen. In der dunkeln Ecke des Gemachs, nahe der Thüre, stand aber Eiuer, den er nicht zu erkennen vermochte. Er hieß ihn näher treten. Es war ein stämmiger Bursche im ersten kräftigen Mannesalter, dem Muth, Kühnheit und List aus den Augen sahen. „Ha, Lutz,“ rief der Ritter verwundert, „wie kommst du unter meine Freunde?“ — „Herr von Elmenstein,“ antwortete der Mann lächelnd und ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen, „ich war nur der Feind der Thiere in Eurer Wildbahn, weil ich des Glaubens bin, der liebe Gott habe dem, was im Wasser lebt und in der Luft und in den Wäldern keinen Herrn gesetzt, und Wild, Fische und Vögel seyen eben so gut geschaffen für den Knecht wie für den Herrn. Ihr, Herr Ritter, seyd hierin anderes Glaubens, und habt mich mehr als einmal in den Block legen lassen. Darum wurd' ich Euch aber nicht gram, denn an Eurer Stelle hätt' ich ohne Zweifel dasselbe gethan; und zudem ward Ihr noch meuschlich, denn andre Herrn ließen manchen armen Teufel eines Häsleins oder einer Wachtel wegen auf einen Hirsch schmieden und das Thier dann in die Wildniß treiben.“ — „Warum,“ unterbrach ihn Eberhard, „warum gingst du nicht zu den Bauern? dort mochtest du vielleicht Geld und Gut erwerben.“ Lutz schüttelte den Kopf: „Herr Ritter, ich traue dem Wetter nicht, und wenn ich um Geld und Gut spielen soll, will ich wenigstens den Hals nicht einsetzen. Die Herrlichkeit wird von kurzer Dauer seyn; der Churfürst sammelt seine Fähnlein, und drüben im Frankenland und Schwabenland zieht der Truchseß mit den Bündischen herum und schlachtet die Bundschuher ab wie Kälber.“

Eberhard wendete sich jetzt an die Männer und sagte: „Ich habe nur zwey Wünsche, die Rettung meines Kindes, und daß ich oder sie einst im Stand seyn möchten, eure

Digitized by Google

Treue zu belohnen. Euern Dienst darf ich aber nicht annehmen. Ihr habt Häuser, Weiber und Kinder. Wollt ihr im Schlosse, so würden die Bauern eure Wohnungen niederbrennen, eure Felder verwüsten und euch zu Bettlern machen. Gegen einen plötzlichen Ueberfall ist meine Burg gesichert. Unterdessen können die Sachen sich anders wenden, oder ich gewinne auch Zeit mit den Aufrührern mich zu vertragen. Du, Luz, bleibst bei mir, denn zu verlieren hast du nichts, und ich mache dich fürs Erste zu meinem Wildmeister, denn in meinen Forsten weißt du Bescheid. Ihr aber, lieben Männer, geht mit Gott und grüßt von mir eure Weiber und Kinder.“ Mit diesen Worten reichte er dem Mayer und den übrigen Männern die Hand, und traurig verließen sie das Schloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Kontrast der Farben.

Man wußte schon lange, daß es, wenn es sich von Beurtheilung der Farben handelt, nicht gleichgültig ist, ob man dieselben einzeln für sich oder nebeneinander betrachtet. Die neuesten Untersuchungen Chevreuils haben aber diesem Gegenstand eine Ausdehnung und eine Wichtigkeit gegeben, von der man bisher keine Ahnung hatte. Im Allgemeinsten kann man die Erscheinung so bezeichnen: wenn das Auge zu gleicher Zeit zwey verschiedene, sich berührende Farben sieht, so sieht es dieselben so unähnlich als möglich. Stellt man zwey Farben, eine dunkle und eine helle neben einander, so wird jene dunkler, diese heller erscheinen. Mittelst dieses einfachen Gesetzes und mittelst der Farbenlehre, so weit sie bis jetzt ausgebildet ist, lassen sich die Modifikationen berechnen, welche zwey Farben durch ihre Zusammenstellung erleiden. Von der Ursache dieser Eigenschaft des Auges, zwey Farben neben einander so verschieden als möglich zu sehen, ließen sich verschiedene optische Erklärungen geben; sie mag aber sein welche sie will, so ist sie eine der merkwürdigsten. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Eigenschaft unsers Gesichtssinnes beym Sehen fast beständig ins Spiel kommt; wie die Augen eine gewisse Zeit nöthig haben, um die Perspektive eines Gemäldes gehörig zu fassen, so scheint man eine gewisse Zeit zu brauchen, um die Wirkung des Kolorits gehörig zu fassen, d. h. die Augen müssen erst den Kontrast der Farben fühlen, ohne daß sie deßhalb ermüdet würden. Ist es nun nicht wahrscheinlich, daß jedes Organ äußere Eindrücke, die es zugleich bekommt, nach einem solchen Gesetze des Kontrastes empfindet? So viel wenigstens scheint gewiß, daß alle Sinne mit dem Gesichtssinn eine Eigenschaft gemein haben, die mit der bisher besprochenen genau zusammenhängt, und die für das Auge die sogenannten accidentellen oder Scheinfarben hervorbringt. Wenn die Netzhaut oder Nervenhaut des Auges von irgend einer Farbe einen lebhaften Eindruck erhalten hat, so wird sie unmittelbar darauf für den Eindruck einer ähnlichen, aber schwächeren Farbe unempfindlich. Eine allbekannte tägliche Erfahrung macht diesen Satz ganz deutlich. Wenn man gegen Sonnenuntergang ein Fenster betrachtet, sieht man die hölzernen Rahmen dunkelfarbig, während die Glasscheiben selbst noch hell sind. Kehrt man die Blicke, nachdem man sie eine Zeitlang auf das Fenster gehestet hat, auf die Wand gegenüber, so sieht man auf diesem dunkleren Raume ein Bild des Fensters. Diese Erscheinung kann man nur erklären, wenn man annimmt, daß der Theil der Netzhaut, auf dem sich das Bild des Fensters abmalte, in Folge der lebhaften Farben dieses Bildes unfähig wird, von der dunkeln Färbung der Wand einen Eindruck zu erhalten. Bey den übrigen Sinnorganen bemerken wir ein Aehnliches; so darf man, um ein einziges Beyspiel anzuführen, nur vor dem Kaffee ein Stück Zucker essen, und man wird den Kaffee nicht süß genug finden.

Chevreuil zeigt an Beyspielen, wie wichtig das Gesetz des Farbenkontrastes für die Kunst der Teppichweberey sey, wenn es sich darum handle, die gefärbten Faden zur Nachbildung eines Gemäldes, oder, wie in den meisten Fällen, einer mehrfarbigen Zeichnung auszuwählen. Um von der Schönheit der Farben, die man zusammenhält, richtig zu urtheilen, ist es ganz nothwendig, das Gesetz ihres Kontrastes zu kennen, besonders wenn die Farben, die man schätzen will, sich auf Teppichen, Tapeten, Shawls befinden, wobey die Zeichnung nicht einfärbig ist, und wo die Farben nicht in einander übergehen, nicht verschmolzen sind. Unter übrigens gleichen Umständen werden nicht verschmolzene, in Streifen neben einander liegende Farben sich gewiß schöner ausnehmen, als wenn jede für sich auf einem Grund, der blos den Eindruck einer Farbe auf das Auge macht, betrachtet würde; so thun auch die Farben, welche auf den orientalischen Shawls Palmen, auf den türkischen Teppichen mannigfache Zeichnungen bilden, weit mehr Wirkung, als wenn sie mit einander verschmolzen wären, wie sie es gewöhnlich auf unsern Gemälden sind. Wollte man also z. B. einen Amaranthstreifen auf einem vielfarbig gestreiften orientalischen Shawl mit dem amaranthfarbigen Grund eines eluheimischen Shawls vergleichen, so müßte man auf den erstern einen schwarzen Papierstreifen legen, der alle Farben mit Ausnahme des Amaranths bedeckte, um den Kontrast, den das Amaranth mit den angränzenden Farben bildet, aufzudecken. Eben so muß man zu Werk gehen, wenn man die Farben alter Gewebe mit neuen Farben vergleichen will. Das lebhafte Kolorit, das man meist an den chinesischen Gemälden bemerkt, auf denen die Farben nicht in einander überaehen, wo kein Widerschein ins Spiel kommt, wo die Perspektive blos Linearperspektive ist, und man sich darauf beschränkt,

Digitized by Google

im Vordergrund lebhafte, im Hintergrund blasse Farben anzuwenden, ist sicher eine Folge des Farbenkontrastes; denn die Farben befinden sich hier unter den günstigsten Umständen, um stark gegen einander abzustechen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Von der Bühne ist gegenwärtig wenig oder nichts zu sagen, alles Neue besteht in Uebersetzungen und Umänderungen französischer Stücke, und diese Dinge sind meistentheils so schlecht, daß, wenn ihnen nicht prächtige Dekorationen, höfische Livreen, oder sonst ein Umstand (wie z. B. Madame Vestris als Corporal in the Invincibles) nachhilft, sie wie Blitze eben so schnell verschwinden als sie entstanden sind. Kean, welcher viel von seiner ersten Popularität verloren hatte, ist nach einer langen Unpäßlichkeit wieder in seiner ganzen vorigen Kraft erstanden, und füllt Covent-garden in den Rollen eines Shylock, Macbeth, Othello u. s. w. mit Zuschauern, und diese mit Bewunderung seines hohen Talents, welches jetzt um so mehr gefällt, weil er offenbar weniger um den Beyfall der Galerien buhlt, als er sonst zu thun pflegte. Sein höchstes Kunstwerk ist indessen der Moor; und wer ihn als solchen neben dem treflichen C. Kemble als Cassio, und dem korrekten Young als Jago gesehen, der dürfte sich dazu Glück wünschen, eines der Meisterwerke Shakespears meisterhaft dargestellt gesehen zu haben, wenn es nicht unglücklicherweise an einer guten Desdemona fehlte. Miß Jarman ist das Beste, was man jetzt in England von der Art haben kann, und diese ist ein zierliches Püppchen. Aber nicht nur dem Trauerspiel, auch dem Schauspiel stellt es an Heldinnen, dagegen haben wir eine Menge beliebter Sängerinnen, obgleich die beste, Miß Paton, jetzt auf Reisen ist. In der italienischen Oper haben wir noch nichts gehabt, was nicht schon auf dem festen Lande bekannt gewesen wäre. Mad. Schiky hat den Beyfall erhalten, den sie verdient, aber Aller Ohren sind auf das Erscheinen der Sontag gespannt, welche den 15ten dieses auf der Bühne auftreten soll.

Von neuen Büchern haben wir wenig, gereimt und ungereimt, aber lediglich nichts, das seinen Verfasser verewigen könnte. Unterhaltung ist die Tagesordnung, und was man nicht bey dem ersten Blick verstehen kann oder zu verstehen glaubt, heißt schwerfällig und langweilig, und wird als unlesbar auf die Seite geworfen; was Wunder, daß die Schriftsteller nur leicht über die Oberfläche hingleiten? Es geht damit wie mit den Baumwollen- und Seidenzeugen; die Frauenzimmer wechseln gern ihre Anzüge oft, sie wollen deren viele haben, sie sollen wohlfeil seyn, und darum macht man sie so, daß sie für ein Paar Tage gut aussehen, und dann wandern sie zum Trödelmäkler.

Der Roman **Marly, or a Planter's Life in Jamaica** gibt in kunstloser Form ein, allem Anscheine nach sehr treues Bild vom Pflanzer- und Sklavenleben auf den westindischen Inseln, wie man es sonst wohl nicht leicht geschildert findet. Wir haben seit einiger Zeit eine Menge Schriftsteller auftreten sehen, welche in Beschreibungen und Romanen dem englischen Publikum gänzlige Begriffe von dem jetzigen Zustand der Negersklaven in Westindien durch Schilderung des afrikanischen Lebens, welches sie führen sollen, beyzubringen suchen; kein Wunder, der Verein der hier anwesenden westindischen Eigenthümer bezahlt dergleichen Schriften, wenn sie irgend einen für sie günstigen Eindruck gemacht zu haben scheinen, und so ist denn auch das erwähnte Werk wieder eine Apologie der Sklaverey. Wir geben es gerne zu, daß jene Neger im Durchschnitt physisch glücklicher sind, als die meisten Taglöhner in Europa; sie sind besser genährt und gekleidet, wohnen besser, werden in Alter und Krankheit besser versorgt, und können wirklich glücklich seyn, wenn es ihnen genug an Gefühl mangelt, das Elende und Verworfene ihrer Lage zu empfinden, die sie zu Thieren herabwürdigt; was die körperlichen Züchtigungen betrift, so will ich sie nicht einmal in Anschlag bringen; denn ich glaube, daß jetzt der Sklave kaum so sehr der Willkühr seines Treibers überlassen ist, als der Arme in England der Willkühr der mit der Magistratur bekleideten Pfarrer und Landjunker. Aber man lese nur folgenden Zug, und urtheile alsdann, ob ein solches System ohne bedeutende Aenderung von einem Volke, das sich christlich nennt, länger geduldet werden sollte. Um die Stunde der Versteigerung trat Marly in den Verkaufssaal, und sein Blick fiel sogleich auf drey verwaiste anständige, wohlgekleidete junge Frauenzimmer, welche zusammen zum Verkauf ausgestellt waren. Es waren Schwestern von der Caste, die man Mustees nennt, ihre Mutter nämlich war eine Quadron und ihr Vater ein Weißer gewesen. Die schönen Gestalten, die auffallend gebildeten Sitten, die sanften, angenehmen, ganz europäischen Gesichter, weißer als man sie bey vielen unserer Landsmännimnen sieht, die klare Röthe, womit ihre sämmtliche Erscheinung vor allen Augen ihre Wangen übergossen hatte, machten die Gruppe ungemein anziehend. Es befand sich Niemand in dem Gemache, der nicht Mitleiden mit ihnen gehabt hätte, und die Gestalt dieser armen Mädchen waren wohl nicht zu beschreiben. Ihr Vater war ein angesehener Mann gewesen, und hatte sie mit einer braunen Frau erzeugt, welche seine eigene Sklavin gewesen war. Er hatte sie als seine anerkannten Kinder ganz wie die andern Frau Taximmer auf der Insel vorneehm erzogen, hatte nie daran gedacht, sie als Sklavinnen zu betrachten. Ihre Mutter war als Sklavin gestorben, und zwar unglücklicherweise wurde es von Tag zu Tag verschoben, die Mädchen förmlich frey zu lassen, und der Tod störte ihren Vater dahin, bevor er das Dokument ihrer Freyheit ausgefertigt hatte. Man fand seinen Vermögenszustand so schlecht, daß seine Gläubiger sich seines ganzen Eigenthums bemächtigten, und also auch seiner Kinder. Niemand aber wollte auf der Versteigerung auf sie bieten, obgleich man sie noch mehrere Male zum Verkaufe ausständigte und ausstellte. Ihr gebildetes Aeußere und ihre gute Erziehung würden ihnen in England eine gute Heirath verschafft haben, und dies war auch die Ursache, warum sie Niemand in Jamaika kaufen wollte, da die ganze Nachbarschaft es als eine Schande ausgeschrieen haben würde, wenn einer sie zu knechtischen Arbeiten gebraucht hätte. Da man sie nicht trennen durfte, und sich keine Gelegenheit zum Verkauf darbot, so ließ man sie ungehindert umhergehen, als wenn sie frey wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 95.

Ette.

Logogryph.

Bin zwar ungeschlacht' und wild,
Doch von Mutterern erstillt;
Stillt die Kinder du mir tanzen.
Fürchte meines Zornes Schnauben.
Meines letzten Lauts Verschwinden
Läßt mich ganz verwandelt finden.
Denn ich flüstre leise, leise
Brüdernamen dir ins Ohr;
Jeder sitz in seiner Weise.
Emsi den Musendienst ertohr.

Th. v. Haupt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 102.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. April 1828.

Ist es möglich?
Keine Fremde,
Unsre Brüder
Zeigen ihnen selbst die Wege!
Doch ein Wort zu den Verwegenen!
Worte sind des Dichters Waffen.

Goethe.

Dem Baron Joseph Christian v. Zedlitz
bey Lesung der „Todtenkränze."

Am 1sten März 1828.

Ich stand auf der Sudeten höchster Spitze,
Zwey Länder lagen schön zu meinen Füßen,
Die starken Säulen zweyer mächt'gen Throne,
Zwey Ströme sah ich ihre Fluren küssen
Und viele Burgen, alter Edlen Sitze,
Urangestammt, auch Gaben jeder Krone,
Damit sie Treue lohne.
Die Burgen waren einst dem Sänger offen,
Sie sind es noch, wenn es noch Sänger gäbe;
Doch nun, so wahr ich dem Gesange lebe!
Ist nichts von deutschem Liede mehr zu hoffen,
Verpflanzt wird Albions Sohn auf deutsche Erde,
Erhoben er, daß ja nichts Eig'nes werde.

Er starb, der hohe Sänger, dessen Munde
Der Heldin und der Büßerin Gebilde,
Des „herrenglecchen Dieners" düstre Mähre
Entströmt' in Heroskraft und Christenmilde;
Er starb dahin, doch keines Volkes Kunde,
Und wenn's das älteste und größte wäre,
Schmückt sich mit gleicher Ehre.
Er ist der Deutschen Stolz — und doch vergebens!
Sie freuen sich der Lorbeern, die ihn schmücken,
Die jüngsten Zweige aber, die sie pflücken,
Sie reichen sie den Söhnen fremden Lebens;
Byrons und Scotts sind die geliebten Sänge,
Auch Lamartine's und Lavigne's Klänge.

Mit Recht, mein Volk! denn Deutschlands Töne schwirren
Auf ungewissen Bahnen hin und wieder,
Und wenn auch manche stark und rein erklingen,
So müssen sie am schönen Edlen irren;
Vergebens hoff' ich auf die hohen Lieder,
Die gleich den Adlern zu der Sonne dringen
Mit krafterfüllten Schwingen.
So fühlend wandt' ich mich zu meinen Thalen,
Und eine Klage ward in meinem Busen,
Daß ach! der Grazien keine und der Musen
Mich ganz beglückt mit wahrer Dichtkunst Strahlen;
Auch ich ertrage nicht den Glanz der Sonne,
Auch mir ward nie die höchste Erdenwonne.

Da dringen Klänge bis zu meinem Herzen,
So reine, klare und so edel schöne,
Als ich seit seinem Tode nicht vernommen,
So kraft'ge und so wunderliebe Töne,
In Freude stark und sanft in ihren Schmerzen.
Wess sind sie denn? Wo sind sie hergekommen
In Kraft und Lieb' entglommen?
Sie sind nicht fremd; unmöglich! sie sind eigen;
Der deutsche Keim ward auch zur deutschen Blüthe,
So drimgt kein fremder Laut zu dem Gemüthe!
Sudetensohn, dir muß sich Gallien neigen
Und jene, die Ehild Harold hoch erheben,
Sie müssen dir die Ebenburt zun geben!

Nicht ahnen nur, du kannst das Ziel erringen!
Nicht sehen nur, du wirst sie auch erreichen
Der wahren Harmonien schöne Lande!
Dich kenne ich am segenvollen Zeichen,
An deiner Phantasie allmächt'gen Schwingen.
Steh' nicht mehr schauend von dem Bergesrande,
Dich sollen keine Bande,
Du selbst sollst nicht dich zwingen still zu stehen.
Du wirst sie sehn! Mit ihren Blüthenthalen,
Mit ihren Rosen, ihren Sonnenstrahlen,

Digitized by Google

Mit ihren Bächen, ihren Silberseen.
Bald kömmst du hin, bald siehest du die Stelle —
Dann blick zu mir, zu ihres Eingangs Schwelle.

Fürst v. Lichnowsky.

Ueber die Meynungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele.

(Beschluß.)

Hätten die Weltweisen von jeher so viele Aufmerksamkeit auf die entzweygeschnittenen Wespen des Aristoteles, als die Philologen auf die Wespen des Aristophanes verwendet, so wäre die nicht blos für die Schule, sondern auch für die letzten Hoffnungen des Menschengeschlechtes so wichtige Frage, ob eine Seele in den anscheinend willkührlich sich bewegenden Theilen eines zerschnittenen Thieres sich aussprechen, wohl schon gelöst. Denn hier könnte oft wiederholte Beobachtung in den Bewegungen der ganz von einander getrennten Theile Uebereinstimmung zu einem Zwecke, also Einheit des Willens entdecken, und damit unumstößlich das Daseyn einer geistigen Welt außer der Welt der körperlichen Erscheinungen und die Unzerstörbarkeit geistiger Einheit darthun, deren Sinn also an sich mit dem Raume nichts zu thun hätte. Doch dürften bey solchen Versuchen ausser der Schwierigkeit, in jeder Hinsicht hiezu taugliche Thiere zu wählen, und außer den Störungen, welche die Verwundung hervorbringen müßte, so wie den mannigfaltigen Zufällen überhaupt, noch eine Schwierigkeit weiter darin sich finden, daß nach den höchst schätzbaren Untersuchungen neuerer französischer Naturforscher verschiedene Theile des Gehirns, wenigstens in den höheren Thierklassen, auch dazu bestimmt sind, durch ihren Einfluß regelmäßig übereinstimmende Bewegungen unter den Muskeln des Körpers hervorzubringen; die Trennung einzelner Körpertheile vom Gehirn könnte also leicht, auch bey bleibender Einheit des geistigen Willens, in ihnen nur unübereinstimmende Bewegungen mit dem übrigen Körper zulassen. Bis jetzt haben nur die berühmte ärztliche Schule Stahls im Anfange des verflossenen Jahrhunderts und der scharfsinnige Schottländer Robert Whytt in der zweyten Hälfte desselben es gewagt, auszusprechen, daß der Seele Untheilbarkeit und geistige Persönlichkeit ohne körperliche Ausdehnung zukomme, ihr Daseyn aber doch auf keinen einzelnen Theil des Raums beschränkt sey, den unser theilbarer Körper einnimmt, was offenbar nur dann einen Sinn gewinnt, wenn man beyfügt, die Seele habe ein selbstständiges geistiges Daseyn, das als solches durch keine Raumerfüllung bedingt ist; so wie man schon von einem Gedanken sagt, er ist schön, edel, groß, und doch nicht bepflezt, er befindet sich in dieser oder jener Ecke, und wie man von einem zerstreuten Menschen, gleichsam dunkel die Unräumlichkeit der Seele ahnend, sagt, er ist in seinen Gedanken anderswo. Man kann der Vorstellung sich nicht erwehren, welch große Veränderungen die Seelenlehre aller folgenden Jahrhunderte würde erlitten haben, wenn schon vor mehr als zweytausend Jahren der Weltweise von Stagira, dessen Philosophie bis tief in das siebzehnte Jahrhundert in den Schulen Europas herrschte, sein erstes Buch über die Seele entsprechend der von ihm zuerst ausgesprochenen Untheilbarkeit seiner Psyche geschlossen hätte. Wie anders würden die Gemälde von den künftigen Aufenthaltsorten der Seele sich gestaltet haben, hätte man geglaubt, es gäbe für sie überhaupt keine räumliche Entfernungen wie keine Raumerfüllung, weil sie nicht körperlich sey. Nicht blos die Griechen hatten einen Charon, um die Todten überzuführen und gaben diesen dazu ein Wegeld mit.

Wenn man bedenkt, wie wenig wesentliche Fortschritte die Psychologie, die Lehre, welche die Seele als den wichtigsten Gegenstand der Naturkunde behandelt, seit den Zeiten von Herophilus in ein-und-zwanzig Jahrhunderten gemacht hat, wie lange man in ihr Irrthümer, die jede genauere Nachforschung sogleich hätte widerlegen können, als ausgemachte Wahrheit behandelte, wie gänzlich kritiklos in neuern Zeiten die meisten Beobachtungen und Versuche über den thierischen Magnetismus, der an sich so große Aussichten zu Fortschritten in der Psychologie verspricht, angestellt wurden, so muß man beklagen, daß die schönen Zeiten Griechenlands so bald dahinschwanden, wo besonnene Weltweise nicht blos mit Begriffsspalten und Wortdefinitionen sich abgaben, sondern eifrigst sich bemühten, die große wirkliche Natur selbst kennen zu lernen, und sie selbst beobachteten. Nicht ohne eigene Schuld verlor sich die Philosophie in bloße geisttödende Scholastik, oder in Mysticismus, als sie den Aerzten zu ihren beschränkten nächsten Zwecken die Erforschung der natürlichen Erscheinungen, selbst lange Zeit derer, welche der geistige Mensch sowohl als der körperliche zeigt, ganz überließ. Und doch bildeten an Beobachtung dieser Natur sich allmählig die ersten Begriffe der Kindheit des Menschengeschlechtes und selbst noch eines Theiles seines Jugendalters aus, und noch jetzt gibt ein tieferes Eindringen in die Räthsel der Natur allein den Maaßstab für die Richtigkeit unserer Ansichten. Darum läßt ihr unendlicher Schöpfer auch ihre Wunder in allem, was lebt und uns umgibt, immerfort auf die gleiche Art sich wiederholen, und darum kehrt der unbefangene Sinn für sie in jedem Neugebornen des Menschengeschlechtes von Neuem wieder. Es tilgt aber auch ihre immer wiederkehrende, immer im Stillen fortwirkende große Lehre zuletzt jedes Unnatürliche in der Wissenschaft des Menschengeschlechtes, von welcher Art dieses auch sey,

Digitized by Google

und möge man noch so sehr, selbst Jahrtausende hindurch, in anscheinend strenger Konsequenz aus einmal angenommenen, aber an sich irrigen Vordersätzen dasselbe zu verewigen sich bestreben. Es bleibt einst nur noch in der Geschichte der Entwicklung unseres Geschlechtes aufbehalten, um künftigen Zeiten zur Warnung gegen ähnliche Verstandesverirrungen zu dienen.

Dieß ist die Geschichte des Streites der zuletzt immer obsiegenden natürlichen Wahrheit gegen jeden Wahn. Auch die Geschichte der Meynungen von den Verrichtungen des Menschengehirns bestätigt sie.

Burg Elmenstein.

Von Alops Schreiber.

(Fortsetzung.)

Als die Männer das letzte Thor erreicht hatten, sprengte ein Jüngling von hoher, einnehmender Gestalt, auf einem von Schweiße triefenden Rappen über die Zugbrücke. Er trug ein einfaches, ledernes Koller und Dolch und Schwert im Gürtel. Hastig sprang er vom Pferd, gab es einem Knecht und stürzte die steinerne Treppe hinauf ins Gemach des Freyherrn.

„Heinrich!“ rief Bertha und sank vor freudigem Schreck zusammen. „Dieburg!“ rief Eberhard, nicht weniger überrascht als seine Tochter, „Dieburg, wie kommst du hieher in dieser Stunde?“ — „Limburg steht in Flammen,“ antwortete der Jüngling, „und gebrochen sind die Riegel meines Kerkers. Als die rasenden Haufen sich näherten, floh alles, was Beine hatte. Ich eilte nach Dieburg, meinem Vater meinen Arm anzubieten, aber schon von fern sah ich den Rauch der Feste gen Himmel steigen und vernahm die Kunde, mein Vater sey mit dem ihm treu gebliebenen Häuflein den Bauern entgegen gezogen und von ihnen in einem blutigen Gefecht erschlagen worden. Von dem Schicksal meines Bruders wußte man mir nichts zu sagen. Jetzt komme ich, um Euch beyzustehen.“ „Hab Dank, Heinrich,“ erwiederte Eberhard und bot ihm die Rechte. Bertha warf einen Blick schüchterner Liebe auf den Jüngling; seine Gegenwart verminderte in ihr schnell die Angst ob den Schrecknissen, von welchen sie umgeben war, und sie fühlte sogar wieder Muth und Zuversicht.

Eberhard gab ihr einen Wink, für die Bewirthung seines Gastes zu sorgen; sie entfernte sich mit freudiger Eile, während Heinrich wieder das Wort nahm.

„Ich wurde,“ sprach er, „von den Vorwachen der Bauern angehalten und in das Lager bey Wachenheim geführt. Zeckel von Beckelnheim ist ihr Feldhauptmann. Ihr kennt den listigen Fuchs; sein Ehrgeiz ist noch größer als sein Geldgeiz, aber die Bauern sehen ihn doch nur als ihresgleichen an, und er möchte darum gern einige Edle an seiner Seite haben, um beym Volk mehr Ansehen zu gewinnen. Ich mußte ihm mein Wort geben, ins Lager zurückzukehren, und ein Fähnlein zu übernehmen.“ „Unbesonnener,“ schrie Eberhard, und wollte sich im ersten Unwillen aus seinem Sessel aufraffen, aber seine Glieder versagten ihm den Dienst, und er fiel mit einem Ausruf des Schmerzes und einigen Flüchen wieder zurück. Heinrich suchte ihn zu besänftigen. „Zürnet nicht, Vetter Eberhard! was ich that, geschah mit Vorbedacht, um Euch und Eure Tochter zu retten. Die Ringmauern und Thürme von Elmenstein mögen im besten Zustande seyn, aber es fehlt Euch an treuen Leuten sie zu besetzen. Den Zwinger möget ihr acht und vierzehn Tage vertheidigen, am Ende würde die Burg aber doch genommen werden, und was wäre dann Euer und Berthas Loos? Zeckel setzt Vertrauen in mich; es wird mir gelingen, einen günstigen Vertrag für Euch zu bewirken. Im schlimmsten Fall gewinnen wir Zeit, denn dieser Aufruhr, der entstanden ist, wie ein tobender Waldstrom durch starke Gewitterregen, wird eben so schnell zerrinnen.“ „Aber die Sporen seiner Verderung bleiben zurück,“ unterbrach der Ritter den Jüngling. „Laßt uns darum retten, was wir können,“ entgegnete Heinrich. „Morgen werden einige Abgeordnete der Bauernschaft kommen; der Hauptmann hat versprochen billige Männer dazu auszusuchen. In den Hauptpunkten können sie freylich nichts ändern, aber was ihr der Gewalt gezwungen zugestehet, kann Euer Recht nicht umwerfen. Ihr seyd etwas rasch, Vetter Eberhard, darum laßt mich unterhandeln. Ihr unterzeichnet dann blos.“ Der Ritter antwortete nicht und verfiel in finsteres Nachdenken. Bertha trat jetzt mit einem Kruge köstlichen Wachenheimers herein, den sie dem Jüngling in einem silbernen Becher kredenzte. Es entspann sich ein freundliches Gespräch zwischen den Liebenden; Bertha wollte allerley vom Klosterleben wissen, aber die Erzählung Heinrichs wurde plötzlich durch Lut unterbrochen. „Herr Ritter,“ sagte er, indem er auf Eberhard zuging, und einen mißtrauischen Blick auf Heinrich warf: „Herr Ritter, ich hätt' euch etwas zu vertrauen.“ „Sprich ohne Scheu,“ antwortete Eberhard; „der junge Mann da ist mein Vetter, und vor ihm brauchen wir nichts geheim zu halten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Eine hiesige Zeitschrift hat durch die von den Franzosen wieder erworbene Freyheit besonders viel gewonnen; ich meyne das Journal des Prisons, hospices, écoles primaires etc. von Appert. Von diesem Appert ist oft in den Pariser Zeitungen die Rede gewesen, und solche unerwähnte, ihrem Ziele zustrebende Menschen verdienen auch alle Achtung; in einem freyen Staate besonders ist es ein ausserordentliches Verdienst, einen nützlichen Zweck mit Aufopferung aller Bequemlichkeiten zu verfolgen, und zur Erreichung desselben den Muth zu haben, es mit einem ganzen Ministerium aufzunehmen und dem Geschrey einer wüthigen Faktion zu trotzen. Dieß und noch mehr hat Appert gethan; erst jetzt fängt er an den Lohn seiner Beharrlichkeit einzuernten. Seit der Wiederherstellung des königl. Thrones und der Preßfreyheit in Frankreich sind hier alle Angelegenheiten der Menschheit zur Sprache gekommen, und alle Interessen derselben haben ihre Vertheidiger gefunden, aber nicht alle diese Vertheidiger haben Gehör erhalten, und einige bleiben noch unbeachtet. Die Verbesserung des Schicksals der Gefangenen gehörte zu denjenigen Angelegenheiten, die am lautesten besprochen wurden. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß es unumgänglich nothwendig sey, fernerhin die Gefangenen nicht mehr der Willkühr der polizeylichen Gewalt zu überlassen, sondern der Menschlichkeit ein wachsames Auge über die Gefängnisse zu verstatten. Jede Polizey ist von Natur unbarmherzig, und je tiefer ihre Beamten stehen, desto härter pflegen sie zu seyn; hier muß die Menschlichkeit ins Mittel treten und alle willkührliche Behandlung aufheben, auch den Gefangenen, selbst in seinem verwerflichen Zustande, nicht verlassen, sondern noch immer zu bessern suchen, um wo möglich ihn gebessert der Gesellschaft zurückgeben zu können. Unter dem Ministerium des Grafen Decazes kam in Paris eine Gesellschaft zur Verbesserung des körperlichen und Seelenzustandes der Gefangenen zu Stande, die vieles Gute leistete, und zu welcher eine Menge angesehener Männer gehörten. Die von ihr bekannt gemachten Berichte sind die ersten Dokumente, die in Frankreich über den Zustand seiner Gefängnisse bekommen hat. Als aber das Decazesche Ministerium gestürzt wurde, und das Mißtrauen emporkam, welches aller Publizität feind war, dörfte man auch wenig von der Gesellschaft zum Besten der Gefangenen. Um diese Zeit fing der noch ziemlich junge Appert an die Gefängnisse zu besuchen, die Behandlung und den Zustand der Gefangenen auszuforschen, und dem Publikum in einer eigenen Zeitschrift Nachricht von seinen edeln Bemühungen zu ertheilen. Dies verdroß den trägen Minister des Innern, Grafen Corbière, und seine Untergeordnete; denn ein sorgsefer Minister sieht es immer sehr ungern, wenn sich Privatleute um Dinge bekümmern, die er selbst besorgen sollte, aber nicht der sorgt. Man suchte Appert das Besuchen der Gefängnisse so viel als möglich zu erschweren. Es ihm ganz zu verwehren, ging nicht wohl an, da Appert rituarweise die Genehmigung des Dauphins, welcher der Beschützer der Gesellschaft zum Besten der Gefangenen ist, sich verschafft hatte. Allein alles was man thun konnte, um ihm hinderlich zu seyn, geschah. In den Provinzen verweigerten ihm manche Beamte, denen mehr an der Gunst des Ministers des Innern als an der öffentlichen Achtung gelegen war, den Zutritt zu den Gefängnissen. Ein Gefangenwärter, den Appert der Gesellschaft der christlichen Moral in Paris empfohlen hatte, weil er menschenfreundlich und sanft die Verbarterten behandle, welchem die besagte Gesellschaft deßhalb eine Erkenntlichkeit ertheilt hatte, wurde von den Ministern abgesetzt, aus der einzigen Ursache, weil Appert sein Betragen zum Muster aufgestellt hatte. Zu solchem Unsinn kamen nun noch die Schmähungen auf Appert und auf sein Journal des Prisons in den ministeriellen Blättern.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Fortsetzung.)

Fast zu gleicher Zeit sind ein Quarterly, ein Edinburgher und ein Westminster Review erschienen. Ein Aufsatz im letzteren, über die Auswanderung der überflüssigen Arbeiter, ist besonders beachtungswerth. Wohin soll es kommen, wenn die Tausende brodloser Irländer fortfahren dürfen sich auf England zu werfen, den eingeborenen, besser erzogenen und besser gesitteten Arbeitern allmählig ihre Beschäftigung zu entziehen, und sie durch Verminderung des Lohns zu dem elenden Zustande herabzuziehen, in dem sich die arbeitenden Klassen in Irland befinden? Wie diesem zusehends steigenden Uebel abgeholfen werden soll, ist noch problematisch; einige wollen Armensteuer hier wie in England eingeführt wissen; andere verlangen, daß die Gutsherrn, welche diese Menschenmasse durch ihre falsche Politik herbeygezogen haben, gezwungen werden, sie zum Theil auf ihre eigenen Kosten nach Canada zu schicken; andere, daß man keinen Irländer in England zulasse, der keinen andern Nahrungszweig als den Taglohn hat; andere, daß man einen jeden mit einer Steuer belege, die der Arme nicht würde erschwingen können, und was dergleichen Pläne mehr sind, welche äußerst schwer auszuführen wären; aber einer derselben muß am Ende doch durchgeführt werden, wenn nicht in wenigen Jahren Elend das ganze Land heimsuchen soll. Denn mit diesem Uebel ist noch ein anderes genau verbunden, nämlich die außerordentliche Zunahme der Verbrechen, welche gar manchen Ursachen zugeschrieben werden, aber doch wohl vorzüglich das von herrühren, daß die Arbeiter in Städten und Dörfern so sonlecht bezahlt werden, (und dieß wegen ihrer allzugroßen Menge) daß sie kaum so viel verdienen, um sich das Unentbehrlichste an Nahrung und Kleidung zu verschaffen; an Sparen ist also nicht zu denken, sie sind elend und nähsen elend bleiben; sie werden sorglos, gleichgültig gegen einen guten Namen und gleichgültig gegen die Mittel, die sie zur Erreichung ihrer Zwecke anzuwenden haben, so daß sie sich des Eigenthums ihrer Nachbarn bemächtigen, wo sie nur immer können. Das Unterhaus hat einen Ausschuß ernannt, welcher die Mittel ausfindig machen soll, wie dieser Zunahme der Verbrechen entgegengearbeitet werden könne; man ist auf ihren Bericht begierig.

Die Abschaffung der Gesetze, wodurch die Monconformisten vom Parlamente und den öffentlichen Stellen ausgeschlossen bleiben sollen, die aber im Grunde schon längst ein todter Buchstabe geworden waren, ist bekanntlich vom Unterhause beschlossen; das Oberhaus wird wohl den Beschluß gutheißen müssen, wenn es sich nicht einer gefährlichen Verantwortlichkeit aussetzen will. Die Ultras, die auf diese Art den Feind in ihr eigenes Lager gebracht glauben, und diese Nachgiebigkeit mit Recht für ein Vorspiel zu der Emancipation der Katholiken halten, sind aufs Aeußerste gegen Wellington und Peel aufgebracht, die nach ihnen nun ebenfalls von der Neuerungswuth angesteckt sind; sie wüthen, aber ihre Wuth ist unmächtig, der Geist der Zeit ist zu mächtig, um sich von den Eidens in Fesseln legen zu lassen. Eldon wird bald von der Bühne verschwinden, und in wenigen Jahren wird man vergebens die Rage der Herrenmenschen in England suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. April 1828.

Ich hett mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit denen Bauren eingelassen; aber ich furcht mich, sie möchten mich überreiten, daß es den Meinigen zu Nachtheil mögt gerichten.

Ritter Gottfried v. Berlichingen.

Burg Elmenstein.

Von Aloys Schreiber.

(Fortsetzung.)

„Nun so hört denn, was mir begegnet ist," fing Luz zu erzählen an. „Mein Schutzengel muß mirs eingegeben haben, daß ich vor die Ringmauer ging, und den Weg nach Igelbach hinabschlendrerte. Da kam der krumme Klaus in der Dämmerung hergeschlichen. Ich weiß nicht, ob Ihr von ihm gehört habt? Es ist ein Spielmann, der seine Heimath in den Märthshäusern hat, und bey jeder Kirchweih und auf jeder Hochzeit mit seiner Geige zu finden ist. Er erkannte mich augenblicklich, und da er mich gar oft in der Schenke aber nie in einer Kirche gesehen, mochte er Vertrauen in mich setzen. Kurz und gut, ich sollte ihm bey Gelegenheit die Burg ausspioniren helfen und die Hand bieten zu einer Ueberrumpfung." — „Tod und Teufel," schrie Eberhard, von einer Wuth ergriffen, dergleichen Bertha nie an ihm gesehen. „Tod und Teufel!" Mit diesen Worten sprang er aus seinem Sessel auf, seine Lähmung war wie durch ein Wunder verschwunden, und er konnte ungehindert Hände und Füße bewegen wie früher. „Gott Lob, der Zorn hat mich geheilt," rief er, indem er einige Schritte hin und her that. „Aber da siehst du nun die Schurken, Heinrich! Während sie dich mit Friedensvorschlägen abfinden, spinnen sie heimlichen Verrath, der ihnen aber nicht gelingen soll. Ist der Bursche noch unten?" — „Er freylich," antwortete Luz, „Schelmen muß man mit List fangen: ich stellte mich geneigt an zu dem Verrath." — „Man sollte ihn augenblicklich an die Zinnen des runden Thurms hängen." — „Ich würde ihm selbst die Ehre erzeigen," versetzte Luz, „und er müßte mir noch ein lustiges Stücklein spielen, ehe ich ihm die Kehle zuschnürte; damit würden wir aber das ganze Bremsennest aufrütteln, und wir könnten am Ende sammt und sonders zwischen den Spießen tanzen müssen, wie der edle Graf von Helfenstein. Nach meiner einfältigen Meynung wäre es besser, wir setzen List gegen List."

Heinrich stimmte ihm bey. „Wir gewinnen viel, wenn wir fürs erste alle Feindseligkeiten zu vermeiden suchen. Dieser Kundschafter ist gewiß nicht von den Hauptleuten der Bauern abgeschickt, sondern von einem einzelnen Haufen, der in der Stille und auf seine eigene Faust etwas gegen Elmenstein unternehmen möchte. Vermuthlich kommt der Anschlag von Euern Knechten her, die zu den Bauern übergegangen sind. Wir müssen uns durch eine List zu helfen suchen."

Ritter Eberhard fand den Vorschlag nicht ganz nach seinem Sinne; er hätte lieber gleich einen Versuch gemacht, ob ihm sein Schwert auch noch so treu sey wie ehemals. Indessen sah er doch ein, daß Klugheit hier sicherer führe als Tapferkeit, und es wurde endlich beschlossen: Luz sollte den Kundschafter nach Mitternacht in ein Gehölz an der Westseite der Burg beschneiden, und ihm im Vertrauen Nachricht von einem herannahenden Hülfstrupp geben. Zu gleicher Zeit sollten die Knechte und Reisigen der Burg in aller Stille zu dem östlichen Thor hinaus und langsam und

Digitized by Google

mit Geräusch zu dem westlichen wieder hereinziehen, und so den Späher auf die Meynung bringen, es sey dieß die erwartete Hülfe. Diese List gelang vollkommen, und als kaum der nächste Morgen graute, verbreitete sich schon im Lager der Bauernschaft die Kunde von einer großen Verstärkung, die auf Elmenstein angekommen. Einige hielten dafür, es seyen Truppen des Bischofs von Straßburg, andere gaben sie für Lothringer aus.

Zeckel, der Feldhauptmann der Bauern war der einzige, welcher eine List ahnete, doch ließ er sich nichts merken, weil er sich unter dem Adel Freunde erwerben wollte, und Fürsprecher auf den Fall der Noth. Er sämmte darum nicht, vier Abgeordnete, die er als billige Männer kannte, nach Elmenstein abzuordnen. Er gab ihnen eine kleine Bedeckung mit, die vor den Ringmauern der Burg Halt machen sollte bis zur Rückkehr der vier Männer. Aber unterwegs schlossen sich immer mehr und mehr Bewaffnete dem Zuge an, der sich zuletzt bis auf dreyhundert Mann vergrößerte. Als sie vor Elmenstein ankamen, verlangten die Abgeordneten Einlaß und sicheres Geleit auf Ritterehre und Ritterwort. Beydes ward ihnen gewährt; Heinrich empfing sie an der Fallbrücke und führte sie ins Gemach des Edelherrn, der sich zwang, sie mit scheinbarer Freundlichkeit zu empfangen. Sie legten die Artikel des Vertrags vor; die hauptsächlichsten derselben lauteten auf Befreyung von der Leibeigenschaft, von Gülten, Frohnen und vielen andern Abgaben. Außerdem verlangte die Bauernschaft das Wahlrecht ihrer Pfarrer und die Oeffnung des Waldes und der Wildbahn. Eberhards Blicke wurden immer finsterer, während Heinrich die Artikel vorlas, und zuletzt konnte er seines Zorns nicht mehr Herr werden. Er nahm dem Diedurg das Papier aus der Hand, zerriß es und warf die Stücke den Bauern vor die Füße. Heinrich sah ihn mit einem flehenden Blick an, und die Abgeordneten selbst baten ihn, der Zeit eingedenk zu seyn, und sich in die Noth zu fügen. Der Ritter achtete aber weder der Bitten noch der Vorstellungen. Der Name der Elmensteiner soll wenigstens nicht mit Schmach erlöschen," rief er. „Ich war nie ein Tyrann gegen meine Hörigen und Zinsleute und weiß auch, daß Gott den Menschen nicht zur Knechtschaft erschaffen hat, darum will ich meine Eigenen frey geben, doch nicht meinem Recht entsagen, auf Abgaben und Dienste und auf die Forste und Teiche, die mein Eigenthum sind." Mit diesen Worten verließ er das Gemach, nachdem er Heinrich noch einen Wink gegeben, die Abgeordneten vor die Burg hinaus zu geleiten.

Ritter Eberhard traf jetzt Anstalten zur Vertheidigung der Burg; sollte sie von der Bauernschaft überwältigt werden, so hoffte er sich und seine Tochter durch einen unterirdischen Gang zu retten, der in einige fast unzugängliche Felsenklammern im benachbarten Wald führte und ihm und dem Kastellan des Schlosses allein bekannt war. Indem er mit den Anordnungen zur Vertheidigung sich beschäftigte, kam Heinrich von Dieburg, um sich von ihm zu beurlauben. „Ich eile ins Lager der Bauern," sagte er, „denn nur dort kann ich Euch noch nützlich werden. Vielleicht gelingt mirs, sie zu einem Unternehmen gegen einige andere Schlösser zu bereden, oder wenn ein Haufe gen Elmenstein zieht, mich an seine Spitze zu stellen und die Anschläge zu verzögern oder zu vereiteln."

Eberhard warf auf den Jüngling einen finstern Blick, dann sah er eine Weile starr vor sich hin und sein ganzes Wesen schien empört von dem Gedanken, der Nothwendigkeit nachgeben zu müssen. Schweigend reichte er hierauf dem Jünglinge die Hand und konnte eine Anwandlung von Rührung nicht verbergen.

„Wo ist Bertha?" fragte Heinrich, „ich möchte auch ihr ein Lebewohl sagen." — „Heinrich," anwortete Eberhard mit sanfter, freundlicher Stimme; „Heinrich, die Augen des Menschen sind die Verräther seines Herzens. Zwischen dir und meiner Tochter gibt es ein kleines Geheimniß, das ihr vor einander zu verbergen sucht, und euch doch gar zu gern mittheilen möchtet. Du bist ein wackrer Gesell, und ich werde nicht nein sagen, wenn das Mädchen ja gesagt hat. Du sollst von mir ihre Antwort hören, wenn der Sturm vorüber ist, aber jetzt keinen Abschied von dem Mädchen. Geh mit Gott, Heinrich!" Bey diesen Worten wendete er sich ab, um eine hervorquellende Thräne nicht sichtbar werden zu lassen. Der Jüngling entfernte sich hastig, warf sich auf sein Roß und jagte dem Lager der Aufrührer zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wieland an Archenholz.

Weimar, 1. Febr. 1784.

Unter die Memorabilia des gegenwärtigen Moments scheint mir die bis zum Erstaunen weitgetriebene Freymüthigkeit zu gehören, womit seit einiger Zeit im T. Museum und in den Berichten der Buchhändler und Gelehrten über die Religion gesprochen wird. In letztern thut sich hierin ein großer Diez hervor, von welchem ich zu wissen wünschte, wer und wo er ist, und wie er dazu kommt, sich so öffentlich und namentlich impune für einen Proselyten des Système de la Nature erklären zu dürfen. Im Oktober des Museums ist ein kleines Stück „Philosophie oder Christenthum," worin den Goldschmieden der großen Diana zu Ephesus ebenfalls eine der derbsten Wahrheiten ganz unverholen gesagt wird, und dessen Verfasser ich zu kennen wünschte. Es ist ein seltsames Ding um die Philosophie. Sie scheint mir wie eine hellglänzende Kugel, die sich durch eine unermeßliche Masse von dicker egyptischer

Finsterniß hin und her bewegt, überall, wo sie hinkommt, einiger Wenigen Aug' und Herz erfreut, aber die Masse der Finsterniß doch weder zu durchleuchten noch zu zertheilen vermag. Aller unserer Aufklärung ungeachtet liegt bey weitem der größeste Theil unserer Nation, selbst der höhern Klassen in derselben, noch in der gröbsten Barbarey und Blindheit, und es ist als ob weder Schimpf noch Ernst die Deutschen klüger machen könne. Schlözers Anzeigen sind wenigstens als eine Art von Barometer und Thermometer der Erleuchtung, Civilisation und Polierung des heiligen römischen Reichs in meinen Augen eine sehr nützliche Sache.

Von Schubarten ein Andermal. Als ich noch in Biberach war, war er Schulmeister in dem Ulmischen Städtchen Geißlingen, und schon damals seiner schlechten Sitten und seines ungezähmt sarkastischen Witzes wegen berüchtigt. Unstreitig ein Mann von Genie, der die Liste der unglücklichen Gelehrten vermehrt, aber zugleich das alte Sprüchwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied" bestätigt, wiewohl darum das tyrannische Verfahren des Herrn v. W. nicht zu entschuldigen ist.

Ich warte mit Schmerzen auf den Erfolg der Luftreise, welche die Montgolfiers mit ihrem Bundesgenossen Pilatre de Rozier in dem mit so vielem Pomp angekündigten ersten Luft-Kauffahrtheyschiff Le Flesselles von Lyon nach Paris zu machen versprochen haben. Nach ihrer letzten öffentlichen Versicherung war der 15te Januar infaillablement zur Abfahrt angesetzt. Laut Nro. 20. vom Journal de Paris wußte man aber den 20sten Jenner zu Paris noch nichts von ihnen; die Reise ist also entweder verschoben worden, oder verunglückt. Das letztere halte ich, so viel ich von der ganzen Sache verstehe, für beynahe unfehlbar, wenn Herr Montgolfier bey seiner Methode, nämlich dem Gebrauch des Rauchs von feuchtem Stroh und Wolle zu Erhebung der aerostatischen Maschine verharret; und eben dieser Umstand ist es, was mich so ungeduldig nach dem Erfolg macht. Denn ich gestehe, daß ich mit Leib und Seele von Herrn Charles Parthey bin, und mir aus guten Gründen in den Kopf gesetzt habe, daß er allein der Mann sey, der das, was die Montgolfiers versprochen haben, leisten werde. Es wird sich nun bald zeigen müssen, wer Recht hat; und wiewohl man seinen Hypothesen sonst nicht gerne durch Fakta ein Dementi geben läßt, so bin ich doch zu sehr für den Fortgang der Luftschiffahrt portirt, um nicht auch über einen glücklichen Erfolg der Herrn Montgolfiers, wenn er schon meine Prophezeihung zur Lüge macht, mich belfliren zu helfen.

Herrn Meiseners Schriften sind, ich weiß nicht warum, hier nirgends zu sehen noch zu haben. Ich werde mir aber seine Skizzen, Dialogen und seine Quartalschrift unverzüglich kommen lassen. Ich habe alles, was Sie mir über diesen, mir zu unbekannten Schriftsteller geschrieben haben, mit Vergnügen gelesen, und halte mich Ihnen, mein Theuerster, sehr verbunden, daß Sie mir dazu behülflich sind, sowohl seinem Charakter als Schriftsteller, als seiner Denkart über mich, Gerechtigkeit zu erweisen. Gut wäre es immer auf alle Fälle, wenn man einander persönlich kennte. Ein einziger mit einem Manne zugebrachter Tag ist der beste Schlüssel und Commentar zu seinen Werken.

Wieland.

Künstliche Donnerkeile.

Zu den Entdeckungen, welche ganz besonders die Einbildungskraft der Menschen in Anspruch nehmen, gehören auch diejenigen, mittelst welcher wir mit unsern schwachen Mitteln große Naturwirkungen nachahmen können. In dieser Beziehung ist die folgende Beobachtung nicht nur für die Wissenschaft wichtig, sondern allgemein interessant. Man hat sich seit geraumer Zeit überzeugt, daß die sogenannten Donnerkeile, die früher zum großen Zauberarsenal gehörten, die unmittelbaren Wirkungen des auf sandigen Boden fallenden Blitzstrahls sind. Man findet diese glasigten, kegelförmig zugespitzten Röhren nicht selten in hochgelegenem Sandboden; der einschlagende Blitz schmilzt den Sand oft auf sehr beträchtliche Tiefe, und bildet dadurch eine gewöhnlich schlangenförmig gebogene Röhre, mit festen, innen glatten, außen rauhen Wänden. Vor Kurzem legte ein Deutscher, Namens Fiedler, der Pariser Akademie der Wissenschaften Donnerkeile vor, welche über siebzehn Fuß lang waren. Man zweifelte nicht daß diese erstaunliche Wirkung der atmosphärischen Elektricität unendlich weit die Kräfte unserer künstlichen übersteige, aber vor Kurzem gelang es Beudant, einem französischen Physiker, durch eine überraschende Erfahrung einen neuen Beweis zu liefern, daß das Prinzip, das aus den Wolken und aus unsern Conductoren blist, eins und dasselbe ist. Es gelang ihm wirklich mittelst einer starken elektrischen Batterie, im Sande Röhrenstücke zu bilden, die den Donnerkeilen ganz ähnlich sind, nur sind ihre Wände nicht so dicht und ihre Länge beträgt nur wenige Centimeter.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Die britische Gallerie, so wie die Ausstellung der Gesellschaft der brittischen Künstler sind jetzt offen, beyde haben unter einer Menge gemeiner und schlechter Gemälde, einige gute. Das Panorama von London im Regentspark ist seiner Vollendung nahe, und wird wahrscheinlich diesen Sommer eröffnet werden; das Gebäude, worin es aufgestellt, ist ein wahrer Koloß, und das Ganze scheint ein einziges Werk zu wer-

Digitized by Google

den. Lough, der sich im vorigen Jahre durch seine Statue des Milo und die Gruppe von Simson so berühmt gemacht, hat zwey weibliche Statuen vollendet, die ihm aber nicht so gut gelungen seyn sollen.

Die medicinische Zeitschrift hat sich aufs Neue gegen den persönlichen Charakter eines Wundarztes, Cooper, vergangen, indem sie eine für ihn schimpfliche Nachricht von einer Operation bekannt gemacht hat, welche alle gegenwärtige Studenten dieselbst für falsch erklärt haben. Die Sache wird vor einen Gerichtshof kommen.

Der Verfasser des Buches Austria as it is hat ein anderes herausgegeben, welches unter dem Titel America as it is manche gute Stiegen enthält. Folgendes ist seine Beschreibung von Owens Kolonie bey Pittsburg und dessen Ansichten; „Wir sahen ungefähr 150 Häuser in schwäbischer Bauart, außer Rapps vorigem Wohnsitz, einem schönen, von Backsteinen erbauten Haus. Wir wurden zu einem von den Vorstehern geführt, einem Herrn Schnee, welcher ehemals ein listwieser Geistlicher gewesen war, und eine pompöse Beschreibung von Owens Ansichten machte. Diese Niederlassung, welche ungefähr dreyßig Meilen oberhalb der Mündung des großen Was bash liegt, wurde von Rapp im Jahr 1817 gestiftet, und ist jetzt (1825) von Owen um Lumpf um 150,000 Thaler gekauft worden. Man zeigte uns den Plan von einem prächtigen kolossalen Gebäude, welches er zu errichten gedenkt, und welches das Kapitol zu Washington ausgenommen, alle Gebäude in den vereinigten Staaten an architektonischer Schönheit übertreffen würde. Seinen Ansichten nach gedenkt er eine Gesellschaft zu stiften, welche von allen den Banden frey seyn soll, wo mit Religion, Erziehung und Vorurtheile die übrigen Menschen gefesselt halten; und seine Anhänger würden der Welt das neue und merkwürdige Beyspiel von einer Gemeinde darstellen, welche jede Art von Gottesdienst, und jeden Glauben zu ein höheres Wesen bey Seite setzend im Stande seyn soll, blos durch den Antrieb der vollkommensten Selbstsucht des höchsten Glückes zu genießen.“ Owens Zweck ist es immer geworden, die Selbstsucht zu raffinirn und sie auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit zu bringen, und in diesem Sinne hat er eine Verfassung für seine künftige Gemeinde herausgegeben. Alle Handwerker oder Leute, die sonst eine nützliche Kunst gelernt haben, sind zuträglig; wer 500 Thaler bezahlt, ist von der Pflicht zu arbeiten frey. Die Zeit der Mitglieder ist zwischen Arbeit, Lesen und Tanzen vertheilt. Alle Tage ist ein Ball, welchem alle Mitglieder der Gemeinde beywohnen. Der Gottesdienst ist ganz ausgeschlossen, und dafür auch Sonntags ein Ball. Die Kinder werden durch Trommelschlag in die Schule gerufen. Eine Zeitung wird herausgegeben, welche vorzüglich von ihren eigenen Angelegenheiten und Unterhaltungen handeln soll. Die Niederlassung war seit ihrem Anfang nicht besser geworden, im Gegentheil schien die größte Unordnung und Unreinlichkeit darin zu herrschen. Der Schotte scheint sehr viel auf die Selbstsucht zu bauen, und scheint darin nicht unrecht zu haben. Wenn er aber diesen Geist, welcher schon zu sehr in der Union herrscht, noch höher zu treiben sucht, so steht zu befürchten, daß die Bande der Gesellschaft reißen möchten. Rapps jetzige Niederlassung ist eine der schönsten in diesen Gegenden. Er hat eine Fabrik von Dampfmaschinen, einen Park voll Hirschen und Rehen, mit zwey Elendthieren. Auch wird er jetzt häufig von den Anglo-Amerikanern besucht, und nimmt sie gastfreundlich auf.

Die obige Darstellung von Owens Plänen enthält offenbare Irrthümer oder gefliſſentlich Unwahrheiten. Owen macht die Religion nicht zur Grundlage seines geselligen Gebäudes, verordnet weder geistliche noch eine öffentliche religiöse Erziehung; aber er schließt sie auch nicht aus, und obgleich selbst ungläubig, predigt er keinen Unglauben. Im Gegentheil, der Grundsatz seines Systems ist die vollkommenste Duldung, jedem Einzelnen so wie der ganzen Gemeinde, oder Zweigen derselben ist es verbannt in dieser Hinsicht zu thun oder zu lassen was ihnen gefällt. Der ganze Plan scheint indessen fehlgeschlagen zu haben.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Appert erzählte freymüthig in seiner Zeitschrift, wie wenig die Polizey auf dieß oder jenes Gefängniß Acht gebe, welche Mißbräuche überall herrschten, wie die Aufseher der Gefängnisse ju der Härte der Gesetze noch ihre persönliche Härte fügten, wie verwahrlost die Verbrechten wären, und wie wenig für ihre Besserung geschehe u. s. w. Alles dieses geraichte natürlich der Polizey, und besonders dem trägen Minister des Innern zum Vorwurfe, und daher läßt es sich erklären, weßhalb die ministeriellen Blätter so ungehalten auf den rastlosen und unerschrockenen Appert waren. Solche fleißige Nachspürer sind einem guten Staatsmann der lästigste Gegenstand von der Welt; gewiß wünschten die Minister den Appert über alle Berge. Allein dieser ließ sich durch nichts abschrecken. Verschob man ihm ein Gefängniß, so suchte er in ein anderes einzudringen; bald war er in dieser Provinz, bald in jener. Von allen Seiten hörte man von Appert sprechen und von seinen Versuchen, den Zustand der Gefängnisse auszuforschen; man konnte den Gefängnißpförter gar nicht loswerden. Vor der Revolution hatte man ihn vielleicht selber in eins geſperrt; allein unter der Herrschaft der Freyheit ist dieß nicht mehr thunlich. Ein Mittel fand jedoch den Ministern noch zu Gebote, um dem Eifer Apperts Einhalt zu thun: als sie nämlich im vorigen Jahre das Censurjoch wieder über die Zeitschriften verhängten, konnten sie ja vermittelst ihrer Censoren die Bekanntmachung seiner Beobachtungen verhindern. Appert wußte wohl, daß sie es darau auch nicht würden ermangeln lassen; denn bey Ministern solchen Schlages kömmt es nicht darauf an, zu thun was gerecht ist. Die Hauptsache ist, Jedermann zum Schweigen zu bringen, damit das Joch in der Stille getragen werde. Appert sah wohl ein, daß von einem Cordière und einem Franchet keine Billigkeit zu hoffen sey, und hörte daher lieber einstweilen mit seiner Zeitschrift auf. Zum Glücke schstritte die Nation das Joch der Censur und jener Minister bald ab. Corbière und Franchet wurden bey Seite geschafft, zur großen Freude der Nation, und so konnte Appert nicht allein seine Zeitschrift fortsetzen, sondern auch künftighin seinen Zweck besser erreichen, denn er wurde nun selbst in die Gesellschaft zum Besten der Gefangenen als Mitglied aufgenommen. Das erste Heft des neuen Jahrganges seines Journal des Prisons, enthält einen äußerst interessanten Bericht über Apperts Reise nach den Galeeren zu Toulon. Er erzählt, wie er in der Absicht, die Lebensart und den physischen sowohl als moralischen Zustand der zu den Ketten strafen verurtheilten Verbrecher kennen zu lernen, beschlossen habe, eine Zeitlang in den sogenannten Bagnes zuzubringen, und mit den Verbrechern umzugehen. Anfangs besuchte er die Bagnes in Begleitung des königl. Kommissärs; allein er sah bald ein, daß dieß nicht der rechte Weg sey, er hat daher, man möge ihm allem unter die Gefangenen geben lassen; dieß geschah, und nun erst sah er das ganze Sittenverderbniß, das unter den 4000 Verbrechern herrscht, genau ein.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. April 1828.

In Geschäftigkeit fürs Wohl der Menschen
Und in selbstvergeßner Demuth wohnen
Gottgefälligkeit und Zier.

Herder.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die weltlich-geistlichen Brüderschaften.

Eine sehr interessante Erscheinung sind in Rom die zahlreichen Vereine der Bürger zu frommen Zwecken. Die verschiedenen Namen, welche sie führen, haben sie entweder von ihrer Pfarrey oder von einem Heiligen, oder sonst von einem kirchlichen oder religiösen Gegenstande; oft sogar drückt er eine bloße dahinzielende Idee aus, wie z. B. der Name derjenigen Brüderschaft, welche sich „Fratelli fate bene" nennt. Allen diesen Brüderschaften liegt die Pflicht ob, den Leichen ihres Kirchsprengels zu folgen, Almosen zu sammeln und an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst zu besorgen. Ihre Kleidung besteht in einem weiten Mönchsgewande, oben mit einer Kappe versehen, welche bis auf zwey Oeffnungen, durch welche die Augen sehen, den ganzen Kopf verhüllt. Im Nacken tragen sie einen Hut, welcher um den Hals festgebunden wird. Die Farbe der Kleidung ist meistens weiß, bey einigen zur Unterscheidung roth, schwarz u. s. w. Diese Vereine sind, wie begreiflich, nicht gezwungen; jedem steht frey, ein- oder auszutreten, wann und wie es ihm beliebt. Da kein denkbarer weltlicher Vortheil, im Gegentheile Geld- und Zeitaufwand damit verknüpft ist, so kann allein Religiösität zu dem Entschlusse führen, in eine solche Brüderschaft zu treten. Einige halten sich durch das Bewußtseyn, eine verdienstliche Handlung zu thun, für hinlänglich belohnt; andern scheint es ein vorzüglich sicherer Weg zur Erlangung der ewigen Seligkeit zu seyn. Letztere, d. h. die besonders Andächtigen, wählen daher auch diejenige unter den Brüderschaften, welche die strengsten Regeln hat, nämlich die sogenannten Sackträger (Sacconi). Diese sind in die gröbste Sackleinewand gehüllt und gehen ohne Schuhe, ja einige sogar in bloßen Füßen. Es ist ein eigener Anblick, diese Leute, an deren edler Körperbildung und zart gebauten Füßen man auf den ersten Blick wo nicht vornehme, doch wenigstens wohlhabende Personen erkennt, bey oft bedeutender Kälte barfuß einer Leiche vorangehen oder mit der Büchse in Häusern um Almosen bitten zu sehen. Ihre Kopf- und Gesichtsverhüllung hat zunächst den Zweck, daß dadurch der Vornehme mit dem Geringern gleichgestellt und er vor den Augen des gaffenden Publikums in keine Verlegenheit gesetzt werde. Auch verhindert die Unkenntbarkeit der Personen, daß sie auf der Gasse angeredet oder überhaupt von Bekannten betrachtet werden können. Bey ihrem Eintritt in die Kirche schlagen sie jedoch die Kappe zurück; auch werden hier die üblichen Leichenceremonien, so wie überhaupt jede andere gottesdienstliche Feyerlichkeit mit unverhülltem Gesichte verrichtet. Doch gibt es eine Brüderschaft der Sacconi, deren Statuten die strengsten unter allen sind, welche selbst in der Kirche sich nicht enthüllen, ja überall, sobald sie einmal versammelt und angekleidet sind, kein Wort miteinander reden dürfen. Sie heißt di S. Isidoro und besteht blos aus Personen vom Adel. Der Aufnahme in diese Brüderschaften gehen manche Ceremonien voraus. Zuvor wird der Name des Kandidaten

im Oratorium an eine Tafel geſchrieben, damit die Mitglieder Gegenvorſtellungen, durch die Moralität des Kandidaten motivirt, gegen deſſen Aufnahme vorbringen können. Finden dergleichen Statt, ſo wird als einzige Antwort auf deſſen Geſuch ſein Name von der Tafel gewiſcht, im Fall der Zulaſſung jedoch eine feyerliche Meſſe geleſen und Abends das Miserere, das Veni Creator Spiritus u. ſ. w. geſungen. Jeder Bruderſchaft ſind drey Mitglieder vorgeſetzt, welche Guardiano, Primiceris und Camerlengo heißen. Dieſen liegen die Geſchäfte, ſo wie auch die Handhabung der Polizey, das Wachen über die Beobachtungen der Statuten u. ſ. w. ob. Außerdem gibt es noch eine Art von Sekretär, Puntatore genannt, welcher (wie in allen andern geiſtlichen Körperſchaften geſchieht) die Gegenwart der betreffenden Mitglieder bey den einzelnen Funktionen anmerken (punktiren) muß. Da jedem Anweſenden eine Kleinigkeit an Gelde ausgeſetzt iſt, ſo würde ſich hier den Brüdern die einzige Gelegenheit darbieten, für ihren Zeit- und Geldverluſt eine geringe Entſchädigung zu erhalten, wäre es nicht zu einem Gegenſtande des Ehrgefühls unter ihnen geworden, darauf Verzicht zu leiſten und dieſe Summe, in Vereinigung mit andern, zum Ankaufe irgend eines Geſchents für die Kirche oder das Oratorium zu verwenden. Uebrigens hängt es von der freyen Willkühr jedes Bruders ab, ob er den Funktionen beywohnen will oder nicht, weil man bey Gründung der Bruderſchaften weislich erwogen hat, daß, erſtirte hier Zwang, die Anzahl derjenigen, welche ſich in eine ſolche Bruderſchaft aufnehmen laſſen möchten, ſehr geringe ſeyn würde. Eben ſo begreiflich iſt es, daß Jeder austreten kann, wenn es ihm beliebt. Aber auch die Bruderſchaft ſtößt aus, wann das Mitglied durch ſeine Moralität eine gegründete Veranlaſſung dazu gegeben hat. In jeder Hinſicht ſind dieſe Vereine, ihrer edlen, religiöſen Zwecke und der Reaktion wegen, welche ſie auf den Charakter der Brüder ausüben, eine der löblichſten Satzungen der römiſchen Kirche.

Burg Elmenſtein.

Von Aloys Schreiber.

(Fortſetzung.)

Heinrich mochte ungefähr eine Stunde weit geritten ſeyn, als einige bewaffnete Bauern aus dem Walde, an welchem der Weg hinzog, auf ihn zukamen. Sie hatten eine benachbarte Kellerey erbrochen, und das gräßliche Luſtgeſchrey von Wein erhitzter, nach Raub und Blut lechzender Menſchen hätten jede noch ſo muthige Bruſt mit Scheu und Zagen erfüllen müſſen. Auch dem Dieburg ward es faſt unheimlich ums Herz. Der Vorderſte fiel ſeinem Pferd in die Zügel und fragte, wer er ſey und wohin er gedenke. Heinrich nannte ſeinen Namen und fügte bey: er gehöre zum Heer der Bauerſchaft, wo er ein Fähnlein unter ſich habe, und ſey vom Feldhauptmann mit einer Botſchaft nach Elmenſtein geſandt worden. „Er lügt, er gehört zu unſern Feinden, er iſt ein Spion des Elmenſteiners,“ riefen die Bauern durcheinander. „Herunter mit ihm vom Roß!“

Heinrich zog ſein Schwert und traf den erſten, der Hand an ihn legen wollte, ſo gewaltig an die Schläfe, daß er zu Boden ſank. Zu gleicher Zeit fielen vom Walde her einige Schüſſe, welche auf die Bauern gerichtet waren. Jeder traf ſeinen Mann und in wenigen Augenblicken lagen ſie alle röchelnd in ihrem Blute. Heinrich ſah ſich verwundert um, Luſt und zwey Knechte von Elmenſtein traten jetzt hinter den Bäumen hervor. „Das bedeutet Jagdglück, edler Herr,“ rief ihm Luſt lachend entgegen. „Wir ſtreiften nach Proviant umher, denn die Bärenhäuter werden uns bald die Zufuhr abſchneiden, und da fügte ſichs recht glücklich, daß wir in Eurer Nähe waren, ſonſt würdet Ihr dieſe Nacht ſchon als Geſpenſt hier umirren. Doch jetzt ſpornt Euer Roß und ſend auf der Hut.“

Zeckel, der Feldhauptmann, empfing Heinrich freundlich, und wollte eben mit ihm Raths pflegen, wie ein Vertrag mit dem Churfürſten eingeleitet werden könnte, als ſich draußen ein tobendes Geſchrey erhob: „Auf, auf, gegen Elmenſtein!“ Eben waren die Abgeordneten zurückgekommen, und die Nachricht, daß Ritter Eberhard die Vorſchläge trotzig abgewieſen, verſetzte die Bauern in Wuth. Ein bewaffneter Haufe drang in das Haus, in welchem der Hauptmann ſich befand, und Zeckel mußte ſich bequemen, den Zug gegen Eberhard auf der Stelle anzuordnen. Zeckel hatte ſich längſt überzeugt, daß die wilden Haufen, die ſich an Gehorſam, Zucht und Ordnung nicht gewöhnen wollten, früh oder ſpät der Macht der Fürſten und des Reichs erliegen würden. Darum ſuchte er beſonders Feindſeligkeiten gegen die Beſitzungen der Edlen abzuwehren, ſah es dagegen nicht ungern, wenn Stifter, Klöſter und Kirchen geplündert wurden, wobey er ſich gewöhnlich unter allerley Vorwand einen Theil der Beute anzueignen wußte. Der Zug gegen Elmenſtein kam ihm darum auch ungelegen, da er ihn jedoch nicht verhindern konnte, ſuchte er die Wirkungen deſſelben zu vereiteln. „Dieſer junge Mann,“ ſagte er zu den Bauern, indem er auf Heinrich deutete, „dieſer junge Mann, der die Sache des Adels verlaſſen hat und für die unſrige Gut und Blut einſetzt, bringt mir ſo eben Botſchaft von den Bewegungen des Churfürſten, des Markgrafen von Baden und des Biſchofs von Speyer. Wir dürfen uns nicht ſchwächen, wenn wir nicht die größte Gefahr laufen wollen. Dreyhundert Mann ſind außerdem mehr als hinreichend gegen Elmenſtein, denn Ritter Eberhard kann weder die Burg gehörig beſetzen, noch hat er

Digitized by Google

Mund- und Kriegsvorrath, um lange Widerstand zu leisten. Heinrich von Dieburg kennt die Gelegenheit der Veste; er soll den Zug anführen und den Vertrag mit Bint unterzeichnen, weil doch der Elmensteiner die Dinte sparen wollte.“ Einige der Umstehenden warfen mißtrauische Blicke auf Heinrich und drückten ihr Mißfallen über die Wahl durch ein unverständliches Gemurmel aus; andere dagegen klopften ihm vertraulich auf die Schulter oder reichten ihm die Hand und lobten seine gute, redliche Gesinnung.

Auf Elmenstein hatte inzwischen Ritter Eberhard alle Vorkehrungen getroffen, um den Feinden wenigstens eine Zeit lang kräftig widerstehen zu können, und als die Bauern unter Heinrichs Anführung sich der Burg näherten, sahen sie mit Erstaunen alle Zugänge wohl verwahrt und die Ringmauer mit Schützen besetzt. Ein kecker Bursche ging bis an den Rand des äußersten Grabens und rief den Knechten auf der Mauer höhnische Worte zu, aber ein Schuß streckte ihn augenblicklich zu Boden. Einer der Anführer des Hauſens, der früher unter dem Churfürsten gedient hatte, schlug jetzt vor, die Mauer Nachts an einer Stelle zu untergraben und durch Pulver zu sprengen. Der Vorschlag wurde mit Beyfall aufgenommen, aber es fehlte an den nöthigen Werkzeugen, und es sollte einige Mannschaft abgeschickt werden, um diese aus den benachbarten Dörfern herbeyzuschaffen. Heinrich bemerkte dagegen, daß der Graben mit Wasser angefüllt und ihr Hause überhaupt zu schwach sey, einen Sturm zu unternehmen. Nur durch Hunger, setzte er hinzu, könne man den Ritter zur Uebergabe nöthigen, und der Mangel müsse bald eintreten, denn er wisse gewiß, daß auf Elmenstein Brod und Fleisch schon in wenigen Tagen fehlen würden. Diese Meynung war zwar nicht nach dem Sinne der Menge, da man jedoch keinen bessern Rath wußte, so ließ man sie gelten, und alle Zugänge zur Burg wurden hinlänglich besetzt. Aber schon am zweiten und dritten Tag zerstreute sich ein großer Theil der Bauern nach allen Seiten hin, um zu rauben und zu sengen, und bald sah man da und dort aus Weilern und Höfen Rauch und Flamme aufsteigen. Von dem Kirchthurme zu Zgelbach erblickte Heinrich eine brennende Kellerei, und war Zeuge gräßlicher Mißhandlungen, welche die Mordbrenner an den unglücklichen Bewohnern ausübten. Im Innersten empört und ohne die eigene Gefahr zu bedenken, eilte er die Treppe des Thurmes hinab, warf sich auf sein Pferd, und jagte nach der Stelle hin, wo der Frevel geschah. Eine furchtbare Scene stellte sich dort seinen Augen dar. Der Verwalter der Kellerei und seine Frau waren mit Stricken gebunden; ihr Sohn, ein blühender, kräftiger Jüngling, der sich zur Wehr gesetzt hatte, lag mit Wunden bedeckt an der Erde. Ein alter Mönch, dem die Unglücklichen eine Freistätte gegeben, sollte eben durch die Spieße gejagt werden, und die Bauern stellten sich bereits in einen Kreis, um das gräßliche Schauspiel zu beginnen. Heinrich beschwor die Empörer im Namen Gottes und der Menschlichkeit, von der Unthat abzulassen und die Gefangenen freyzugeben. „Sucht nicht euer Recht im Unrecht,“ rief er, „und denkt, daß es eine Vergeltung gebe. Was ihr blutig säet, werdet ihr blutig ernten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Meisner an Archenholz.

Den 8. Febr. 1784.

Mein Theuerster!

Wielands Brief ist seines Verfassers würdig, das heißt mit andern Worten, er ist sehr schön. Daß aber von meinen Kleinigkeiten gar keine in Weimar seyn sollte, ist doch fast unmöglich. Bertuch und Knebel hatten die Skizzen, als ich 1779 dort war; Goethen hat vor einem halben Jahr Breitkopf den Alcibiades und die Dialogen senden müssen, und im Merkur selbst sind die Skizzen einmal mit Achselzucken, Frinks Familie, was ich dem Incognito zuschrieb, sehr gut beurtheilt worden. Fast möcht ich also zweifeln, daß Wieland etwas anders als eine Aussicht geschrieben habe. Sey es wie ihm wolle. Ich würde diesen Schriftsteller lieben, selbst wenn er mit mir umspränge, wie er mit Milius ein Paar Mal umgesprungen ist, und auch als Mensch hab' ich die ehmalige Fehde mit ihm längst vergessen. Sein Charakter scheint mir blos einen Fehler zu haben, den eben ich am wenigsten rügen darf, weil ich selbst erst allmählig ihn abzulegen anfange, allzurasche Partheyergreifung. Wenn ich ihn einmal persönlich spräche, könnt' ich ihm nachstehende kleine Anekdote, die einen Beytrag zu Dresdens Charakteristik geben kann, mittheilen.

Im Vorbericht zum Brief der Lais an den Aristipp erwähne ich des Agathons und sage: „denn ich nehme mit Zuversicht an, daß jeder deutsche Mann den Kopf, und jede deutsche Frau, die einen Kopf hat oder zu haben glaubt, den Agathon gelesen haben werde.“ Zwey Monate nach Erscheinung dieser dritten Skizzensammlung kömmt ein hiesiger Justizrath, jetzt noch um ein Großes höher hinauf, in eine große Gesellschaft, und erklärt mich für einen ordentlichen Injurianten. Ich hieße alle Dummköpfe, die den Agathon nicht lasen; er sey gewiß kein Dummkopf und habe die Pièce nicht mit Augen gesehen. Ihm stimmen noch sechs bis sieben andere bei, und des nächsten Tags schicken fünf derselben zu mir, und lassen den ersten Theil des Agathon fodern. Ich betheilte sie Reihe herum, und — risum teneatis amici — noch hat keiner von allen diesen den zweiten Theil zu lesen begehrt. Daß diese Anekdote, so buchstäblich wahr sie ist, nicht bekannter werden darf, erhellt aus meiner traur-

Digitized by Google

gen Situation — Sie, mein Herr, kennen nur deren Sechszehntheil — von selbst.

Hätt' indessen D. Recht, wär' in Weimar so ganz kein Bachstabe von mir zu finden, o mein Freund, wie sänke dann das ghnstige Traumbild, das Sie mir selbst von meiner Allseelesenheit oft machten.

Mit wärmster Hochachtung!

Der Ihrigste
Meißner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. April.

(Beschluß.)

Da hier alle Verurtheilten unter einander gemengt sind, so verschiedenartig auch ihre Vergehen sein mögen, so stecken die verstockten Verbrecher diejenigen an, die ein einziges Verge-hen auf die Bagnes gebracht hat, und die vielleicht mit einem reuigen Herzen nach Verlauf ihrer Strafzeit in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren würden, wenn sie nicht durch ihre Mitgefährten ganz sittenlos gemacht worden. Neue und Vorsätze der Besserung werden natürlich unter einer solchen Rotte für lächerlich gehalten; jeder prahlt mit seinen Großthaten, die ihm auf die Galeeren gebracht haben, mancher lernt schändliche Dinge, die er noch nicht kannte, und Betrügereyen, die er sich spaterhin zu Nutzen macht. Appert erhielt von einigen abgefeimten Dieben eine von ihnen selbst aufgesetzte Lebensgeschichte, unter andern von dem berüchtigten Petit, von dem auch die Zeitungen oft gesprochen haben, der wohl fünfzig Diebstähle in seinem Leben verübt hat, mehr als zehn Mal zur Kettenstrafe verurtheilt worden, und vielleicht zwanzig Mal aus den Gefängnissen und Verhaftörtern entwischt ist. Dieß ist gewiß der lustigste Dieb, der auf den Bagnes sitzt; da er von Profession ein Mechaniker und von Natur ein äußerst schlauer Kopf ist, so sind ihm die unglaublichsten Entweichungen gelungen. Sein Couche ist gewiß nicht verstimmter gewesen als dieser Petit, über den so viele Jahre Kettenstrafe in den verschiedenen Urtheilen verhängt worden sind, daß drey Menschenleben dazu gehörten, um die Strafe zu erstehen. Seine Erzählung ist in einem einfachen, merkwürdigen Tone abgefaßt: „Hier oder dort stahl ich 3000 Franken, verkleidete mich und entkam glücklich bis in diese oder jene Stadt; hier erkannte mich ein Gensdarme, ich wurde zu den Galeeren verurtheilt, entwischte aber aus dem Gefängnisse, wegen mich nach dieser oder jener Stadt. Hier unternahm ich es mit einigen Gefährten die Kasse zu bestehlen, wir theilten das Geld u. s. w.“ So geht es die ganze Erzählung hindurch, ohne ira et studio. Appert hat noch die Selbstbiographie eines andern unverbesserlichen Diebes mitgetheilt, welcher, als er das erste Mal seine Strafe auf den Galeeren ausgestanden hatte, ein ehrlicher Mann werden wollte, aber von ehemaligen Galeerengefährten zu neuen Diebstählen verleitet, und so oft er in der Folge wieder ehrlich werden wollte, immer in neue Verbrechen mit hineingezogen wurde, bis er endlich zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt worden ist. Manche Verbrecher, mit denen Appert sich unterredet, der behauptet, sich mit 3000 derselben unterhalten zu haben), schienen alles Ehrgefühl verloren zu haben und nicht die geringste Hoffnung zur Besserung übrig zu lassen. Andere hingegen waren über seine Theilnahme an ihrem Schicksal gerührt, öffneten ihm ihr Herz und ließen alle Gefühle blicken. Einer erzählte ihm, daß seine Familie ihn für todt hatte, und daß er sie in diesem Irrthume lasse, um ihr den Schmerz über seine Verurtheilung, die ihnen ganz unbekannt sey, zu ersparen. Ein anderer erzählte mit inniger Rührung, daß seine Mutter und Geschwister in Paris, die von ihrer Handarbeit leben, in der Nacht arbeiteten, und ihm das von dieser Arbeit ersparte Geld zusendeten, um ihm einige Erleichterung in seinem harten Schicksale zu verschaffen. Ein dritter bat Appert inständig, er möge seine Theilnahme und sein Mitleid andern zuwenden, indem er, der Gefangene, es nicht verdiene; er sey zwar nur wegen eines Vergehens auf den Bagnes, als sein er habe ein Verbrechen, nämlich einen Mord auf dem Gewissen. Petit aber versicherte ihn, solle Herr Appert je mals von Straßenräubern angegriffen werden, so brauche er sich nur zu nennen um glücklich davon zu kommen, indem die Räuber alle von seinen menschenfreundlichen Bemühungen zur Verbesserung des Zustandes der Gefangenen gehört hätten, ihn beobachteten, und ihn gewiß bey allen Gelegenheiten schonen würden. Ein anderer gestand aufrichtig auf Apperts Frage, daß, wenn er wieder in Freyheit gesetzt würde, er sich von Neuem auf Stehlen legen würde, weil diese verrätherische Neigung bey ihm stärker wäre als seine Vernunft, und er auch niemals als ein ehrlicher Mann würde angestellt werden, wenn er sich noch so gut betrüge. So versprecht mir denn, erwiederte Appert, daß, wenn Ihr wieder nach Paris kommt und wieder zu stehlen anfangt, ihr mich zuerst bestehlen wollt! Dieß wollte der Schelm aber nicht versprechen, er achte Herrn Appert zu sehr, als daß er ihm seine Theilnahme auf solche Art vergelten möchte. Alle Jahre beym Namenstage des Königs werden in den Bagnes einige Gnadenbezeugungen kundgemacht. Einige, die nur wenige Zeit daselbst zuzubringen haben, werden ganz begnadigt, andern wird die Strafzeit verkürzt; es scheint aber, daß die Gnadenbezeugungen, die natürlich zufolge eines Berichtes der Aufseher ertheilt werden, nicht immer auf den Verdientesten fallen. Es gibt in den Bagnes Henchter, die sich die Gunst der Aufseher zu erschleichen wissen, andere leisten ihnen Dienste als Spionen, und werden dafür belohnt. Als Appert zu Toulon war, kam gerade die Gnadenliste aus Paris an. Es standen auf dieser Liste ganze, halbe, und Viertelsgnaden. Unter den letztern befand sich eine für einen Verbrecher, der 88 Jahre Strafe aufzustehen hatte; von diesen waren ihm zwanzig abgelassen. Es blieben also noch 68; wofern dieser nicht noch einige Viertelsgnaden erhält, bleibt ihm wenig Hoffnung von dem ersten Viertel jemals Nutzen ziehen zu können. Uebrigens sind diese jährlichen Begnadigungen, auf welche die Gefangenen sicher rechnen können, eine sehr beitsame Einrichtung; auch den Strafwirthen bleibt noch noch Hoffnung übrig, bey einer guten Aufführung die Freyheit wieder zu bekommen. Zu bemerken ist es, daß die harte Behandlung der Verbrecher in den Bagnes der Gesundheit zuträglicher ist, als das Müßiggehen in den Gefängnissen. Man verliert jährlich in den Bagnes ungefähr nur vier Menschen von Hundert, wogegen der Verlust in den Gefängnissen sich auf zehn Prozent und wohl auf Doppelte beläuft. Dieß kömmt daher, weil dort die Bestraften in freyer Luft allerley Handthierungen treiben, wodurch sie ein kleines Taglohn verdienen, das ihnen zur Erleichterung ihres Schicksals dienen kann, wofern sie dasselbe nicht sparen wollen bis zum Austritt aus den Bagnes. Die Kranken werden übrigens gut behandelt, müssen aber ihre Fesseln beybehalten. Aller Wachsamkeit ungeachtet, entspringen doch manche, und diese fangen fast immer sogleich wieder an zu stehlen und zu rauben, so wie denn überhaupt die meisten Verbrecher aus den Bagnes schlimmer zurückkommen, als sie hingegangen sind. Es sind schon manche Stimmen in Frankreich laut geworden über die Nothwendigkeit, auch ein Botanybay anzulegen und die Bagnes abzuschaffen. Allein wo soll man dieß neue Botanybay anlegen? Wo werden wir ein Land finden, das so gastig ist und den Ausschaum der französischen Nation aufnimmt?

Dg.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwei und zwanzigster Jahrgang.

1828.

May.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante typographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck bestriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthenlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Ein Traum, von Mörike. 106.
Uebersetzung von Goethes „Nähe des Geliebten“. 107.
Frühlingsanfang, von Schöll. 110.
Das gute Herz, von Zimmermann. 113.
Das Zimmerholz, von Helmi. 115.
Alexanders Armen. 118.
An einen Menschenfreund, von Zimmermann. 120.
Dichten, von Manfred. 121.
Um Mitternacht, von Mörike. 121.
Winternacht, von Schöll. 125.
Auf dem Glöckenberge, von Magenau. 126.
Frühlingslieder, von Feldes. 129.
Die Gegenkaiser oder Tyll Eulenspiegels Kriegsthaten, Bruchstück von M. Rapp. 127. 129. 130. 131.
Räthsel: Russ. 107. — Orden. 113. — Becher. 119. — Federn. 125.
Logogryph: Eule, Euler. 131.

Erzählungen und Romane.

Burg Clmenstein, von Al. Schreiber. 105. 106. 107. 108.
Die Erkennungszeichen. 103. 109. 110. 111. 112. 113.
Waldreichs Söhne, von Spindler. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124.

Naturwissenschaftliches.

Ueber das Abfallen der Blätter. 110.
Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper. 117. 118. 120. 121. 122. 125. 126. 129.
Der Komet von 1832. 127.

Länder- und Völkerkunde.

Die Sports der Engländer. 105. 106. 107. 108.
Gemälde des römischen Volkscharakters. (Mit einer Abbildung.) 111. 112.
Beiträge zur Länder- und Völkerkunde des russischen Reichs. 113. 114. 115. 116.
Oberst Fabvier und die Griechen. 119. 120. 122. 123.
Frankreich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, v. Schwab. 124. 125. 126.
Türkische Staatsverwaltung. 130. 131.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Ehrenvorrang. 105.
Aus Jean Pauls Nachlaß. 108. 109.
Ein Paar Worte über den Streit der Kunst mit der Sittlichkeit. 109.
Mieland an Archenholz. 112. 125.
Die Gedächtnißfeyer Schillers zu Stuttgart. 128.
Schiller an Archenholz. 128.

Korrespondenz.

Genf. 105. — Wien. 105. 106. 107. 108. 109. 110. — Paris. 106. 107. 108. 109. 110. 114. 115. 126. 127. 129. 131. — Darmstadt. 111. — Neufchatel. 111. 112. 114. — Hannover. 112. 113. — London. 113. 115. 119. — Berlin. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 126. 129. 130. 131. — Dresden. 117. 118. — Leipzig. 121. 122. 123. 124. 125. — Rom. 122. 123. 124.

Kunst-Blatt.

Nro. 55.

Albrecht Dürers Säcularfeyer in Nürnberg. (Beschluß.) — Neue Kunstwerke.

Nro. 56.

Der Saal der Muse und der Niobidensaal in der Glyptothek in München. (Forts.) — Neue Kunstwerke.

Digitized by Google

Nro. 37.

Alberti Dürers Säculartrofeyer in Nürnberg. (Dritter Bericht.) — Gedanken über die Landschaftsmalerey. (Forts.)

Nro. 38.

Nur gelegentlich einer neulich erhobenen Streitfrage über die fünfte Restauration und den gegenwärtigen Zustand der Raphaelischen Madonna zu Dresden. — Gedanken über die Landschaftsmalerey. (Beschluß). — Neue Kunstwerke.

Nro. 39.

Biographie. Conrad Gesner. — Die neuen Glasmalereyen im Dome von Regensburg.

Nro. 40.

Biographie. (Beschluß). — Auffindung einiger Kupferplatten alter Meister. — Alterthumskunde. Monum. Egiziani della raccolta del S. D. Papandriopulo etc. — Erklärung.

Nro. 41.

Alte Denkmale in Venedig und seiner Umgegend, von Rink. — Kunstnachrichten aus Carlsruhe. — Neue Kupferstiche.

Nro. 42.

Alte Denkmale in Venedig u. s. w. (Forts.) — Miniaturmalerey. — Metrolog von L. F. Cassas.

Nro. 42.

Alte Denkmale in Venedig u. s. w. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 36.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1828. — Französische Literatur. — Die Weihnachtsfeyer, von F. Schleyermacher. — Hugos von Trimberg auserlesene Fabeln, Erzählungen und Schwänke.

Nro. 37.

Sketches of history, politics and manners in Dublin and the north of Ireland, by J. Gamble. London. — Delle storie di Chieri libri quattro con Documenti, opera del nobil'uomo L. Cibrario.

Nro. 38.

Physik. — Ein Jesuit für jeden Tag; a. d. Franz.

Nro. 39.

Völkerkunde. 1) Neu, wie es ist, a. d. Franz. des St. Domingo. 2) Neapel, wie es ist, von St. Domingo. 3) Handbuch für Reisende in Italien, von Reisebauer.

Nro. 40.

Statistik und Staatenkunde, ein Beytrag zur Staatenkunde von Europa, von Freyherr. v. Malchus. — Du Système pénal et du Système répressif en général et de la peine de mort en particulier par Ch. Lucas.

Nro. 41.

Ueber den Einfluß der Literatur auf Nationalität. — Lebensbeschreibung d. k. k. Kapellmeisters W. A. Mozart, herausgeg. von Groser.

Nro. 42.

Ueber den Einfluß der Literatur auf Nationalität. (Beschluß). — Erbauungsschriften. 1) Taschenbibliothek für Freunde christlicher Erbauung. 6 Bändchen. 2) Bibliothek deutscher Kanzelberedsamkeit. 1. Band.

Nro. 43.

Gedichte von Aug. Grafen v. Platen. — Lettre sur la découverte des Hiéroglyphes acrologiques, par M. J. Klaproth.

Anzeige.

[216] Bey C. W. Leske in Darmstadt sind neu erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Bergaren, J., Reisen in Europa und im Morgenlande. A. d. Schwed. übersetzt von Dr. Fr. H. Ungewitter. 1ter Theil mit 1 Kupf. u. 1 Karte. 8. 2 Thlr. od. 3 fl. 30 kr.

Geschichte des Königreichs Neapel vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1820. Nach den Memoiren des Prinzen Pignatelli Strangoli u. andern Originalquellen zusammengestellt v. H. v. R. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr. od. 2 fl. 20 kr.

Hoffmann, H., über die Natur und Heilung einiger chronischen Krankheiten. (Blennorrhoea renalis. Haemorrhoea renalis. Phthisis renalis. Phthisis pulmonalis.) A. u. d. T.: Zur Heilkunst Nr. 1. gr. 12. 20 Gr. od. 1 fl. 30 kr.

Luther'sche Hand-Concordanz. Geist aus Luthers Schriften, oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens. Herausgegeben von F. W. Lommler, G. F. Lucius, Dr. J. Rust, L. Sackreuter und Dr. E. Zimmermann. 1n Bds. 2te u. 3te Abtheil. gr. 8. Subscriptionspreis gewöhnl. Ausg. 14 Gr. od. 1 fl. in der Ausgabe auf Velinpap. 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr. für das Alphabet (25 Bogen). Dieser Subscriptionspreis besteht noch fort bis zur Erscheinung des ganzen Werkes.

Montagsblatt für Freunde gebildeter Unterhaltung. 1r Jahrg. 1828. März bis Ende Juni. gr. 4. 16 Gr. od. 1 fl.

Napoleon vor seinen Zeitgenossen. A. d. Franz mit Zusätzen u. Anmerk. 3 Bdchn. 16. geh. 1 Thlr. 3 Gr. od. 2 fl.

Scurry, James, eines englischen Matrosen, Gefangenschaft, Leiden und Flucht unter Hyder Ali und Tippo Saib, geschrieben von ihm selbst. A. d. Engl. 8. geh. 20 Gr. od. 1 fl. 30 kr.

Sylloge inscriptionum graecarum et latinarum quas in itineribus quis per Italiam, Galliam et Britaniam factis scripsit partimque nunc primum edidit P. Osann. Fasc. VII. folio maj. 2 Thlr. od. 3 fl. 30 kr.

Zeitschrift für Physiologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Friedr. Tiedemann G. R. Treviranus u. L. C. Treviranus. 3r Band, 1s Heft, Mit 10 Kupfertafeln. gr. 4. geh. 2 Thlr. 20 Gr. oder 5 fl.

Zimmermann, Dr. Chr., die Wiederaufrichtung verworfener Gänge, Lager und Flötze. Eine Abhandlung zur Geognosie und Bergbaukunde, vorzüglich nach am Harze angestellten Beobachtungen, mit einleitenden und gelegentlichen Bemerkungen über geognostische Erfahrungen und Hypothesen. Mit 6 Tafeln. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. od. 3 fl.

Zimmermann, Dr. C., Betrachtungen zur Würdigung des Selbstmordes. Eine Predigt am Sonntage Ostomibi 1828 gehalten. gr. 8. geh. 3 Gr. od. 12 kr.

Zur Geschichte unserer Zeit. Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten über Ereignisse der drei letzten Decennien. 1r — 6r Thlr. in 3 Bänden. 8. gebeftet. 1827 u. 28. geh. jeder Band 12 Gr. oder 54 kr.

Digitized by Google

№. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Mai 1828.

Im Volke wie im einzelnen Menschen gehen Fehler und Tugenden Hand in Hand; aber besonders die Schwächen sind es, in denen sich der Charakter der Nationen wie der Individuen verräth.

Jouy.

Die Sports der Engländer.

Vielleicht kein Volk liebt leidenschaftlicher das Spiel als das englische. Trotz dem Gesetze, das die Spielhäuser verbietet, gibt es in London derselben noch mehr als in Paris. Jeden Tag werden neue mit außerordentlicher Pracht errichtet. Englische Blätter behaupten, kein Palast in der Welt sey prachtvoller möblirt als das neue Pandämonium, das in der Straße St. James eröffnet werden soll. Man sagt jetzt Pandämonium statt Hölle (Hell), dem gewöhnlichen Wort für Spielhaus, um die zarten Ohren der englischen Damen zu schonen. Man besucht diese Häuser öffentlich und das Spiel soll hier auf einen wirklich furchtbaren Grad getrieben werden.

Diese Leidenschaft ist ganz allgemein in England, und sie liegt jenem dort so weit getriebenen Unternehmungsgeist zu Grunde, der sich von Zeit zu Zeit seuchenartig ausbreitet und in dessen Krisen so zahlreiche Opfer fallen. Vor drey Jahren erlebten wir eine Krise der Art; damals bildeten sich von allen Seiten Vereine zu Unternehmungen; einer wollte die Butter für ganz London im Großen fabriciren, ein anderer ein Paketboot zwischen England und Canton einrichten. Ein Projekt mochte noch so abenteuerlich seyn, es fanden sich Unterzeichner, und der Papierhandel trieb Aktien, die gar keinen wahren Werth hatten, zu ungeheuern Preisen hinauf. Der Augenblick des Erwachens kam und das kommerzielle England wurde in seinen Grundfesten erschüttert.

Eine andere Aeußerung der Spielsucht ist die tägliche Gewohnheit zu wetten, die an den Engländern auffällt. Alles wird bey ihnen der Gegenstand einer Wette, von den Tropfen, die während des Regens an einer Fensterscheibe herabrinnen, bis zu Stratford Cannings, Guilleminots und Ribeaupierres Leben. Wirklich wurden in London starke Wetten darauf eingegangen, wie es ihnen nach der Schlacht von Navarin gehen werde; wenig fehlte, so hätte man die Köpfe der drey Diplomaten auf der Börse registrirt. Eine Wette ist in England etwas Heiliges und Jedermann hütet sich, etwas zu thun, was auf den Erfolg Einfluß haben könnte. Man weiß darum nicht recht, ob es bloßer Scherz ist, wenn man sich erzählt, wie einem Unglücklichen, der in die Themse gefallen war und um Hülfe schrie, Niemand beysprang und er ertrinken mußte, weil unter den Zuschauern Wetten über sein Leben eingegangen worden waren.

Aber vorzüglich gern wetten die Engländer auf die Sports. Mit dem Worte Sport, das unübersetzbar ist und dessen Begriff auch in England nicht ganz feststeht, bezeichnet man die Jagd, die Wettrennen, die Boxerkämpfe u. s. w., kurz alle Uebungen, wobey Kraft, Geschick und Behendigkeit von Menschen oder Thieren ins Spiel kommen. Diese Uebungen haben schon an und für sich besondern Reiz für die Engländer und nicht selten sind sie denselben leidenschaftlich ergeben. Der Geschmack am Wetten und der Geschmack an den Sports reichen sich gegenseitig die Hand, und sehr oft bekommen,

Digitized by Google

wie es scheint, die Sports blos durch die Wechselfälle des Gewinnstes und des Verlustes, die sie darbieten, Interesse. Was soll man z. B. davon denken, wenn Cootes, der berühmte Läufer, sich anheischig macht, für zehn Louisd'or einen Tilbury eine Meile weit zu ziehen, eine Meile weit zu gehen, eine halbe Meile rückwärts zu laufen, einen Kahn eine Meile weit zu rudern, einen Reif eine Meile vor sich herzutreiben und eine Meile vorwärts zu laufen, alles in einer Stunde? Am verflossenen zehnten Dezember versammelten sich trotz des Regens mehrere hundert Menschen auf der Waterloobrücke, um ihn seine Aufgabe lösen zu sehen.

Diese Sports, sowohl die, bey welchen, wie bey der Jagd, gar keine Rücksicht auf Gewinn stattfindet, als diejenigen, die, wie die Rennen, fast wesentlich auf den Wetten beruhen, nehmen einen so bedeutenden Theil der Zeit und der Gedanken der Engländer, besonders der obersten Klassen, in Anspruch, daß man sie als einen hervorstechenden Zug des Nationalcharakters betrachten kann. Viele Gentlemen haben keine andere Beschäftigung, und die Zeitungen geben zur Befriedigung des allgemeinen Geschmacks fast täglich einen Artikel, dessen Aufgabe es ist unter dem Titel sporting intelligence über den Stand der Wetten für die Hauptpferderennen zu berichten, und die Faustschläge der Boxer und die Zahl der Stücke Wildpret, die der oder jener berühmte Jäger in einem Tage erlegt hat, die Heldenthaten der Pedestrians u. s. w. aufzuzählen.

Sprechen wir zuerst vom Angeln (angling). Diese Lust, die bey uns nicht gar viele Freunde hat, ist jenseits des Kanals ausnehmend beliebt. Im Frühjahr sieht man von allen Seiten der Angler in die Thäler von Wales strömen, und sie halten sich Tagelang an Bächen auf, wo es viele Forellen gibt. Der Angler kommt mit Tagesanbruch; versteckt im Laube beobachtet er die Insekten, die auf der Fläche des Wassers schwärmen und macht sich daran, getreue Nachbildungen derselben an seine Angel zu befestigen. Er läßt diese künstlichen Insekten gleich den wahren umherflattern und täuscht auf diese Weise den Fisch, der herausschießt, um seine Beute zu fassen. Künstliche Fliegen gut zu verfertigen ist ein Talent, das ein Sportsman *) sehr hoch anschlägt. Ich war Zeuge, wie ein Parlamentsglied den schlechtem Wetter einen ganzen Morgen sich damit beschäftigte, aus Ebenille und verschiedenfarbigem Flaum dergleichen zu verfertigen. War er mit einem Schmetterling oder einer Schnacke fertig, wies er uns sein Werk mit Selbstgefühl und berechnete wohlgefällig, wie viel ein Ding der Art im Kramladen kosten würde.

Der Triumph des Anglers ist der Salmenfang, der so viel Geschick als Uebung erfordert. Hat der Salm den kleinen, an der Angel befestigten Fisch verschlungen, so ist er nun herauszubringen, und dies gelingt bloß dadurch, daß man seine Kräfte erschöpft, indem man ihn mittelst einer an der Ruthe befestigten Kurbel, auf der die zu dieser Fischerey nöthige ausnehmend lange Leine aufgewickelt ist, bald in die Tiefe sich stürzen läßt, bald ihn wieder gemach auf die Wasserfläche heraufsieht. Man muß sich sehr sorgfältig hüten, daß man nie am Fische gewaltsam zerrt, denn mit einem einzigen Zug würde er das schwache Band, an dem er hängt, zerreißen. Diese Art des Fischfangs wird besonders in Irland getrieben und ist daselbst sehr beliebt. Man hütet seine Salmen so sorgfältig als die Fasanen, und ich kenne einen Sportsman, der täglich mit vier bis fünf Salmen heimkam, sie aber lieber verfaulen ließ, ehe er sie den Bauern gegeben hätte; er fürchtete, diese möchten Geschmack am Salmen finden und Wildbiebe werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sportsman heißt jeder Sportsliebhaber; gewöhnlich aber bedeutet es einen Jäger.

Burg Elmenstein.

Von Alops Schreiber.

(Fortsetzung.)

Heinrichs Rede schien auf einige Bauern Eindruck zu machen, aber der größte Theil erhob ein wildes Geschrey. „Wir wollen uns von dem Gelbschnabel keine Gesetze vorschreiben lassen! Er ist ein Edelmann und gehört zu unsern Feinden; er ist ein Verräther an unserer Sache!“ So riefen dreyßig Stimmen durcheinander, und in demselben Augenblick rannte ein junger Bursche mit von Wuth funkelnden Augen auf den Mönch zu, um ihn mit seinem Eisen zu durchbohren. Heinrich war schneller, er riß sein Schwert aus der Scheide und der Arm des Frevlers lag am Boden. Jetzt entstand ein furchtbarer Tumult; Heinrich wurde unter Fluchen und Drohungen vom Pferde gerissen, und man stritt sich, auf welche Art er den Tod erleiden sollte.

In diesem Augenblicke kamen aus dem nahen Walde Bauern, die einen großen Hirsch führten. Das Thier schien geduldig zu folgen und zeigte nicht die mindeste Scheu. Ein Kerl in zerlumpten Kleidern, dessen Kopf eher einem Uhu als einem Menschen zu gehören schien, hielt den Hirsch beym Geweih; aber kaum erblickte er den Dieburaze, als er das Thier losließ und auf jenen rasend zustürzte. „Das ist der Sohn des Rothkopfs,“ brüllte er, „der meinen armen Vater wegen eines alten Rehbocks, den er ihm wegbürschte, auf einen Sechszehnender schmieden ließ. Gleiches mit Gleichem! Wir thun jetzt an dem Sohn, was sein Vater an dem meinigen gethan! Wenn er ein guter Reiter ist, wird ihm der Ritt Spaß machen.“

Digitized by Google

Der wilde Haufe nahm den Vorschlag mit tobendem Jubelgeschrey auf. Heinrich wurde alsbald mit Stricken auf den Hirsch gebunden, nachdem man ihm vorher die Hände auf dem Rücken festgeschnürt. Hierauf stellten sich die Bauern in eine Doppelreihe; einer führte den Hirsch am Geweih, während einige Pfeifer vor dem unglücklichen Jüngling hergingen und einen Tanz spielten. Einer der Bauern, vielleicht aus einem Gefühl von Menschlichkeit, wollte ihn mit seinem Spieße durchstoßen und seine Leiden schnell endigen, aber er wurde von seinen Gefährten abgehalten. „Laß ihn den Ritt ungehindert in den Gasthof des Todes machen," riefen sie, „den Weg findet er gewiß."

Als Heinrich am Ende der Reihe angekommen war, wurde der Hirsch mit Schlägen und Steinwürfen nach dem Walde getrieben. Weniger geängstigt durch das Geschrey und die Mißhandlungen, als durch die ungewohnte Last auf seinem Rücken, machte er einige wilde Sprünge nach allen Seiten hin und rannte ins Dickigt, wo er bald nicht mehr gesehen wurde.

Heinrich bedurfte aller Kraft und Fassung, sich aufrecht zu erhalten, um nicht zu fallen und geschleppt zu werden. Eine Viertelstunde weit mochte das Thier gelaufen seyn, als es still stand und den Reiter abzuschütteln suchte. Heinrich benutzte den Augenblick, seine Hände oder Füße frey zu bekommen, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Er hob die Blicke zum Himmel empor, und rief mit dem Tone der Verzweiflung: „Sende mir Rettung, Vater dort oben, oder schnellen Tod!"

Unterdessen hatte Ritter Eberhard alle Anstalten getroffen, die Burg aufs Hartnäckigste zu vertheidigen. Es war sein fester Entschluß, sich lieber unter den Trümmern von Elmenstein begraben zu lassen als einen Vertrag einzugehen, der den Schein von Zaghaftigkeit und Feigheit auf seinen Namen werfen könnte. Seine Tochter schickte er mit dem alten Kaplan, einigen Mägden und einem alten treuen Knecht durch den unterirdischen Gang in die Felsenkammern und ließ die Thüre, welche aus einem Kellergewölbe in den Gang führte, verschütten. Es war am zweyten Tage ihres Aufenthalts in den Höhlen, als Bertha, von unsäglicher Angst getrieben, den Gipfel der Felsenwand bestieg, um nach Elmenstein hinüber zu schauen und sich Gewißheit zu verschaffen, ob die Burg beschossen würde oder gar schon in Flammen stehe. Die ziemlich flache Kuppe war mit Gebüsch bewachsen, welches sie jedem lauernden Auge verdeckte. Lange stand sie oben, spähte umher, und hielt den Athem an sich, ob sie nicht irgend einen Laut vernehmen möge, aber eine tiefe, schauerliche Stille herrschte in der Wildniß. Doch plötzlich vernahm sie jetzt ein Geräusch in ihrer Nähe; es schien etwas durch das Gestrauch zu rasseln, welches die westliche Seite der Felsen bedeckte, und sie glaubte den ächzenden Ton einer Menschenstimme zu hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Chimborasso.

Die Spitze des Chimborasso galt lange für den höchsten Punkt der Erde, bis ihn der Himalaya von dem Throne riß, den er in der Phantasie der Menschen innehatte. War dieses Unglück groß, so scheint ihm noch ein größeres zu drohen, indem Glieder seines eigenen Stammes ihm das Supremat streitig machen. Ein reisender Engländer behauptet geradezu, Gipfel der Kordilleren gesehen zu haben, die weit höher seyn müssen als der Chimborasso. Diese revolutionäre Ansicht ist indessen noch durch nichts erwiesen, und wir wünschen, daß die Ansprüche der Prätendenten grundlos erfunden werden, schon darum, damit sich nicht die Höhenbegriffe der gebildeten Welt verwirren und diese nicht genöthigt sey, sich neue wunderliche Namen einzuprägen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Ich habe oft und mit Ueberzeugung geäußert, daß bei uns viel ächte Aufklärung und rasches Zusammenwirken für das Gute zu finden sey. Es gibt aber wahrhaftig Dinge hier, wo man dies nicht merkt. Wer sollte es glauben, daß in Genf die Menschenblattern fast wieder zur Epidemie geworden sind? Denn ist aber doch so, und dieses schlimme Geschenk haben wir größtentheils einem hiesigen — Arzte zu verdanken. Wenn seit langen Jahren von hundert Blatterkindern vielleicht Eins später die natürlichen Pocken guartig bekam, so sprach man nicht weiter davon. Nun ist es aber seit Jahresfrist einem in der ganzen Welt angesehenen Arzte eingefallen, die vaccinirten Kinder ganz vor ödartigen Blattern sichern zu wollen durch — Inoculation der natürlichen Pocken. Dadurch ist diese Krankheit zu uns zurückgekehrt, und wiewohl das Uebel auf solche Weise immer verbreiteter wird, so trauen sich doch viele Aeltern nicht, ihre Kinder ohne Inoculation zu lassen, um sie dadurch auf jeden Fall zu sichern. Die Krankheit wird aber durch jede Inoculation allgemeiner. Könnte sie nicht auch durch irgend einen climatischen Einfluß wieder ödartig werden? Uebrigens ist ja mit Vaccination und Inoculation doch auch keine volle Gewißheit gegeben.

Aber nicht nur die Pocken haben wir bekommen, es bläst jetzt auch eine böse Luft von Lyon her, das uns bisher blos warmen Regenwind sandte. Gestehen wir es nur aufrichtig, das Lateinische Zion ist den Nachbarn in Lyon, Dole, Besançon, Freiburg, Sitten u. s. w. ein arger Gräuel. Besonders ist ihnen das Lancasterische Unterrichtswesen und die einfache, fast nur auf Moral gegründete Religionslehre in Genf ein Aergerniß. Deßhalb hat sich von Lyon her eine heftige Stimme vernehmen lassen in einer Première lettre à Messieurs les Curés des paroisses catholiques du Canton de Genève par l'Eclaireur du Jura. Der Eclaireur sitzt aber in guter Pfründe hier zu Genf. Mit dem Motto: Video meliora proboque, deteriora sequor per philosophiam et inanem fallaciam spricht der Verfasser schon sein Verdikt aus. Er spricht

zuerst gegen die Einrichtung der katholischen Lancasterschen Schulen und gegen die ganze Methode im Allgemeinen.

„Der Erfinder oder Patron dieser allen Neuerern überaus theuern Methode ist Lancaster, Engländer und Protestant von der Quäker-Sekte. Dies allein schon hätte die Lehrart auf jenes Eiland beschränken und den Kindern des Glaubens verdächtig machen sollen. Denn das Land, wo sie herkommt, verbreitet gewöhnlich keinen Saamen des Guten und des Segens auf den Continent. Unglücklicherweise verführt die Neuheit die Menschen, wenn sie auch sonst gute Absichten haben. Es kam aber noch der Eifer des Partheygeistes mit Sektengeist und Unglauben dazu, um die Sache schnell in Aufnahme zu bringen und Tausende hinter das Licht zu führen. Die Erfahrung hat die Täuschung bald dargethan, und man hat den Baum an seinen Früchten erkannt. Er steht jetzt ganz entwurzelt da und ist im Begriff umzustürzen.“ Um nun die Verwerflichkeit der Lancasterschulen klar darzuthun, führt der Eclaireur einen Brief des Bischofs von Genf, Lausanne und Freiburg an den Staatsrath von Freiburg an, worin er mit folgenden Gründen gegen die Methode auftritt: „Die Bischöfe verwerfen einstimmig diese Lehrart und die Geistlichkeit wird derselben sich ihr. Die Methode hat zur unstreitigen Folge die Schwächung des Ansehens der Pfarrer bey der Jugend. Die Mittel der Lehrart tragen den Charakter unserer Religion nicht an sich, und dies kommt viel und am Meisten. Das Dogma wird in diesen Schulen ganz verstümmt; der Katechist muß, der beste moralische Unterricht ohne Lehre des Dogma's, wenn auch durch Lesen und Schreiben moralischer Bücher und durch das ganze Beyspiel der Lehrer unterstützt, wird noch keinen Christen machen. Nur das Dogma bildet den Christen, der Glaube macht lebhaft selig. Der Gerechte lebt vom Glauben „und der Glaube ist hingegen das Leben der guten Sitten.“ Hieraus werden die andern, oft von den Vorbestimmten der Lehrart gegen sie ausgesprochenen Gründe angeführt, und am Ende schließt der Bischof mit der Bitte, die Lancasterssche Methode ganz aufzuheben und die alte Methode, den gleichzeitigen Unterricht, wieder einzuführen. Alles dies ist aber nur die Einleitung zu weit heftigeren Beschwerden über den Einfluß des Protestantismus auf die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der catholischen Bürger des Kantons.

In einer treuen Darstellung des Lebens in Genf mußte dieser Schrift gedacht werden, da sie Licht über Manches gibt, was dem Beobachter hier nicht entgehen kann.

Erfreulicher ist der Streit, ob im Museum Rath eine unentgeldliche Zeichenschule für arme Mädchen gegründet werden soll, oder ob solches nicht rathsam sey? Sie bestände schon, wenn nicht viel dabey zu bedenken wäre, denn wo zuviederte man bei uns, sobald es sich darum handelt, etwas Gutes und Nützliches in Lehre und Unterricht zu stiften? Das erste Bedenken gab die Zeichnungs- und Bildhauerschule in diesem Gebäude, wo eine Menge junge Leute aus- und eingehen. Kann das nicht zu Sittlichkeit führen? Sie sehen, die Sittenstrenge herrscht hier bey Allem vor. Dabey entspann sich ein Komitz der schönen Künste ein anderer Streit über die Frage: ist es nützlich, daß junge Mädchen aus den ärmern Klassen Zeichnen lernen? führt dies nicht zur Zerstreuung und zur Vernachlässigung nützlicher Handarbeiten und Kenntnisse? entwickelt es in ihnen nicht den Sinn für Beschäftigungen, die doch für ihre Lebenssphäre nicht passen? Unglücklicherweise sagte ein alter Mann mit grauen Haaren: „Allerdings wäre das nicht dienlich, am wenigsten für solche Mädchen selbst; ihres Gleichen lernen unsere Mädchen viel zu viel, vor fünfzig Jahren war dies anders.“ Gleich fielen alle über ihn her, und am folgenden Tage war es in der ganzen Stadt herum, daß der alte X. die weibliche Erziehung in Küche, Keller und Stall verweisen wolle, daß er Musik, Zeichnen für schädlich halte u. s. w. am Ende schloß man damit: C'est un Ostrogoth. Sie wissen, daß man sich im Französischen dieses Worts bedient, wenn man einen recht rohen, ungebildeten Menschen bezeichnen will. Wie wenig wissen doch diese unterrichteten Frauenzimmer, wer diese Ostgothen eigentlich waren, was sie trieben und was sie aufzuweisen haben!

Es gibt aber auch in deutschen Leben und Wissen sehr wohlbewanderte Leute hier. Ein neuer Beleg dazu ist des Professors Choisy geistreiche Schrift: des Doctrines exclusives en philosophie rationelle, worin er mit Gründlichkeit, Gerechtigkeit und Geist die Naturphilosophie nach allen ihren Richtungen und Zweigen untersucht und beleuchtet. Der Mann hat eine Literaturkenntniß dieses Fachs, die mich in Erstaunen gesetzt hat, denn auch kein einziger Aufsatz von Oken, Fries, Kieser, Nimar, Schubert, Steffens ꝛc. in deutschen Zeitschriften ist ihm entgangen. Diese im französischen Literaturkandy so unerwünschte Schrift verdient in Deutschland genau bekannt zu werden. M.

Wien, Januar bis April.

Das Ereigniß, von dem ich Ihnen in meinem heutigen Berichte nächstens zuerst spreche, war das freudigste und merkwürdigste dieses Jahrs, die Beleuchtung der innern Stadt, welche zur Feyer des sechzigsten Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers am 12ten Februar stattgefunden hat. Sie muß nicht nur in Rücksicht der schönen Gesinnungen der Unterthanenliebe, von welchen sie ausging und die sie mit Feuerzungen verkündete, sondern auch in Rücksicht der ungewöhnlichen Pracht, mit der sie veranstaltet war, vorzüglich genannt werden. Besonders auszuzeichnen erschienen das Rathhaus, welches seiner ganzen der bestehen Ausdehnung nach mit Lampen gleichsam überzogen war, und dessen Beleuchtung einige tausend Gulden Konventionsmünze kostete, das bürgerliche Zeughaus, die Akademie, die Palais der Gesandten und das mit Waffenschmucke aller Art verzierte Zeughaus. Außerdem wimmelte es von Dekorationen und Inschriften aller Art. Auf einem kleinen Fenster in einem Seitengäßchen stand: „noch sechzig Jahre.“ In diesen drey Worten sprach sich wohl der Wunsch aller Bürger dergleichen und den Charakter der Oesterreicher gemäßer aus, als in den sinnreichsten In- und Aufschriften, welche rings umher Verstand und Auge in Anspruch nahmen. Die Witterung begünstigte die Feyer der Nacht ungemein bis nach elf Uhr, zu welcher Zeit ein heftiges Schneegestöber störend eintrat.

Was die Theater betrift, so fährt das in der k. k. Hofburg fort mit der lebendigsten Thätigkeit zu wirken, wobey es jedoch nie den Werth des Kunstwerks aus den Augen läßt. Zur beliebten Darstellung von Thierkomödien hat es sich nie bereit gewährigt, nie der blosen Augenlust und dem Sinnenreize gefrönt, aber auch von der Aufnahme der faden Duodezstückchen nach dem Französischen und der verweichlichenden Rührspiele hält es sich immer ferner und ferner. Zu den wenigtäglichsten Erscheinungen dieses Jahrs gehören: „Eifi und Liebe,“ „der treue Diener seines Herrn,“ der erste Theil von „Heinrich der Vierte,“ „der Mann von 50 Jahren“ und die Reprise von „Fiesko.“ Das neue Lustspiel der Mad. Weissenthurn: „die Reise nach Paris“ kann nicht in diese Reihe kommen. Der Grundgedanke, den es durchführt, daß ein junger Mann auf Ehrsucht die Geliebte verläßt, von seinem Herzen zurückgetrieben sie als die Braut eines andern findet, und sich wieder um sie bewirbt, ist zwar brauchbar, aber die Ausführung matt und langweilig, besonders machen sich darin die Weiber zu breit. Der Erfolg bestätigte unser Urtheil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 35. u. Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 2. Mai 1828.

An diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.

Goethe.

Ein Traum.

Jüngst im Traum ward ich getragen
Ueber fremdes Heideland;
Vor den halbverschloss'nen Wagen
Schien ein Trauerzug gespannt.

Dann durch mondbeglänzte Wälder
Ging die sonderbare Fahrt,
Bis der Anblick offner Felder
Endlich mir bekannter ward.

Wie im lustigen Gewimmel
Tanzt nun Busch und Baum vorbey.
Und ein Dorf nun! Guter Himmel,
O ich ahne, was es sey.

Sah ich doch vor Zeiten gerne
Diese Häuser oft und viel,
Die am Wagen die Laterne
Streift im stummen Schattenspiel!

Ja, dort unterm Giebeldache
Schlummerst du, vergeßlich Herz!
Und daß dein Getreuer wache,
Sagt dir kein geheimer Schmerz.

Ferne waren schon die Hütten;
Sieh', da flattert's durch den Wind!
Eine Gabe zu erbitten
Schien ein armes, holdes Kind.

Wie vom bösen Geist getrieben,
Werf' ich rasch der Bettlerin
Ein Geschenk von meiner Lieben,
Jenes goldne Kettlein hin.

Plötzlich scheint ein Rad gebunden,
Unser Wagen steht gebannt,
Und das holde Mädchen unten
Hält mich schelmisch bey der Hand.

„Denkt man so damit zu schalten?
So ertapp' ich den Betrug?
Doch, den Wagen festzuhalten,
War die Kette stark genug.

Willst du, daß ich dir verzeihe,
Sey erst selber wieder gut!
Oder wo ist deine Treue,
Falsches Herze, falsches Blut?"

Und sie streichelt mir die Wange,
Küßt mir das erfrorne Kinn,
Steht und lächelt, weinet lange,
Als die schönste Büßerin.

Doch mir bleibt der Mund verschlossen,
Und kaum weiß ich, was geschah'n.
Ganz in ihren Arm gegossen,
Schien ich selig zu vergehn.

Und nun fliegt mit uns, ihr Pferde,
In die graue Welt hinein.
Unter uns vergeh' die Erde,
Und kein Morgen soll mehr seyn!

Eduard Mörike.

Digitized by Google

Burg Elmenstein.

Von Aloys Schreiber.

(Fortsetzung.)

Der plötzliche Schreck lähmte die Glieder der Jungfrau, sie konnte den Fuß nicht von der Stelle bewegen, und blickte scheu und starr nach der Seite, woher das Geräusch kam, welches immer näher drang. Die Todesangst gab ihr die Kräfte wieder, sie wollte fliehen; aber in demselben Augenblick hörte sie ihren Namen rufen, und als sie sich umsah, stand wenige Schritte vor ihr der Hirsch mit dem gefesselten Jünglinge, dessen Antlitz Leichenblässe bedeckte. Bertha wurzelte bewegungslos, einem Marmorbilde gleich, am Boden; die Hände, die sie nach dem Jüngling ausstrecken wollte, sanken schlaff nieder und sie starrte ihn an wie eine gespenstische Erscheinung. „Bertha," rief Heinrich, „mach mich los, rette mich!" Der Hirsch ging vertraulich auf sie zu, und sein Auge schien ebenfalls zu bitten, ihn von seiner Last zu befreyen. Jetzt erkannte sie das Thier an einem weißen kreuzähnlichen Fleck auf der Brust. Ein Jäger hatte es, kaum einige Wochen alt, auf Elmenstein gebracht, wo es von dem Fräulein gefüttert und gepflegt wurde. Später trieb das Thier allerley Unfug und man jagte es darum in den Wald zurück; doch kam es häufig wieder auf die Burg und verließ dieselbe nie, bevor es Bertha gesehen und von ihr Brod erhalten hatte. „Bertha, zerschneide meine Bande," flehte Heinrich noch einmal. „Nimm den Dolch da in meinem Gürtel, zum Glück haben mir ihn die Schurken gelassen." Bertha durchschnitt nun die Stricke an den Händen und Füßen des Jünglings, aber langsam und mit zitternder Hand, denn sie fürchtete ihn zu verletzen.

Der Hirsch war kaum seiner Bürde ledig, als er sich zu den Füßen der Jungfrau niederlegte. Heinrich erzählte mit wenigen Worten, was ihm widerfahren, und Bertha theilte ihm ihre Furcht und ihre Besorgnisse wegen ihres Vaters mit. Nach kurzem Gespräch stiegen sie Hand in Hand in die Felsenkammern hinab, um mit dem Kaplan zu überlegen, was in dem Augenblicke zu thun seyn möchte. Der Hirsch folgte ihnen und wollte nicht mehr von ihrer Seite weichen. Die Felsenhöhle gewährte den Flüchtlingen zwar Sicherheit, aber es ängstigte sie doch das ungewisse Schicksal von Elmenstein, und wie glücklich auch Heinrich in der Nähe der Geliebten sich fühlen mochte, so quälend war es ihm zugleich, hier müßig zu liegen und nichts für die Rettung Eberhards thun zu können. Auch mangelten die Lebensmittel, und schon am zweyten Tage nach Heinrichs Ankunft sahen sie sich auf den geringen Vorrath von Brod beschränkt, den der Knecht bey der schnellen Flucht aus dem Schlosse mit sich genommen. Den frommen treuen Hirsch zu schlachten, der noch immer ihre Freystätte theilte, dazu konnten sie sich nicht entschließen. Indem sie über ihre Lage zu Rathe gingen, fiel dem Knecht ein, daß eine Viertelstunde weit von dem Felsen ein ehrlicher Müller wohne, der ihn gern mit einigen Lebensmitteln versehen werde. Es wurde daher beschlossen, den Knecht gegen Mitternacht zu dem Müller zu schicken. Heinrich wollte ihn bis an den Fuß des dichtbewachsenen Felsens begleiten und dort auf seine Rückkehr warten. Als Beyde in dieser Absicht den Gipfel der Felsenwand befestigen hatten, sahen sie den Himmel gegen Osten furchtbar geröthet und erblickten bald auch durch die Lücken im Gesträuch das Feuer, welches zwey nicht weit entlegene Dörfer verzehrte. „Was ist das?" rief Heinrich. Der Knecht schüttelte den Kopf. „Die Bewohner dieser Dörfer," sagte er, „haben alle die Waffen ergriffen und sind die ärgsten unter den Aufrührern. Gewiß sind Soldaten des Bischofs von Speyer oder des Churfürsten in der Nähe." — „Das wolle Gott," antwortete Heinrich, „aber dörft du die Sturmglocke? die würde man nicht läuten, wenn ein Heerhaufe der Fürsten oder der Stände das Feuer angelegt hätte." Während sie über die Sache dachten und redeten, vernahmen sie plötzlich Stimmen und Fußtritte, die sich der Felsenwand zu nähern schienen. „Horch! sie stürmen schon," sagte eine der Stimmen und ein allgemeines Gelächter erfolgte. „Das sind keine Feinde, das ist Lutz, so wahr ich lebe," riefen Heinrich und der Knecht zugleich. Dieser eilte den Fels hinab, obgleich Heinrich noch einige Bedenklichkeiten äußerte, und traf unten auch wirklich Lutz nebst einigen Knechten von Elmenstein, die eben ihre Gewehre wieder luden. „Willkommen, Georg," sagte Lutz, als er den Knecht erkannte. „Wir haben gute Arbeit gemacht." Er erzählte nun lustigen Muthes, wie sie sich aus der Burg geschlichen und die Wohnungen der Bauern, in welchen blos Weiber, Kinder und Greise zurückgeblieben, angesteckt hätten. „Unterwegs" fuhr er fort, „unterwegs trafen wir einige von diesen Schnapphähnen an, die mit Wein, Schinken und Brod beladen waren. Wir legten sie ins Gras und nahmen Besitz von ihrem Nachlasse. Nun wollen wir auf die Burg zurück, die Gegend wird rein seyn, denn gewiß ist der ganze Troß zum Löschen abgegangen. Auf Georgs Bitte gab ihm Lutz so viel von den Lebensmitteln, als ein Mann tragen konnte und schlug dann mit seinen Gefährten den Weg nach Elmenstein ein.

Durch das Niederbrennen der Dörfer war die Burg Elmenstein von den Feinden befreyt geworden, aber nur auf kurze Zeit. Die Bauern, nachdem sie den kleinen Ueberrest ihrer Habe sammt ihren Weibern und Kindern da und dort in Sicherheit gebracht, kehrten, stärker an Zahl und durstender nach blutiger Rache, zur Belagerung zurück. Den Belagerten gebrach es bald an Lebensmitteln, besonders an Trinkwasser, denn die Bauern gruben die Quellen ab, welche die Schloßbrunnen mit Wasser versahen.

Digitized by Google

An einen Entsatz war nicht zu denken, und da die Noth mit jedem Tage stieg, faßte Ritter Eberhard den Entschluß der Verzweiflung. Er wollte sich mit seinem getreuen Häuflein durchschlagen und Hagenau zu gewinnen suchen, vorher aber seine Burg selbst in Brand stecken. Der treue Lutz wurde mit zwei Knechten in die Felsenkammern geschickt, um Bertha und ihre Gefährten von ihrem Vorhaben zu unterrichten, damit sie sich an den Zug, welcher in der Nähe der Felsenwand vorbey ging, anschließen sollten. Eine dunkle, regnerische Nacht wurde zur Ausführung gewählt. Im Zwinger hatte der Ritter so viel Stroh, Heu und Holz aufhäufen lassen, als davon aufzufinden war; dieß steckte er selbst an und begann den Abzug langsam und in tiefer Stille. Hinter sich schloß er die Thore und warf dann die Schlüssel in das Gebüsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sports der Engländer.

(Fortsetzung.)

Das Wort Wilddieb (poacher) erinnert an eines der großen Gebrechen, an denen England leidet, seine Jagdgesetze (game-laws), die das Uebel, das sie verhindern sollen, nur vergrößern. Ihre Reform ist eines der dringendsten Bedürfnisse der Nation. Sie werden blos noch von einigen Menschen vertheidigt, deren Köpfe mit alberner Hochachtung für die Weisheit ihrer Ahnen angefüllt sind; aber die Mehrzahl, die sie wegwünscht, weiß nicht recht, was sie an ihre Stelle setzen soll. Diese Frage ist sehr schwer zu lösen und ist so innig mit dem Interesse der Grundeigenthümer verwoben, daß die beyden Kammern, die fast ganz aus dieser Klasse gebildet sind, diesen Gegenstand mit so großer Wichtigkeit als selbst die Getreidegesetze behandeln werden. Viele Personen sehen die Erhaltung des Wildes als einen Gegenstand an, der nicht allein Privatvortheil gewährt, sondern wirklich öffentlichen Nutzen bringt, sofern die Jagd das mächtige Band ist, das die Edelleute an ihre Güter fesselt und durch ihre Anwesenheit selbst die entlegensten Provinzen belebt.

Die Game-laws sind ein Ueberrest der Feudalität, die, was die Personen anlangt, der Gleichheit vor dem Gesetze Platz gemacht hat, die aber in Betreff des Grundeigenthums fast noch in ihrer ganzen Ausdehnung besteht. Niemand hat in England das Recht zu jagen, wenn er nicht, wie man sagt, qualifizirt ist, d. h. wenn er nicht hundert Pfund Einnahme aus Grundeigenthum hat, wenn er nicht der Sohn eines Mannes ist, der dreyhundert Pfund Einnahme hat, wenn er nicht in einem gewissen Amte steht u. s. w. Das Wildpret ist kein Handelsartikel, und wer es erlegen darf, darf es darum nicht verkaufen, er darf es blos verschenken. Nach diesen Gesetzen wären die englischen Grundeigenthümer und ihre Freunde die einzigen, welche Rebhühner und Schnepfen zu speisen bekämen. Eine solche Gesetzgebung ist unausführbar, und die Märkte von London sind mit Wildpret überfüllt, das nur von den Wilddieben herrühren kann, denen ja gerade das Gesetz, das den rechtmäßigen Eigenthümern den Verkauf des Wilds untersagt, das Monopol desselben ertheilt.

Die große Nachfrage, der nur sie Genüge leisten können, der große Ueberfluß an Wild in Folge der ausnehmenden Sorgfalt, mit der es gehegt wird, die Leichtigkeit, die Früchte ihres Raubes, ohne Furcht vor Entdeckung, mittelst der Landkutschen, die das Königreich so schnell durchkreuzen, zu versenden, dieß alles macht, daß die Wilddiebe so zahlreich als verwegen sind. Die Härte der Strafen, gewöhnlich zwar bloße Geldbußen, aber für die Bauern, die deßhalb lange festgesetzt werden, unerschwinglich, zieht noch andere Mißbräuche nach sich. Um sich der Strafe zu entziehen, bewaffnen sich die Wilddiebe und rotten sich zusammen; sie dringen Nachts bis vor die Schlösser und räumen im Park mit ihren Windbüchsen oder mit Schwefeldampf am Fuße der Bäume unter den mit so großen Kosten gehegten Fasanen auf. Oft fallen blutige Gefechte zwischen ihnen und den Forstbedienten vor. Todte und Verwundete gibt es auf beyden Seiten, und die Gerichte sehen sich häufig genöthigt, abschreckende Beyspiele zu geben, und manche Wilddiebe, die man mit den Waffen in der Hand ergriff, werden nach Botany-Bay geschickt.

Wer übrigens Freude an der Jagd hat und fremdes Wild schießen will, dem machen es die englischen Gesetze leicht genug. Ist er qualifizirt und mit einer Lizenz versehen, die ein Paar Pfund kostet, so kann er nicht gerichtlich verfolgt werden, bevor man ihm nicht bedeutet hat, daß er auf diesem Grund und Boden nicht jagen dürfe. Darum ziehen Viele, mit einer Lizenz versehen, jagend umher und hüten sich nur, nicht zweymal zu demselben Eigenthümer zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar bis Aprik.

(Fortsetzung.)

„List und Liebe," nach Shakespeare's „Ende gut, Alles gut." von Fr. Förster, ist mit Verstand, aber zugleich auch mit mehr Kunst- als Bühnenkenntniß bearbeitet. Wir gehören nicht zu denjenigen, welche Shakespeare entweder gar nicht oder wörtlich auf der Bühne sehen und gegen ihre eigene Ueberzeugung andere davon überzeugen wollen, daß in jedem Stücke

Digitized by Google

Shakespeares Alles zugleich vollkommen bühnengerecht sey; doch glauben wir, daß der Bearbeiter, wenn er das Stück auf der Bühne dargestellt sieht, noch einmal Hand ans Werk legen, und Manches zur Verbesserung desselben wegstreichen, manches zusetzen wird; besonders steht Panelas zu sehr im Vordrunde, und das Unwahrscheinliche mancher Ereignisse, der schnellen Heilung des Königs z. B. oder der vielen Scenen, in welchen alte Bekannte und Verwandte sich in der Verkleidung nicht wieder erkennen, könnte der Natur gemäßer motivirt werden. Das Stück gefiel allgemein, ohne besonderes Glück zu machen. Dem. Mälter trug den Preis des Abends davon.

„Der treue Diener seines Herrn." Tragödie in fünf Akten, von Grillparzer, läßt bey manchen Fehlern, welche am Tage liegen, die Genialität des Dichters, dem das Werk sein Entstehen dankt, nicht verkennen. Zu den Fehlern gehören einige Unwahrscheinlichkeiten, und ein zu sichtliches Hinarbeiten auf den Theatereffekt. Die Diktion ist vorzüglich zu nennen, und weniger dithyrambisch als den Charakteren der beyden Personen angepaßt. Das Spiel der Schauspieler war ausgezeichnet, die scenische Ausstattung glänzend. Der Beyfall war nach dem dritten Akte von der entschiedensten Art, wurde aber gegen den Schluß des Stückes schwächer. Graf Waldstadt hat eine Recension des Stückes drucken lassen, welche sich durch ihren Gehalt vortheilhaft auszeichnet.

„Helmrich der Bierte." erster Theil, nach Shakespeare, für die Bühne von West bearbeitet, und zur Einnahme der Neujahrs gegeben, gefiel allgemein. Die Bearbeitung Wests zeugt wieder von seinem oft erprobten tiefen Kunstverstande und seiner genauen Bühnenkenntniß. Das Stück wird, obschon es sehr gefiel, ohne Zweifel noch mehr ansprechen, als es das erste Mal der Fall war, wenn das Zusammendrängen der einzelnen Rollen genauer und gelassner sein wird, was um so schwieriger ist, je größer das Werk erscheint.

„Der Mann von 30 Jahren." Lustspiel in zwey Akten, von P. A. Wolf, zum ersten Mal am 17ten April daraes stellt, gefiel. Das Stück leidet am Mangel einer interessanten Verwicklung, verdient aber in Rücksicht der Ausführung, die von gereifter Bühnenkenntniß zeugt, lobende Anerkennung. Die Darstellung war höchst gelungen, besonders waren Mad. Löwe und Hr. Koberwein als Gräfin und Baron ausgezeichnet.

Die Wiederholung des „Fiesko" erregte nicht jene Theilnahme, welche erwartet wurde. Löwe und Unzelmann als Fiesko und Mohr waren vortrefflich; aber einige Schauspieler, welchen kleinere Rollen zu Theil wurden, standen nicht an ihrem Platze. Löwe gewinnt täglich mehr die Gunst des Publikums, sein Kunstfeuer, sein reger Eifer, seine Vielseitigkeit, sichern ihm den Platz unter den ersten jetzt lebenden Künstlern.

Von Gastspielern sahen wir Mad. Birch-Pfeiffer vom Münchner Hoftheater und Hrn. Cornelius von der Darmstädter Hofbühne. Erstere trat in Lessings „Emilia Galotti" als Orsina, in Grillparzers „Medea" als Medea, und in Schillers „Tauert" als Maria auf. Sie fand volle Theilnahme, und wurde als Medea zwey Mal gerufen. Im vorigen Fachen erschien sie mir als Maria Stuart. Ihr würdevolles Aeußere kommt ihr besonders in dieser Rolle vortrefflich zu statten. Mit richtiger Umsicht vermied sie das Weinerliche im sanften Akte, in welchem viele Darstellerinnen der Stuart gern zu fallen pflegen. Ueberhaupt war diese Darstellung eine der glänzendsten der Hofbühne. Mad. Schröder als Elisabeth, die Hrn. Korn und Löwe als Leicester und Mortimer waren wirklich unübertrefflich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Ostern entsteht eine Pause in der Theaterbewegung, alles ruht einige Tage lang, die Bühnen sind geschlossen, kein Schauspiel erglänzt am Abende die müßige Menge; die Kontrakte mit den Schauspielern werden zerrissen oder angestuppt, und in der Stille bereitet sich alles vor zu einem neuen Kunstlaufe bis zur Dultwoche des folgenden Jahres. Benutzen will ich diese kurze Pause, um einige der vielen theatralischen Erscheinungen zu erwähnen, die im letzten Winter vor den Augen der Pariser vorüberzegangen sind; denn vielleicht ist noch kein Winter mannigfaltiger an Theaterneuigkeiten gewesen sey als der letzte. Während Minister und Jesuiten ihren Abschied bekamen, und andere Figuren ans Staatsruder gelangten, ging es in der Theaterwelt nicht minder lebhaft her, auch hier erschienen und verschwanden Gestalten, auch hier were aus man über dem Neuen das Alte. Wir fangen mit der Oper an. Hier ist „Masaniello" jetzt der Hauptheld, er trimmphirt auf dieser großen Bühne mit einer Pracht, welche der Größe eines solchen Schauspiels völlig angemessen ist. Die komische Oper „Masaniello." Musik von Carafa, auf dem Feydeautheater, hatte das Publikum auf die Geschichte vorbereitet, oder es vielmehr mit der neapolitanischen Revolution vertraut gemacht. Als Scribes „Muette de Portici" daher auf der großen Opernbühne angekündigt wurde, wußte das Publikum, was der Inhalt sey, denn die „Stumme von Portici" stelle seine andere sein, als Masaniellos Schwester, die durch ein plötzliches Unglück stumm geworden ist. Wie man aber durch ein plötzliches Unglück stumm wird, dieß hat Scribe den Zuhörern nicht zu wissen getraut. Diese Stumme ist vom Sohne des Vicekönigs von Neapel verführt worden. Ihre Schmach zu rächen, ergreift ihr Bruder Masaniello und die übrigen Fischer, die am Meeresstrande eben ihre Netze aufgeworfen haben, den Beschluß, sich gegen den Vicekönig und seinen so eben vermählten Sohn zu empören; von den Fischern wers den Waffen in die Kirche versteckt und mit auf den Markt getragen. Die Empörung bricht aus, es geht alles bunt durch einander in der zum zwanzigsten Mal empörten, allein „alle Zeit aetreuen" Stadt Neapel; zu guter Letzt bricht auch noch der Versuz los, und die Stumme von Portici stürzt sich hinein um ihre Schmach zu enden. Der Geschichte ist Scribe nicht treu geblieben, wie man sieht, denn bekanntlich war Masaniellos Empörung nicht die Folge einer verführerischen oder Familienbeleidigung, sondern kam aus dem Haß wegen der Bedrückung von Seiten der spanischen Regierung her, ein Gefühl, welches das gesammte neapolitanische Volk mit Masaniello theilte, und das daher auch wie ein elektrischer Funke auf die Gemüther wirkte, als die neunaufgelegte Fruchtsteuer erhoben werden sollte. In der Operette am Feydeautheater ist man der Geschichte treuer gebliebens hier wird der Fruchtmarkt dargestellt, und als die Zolleinnehmer mit Härte auf der Erhebung der Steuer bestehen, wird ihnen das Mal die Früchte an die Köpfe und empört sich. Das ist acht historisch, und die Verfasser haben hier die Geschichte nur dramatisirt; auf der großen Opernbühne, die sich sein vornehm Académie royale de musique betitelt, also einigermaßen eine Legitimitätsbühne ist, und von Prinzen, Gesandten u. s. w. besucht wird, ging es aber unmöglich an, einen Volksaufstand als Hauptgegenstand darzustellen, und ihn so zu sagen durch Musik, Tanz und Gesang zu verdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Mai 1828.

Ja, wohl geziemt dem Tapfern so zu sterben,
Daß er verbreit', im Sturze noch, Verderben.

Torquato Tasso.

Burg Elmenstein.

Von Alois Schreiber.

(Fortsetzung.)

Bey dem Ungestüm des Wetters hatten die Bauern ihre Posten verlassen, und da Eberhard und seine Knechte der Nebenwege kundig waren, so gelang es ihnen, unbemerkt zu entkommen. Aber kaum hatten sie die Feinde im Rücken, als sie ein gräßliches Geschrey derselben vernahmen. Die Flüchtlinge hatten eben eine Höhe erreicht, und als sie sich umsahen, erblickten sie die Mauern und Thürme von Elmenstein furchtbar von den Flammen beleuchtet, die aus allen Oeffnungen herausschlugen. Ohne Zweifel hatte dieser Anblick auch den Lärm im Lager der Bauern veranlaßt. Wenige Schritte von der Höhe erhob sich die Felsenreihe, wo Bertha, Heinrich und die Uebrigen bereits der Ankunft des Ritters harrten. Bertha warf sich in die Arme ihres Vaters.

Der Tag brach allmählig an, und man erblickte in einiger Entfernung ein Dorf. „Das müssen wir zu vermeiden suchen," sagte der Ritter. Lutz meynte, man müsse denn doch Kundschaft einholen. Er bemerkte auf dem Felde eine Frau und eilte auf sie zu. Auf seine Fragen erfuhr er: die rührigen Männer des Dorfs seyen alle ins Feld gezogen, für ihr Recht und ihren Glauben zu streiten; Weiber, Greise und Kinder besorgten unterdeß das Haus und die Feldwirthschaft. Außerdem befinde sich eine Menge von Weibern und Kindern aus den beyden abgebrannten Dörfern daselbst. Auf diese Nachricht wurde beschlossen, in dem Dorfe eine Stunde zu rasten, was für Menschen und Pferde nöthig war, und unterdessen eine Wache auf dem Kirchthurm aufzustellen. Nachdem der Trupp ungefähr eine halbe Stunde lang der Ruhe gepflegt und sich mit Speis und Trank erquickt hatte, kam der Knecht, der auf dem Thurm gestanden, athemlos herabgestürzt mit der Nachricht, daß sich in der Ferne drey Staubwolken erhöben, zwey in der Richtung auf das Dorf, die dritte gegen das Gebirg hin, um, wie es schien, sie zu umringen. Ohne Zweifel war Eberhards Abzug bemerkt worden, noch ehe die aufsteigenden Flammen aus dem Schlosse ihn verriethen, und da er Umwege eingeschlagen, mußten die Verfolger ihn bald einholen. Heinrich und Lutz riethen, sich schnell gegen das Gebirg zu wenden; auch Pater Anselm trat dieser Meynung bey.

„Wer weiß, ob dort nicht größere Gefahren auf uns warten," entgegnete der Ritter, indem er mit verschränkten Armen und raschen Schritten vor dem Wirthshause auf und ab ging, an welchem er Halt gemacht hatte. „Die Kirche," fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „liegt auf einem Hügel und ist mit einer Mauer umgeben. Mein Entschluß ist gefaßt." Er befahl jetzt Lutz, ihm augenblicklich die Schlüssel zur Kirche zu verschaffen, den Knechten aber so eilig als möglich alle Kinder, Weiber und Greise mit Gewalt in dieselbe zu treiben. „Ich fürchte, Herr Ritter," sagte der Kaplan, „Ihr habt eine schreckliche That beschlossen." — „Wo Alles auf dem Spiele steht, muß Al-

Digitized by Google

les gewagt werden," versetzte Eberhard. Luz brachte die Schlüssel und der Ritter winkte seiner Tochter und den Uebrigen, ihm nach der Kirche zu folgen. „Was will mein Vater?" fragte Bertha, die bleich und bebend an Heinrichs Arm hing und bey jedem Schritt in die Kniee zu sinken drohte. „Ohne Zweifel," antwortete der Jüngling, „will er die Bauern mit der Drohung schrecken, ihre Väter, Weiber und Kinder zu ermorden; sie werden sich auch schrecken lassen, denn man kennt den festen Sinn Eures Vaters, und und freyen Abzug gewähren."

Beym Eintritt in die Kirche rannte Eberhard dem Kaplan etwas ins Ohr. Pater Anselm trat an den Altar, hieß die andern an den Stufen desselben niederknieen, ermahnte zum Vertrauen auf Gott und zur Standhaftigkeit, wenn der Himmel sie zum Opfer ausersehen habe; hierauf ertheilte er ihnen die Absolution. Bertha fühlte in diesem Augenblick in sich einen Muth, der sie über alle Schrecknisse des Todes erhob. „Heinrich," sagte sie leise zu dem Jüngling, indem sie seine Hand ergriff, „Heinrich, versprecht mir, die letzte Bitte zu erfüllen." — „Ich gelobe es bey Gott und allen Heiligen," antwortete der Jüngling. — „Bewahret mich vor Schande!" — „Ich verstehe Euch," erwiederte er tief erschüttert, aber mit Entschlossenheit. „Ihr habt mein Wort."

Man vernahm jetzt von allen Seiten Lärm und Geschrey. Weiber mit fliegenden Haaren, ihre Säuglinge auf dem Arm, wehklagende Mädchen und zitternde Greise wurden von den Knechten in die Kirche getrieben, die sich nach und nach mit den Unglücklichen füllte. Eberhard suchte sie zu beruhigen, indem er ihnen zurief: „Ihr seyd hier als Geißel für unsere Sicherheit. Eure Männer, Söhne, Brüder sind im Anzug gegen uns, die wir nie beleidigt haben. Wir wollen nichts als freyen Abzug."

Ein Greis von ehrwürdigem Ansehen trat jetzt aus dem Haufen und näherte sich Eberhard. „Herr," sagte er, „wir wissen nicht, ob unsere Leute Feindseliges gegen Euch und die Eurigen im Schilde führen. Unrecht ist verübt worden früher, und nun soll es gut gemacht werden durch anderes Unrecht. Gott hat Gericht gehalten und die Menschen müssen das Urtheil an sich selbst vollstrecken. Laßt mich und ein Paar dieser armen Mütter, die ich mir wählen will, als Abgeordnete zu dem Haufen gehen, der im Anzuge ist. Ich hoffe einen Vertrag zu Stande zu bringen, und meine Rückkehr gelobe ich hier an der heiligen Stätte." Eberhard willigte in den Vorschlag, der obnedieß in seinem Plan lag. Der Greis rief zwey Frauen bey ihren Namen, und stellte sich mit ihnen unten an die Stufen, welche in den Kirchhof führten, um die Ankunft der Bauern zu erwarten. „Vergeßt nicht," rief ihnen der Ritter beym Weggehen nach, „vergeßt nicht, daß das Leben dieser Weiber und Kinder in unserer Hand steht, und ihr Blut fließen würde vor dem unsrigen."

Der Ritter stellte jetzt einen Theil seiner Knechte rings um die Kirchhofmauer, die ihnen zur Brustwehr diente, die übrigen blieben als Wache in der Kirche.

(Der Beschluß folgt.)

Die Sports der Engländer.

(Fortsetzung.)

Trotz der Schwierigkeiten, welche die Hegung des Wildprets hat, ist seine Menge in Folge der Jagdliebhaberey, für die man weder Mühe noch Kosten scheut, in England außerordentlich. Man kann sich nicht vorstellen, wie weit viele Engländer die Schießwuth treiben. Ein Dandy reißt sich los von den Vergnügungen in London und bleibt Wochenlang in einer elenden Schenke mitten in den Nebeln Schottlands liegen; ein anderer verkriecht sich in die entlegensten Thäler und bringt seine Frau in einer verlassenen Hütte unter, während er Haselhühner und Ptarmigans jagt, oder Tagelang im Gebüsch auf dem Anstand liegt und lauert, ob wohl der Zufall einen Hirsch vorüberführt.

Die Spielsucht kommt mit dem Jagen mit Gewehr nur selten in Berührung; indessen gibt die Jagd doch die und da zu Wetten Veranlassung. So sieht man Jäger im Wettrennen auf ihre Geschicklichkeit und die Menge ihres Wilds sich verbindlich machen, fünfzig Hasen des Tags zu schießen. Ein Sport aber, wobey man viel Geld aufs Spiel setzt, sind die sogenannten Pigeon Matches. Sie finden gewöhnlich bey London am sogenannten rothen Haus Statt. Ein Käfich auf der Spitze eines Mastes enthält Rebhühner, die man eines nach dem andern herauslässt; der Schütze muß sie so schnell treffen, daß sie in einen um den Mast beschriebenen Kreis fallen. Lord Kennedy und Kapitän Ross sind die geschicktesten Hühnerschützen in den drey Königreichen. Ihre Geschicklichkeit ist wahrhaft erstaunlich; auf hundert Schüsse fehlen sie kaum fünf oder sechs.

Die Mittelklasse muß sich die Jagdlust mit Schießgewehr wegen der Kostspieligkeit so ziemlich versagen; sie ergibt sich daher der Jagd mit dem Windspiel (coursing), die man sich leichter verschafft. Die berittenen, unbewaffneten Jäger stellen sich in eine Reihe und verfolgen die Furchen eines Feldes. Sobald die beyden Windhunde, die sie bey sich haben, einen Hasen gewahren, setzen sie ihm nach; sie verfolgen ihn auf allen seinen Umwegen und suchen nicht den kürzesten Weg abzuschneiden; sie setzen über Hecken und Zäune, und wenn sie den Hasen erreicht haben, schleudern sie ihn mit ihrer langen Schnauze in die Luft. Die Schönheit der Hunde, ihre erstaunliche Schnelligkeit geben diesem Schauspiele großen Reiz und jeder Reiter sucht dasselbe zu genießen, so viel es nur die Schnelligkeit seines Pferdes erlaubt. Diese Art von Jagd

Digitized by Google

veranlaßt beträchtliche Wetten. Zu Newmarket versammelt sich zu bestimmten Zeiten eine Gesellschaft von Liebhabern. Jeder bringt seinen Windhund mit und sezt seine Einlage. Man läßt die Hunde zu zwey und zwey los, und Sieger ist derjenige, der während des Jagens am längsten fortwährend der nächste am Hasen war, nicht der, der ihn zuerst erreicht. Das Windspiel, das hintereinander alle seine Nebenbuhler besiegt hat, gewinnt seinem Herrn einen goldenen Becher, der vom Einsatz gekauft ist. Außerordentlich ist die Sorgfalt, mit der man diese Hunde behandelt; man muß sich von einem Liebhaber beschreiben lassen, in welchem Grad das Beefsteak gebraten seyn muß, das die Hunde vor dem Laufen zu fressen bekommen, man muß sehen, wie er seine Hunde, einen nach dem andern, in eine Decke gehüllt wegen der Feinheit und Zärte ihrer Haut, herauskommen läßt.

Wir haben jezt zum Schluß dieser flüchtigen Jagdskizze noch von der Hetzjagd zu sprechen, die in England eigentlich national ist.

Da es in den drey Königreichen weder Wölfe noch wilde Schweine gibt, hezt man blos den Fuchs, den Hasen und den Hirsch. Weil es so wenige Wälder gibt, ist lezterer sehr selten, und man hezt lieber den Fuchs als den Hasen, der viele Umwege macht, und sich fast an Ort und Stelle hetzen läßt; der Fuchs dagegen kehrt, wenn er einmal aufgejagt ist, nie um, er legt eine sehr weite Strecke über das Feld zurück, und durch seinen langen und schnellen Lauf wird es sehr schwer der Jagd zu folgen; man zieht sie daher vor, weil sie die Kraft des Pferdes und die Gewandheit des Reiters mehr in Anspruch nimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Uebersetzung
von
Goethe's
Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt;
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bey dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne;
O wärst du da!

Je pense à toi, quand l'aurore nouvelle
Luit du sein des flots d'or;
Et quand Phébé dans les eaux étincelle,
Rêveur, j'y pense encor.

Je crois te voir, au loin, quand la poussière
S'élève du chemin;
Ou quand, la nuit, sur le pont solitaire
Tremble le pélérin.

J'entends ta voix, quand, poussé vers la plage,
Gronde un flot écumant;
Ou quand je vais sous l'ombre du bocage
Errer en écoutant.

Je suis tes pas, qu'importe la distance?
N'es-tu pas près de moi?
Le soleil meurt, déjà la nuit s'avance...
Que ne suis-je avec toi!

Eugène Borel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar bis April.
(Fortsetzung.)

Herr Cornelius ist ein denkender Schauspieler, welcher besonders dadurch bedeutend erscheint, daß er der Wahrheit den Effekt opfert. Bisher spielte er den Feldern in „Hermann und Dorothea," den armen Poeten, den Vater in Houwalds „Sühnung," den Lord in „den beyden Britten," den Oberförster in den „Jägern," und den Abbé de l'Epée „im Taubstummen." Am meisten gefiel er als armer Poet, in den Jägern und in der leztgedachten Rolle; vortrefflich gab er den Lord, ganz mit Rücksicht auf den Charakter der Rolle, sprach aber dennoch weniger an. Der Grund liegt in einer störenden Fremdartigkeit seines Organs, welches unangenehm genannt werden muß und nicht gehörig der Modulation fähig ist. Von allen Rollen, welche äußerliche Kraft oder lebhaften Ausdruck der Leidenschaften fordern, dürfte er durch den Mangel äußerer Erfordernisse fern gehalten werden.

Das Kärnthnerthortheater steht seiner Auflösung nahe. Barbajas Pacht geht mit dem 28sten April zu Ende, und noch ist über das längere Fortbestehen nichts Entscheidendes bestimmt. Die deutsche Oper ist gleichsam schon aufgelöst. Da die Direktion bey der Unsicherheit ihrer Existenz nicht im Stande war mit Sängern Kontrakte auf längere Zeit zu schließen, so war die Herstellung einer vollkommenen Oper sehr schwierig, und zwar um so mehr, da das Publikum an der italienischen Oper und dem Ballette reichliche Entschädigung fand. Damit wendete sich die Theilnahme fast ganz von der deutschen Oper ab. Viele Mitglieder derselben hat der Direktor des Aachner Theaters, Bethmann, für seine Bühne engagirt, einige der Direktor der Lemberger Bühne für diese.

Die italienische Oper ist, was die Sänger betrifft, im blühenden Zustande, aber an brauchbaren Sängerinnen leidet

Digitized by Google

sie Mangel. Mad. Comelli: Rubini als Prima Donna kann den Vergleich, zu welchem unser gern vergleichendes Publikum sich verständig aufgefordert fühlt, mit den Prima Donne, Mad. Fodor und Lalande, welche wir früher hörten, nicht aushalten. Sie ist eine brauchbare Sängerin von ganz mittlern Aeußern, aber ihre Stimme ist nicht sehr wohlklingend, und die Anstrengung ihrem Gesange zu benehmen und zu führen. Mad. Biagioli, welche in Rossinis „Mosee“ auftrat, erfuhr eine sehr strenge, unaufhaltige Aufnahme. In dem Mangel wesentlicher Eigenschaften gefeilte sich zu jenem Abende noch ein körperliches Uebelbefinden. Die Direction konnte nicht wagen, sie wieder auftreten zu lassen. Personen, welche sie früher gehört hatten, wollen behaupten, das Wiener Publikum habe an jenem Abende zu strenge geurtheilt. Mad. Faccelli trat im April in Pacinis „ultimo giorno di Pompeji“ auf. Sie ist eine annuthige Sängerin von der lieblichsten Aeußerlichkeit. Ueber ihre Stimme kann von uns noch kein genügendes Urtheil gefällt werden.

Die Männer sind vortrefflich. Rubini ist als Tenor einzig. Kein Tenorist vereint wie er die Kraft der Stimme mit der Lieblichkeit und Kunstfertigkeit, welche ihm eigen ist. Seine Glanzrolle ist die des Gualtiero in Bellinis „Pirata“, in welcher er zugleich ein bedeutendes Schauspielertalent entwickelt. Der Beifall ist jedes Mal stürmisch. Tamburini entzückt in „Cenerentola“ als Jaubini, im „Barbier“ in der Titelrolle, und in der „Italienerin“ als Mustapha durch seine volle, jugendliche Stimme, und durch die seltene Fertigkeit seiner Kunst. Er wurde von Labache abgelöst, welcher bisher im Barbier, in ultimo giorno und in der Cenerentola als Montefiascone auftrat. Es ist kaum glaublich, was Labache aus dieser Rolle, die er mit sämtlicher Vorliebe singt und spielt, zu machen versteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 6. April.

(Fortsetzung.)

Was würden die Ultraroyalisten dazu gesagt haben, wenn man den neapolitanischen Sansculotten als Oberhaupt einer Revolution, und zwar einer triumphirenden, aufgestellt und ihm gleich den Helden der Griechen und Römer seit hätte sie gern lassen? Wäre dieß nicht ein geflissentliches Verspeist ihres französische Volk gewesen, gleichsam eine Aufmunterung, auch den Einnehmern der Droits réunis die Früchte statt des Geldes an die Köpfe zu werfen, und die Souveränelé du peuple ausrufen? was würde denn aus den Grundsätzen der Obeissance passive werden, welche einige Ultrablätter und bischöfliche Hirtenbriefe den Völkern vorpredigen? Also die Geschichte musste abgeändert werden, und dieß hatten auch Scribe und sein Gehilfe Germain de la Mayne auf eine sehr sonderbare Art gethan. Pietro trauerten ja nur zum Zeitvertreib zu gehen und dort die reine Gesinnung auszuüben sehen; für die aristokratischen Gesinnungen war die Lesart der großen Oper vorzuziehen. Uebrigens ist es schon erstaunlich viel, daß die Académie royale de musique sich so weit herabgelassen hat, ein Stück aufzuführen, in welchem das Volk die Hauptrolle spielt; denn bisher schritten meistens nur Könige und Prinzessinnen über die Bühne dieses prachtvollen Staatsleichenhauses, und dieses feierliche Einherschreiten hat bewahrt ein Jahrhundert so fortgedauert, ohne daß Jemand etwas dagegen anzusetzen gehabt hätte. Zuletzt haben aber doch die tiefen Herren, griechische und römische, die viele Könige und Prinzessinnen dem Publikum einige Langeweile verursacht und den Saal bey weitem nicht anzufüllen vermochte. Da mag denn die Operndirection gedacht haben, ob es nicht rathsam sey, auch das Volk auf die Bühne zu bringen, nach dem Beyspiel anderer Schauspiele, und einstweilen die wenig mehr einbringenden griechischen und römischen Helden, Kaiser, Könige und Prinzessinnen den Seitz zu lassen. Seyen der gute Erfolg des Scribeschen Machwerks: „Die Nachtwandlerin,“ hatte bewiesen, daß es nur einer gewöhnlichen und anglaisen Handlung bedürfe, um die Aufmerksamkeit des Publikums anzuziehen. Desto eher konnte sich also die Operndirection entschließen, Scribes „Stumme von Portici“ auf die Bühne zu bringen. In diesem Stücke ist die Handlung voll Leben und Bewegung; Amor hat die Musik dazu gesetzt, und auch er scheint von dem interessanten Inhalte begeistert worden zu seyn, denn er hat sich in dieser Komposition höher hinaufgeschwungen, als er es noch in seinen Opernten gethan hatte. Man wirft ihm zwar sein allzulebhaftes Streben nach großem Effekte vor; das ist aber der Fehler der meisten neuern Tonkünstler, und in der That bedarf das übersatte Publikum zuweilen solcher Effektstücke, um aus seiner Gleichgültigkeit herauszutreten. Der Dekorationsmaler Cicéri hat ebenfalls sein Bestes gethan; der Markt zu Neapel ist vortrefflich, eben so die Meeresküste; den Vesuv hatte man besser auf einem der Boulevardstheater, in welchem auch ein ruthmischer Ausbruch vorkommt; dieß hat man in den Zeitungen der großen Oper vorgehalten, sie hat sich den Vorwurf zu Gemüthe gezogen, und bey den letzten Darstellungen ist ein neuer Vesuv zum Vorschein gekommen, der recht wacker Feuer speiet, und zwar trotz dem Vesuv der Boulevards. Alles dieß zusammengenommen macht denn, daß Scribes Stumme einen Beyfall erhält, wie ihn seit lange keine Oper gefunden hat, mit Ausnahme der beyden letzten Rossinischen, die ihren Beyfall einzig der Musik zu danken hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 101.

Bache. Bach.

Räthsel.

Zwey Kindchen unter einem Dache
Vereinen ihre Lebenskraft;
Woraus durch seinen Tod das eine
Dem andern erst sein Früchtchen schafft.

So klein als kaum ein Gerstenkörnchen
Ist dieses Früchtchen beym Entstehn;
Doch reißt mans oft von seiner Mutter,
Eh sie's noch groß und reif gesehn.

Es ist, während seine Brüder wachsen
Dem zweyten Tode schon geweiht.
Wird ungesinnt eingesammelt,
Und so zerzehrt als Sättigkeit.

Wie andern reif gewordnen Brüder
Verlassen unsre Mutter dreist.
Thun keinem Menschen was zu Leide.
Doch rächen wir's, wenn man uns beißt.

Man kleidet uns in Gold und Silber
Und preßt uns doch zu Oel so gern.
Bey uns ist, wie bey guten Räthseln,
Die Lösung schwer, doch süß der Kern.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Mai 1828.

Des alten Wahns Altäre stürzen um.
Die neue Gluth, die jeden Geist durchlodert,
Sie ist, die neue Formen fodert.

Delavigne.

Die Krönungsgemälde.

Unter dem Namen von Sprichwörtern, Scenen aus der neuesten Zeitgeschichte oder Abendzirkeln sind bekanntlich seit etwa zwey Jahren in Frankreich eine Menge kleiner dramatischer Sittengemälde aus den letzten vierzig Jahren erschienen, und haben eben so sehr durch ihren Bezug auf die Geschichte des Landes und ihre politischen Partheyen, als durch das gefällige Gewand eines witzigen Dialogs, besonders auch durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, deren jeder in einem eigenen abgesonderten Rahmen dargestellt ist, den allgemeinen Beyfall so sehr erhalten, daß nun künftig diese vormals kaum im Versuch bekannte Art von schönwissenschaftlicher Literatur einen neuen wichtigen Zweig der französischen Dichtung ausmacht. Denn der gröste Theil dieser neuen dramatischen Skizzen übt gegenwärtig einen mächtigen Einfluß auf die Bildung des neuen französischen Nationalcharakters; weil nämlich die noch immer streng bestehende, im Grunde ganz unnütze und unmächtige Theater-Censur sich aller Satyre auf die Sitten und Lächerlichkeiten der Partheyen, auch sogar jeder Benennung der Verbrechen der zum Theil noch spukenden Häuptlinge, Intriganten und Betrüger widersetzt, so entschädigt sich das gebildete Publikum vermöge der Unverletzbarkeit des persönlichen Wohnsitzes, und man spielt jetzt in Privathäusern jene neuerfundenen kleinen Dramen oder, wenn man will, Sittenkomödien. Man hat diese Mode um so eifriger angenommen, als sie künftig das Mittel einer geistvollen Unterhaltung auch auf den Landhäusern gewährt, wo der bisherige ewige Wechsel von Lustfahrten, von Ausflügen zu Fuß und zu Pferde und von Tafelfreuden einer wißbegierigen Gesellschaft nicht mehr genügt, die alle Tage an Bildung und Geist gewinnt. In der nur einigermaßen guten Gesellschaft hat man auch bereits angefangen sich des Gesellschaftsspiels zu schämen; es ist nun nach der Erfahrung, daß zwischen demselben und dem Hazardspiel für verdorbene oder auf das Verderben Anderer spekulirende Weiber und Männer kein oder ein geringer Unterschied ist, beynahe allgemein verbannt. Hat man doch sogar bereits in dem so eben vorübergegangenen Winter bemerken wollen, daß die öffentlichen Schauspiele von Paris bey der Beschränkung durch die dramatische Censur sich kaum durch ganz außerordentliche Anstrengungen erhalten konnten, und daß die sonst beliebtesten Schauspielhäuser unbesucht blieben; der Grund davon wird allgemein in der Werthlosigkeit des gröstten Theils der neuen Schauspiele gesucht, als welche für den Geist der Jugend, für die Wißbegierde des Volks und für die Ansprüche der höhern Klassen durchaus keinen Reiz mehr haben. Der Geist der Zeit schämt sich der Demüthigungen, die ihm die Vormundschaft der Regierung auferlegt und wirft den Zwang, den man ihm öffentlich anzuthun sich angemaßt, im freyen, der Behörde unzugänglichen Raum von sich. Schon fühlt sogar die Behörde selber das Unrechtliche und noch mehr das Zeitwidrige der bisherigen Verbote, denn die berühmte Komödie des Beaumarchais, die Hochzeit des Figaro, die

seit vielen Jahren auf dem französischen Nationaltheater nicht gegeben werden durfte, ist wieder freygegeben und am 17. April zum Mal wieder aufgeführt worden.

Indem wir das folgende kleine Stück mittheilen, erinnern wir daran, daß David in den ersten Jahren der Revolution nicht nur als Künstler sich auszeichnete, sondern auch in die überspanntesten Theorien der revolutionären Grundsätze sich verirrte. Man führt zwar von ihm als Jakobiner keine grausame Handlung an, und er hatte das Glück, den Werth der Zeit, welche für den Künstler ein eben so kostbarer Schatz ist als sein Talent, zu kennen und seine geniale Jugendkraft nicht in den Kabalen der damaligen Partheyen zu verschwenden. Aber seine unbändige Einbildungskraft verlor sich in den Idealen, welche er schon während seiner ersten Kunststudien in der alten Geschichte der griechischen und römischen Republiken gefunden hatte; das Riesenhafte der Gestalten, welche der Sturm der Staatsumwälzung nach und nach an seiner empfänglichen Seele vorüberführte, ließ in derselben unauslöschliche Eindrücke zurück. Diese Bilder gaben seinem Geiste jene phantastische Richtung, die sich auch unter dem Kaiserreiche nicht verläugnete, obgleich der allumfassende Menschenbeherrscher Napoleon auch diesen widerspenstigen Genius zu gewinnen und ihm das seiner würdige Fach als Hofmaler der neuen Monarchie, nachdem er der furchtbare Maler der Revolution gewesen war, anzuweisen gewußt hatte. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der jetzige Hofmaler des Königs aus Davids Schule hervorgegangen ist, welche bereits jetzt in der kaum begonnenden dritten Generation wieder zu erlöschen scheint, und man darf sich keine Hoffnung machen, daß aus der jetzigen Künstlernachzucht ein neuer David, Gerard oder Gros aufstehen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Burg Elmenstein.

Von Aloys Schreiber.

(Beschluß.)

Bald vernahm man den Lärm der Trommeln und das Geschrey der tobenden Bauern, welche in das Dorf einrückten. Plötzlich aber verstummte der Tumult, und eine tiefe Stille erfolgte. Als nämlich die Bauern die Häuser leer fanden, und durch einige Bewohner, welche den Knechten des Elmensteiners entgangen waren, von dem, was geschehen, Kunde erhielten, mußten sie leicht die Absichten des Ritters errathen. Nicht lange so kamen auch einige Bauern mit weißen Tüchern in den Händen auf die Kirche zu und gaben durch Winken zu verstehen, daß sie friedliche Unterhandlung pflegen wollten. Der Greis mit den beyden Weibern gingen ihnen entgegen, und nach kurzem Gespräch versprachen die Bauern dem Elmensteiner und seinen Leuten freyen, ungestörten Abzug und Geißel zur Sicherheit bis an das Weichbild der Stadt Hagenau, doch sollte der Ritter Eberhard sein Wort geben, daß die Geißel ruhig und ohne Beschwerde wieder zu den ihrigen kehren dürften. Eberhard war mit der Zusage zufrieden; er forderte freyes Geleite für Luz, der mit den Bauern in ihr Lager abgehen sollte, um zu verhindern, daß die Geißel nicht aus dem heimathlosen Gesindel, sondern unter den Reichen und Angesehenern gewählt würden.

Nach ungefähr einer Stunde kehrte Luz zurück und berichtete: die Bauern hätten Kundschaft erhalten, wie der Churfürst mit fünfzig Fähnlein den Mannheim über den Rhein gegangen sey. Darauf sey Alles in Schrecken und Bestürzung gerathen. Viele Bauern hätten sogleich ihre Flinten, Sensen, Gabeln und Kolben von sich geworfen und Reißaus genommen. Die andern wollten sich zusammenziehen an der Speyer, um vielleicht noch einen günstigen Vergleich zu erhalten. „Jetzt, Herr," setzte Luz hinzu, „können wir ziehen, wohin wir wollen, und bedürfen keiner Geißel." — „Ach, und meine schöne Burg!" seufzte Eberhard. „Doch der Himmel hat ja mich und mein Kind wunderbar erhalten, ich will nicht murren und undankbar seyn."

Eberhard, von Bertha, Heinrich und einigen Knechten begleitet, nahm nun seinen Weg nach Elmenstein, um zu sehen, was von seinem Wohnsitze noch übrig geblieben sey. Als er auf den schwarzen Trümmern stand, ergriffen ihn unnennbare Gefühle. Lange starrte er schweigend die furchtbare Zerstörung an und rief dann, wie aus tiefem Nachsinnen erwachend: „Die Flammen haben nichts verschont als dort die Kapelle, wo die Gebeine meiner Väter ruhen, und da den Thurm, worin ich einst einen Gefangenen verschmachten ließ aus Haß und Rachgier. Elmenstein sollte untergehen, wie der Name meines Geschlechtes untergeht mit mir. Ich verstehe den Willen des Schicksals." Er wendete sich hierauf an Bertha und Heinrich mit den Worten: „Kinder, gebt euch die Hände; in der Kapelle dort sollt ihr getraut werden, und du, Heinrich, führst dann dein Weib auf deine Burg, ich aber will in diesem Thurm wohnen und ihn nicht mehr verlassen. Begrabt mich neben meinen Vätern, aber stellt nie die Burg wieder her; unter den Trümmern nur werde ich ruhig schlafen."

Umsonst waren die Vorstellungen, die Bitten, die Thränen seiner Kinder; Eberhard beharrte auf seinem Entschlusse und zog noch am Vermählungstag Heinrichs und Berthas in den Thurm, wohin ein alter, treuer Diener ihm folgte. Dort verkürzte er sein Leben selbst durch freywillige Büßungen.

Digitized by Google

Die Sports der Engländer.

(Beschluß.)

Die Hunde gehören reichen Privatleuten oder Gesellschaften von Subskribenten; aber Jedermann hat das Recht an der Jagd Theil zu nehmen. In jeder Grafschaft sind mehrere Meuthen, und an dem in den Provinzialblättern ausgeschriebenen Tage und Platze versammeln sich die Piqueurs mit den Hunden, eine Menge von Fußgängern strömt zusammen, um das Thier aufsagen zu sehen, und Hunderte von Reitern kommen von allen Seiten herbey. Ein Theil, der schlecht beritten ist, sieht blos die Jagd aufgehen; die andern auf Racepferden gedenken sich die Ehre streitig zu machen, zuerst beym Verenden zu seyn. Die kühnsten sind roth gekleidet, mit Ausnahme der Geistlichen, deren man unter den Fuchsjägern gar manche sieht; statt des allzu schimmernden Scharlachs tragen sie dunkelgrau; grün ist die Kleidung der Mittelklasse, der Pächter u. dgl. und der Gentlemen, die, minder hitzig als die andern, sich begnügen, der Jagd von weitem zu folgen, was in einem durch Hecken und Graben in zwey bis drey Morgen große Stücke getheilten Lande immer noch Schwierigkeiten genug hat. Ist der Fuchs aufgejagt, so sezt sich der Trupp der Sportsmen in Lauf, er wird aber immer kleiner und jeden Augenblick sieht man einen Reiter anhalten; des einen Pferd ist zu müde, um weiter zu laufen, oder vermag nicht über etwas zu sehen, das ihm in den Weg kommt, der andere stürzt beym Setzen über einen Zaun. Man läßt die Bauern dafür sorgen, die Gestürzten aufzuheben, und ein Bein oder ein Schädel, die zerbrochen wurden, haben noch nie eine Jagd aufgehalten. Die Jäger, denen es gelang durch ihre Gewandheit und die Ausdauer ihrer Pferde über alle Hindernisse zu siegen, langen zeitig genug an, um die Hunde das Thier verbeyzen zu sehen; nun gilt es, sich des Schwanzes zu bemächtigen, den man als ein Siegeszeichen aufbewahrt. Man steckt ihn in seinem Schlosse auf mit einer Inschrift, welche Zeit und Ort der Jagd, die Anzahl der Reiter, die Anzahl derer, die zum Verenden kamen u. s. w. angibt. Die Jäger sitzen sehr kurz in den Bügeln, aber sehr fest, und man sieht sie jeden Augenblick über drey bis vier Fuß hohe Zäune setzen; ihr Muth läßt sich durch nichts schrecken, aber nicht genug bewundern kann man die Pferde, die ganz außerordentliche Kraft zeigen. Nachdem sie zum Sammelplatz vier bis fünf Stunden Wegs im Schritt zurückgelegt haben, jagen sie fünf bis sechs Stunden lang ohne Aufhören, bleiben auf geackertem Feld und morastigen Wiesen beständig im raschen Galopp und setzen jeden Augenblick über Hecken und Zaune. Der Preis dieser Pferde ist sehr hoch, er wechselt aber nach dem Gewicht der Personen, die sie reiten wollen. Ein kleiner, magerer Mann kann sich für hundert Guineen sehr gut beritten machen, während ein dicker, schwerer dreyhundert geben muß; zu Malton sah man Jagdpferde mit tausend Louisdor bezahlen.

Ein solches Pferd kann man nicht wohl öfters brauchen als einmal die Woche, und wer alle Tage jagen will, muß fünf bis sechs haben. Man kann sich nun vorstellen, wie hoch einen Sportsmen sein Stall kommt, um so mehr, da man diese Pferde, die sehr sorgfältig behandelt werden müssen, zu nichts anderem gebrauchen kann; der Trab würde ihnen den Galopp verderben, und ihre an weiches Erdreich gewöhnten Füße könnten Mac Adams harte Wege nicht ertragen. Sommers läßt man sie auf den Wiesen laufen und bringt sie erst einige Zeit vor Eröffnung der Jagden in den Stall.

Bey der Fuchsjagd kommen Wetten blos gelegentlich vor. Aber die Jäger wetten zuweilen auf ein sogenanntes Kirchthurmrennen (Steeple chase), wobey zwey Reiter von einem gegebenen Punkte aus einen andern, ein Paar Stunden entlegenen, zu erreichen suchen, und wobey jeder nach Gutdünken seinen Weg wählt. Bey diesem Wettrennen muß man natürlich wie bey der Fuchsjagd das Land gut kennen, und über alles, was einem in den Weg kommt, wegsetzen können.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Die rechte Mutter ist wie ein Orangenbaum, umgeben von ihren Früchten blüht sie noch selbst.

Ist es nicht verdammt, daß die Menschen zur Bekehrung erst auf ein Unglück warten? Aber auf schnelles, denn langsames hätte die Schullehrer längst zu Heiligen gemacht. Ausgleichend wirkt Unglück zugleich auf Verbesserung und Verschlimmerung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

Von Balletten wurde seit meinem lezten Berichte kein neues gegeben. Octavio Pinelli nimmt fortwährend die Theilnahme des Publikums in Anspruch. Dem. Brugnoli hat sich mit dem Verfasser desselben, Hrn. Samengo, verheirathet. Dem. Pierson ist nach längerer Abwesenheit von der Bühne im vermummten Nessus mit Beyfall wieder aufgetreten.

Das Wiednertheater kam in den Wintermonaten immer mehr in Verfall, und schon fing der alte Lustkästern an über demselben zu walten. Der Komiker Saalz allein zog noch Zuschauer herbey. Der unermüdliche Eifer des Direktors Carl ließ sich aber durch die unglänzigsten Zufälle nicht zum Wanken bringen, und es gelingt ihm gegenwärtig immer mehr, das Theater zu heben. Der Beyfall trifft frölich meistens nur sein glücklich geordnetes und gesinnungsvolles Arrangement, denn die Stücke werden selber in der Regel fabrikmäßig verfertigt, und stehen meistens unter dem Indifferenzpunkte der Kritik.

Digitized by Google

In der „Hohle Sonda.“ einer schlechten Bearbeitung des bekannten Mährchens, versuchte der Director durch ein Dividiren des Theaters die Kasse zu multipliziren, und es gelang. Der Anblick der Höhe nach getheilten Bühne, welche im obern Raume einen Wald, in dem untern eine Räuberhöhle zeigte, gefiel der Sonderbarkeit wegen. Eben so machte das Stück: „vorzüg Jahre aus dem Leben eines Spielers.“ Glück, in welchem Hr. Carl in der Hauptrolle bedeutend gefiel, und seine Vielseitigkeit, den eigentlichen Probierstein eines guten Schauspielers, bewährte. Der Schluß ist zum Vortheil des Stückes dahin geändert, daß der Vater nicht wie im Originale seinen Sohn ermordet, sondern durch die frühere Erkennung desselben daran verhindert wird. Gegenwärtig gefällt in Rücksicht der Ausstattung ein Spectakelstück unter dem Namen: „Ritter Florenund, oder der Gerichtshof der Liebe.“ nach Schillers Handschuh. Carl hat wirklich das Unglaubliche geleistet, besonders was die Anordnung der Schaudecoration des ersten Akts betrift. Florenund befindet sich während eines Sturms auf dem Schiff eines Seeräubers. Er benützt den Augenblick, in welchem die Mannschaft sich entfernt, besteigt das Verdeck und schleudert, indem er sich in die Wellen stürzt, hinter sich eine brennende Fackel in die Pulverkammer, worauf man die einzelnen Theile des zertrümmerten Schiffes auf den Wellen herumtreiben sieht. Von Gastspielern auf dieser Bühne waren wir nur Mad. Birch-Pfeiffer, welche nach vollendetem Gastspiel in der Hofburg in einigen Rollen auftrat. Da sie nicht nur ungemein gefiel, sondern auch meistens wohl bezahlt wurde, so zeigt sich, daß auch dieses Theater am sichersten auf dem einfachen Wege, nur Gutes zu bieten, in den Blüthestand versetzt und darin erhalten werden könnte. Zu ihrem Benefiz gab Mad. Birch-Pfeiffer Müllners „Yngurd.“ Der ehemalige Regisseur des Wiednertheaters, Friedrich Denner, nun Regisseur der Pressburger und Grätzer Bühnen war für Gastrollen verschrieben, hatte aber das Unglück, bald nach seiner Ankunft den Fuß zu brechen, und liegt gegenwärtig gefährlich krank.

Das Josephstädter Theater cultivirt seit einiger Zeit weniger die Pantomime als sie es sonst getban, und hat darin Unrecht, da dieses Spektakel dort heimisch ist. Noch mehr aber muß gerügt werden, daß sie ansänglich die Kunst in Stücke zu schneiden. Es hat sich seit einiger Zeit eine Theilnahme an Quodlibets gezeigt, in welchen einzelne Lieblingsstücke zu einem Ganzen lose zusammengereiht waren. Das Josephstädter Theater hat nun diesen Zusammenhang ganz aufgehoben, und gibt einzelne Scenen ohne allen Zusammenhang, unter dem Titel: „alle Minuten etwas anderes.“ dem bereits ein zweyter Theil, „alle Sekunden etwas anderes“ gefolgt ist. Das Ding hat allerdings sehr viel Possirliches, woran aber mehr die schlechte Wahl der einzelnen Stücke als die Sache selbst Schuld war. Diese Weise nun, wenn sie überhand nähme, wäre die eigentliche, nun die dramatische Kunst mit einem Streich ums Leben zu bringen; der Nachtheil, den sie drinnen müßte, wäre unübersehbar, und weit stärker als der, den die wieder aus der Mode gekommenen Thierstücke gebracht haben. Man spricht darum, daß diese Bühne für eine Zeit geschlossen werden soll, bey der Thätigkeit der Direktion können wir nicht recht daran glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 6. April.

(Fortsetzung.)

Bey Scribes neuem Stücke trägt alles zum Wohlgefallen der Zuschauer und Zuhörer bey, Text, Musik, Decorationen und Tänze, unter denen auch die Tarantola nicht vergessen wird. So ist denn die Oper jetzt mit den andern Theatern in einen Wettstreit gerathen, und sucht es ihnen an Mannigfaltigkeit und interessanten Stücken gleichzuthun und sie an Pracht zu übertreffen; das letztere fällt ihr freylich nicht schwer, so lange sie Unterstützung von der Regierung bekommt, und andere Theater, die Ballete, Konzerte, Bälle u. dergl. geben, zwingt, ihr einen Theil ihrer Einnahme zu verabfolgen. Gegen letztere Anmaßung sträuben sich aber die kleinern Theater seit geraumer Zeit, sie haben von geschickten Advokaten ein Gutachten aufsetzen lassen, das sie in den Druck gegeben haben, und worin unter andern behauptet wird, die von der großen Oper kraft eines Napoleonischen Dekrets geforderte Auflage sey gesetzwidrig, da in Frankreich keine andere Steuer aufgelegt werden könne, als die von den beyden gesetzgebenden Kammern bewilligte. Die Sache wird nun vor Gericht kommen, und da wird es sich denn zeigen, ob das von der Oper verlangte Geld als eine Steuer zu betrachten ist oder nicht. Wahrscheinlich wird der Anwald der Opendirektion erwiedern, dieß sey keine Steuer, sondern nur eine Entschädigung dafür, daß die große Oper zulasse, daß andere Theater ihr Privilegium benutzen, und so gut als sie Ballette, Konzerte und Bälle geben. Um die „Stimme von Portici“ aufführen zu können, braucht die Operndirektion zwar keine Sängerin, sondern nur eine Tänzerin, oder eigentlich eine Mimikerin, und deren hat sie genug in ihrem Solde; allein zu andern Stücken bedürfte sie der neulich nach Brüssel entwichenen Sängerin Cinti; ich habe bereits in einem frühern Schreiben der Unterhandlungen erwähnt, welche mit ihr grosogen worden sind, um den aus dem Käfige entflohenen Vogel wieder zu bekommen. Es heißt, die Intendanz des königl. Hofhalts habe einen Sekretär nach Brüssel gesandt, um einen Vertrag mit der reizenden Fischtöchterin zu Stande zu bringen. Eine Prima Donna kann man aber nur damit kirre machen, daß man ihrsch zahlt; dazu mußte sich denn auch die Operndirektion verstehen. Dem Gerüchte nach hat sie versprechen müssen, der Sängerin einen Gehalt von vierzigtausend Franken zu zahlen, und außerdem 200 Franken für jeden Abend, an welchem sie singen wird; ferner hat sie noch einen jährlichen Urlaub von zwey Monaten bewilligen müssen. Das war ein saurer Apfel für die Oper, allein eine Prima Donna mußte sie doch haben, und da keine andere zu finden und zu hoffen war als die Cinti, so mußte sie wohl den Kontrakt schließen. Die Cinti kam also nach Paris zurück und trat wieder auf. Das Publikum, das ihr wegen ihrer Flucht unhold war, wollte ihr sein Mißvergnügen dadurch zu erkennen geben, daß es bey ihrem Wiedererscheinen nicht ein einziges Merkmal des Beyfalls und der Freude gab, und so oft jemand Beyfall klatschen wollte, Stille gebot. Dieß ist so der Pariser Sitte, wenn sie einem Schauspieler oder einer Schauspielerin nicht gewogen, aber ihm doch auch nicht so feindselig sind, daß sie ihn auszischen möchten. Für die empfindlichen Schauspieler ist diese Kälte und Gleichgültigkeit der Zuschauer eine harte Strafe, die sonders wenn ihre Thränen das rauschenden Beyfall ersetzen sind. Wahrscheinlich hatte sich die Cinti auf solchen Empfang gefaßt gemacht: sie sang aber doch so lieblich, daß sich das Herz der Pariser allmählig erweichte, und sie, die mit dem Entschluß keinen Beyfall zu zollen, ins Schauspielhaus getreten waren, zuletzt doch tüchtig klatschten und allen ihren Groll vergaßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Mai 1828.

Sollte sich in diesen Schwank
Eine kleine Lehre hüllen;
Nun, so duldet denn den Ernst
Um des heitern Scherzes willen.

Beaumarchais.

Die Krönungsgemälde.

(Fortsetzung.)

Erste Scene.

In Davids Werkstätte im Jahr 1804.

Personen: Napoleon. David. Talma. Der Graf Sinecure, Maître de Garderobe. Die Gräfin, seine Gemahlin, Dame d'Atours der Kaiserin. Der Kammerherr.

David. Du siehst es nun, Freund, daß ich nach und nach die Kutte trage; mit demselben Pinsel, der einst den Tod Marats so kraftvoll darstellte, male ich nun das Bild des Papsts.

Talma (lächelnd). „Wie doch so ein kecker Wicht — Von den hohen Göttern spricht.“ (Aus einem franz. Dichter.)

David. Du siehst das Gemälde, es ist ein Zug aus einer großen Geschichte; es wird mit schwerem Gelde bezahlt werden. Wäre es aber nicht für den Kaiser, ich würde es vor deinen Augen in Stücke reißen.

Talma. Du sprichst ja wie ein Künstler in übler Laune. Willst du etwa bescheiden seyn?

David. Nein, das ist man nie, wenn man Genie hat; aber mein Geist hatte einst etwas Größeres entworfen, die Sitzung im Ballhause, den Brutus. Auch der Kaiser war mein Mann; es war meiner würdig ihn zu malen, stolz und ruhig im Gewühl eines Gefechts, in der Rathssitzung, wie er sein Gesetzbuch zur Berathung brachte und seine Hand auf seinem Schwerte ruhte; aber da soll ich all die Gesichter aus der Hofküche und aus der Garderobe hinschmieren. Pfui!

Talma. Je nun, so zeichne als Maler im Aerger, auch dann wird es noch ein Meisterstück.

David. Auch du, bist auch du zum Schmeichler geworden?

Talma. Nur bey meinen Freunden, wenn sie so viel Verdienst haben wie du.

David. Was sagst du zu meinem Papst?

Talma. Er macht Eindruck. Ein Apostelkopf! In seinem Blick ist Salbung und ein Zug von Melancholie, der mir nicht übel gefällt.

David. Bey meiner Ehre, du urtheilst wie ein Maler, mein Freund. Betrachte daneben diese Kardinäle, diesen Nuncius: ihre Köpfe stellen vor, was man will; aber der Kopf des Papsts hat einen republikanischen Zug.

Talma. So lang er noch Bischof von Imola war, dieser gute, ehrliche Chiaramonte, da machte er uns einige gute republikanische Proklamationen; und nun steht er doch auch da unter den Hofleuten; es ist ihm eben gegangen, mein Freund, wie uns.

David (wirft seine Petschaft zur Erde). Ja wohl, bey allen Teufeln! du hast Recht, wir sind tief gefallen. Wenn ich denke an jene seligen Tage der Republik, wo ein ganzes Volk, freyheitstrunken, sich um einen antiken Wagen drängte, auf welchem reizende Göttinnen standen, schön wie die Hoffnung, gekleidet wie die Jungfrauen Grie-

Digitized by Google

chenlands! Wir hatten die Welt verjüngt, wir waren vier-tausend Jahre jünger!

Talma. Und glaubst du denn, wir seyen jetzt so ganz veraltet, so ganz im Nachlaß der Natur? Marengo, Arcole, siehe da den neuen Ruhm! Und haben wir, wir uns dabey zu beklagen über den Kaiser, der gegen uns so gut, so einfach ist? War denn Apelles so vertraut mit Alexandern; Virgil, Horaz, wurden sie von August so gut behandelt?

David (mit Wärme). Du hast Recht; Alexander, August waren nur Zwerge gegen Napoleon!

Talma. August ist der gewandteste Heuchler des Alterthums. Nur meine Ehrfurcht für den Patriarchen Corneille hält mich ab, ihn als einen Jesuiten darzustellen.

David. Die Natur, mein Lieber, die Natur allein ist das Schöne, sie ist Alles!

Talma. Es gehört viel Kunst dazu, natürlich zu seyn, und besonders auf der Schaubühne. Werden wir es erleben, alter Kamerade, daß die alten Traditionen, der Schlendrian ganz weggeräumt seyn werden, und wir wahr seyn können? Als ich das erste Mal wieder in Manlius erschien und Sandalen aus Hanfseilen nebst der römischen Toga angelegt hatte, da fragte mich der Bärenbeisser Vanhove (ein alter dicker Schauspieler vom französischen Theater) ob ich im Hemde vor dem Publikum erscheinen wolle. Der gränzenlose Beyfall, den ich gleich beym Eintritt erntete, belehrte mich bald, daß ich einen mächtigen Schritt vorwärts gethan hatte. Nach und nach kommen wir zum Ziele!

David. Jo da bist du am Ziele, du. Ich sah dich gestern in Heinrich IV. Beynahe hättest du mich gerührt.

Talma. Ei, ei, da hast du dich durch dramatische Kunstkniffe täuschen lassen; ich mache mir eine ganz andere Vorstellung von Heinrich, als die Rolle in dem Stück ihn darstellt. Heinrich IV. war ein guter Gascognerhauptmann, der immer den Wein und Frauen sich umtrieb. Ich habe zu viel Königliches an mir, um Heinrich IV. zu spielen.

David. Das ist wahr. Und ich, ich vergleiche Heinrich IV. mit Marat. Sie waren beyde gute Seelen.

Talma (mit Lachen). Du bist der Einzige in Frankreich, der solche Einfälle haben kann.

David. (voll Rührung). Marat! man hat ihn verkannt, er war der beste Mensch, das beste Herz!

Talma. Du hast die Revolution angeschaut wie ein Kind. Wenn du so herans redest, so sollte man dich für einen Wätherich halten, und doch bist du nur in der Malerey ein Jakobiner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Paar Worte über den Streit der Kunst mit der Sittlichkeit.

Von Ph. Conz.

— jucunda et idonea vitæ.
Hor.

Gebühren der Sittlichkeit Anforderungen an die Kunst, und hat diese ein Recht, jene abzuweisen, oder nur nach Belieben und nicht in allen Fällen von ihr Gebrauch zu machen?

Man sagt: die Kunst ist keine Sittenlehrerin; ihr erstes Geschäft geht nicht sowohl den Verstand und den Willen an, als die Einbildungskraft und die Empfindungen, denen sie gefallen will und gefallen soll. Gefallen will? eine Kunst, die gefallen will, möchte schon verdächtig seyn. Sie soll durch absichtlose Schönheit gefallen, und dieß erreicht sie, indem sie unsere Empfindungen und unsere Phantasie in das freyeste Spiel setzt, indem sie Zustände in mir hervorbringt, die mehr mein Werk als ihr eigenes Werk zu seyn scheinen, und wo sie mich lenkt, mir doch die Hand verbirgt, die mich lenkt. Nun sind unsere Empfindungen von mancherley Art, sie kann dieses also auch auf mancherley Weise erreichen; sie kann die rohen Sinnen kitzeln; sie kann den niedrigen thierischen Gefühlen geradezu schmeicheln; sie kann mit dem Schleyer ihrer Grazie aber auch die ppige Lust einhüllen und ihr mit ihrer blendenden Farbe, ihrem täuschenden Scheine die Miene des Edeln, des Reinschönen geben, endlich kann sie das Göttlichste im Menschen, Schönheit, die mit der Tugend Eines wird, den heiligen Sinn für das, was die Griechen Kalokagathosyne nannten, mit stiller Gewalt aufrufen. Es kann demnach eine niedere, eine niedrigere, eine höhere, eine höchste Kunst gedacht werden. Schönheit ist immer ihr Gegenstand und Gefallen immer ihr Zweck. Welchen Weg sie auch einschlagen mag, so kann sie immer nur die Empfindungen sinnlicher Sittenwesen wohlthuend anregen wollen. Diese können in der Vorstellung wohl getrennt werden, in der Erfahrung bilden sie immer ein wunderbar vermischtes Ganzes, und an dem ganzen Menschen, wie er ist, nicht mehr und nicht weniger, redet die Zeichensprache der Kunst. Ihr Ziel muß ihr auch deßwegen nicht zu hoch und nicht zu niedrig gesteckt werden.

Welche Empfindungen sind sinnlich-vermüftiger Geschöpfe am würdigsten? Diejenigen, deren ich mich vor mir selbst, im Augenblicke ihrer Aufwallung, oder nachher in den Stunden, wo ich mich als reinere, bessere Natur fühle, nicht zu schämen habe. Arbeitet die Kunst bloß auf die niedrigen Triebe hin, so beleidiget sie die Würde der Menschheit in mir und entehrt sich, wie sie mich entehrt. Sie kann allerdings so angenehme, aber nicht wahrhaft schöne Kunst heißen, und um so weniger schöne Kunst heißen, als sie es auf diese niedrige Sinnenbefriedigung,

Digitized by Google

nicht ohne sichtbare Anstrengung, gestissentlich anlegt, als sie darauf hinarbeitet. Manchen poetischen, sittenfreyern Kunstwerken des Alterthums, vorzüglich des griechischen, wohin ich auch viele der den Griechen hauptsächlich nachgebildeten Elegien der Römer rechne, was immer saure Tugendeiferer sich daran ärgern und mit zelotisch-kritischen Händen selbst daran schaben mochten, kann dieser Vorwurf in der That weit weniger gemacht werden, als so vielen Kunst-Frivolitäten der Neuern; unsere deutsche Sprache hat kein genug bezeichnendes Wort für diesen ganz erschöpfenden Ausdruck, der zugleich die, welchen die Anklage hier meistens gilt, hinlänglich verräth. Und warum? Jene entfernten sich auch in ihren niedrigsinnlichen Darstellungen von der Schönheit am wenigsten, weil sie unbefangen-freye, treue Natur schilderten, diese am meisten, da sie, um zu verführen, alle verführerischen Reize der Kunst aufboten, und nicht selten die widerlichsinnlichsten Schminken dazu gebrauchten. Ihre Schilderungen müssen also, bey einer richtigen Schätzung, auf eine niedrigere Stufe der Kunst gestellt werden.

Daß durch diese unwürdige Bequemung nach herrschenden Neigungen, durch diese Anschmeigung an den thierischen Sinn im Menschen, wenn sie auch diesen zu verfeinern strebt, und der Venus Pandemos oft eine Venus Urania unterzuschieben sucht, die Kunst am meisten den Beyfall der Menge lockt, kann ihr weder zur Entschuldigung dienen, noch ihr ein Recht zusichern, daß sie es thun darf. Es kann also wohl nicht geläugnet werden, daß ihr die Sittlichkeit heilig seyn soll, und daß sie nur in dem Grade, in welchem sie mit ihren übrigen Neigungen Einstand und Würde verbindet, wahre und schöner Seelen würdige Kunst genannt werden kann, daß sie also der Sittlichkeit eine Herrschaft über sich einräumen soll. Damit wird sie von ihrem ersten Zwecke so wenig abgeleitet, daß sie ihn nur dadurch am besten erreichen kann, denn wenn sie sich als Buhlerin hingibt, wird sie uns wohl sinnlich vergnügen wollen, aber nie Achtung, nie reine Liebe einflößen. Woher kommt die Gleichgültigkeit, mit der man gegen die schöne Künste so oft und so viel reden hört, woher anders als von dem Vorwurfe, den man ihnen macht, der nicht immer, subjektiv genommen, unrichtig ist, daß sie den Luxus befördern, daß sie dem frevern und frechern Spiele der Neigungen in die Hände arbeiten? Jeder Künstler, dem sein Beruf ein großer, heiliger Beruf ist, muß das Anliegen haben, diese Meynung zu bekämpfen und sich schenen, dieses Pfand der Gottheit zu verletzen, eingedenk der Worte eines großen Künstlers:

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen! Ist der rohe,
Schwere Typhsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket ihr
Gar Silens abscheulich Thier.

Auch werden die Gränzen der Kunst durch diesen Gesichtspunkt nimmermehr beschränkt; sie kann des ganzen Gebietes der menschlichen Empfindungen sich bedienen; aber die würdigste Kunst wird immer die würdigste Wahl treffen; wenn sie zur Abwechslung auch die gemeinere Natur zuweilen zu ihrer Bearbeitung wählt, und, wie viele Denkmale der niederländischen Malerschule, nur Wahrheit auf Kosten der Schönheit zu ihrem Ziele macht, so wird sie doch die Sittlichkeit so wenig als möglich beleidigen; sie wird sich zwar niemals das Ansehen geben oder geben wollen, als ob sie berufen sey das Geschäft der letztern unmittelbar zu führen, aber sie wird es mittelbar, wo nicht immer befördern, doch nie verrathen.

Wollte sie sich jenes anmaßen, wie wirklich manche unserer dramatischen Bußstücke, wie ich sie nennen möchte, nicht undeutlich verfahren, so träte sie aus ihrer Sphäre heraus und verkehrte ihren Zweck und ihren Gegenstand, und nicht selten rächt sich dann auch die Muse der Schönheit am Künstler dadurch, daß sie den einem solchen thörichten Beginnen mit Widerwillen von ihm ihr Angesicht wendet.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Was ist daran gelegen, wenn ein guter Mensch sich für zu groß hält? Bey einem schlechten ist's anders.

O das arme menschliche Leben! Welchen Jammer, welche Hölle, von der du nicht weißt, ob sie zwey Tage, zwey Stunden, zwey Sekunden dauert! Und eine solche Hölle des Zeitlichen, die bey dem nächsten Fußtritt einsinkt, erschreckt den hohen Sterblichen, der in den halben Himmel oder das halbe Universum hinaufsieht, oder in das halbe Jahrhundert, wo jeder Tag einen Maitag bringen kann?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. April.

(Fortsetzung.)

Das Pariser Publikum beträgt sich manchmal wie ein Kind; gewiß hat die Cinti in ihr Fläschchen getacht, daß sie das Sammeln ihrer Zuhörer hat in Beyfallsbezeugungen verwandeln können. Mit den Prima Donnas, oder um italienisch zu reden, mit den Prime Donne, haben die großen Theas

ter viele Mühe zurecht zu kommen. Da hatte vor zwey Jahren die Direktion der italienischen Oper die berühmte Mainville Fodor nach Paris kommen lassen, als schon die Pasta hier war. Das Auftreten der beyden Nebenbuhlerinnen fand aber große Schwierigkeiten. Die Vicomte de la Rochefoucauld, in seiner Eigenschaft als Intendant der französischen und italienischen Oper, schien die Pasta zu begünstigen, und ließ die Mainville Fodor stehen, ohne sich sehr darum zu bekümmern, was man von dem Bruche seiner Versprechungen halten werde, oder vielmehr verließ er sich auf seinen Posten und auf das Recht des Stärkern. In einem Staate, wo der Hof alles vermag, würde die Sache auf diese Art abgemacht worden seyn; nicht so aber kann es in einem Reiche hergehen, das eine freye Verfassung besitzt, und worin jeder sein Recht geltend machen kann. Die Mainville Fodor verklagte also den Hrn. Vicomte gerade zu vor Gericht. Da man noch unter dem drückenden Ministerium Villèle's lebte, so mochte der Prozeß den Hrn. Vicomte wohl eben nicht sehr bekümmern. Auch wußte er durch einen Machtspruch die Klage der beeinträchtigten Schauspielerin bald zu beschwichtigen. Das Villèle'sche Ministerium hatte dazu eine eigene Erfindung gemacht; wenn nämlich Jemand eine Sache vor Gericht brachte, die es nicht gern erörtert sehen mochte, so erhob es eine sogenannte Konflikts-vorstellung, das heißt es behauptete, die Sache gehöre nicht vor den Richterstuhl, sondern müsse von der öffentlichen Verwaltung nach den bestehenden Gesetzen entschieden werden, es frey also ein Konflikt zwischen der Justiz und der Verwaltung vorhanden; folglich müßten die Gerichtsbehörden ihre Untersuchung einstellen, und der Klagende gerieth dann in die Hände der Minister, die ihn nach Willkühr behandelten, wenigstens in sofern es seinen Klagepunkt betraf. Solche Mittel gefielen Villèle und Consorte sehr, und sie ermangelten daher auch nie im Nothfalle dazu ihre Zuflucht zu nehmen. So mußte denn auch die Fodor dem Machtspruche des halben Ministers zu Rochefoucauld unterliegen. Allein das Blatt wendete sich, die Minister wurden verabschiedet. Der Hr. Vicomte blieb zwar an seinem Posten stehen, allein sein Machtspruch war vernichtet; die Sache kam wieder vor Gericht, und nun ward dem Hrn. Vicomte bange, er möchte den Kürzern ziehen; auch mochte er es wohl unter seiner eingebildeten Würde halten, in Person neben der Sängerin vor den Richtern zu erscheinen, um die Rolle eines Beklagten zu spielen. Er, der zuvor mit einem stolzen Machtspruch den gordischen Knoten durchhauen hatte, ließ nun ziemlich demüthig einen gütlichen Vergleich vorschlagen, und erbot sich, der Sängerin eine Summe von vierzigtausend Franken auszuzahlen, wogegen sie dann von allen andern Forderungen abstehen sollte. Die Fodor nahm diesen Vorschlag an, und wahrscheinlich hat sie das Geld sogleich bekommen, da sie seitdem in den Zeitungen hat ankündigen lassen, sie werde vor ihrer Abreise von Paris eine öffentliche Vorsteigerung ihrer Effekten anstellen lassen, worunter sich eine schöne Sammlung etruskischer Vasen befunden soll. Also durch die ungeschickte Leitung des Intendanten ist Paris des Vergnügens beraubt worden, die Sängerin während ihres langen Aufenthalts in Paris zu hören, und dem königl. Hofstalle hat er eine Summe von vierzigtausend Franken verschwendet.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

Das Leopoldstädter Theater steht nunmehr seit einem Monate unter der Direktion des Schauspielers und Theaterdichters Ferdinand Raimund, der als Direktor von dem Eigenthümer, Steinkeller, bezahlt ist. Von seinem Kunsteifer kann nur Gutes erwartet werden. Es sind einige große Verminderungen durch Umstände nothwendig geworden, welche aber nicht dem Direktor zur Last fallen, und auch nicht so bedeutend sind, als man hin und wieder sie ausgegeben hat. Es ist noch die Frage, ob Bäuerle seine Anstellung als Theaterdichter behalten wird. Verliert er sie, so kann es nur zum Nachtheil des Theaters geschehen, da er der brauchbarste und beliebteste unserer Volksdichter ist. Raimunds neues Stück, „die gefesselte Phantasie,“ gefiel sehr, gehört aber nicht auf ein Volkstheater. Die bedeutende poetische Anlage des Verfassers ist darin nicht zu verkennen. Mehr dem Geiste des Volkstheaters gerecht, obschon von viel geringerem Werthe, ist das neue Stück der Lokalschauspielerin Krones „Eifrige.“ Die Theilnahme, welche es fand, mag ausgezeichnet. Dieses Theater wird sich so lange erhalten, als es seinem Charakter treu bleibt. Volksbühne zu seyn, wenn es davon abgeht, ist es verloren. Die Direktion hat gegenwärtig vortheilhafte Veränderungen und Verschönerungen des Schauspielpersonals vornehmen lassen.

Von Konzertisten war der größte Violoncellist, Bernhard Romberg in unserm Mauern, der einige Konzerte im landschaftlichen Saale gab, und hernach mehrmal im Kärnthnerthortheater sich hören ließ. Der Beyfall, den er fand, konnte nur von dem übertroffen werden, den der gegenwärtig anwesende größte Meister auf der Violine, Paganini findet. Dieser gab bereits zwey Konzerte im großen Redoutensaale, wovon das erste gedruckt voll war. Beym zweyten, welches um 12½ Uhr begann, war schon um 11 Uhr kein Platz zu bekommen, ungeachtet die Preise zu fünf und zehn Gulden W.W. bestimmt waren. Beyfall und Kunstleistung waren außerordentlich. Ersterer war so stürmisch, daß der Künstler sich oft genöthigt sah, mitten im Spiele innzuhalten. Der Charakter seines Spiels ist der einer sauberovollendeten, alles überwältigenden Schwermuth. Die höchsten Schwierigkeiten überwindet Paganini mit einer unmuthsvollen Leichtigkeit. Das zweyte Konzert, welches auch der Hof mit seiner Gegenwart beehrte, trug dem Künstler über 6000 fl. Conv. Münze ein. Leider befindet sich Paganini in einem so schlechten Gesundheitszustande, daß man allgemein sehr für ihn besorgt ist.

Von literarischen Erscheinungen unserer Zeit nenne ich Ihnen diesmal ein Bändchen des Sollinger herausgekommener Gedichte von Gustav Ritter von Frapt. Es enthält theils lyrische Gedichte, theils Uebersetzungen nach Voss und Lamartine. Die Gedichte zeichnen sich vor denen der Mehrzahl der hier lebenden jungen Schriftsteller durch Einfachheit und Natur, und durch große Sorgfalt im technische Vollkommenheit auf das Vortheilhafteste aus. Castelli läßt seine Volkslieder auf eigene Kosten bey Sollinger erscheinen. Nach dem, was Bekannten davon bekannt ist, läßt sich Vorzügliches erwarten. Die Sammlung wird sich durch ihre charakteristische Gestaltung aus der Masse der sonstigen poetischen Erscheinungen erheben. Witz und Laune, Hauptzüge des österreichischen Charakters, sind nicht gespart. Die Gemüthlichkeit, welche begeistert ist, erinnert zuweilen an Hebel. Das Werk ist die Frucht eines vierjährigen Sammelns. Seine kaiserl. Hoheit der Erzherzog Johann haben die Zueignung angenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Mai 1828.

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert; wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt!

Klopstock.

Frühlingsanfang.

Du kommst in Stürmen,
O Lenz, gestiegen,
Die Lüfte wogen,
Die Wälder, die See'n
Bäumen sich deinen kräftigen Weh'n!
Von weitem schon
Erregt dein Weben
Das todte Leben,
Sich zu erheben
Aus alten Banden,
Emporzustreben
In neuen Gewanden
Entgegen deinem Maienstrahlenschein!
Sollt' ich allein
Dein Weh'n nicht spüren?
Soll sich nicht rühren
In meinem Busen Beseeligung?
So stille sitz' ich
In meiner Zelle?
So leise Welle
Schlägst du, mein Herz, und wirst im Lenz nicht jung?
Auf, Frühlingsstürme,
Auf, weiter, weiter
Mit Flügelschwanken
Meiner Seele Gedanken
Zu einem flatternden, herrlichen Zelt,
Auf daß darinnen,
Wenn die Feste beginnen,
Der Lenz sein Königslager hält!

A. Schöll.

Ueber das Abfallen der Blätter. *)

Wir sind gewohnt jedes Jahr, wann die Sonne von unsern Breiten Abschied genommen hat und ehe die Natur in ihren winterlichen Schlummer fällt, den größten Theil unserer Bäume und Sträucher ihren Blätterschmuck abwerfen zu sehen, und der Sprachgebrauch nennt immergrün diejenigen Gewächse, welche diese Naturkrise, die im gemeinen Leben für die Ursache des Blätterfalls gilt, überleben und gleichsam, der allgemeinen Erstarrung trotzend, für uns Pfänder der Wiederkehr der sommerlichen Sonne sind. Allein man verwechselt den Tod des Blattes mit dem Abfallen desselben; es ist dieß durchaus nicht Ein Begriff, beyde sind zwar unter bestimmten Breiten, aber nicht im Allgemeinen an den Jahreswechsel gebunden und es beruht lediglich auf dem anatomischen Bau eines Gewächses, ob seine Blätter abfallen oder nicht. Es wird nicht uninteressant seyn, auf diesen anatomischen Grund des Blätterfalls aufmerksam zu machen, und wir bedienen uns dazu der Worte eines der größten Naturforscher, Decandolles.

Das Wachsen der Blätter, sowohl in die Länge als in die Breite, erreicht seine Gränze im Allgemeinen ziemlich schnell; alsdann übt das Blatt eine Zeit lang seine Verrichtungen aus und ist in der Fülle seines Lebens; al-

*) Aus Decandolle's Organographie der Gewächse, aus dem Französischen von Dr. Meisner, zwey Theile, welches Werk so eben im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist.

Digitized by Google

lein indem es vollkommen reines, dem destillirten gleiches Wasser ausdünstet und in seinem Gewebe die erdigen Theile, die der Ernährungssaft dahin geführt hat, zurückbehält, verhärten sich allmählig die Gefäße und verstopfen sich die Ausdünstungs-Oeffnungen. Dieser Zeitpunkt tritt im Allgemeinen um so schneller ein, je thätiger die Ausdünstung ist; daher sieht man die Blätter der krautartigen Pflanzen oder der Bäume, welche stark ausdünsten, vor dem Ende des Jahres, in welchem sie entstanden sind, abfallen, da hingegen die der Fettpflanzen, oder die harten und lederartigen Blätter mancher Bäume, welche, die einen wie die andern, wenig ausdünsten, oft mehrere Jahre hindurch ausdauern. Man kann also im Allgemeinen sagen, daß die Lebensdauer der Blätter mit der Lebhaftigkeit ihrer Ausdünstung in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Wenn diese Zeit eingetreten ist, vertrocknet das Blatt nach und nach und stirbt endlich ab; man muß aber den Tod des Blattes mit seinem Abfallen nicht verwechseln, diese beyden Erscheinungen sind, obgleich häufig miteinander verbunden, dennoch völlig verschieden. Alle Blätter sterben zu einer bestimmten Zeit ab, allein einige werden allmählig durch die äußern Eingriffe zerstört, ohne abzufallen; andere hingegen fallen ab, indem sie sich an ihrer Basis vom Stengel lostrennen, und zwar fallen sie, entweder als schon abgestorbene, oder als absterbende, oder blos als kranke auf einmal ab.

Früher hatte man zu beweisen gesucht, daß, wenn das Blatt abgestorben sey, der lebende Theil des Baumes dasselbe abzustoßen strebe, gleichwie bey den Thieren die lebenden Theile die todten abstoßen, was man z. B. beym Brand sieht; allein diese Erklärung, so scharfsinnig sie auch ist, geht zu weit, da es eine Menge Blätter gibt, welche absterben, ohne sich von dem sie tragenden Stengel zu trennen.

Sénebier hatte zuerst angefangen, das Absterben vom Abfallen zu unterscheiden, und schrieb letzteres dem Wachsen der Knospe des folgenden Jahres zu, welche sich, vom Sommer an, in der Blattachsel zu entwickeln beginnt. Ich will nicht läugnen, daß das Zunehmen dieser Knospe das Abfallen der Blätter erleichtern könne, allein die wesentliche Ursache davon kann es nicht seyn, denn einmal gibt es Blätter, welche in ihrer Achsel keine Knospe besitzen, und die doch wie die andern abfallen; ferner gibt es andere Organe, die an ihrer Basis keine Knospe haben, und doch auf eine den Blättern so ähnliche Weise abfallen, daß man unmöglich glauben kann, daß so gleichartige Erscheinungen durch gänzlich verschiedene Ursachen bewirkt werden. *Duhamel* ist der Ursache der Erscheinung näher gekommen, indem er das Abfallen der Blätter mit der den französischen Landwirthen unter dem Namen Champure (Brand) bekannten Krankheit des Weinstocks verglich. Letztere Krankheit besteht darin, daß die obern Gelenktheile, wenn sie von frühzeitigem Frost oder vielleicht auch nur von kalter und feuchter Witterung getroffen werden, sich in den Gelenken lostrennen. Dieser Erscheinung gleicht das Abfallen der Blätter in so weit, als es eine wahre Auslenkung oder Desartikulation ist; es unterscheidet sich aber davon dadurch, daß diese Auslenkung eine beständige, regelmäßige Erscheinung ist, welche, unabhängig von den äußern Umständen, ungefähr zu ihrer bestimmten Zeit eintritt. *Vaucher* aber hat zuerst die Meynung aufgestellt, daß diejenigen Blätter, welche mit dem Stengel unmittelbar zusammenhängen, absterben ohne abzufallen, daß hingegen die, welche mit dem Stengel mittelst eines *Gelenkes* verbunden sind, nothwendigerweise zu einer bestimmten Zeit ihres Daseyns abfallen. Es ist also das Abfallen der Blätter, so wie das der Früchte, zum voraus bestimmt und eine nothwendige Folge des Daseyns eines Gelenkes. Mit Wahrheit darf man nur sagen, daß das Abfallen durch verschiedene Ursachen erleichtert wird, wie z. B. durch das Größerwerden der Knospe in der Achsel des Blattstiels, das Aufdören oder die Abnahme des Wachsthums, wodurch der Blattstiel ausgetrocknet und verdreht wird, die Einwirkung schädlicher atmosphärischer Einflüsse, welche, wie der Frost, die kalte Feuchtigkeit und besonders der Reif, das Wachsthum vermindern, die Wirkung mechanischer Stöße, die wie der Wind, der Hagel oder der Regen die Basis der Blätter erschüttern. Alle diese verschiedenen Ursachen erklären die kleinen Verschiedenheiten, die leichten Anomalien, welche die Baumblätter zur Zeit ihres Abfallens zeigen; die *wirkliche* Ursache dieses Abfallens aber ist immer das Daseyn eines Gelenkes.

Im allgemeinen Sprachgebrauch nennt man hinfällige Blätter diejenigen, welche vor Ablauf ihres ersten Lebensjahres abfallen, und *ausdauernde* die, welche über diese Zeit hinaus fortdauern; insbesondere werden *immergrüne* Bäume diejenigen genannt, deren Blätter ausdauern. Es muß aber bemerkt werden, daß diese vom äußern Ansehen hergenommenen Redensarten keineswegs richtig sind; der botanischen Analogie zufolge müßte man alle jemals abzufallen bestimmten Blätter *abfallende* heißen, und unter diesen könnte man unterscheiden: 1) die, welche im ersten Jahre abfallen, oder die einjährigen; 2) die, welche im zweyten Jahre, nach der Entwicklung neuer Blätter, abfallen, oder die *zweyjährigen*; dieß bemerkt man an der Steineiche (*chêne yeuse*), welche in dieser Hinsicht das Ansehen der immergrünen Bäume hat, indem sie die alten Blätter erst nach dem Ausbrechen der jungen verliert, deren Blätter aber in der That nur wenige Monate länger als die der gemeinen Eiche (*chêne rouvre*) dauern, bey welcher sie im Herbst absterben und oft erst später abfallen. 3) Es gibt *abfallende* Blätter, welche, wie die der Fichten oder Tannen, zwey, drey oder selbst eine größere Anzahl Jahre dauern, die man aber nicht mit den aus-

Digitized by Google

dauernden Blättern verwechseln darf, obgleich die einen wie die andern den ausdauernden Blätterschmuck der immergrünen Bäume oder Sträucher ausmachen.

Die Krönungsgemälde.

(Fortsetzung.)

Der Kammerherr (tritt auf). Treten Sie herein, nur herein, Frau Gräfin.

Gräfin. Wir treffen Herrn David zu Hause. Was wir Glück haben!

David. Ein Künstler ist immer zu Hause, Madame.

Graf. Auch Talma? Das ist ja hier das Heiligthum der Künste.

Gräfin. Je nun, wo ist denn das große Gemälde? Ha, ha! Aber es ist ungeheuer groß. Wohin sollen wir eine solche Maschine stellen?

David. An den schönsten Platz, den der Kaiser auffinden wird, und ihm darf ich das überlassen.

Graf. Es ist prächtig, David. Seine Majestät werden entzückt, bezaubert seyn.

Kammerherr. Sehr hübsch, sehr artig. Aber wie? Je nun, wo werde denn ich angebracht, ich?

David. Sie, Herr Kammerherr?

Kammerherr. Allerdings, ich bin ja beständig um den Kaiser.

Gräfin. Und ich als Dame d'Atours Ihrer Majestät der Kaiserin, unumgänglich nothwendig muß ich darauf stehen, ganz nahe bey ihr.

David. Es thut mir ganz unendlich leid, daß ich Ihnen nicht dienen kann, aber was Sie da von mir fordern, ist unmöglich.

Gräfin. Unmöglich? Sie beleidigen mich!

Graf. Ach! Herr David spricht nur im Scherze.

David. Glauben Sie mir, mein theurer Herr, mit Hofleuten scherze ich nicht; aber es ist kein Platz für Sie auf meinem Gemälde. Kaum werden die Prinzen vom Geblüte und die Großwürden hineinkommen. Da ist Cambacères, einer meiner alten Freunde, kaum habe ich eine kleine Ecke für ihn.

Kammerherr. Hören Sie mich an, Herr David, Sie müssen sich die Mühe geben. Der Kaiser würde darüber sehr unzufrieden werden.

David. Mein guter Herr, ich wollte herzlich gerne. Aber Sie sehen selber, mein Gemälde ist überfüllt, meine Gruppen sind fertig, sie würden einen Theil ihrer Anmuth verlieren, wenn ich Sie hineinbrächte.

Gräfin. Können Sie denn unsere Familie nicht in eine kleine Gruppe stellen? So etwas dürfen Sie dem Herrn Grafen von Sinecure nicht abschlagen. Auch fordert es die Etikette.

David. O, meine schöne Frau, die Künste kennen keine Etikette. Gewiß, die Etikette geht mich nichts an; ich habe den Kaiser bey mir gesehen und er war in Pantoffeln.

Gräfin. Ich bitte Sie, Herr Talma, sprechen Sie ein Wort für uns, wenn doch die Wünsche des Kaisers selber ihnen nichts gelten; erbitten Sie von ihrem Freunde ein kleines Plätzchen in seinem Gemälde.

Talma. So höre doch, guter Kamerade, du arbeitest für den Hof, werde doch etwas geschmeidig, und hilf dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin zu einiger Berühmtheit.

Kammerherr. Und mir auch, ich bitte Sie darum.

Graf. Herr David, es muß seyn. Bey meiner Stelle muß ich gewisse Vorrechte haben.

Kammerherr. Wir sitzen Ihnen, so lange Sie wollen.

Gräfin. Ich werde ein Sammtkleid von Nacaratfarbe anlegen. Gewiß, mein Anzug wird Ihnen gefallen.

David. (Bey Seite voll Aerger.) Kann man das Genie so mit Forderungen niederdrängen!

Talma. Wie? Du klagst darüber, David? wenn man Schauspiele macht wie du, will jedermann Rollen darin haben.

Graf. Ein so großer Maler wie Herr David!

David. Großer Maler! Zum Guckuck! Das ist was Rechtes! Solche Begriffe hat man von mir! Ich bin kein Maler. Ich war zu etwas Anderem geboren als zum Schmieren. In der konstituirenden Versammlung, im Senat, dort hätte ich glänzen sollen. Mir gehörte der Platz, den Cambacères einnahm. (als Großzanzler des Kaiserreichs.)

Talma. (Bey Seite). Das sieht ihm ganz gleich.

David, (ungeduldig). Wo zum Teufel soll ich Sie anbringen, Frau Gräfin? ich habe keinen Raum als in meinen Zuschauerlogen.

Gräfin. Am Ende ist das doch besser als gar nicht. Nur verstecken Sie mich nicht hinter eine Corniche.

David. Um Gottes willen, man wird Sie noch immer nur allzusehr bemerken. Setzen Sie sich hier. (Er läßt sie in einen Lehnsessel sitzen.) Legen Sie die Hände zusammen; so!

Kammerherr. Ich, Herr David, als Kammerherr!

Graf. Ich, Herr David, als Oberoffizier!

David. O! Sie, meine Herrn, ich kann Sie nur in der Kirche unterbringen.

Graf. Gerade das ist es ja, was wir wünschen.

David. Meine militärischen Gruppen sind geschlossen. Das höchste was ich für Sie thun kann ist, daß ich den Herrn Grafen als Diakonus, und Sie, Herr Kammerherr, da Sie jünger sind, als Chorknabe, vorstelle.

Gräfin. Meinen Gemahl als Diakon? das ist höchst unanständig.

Kammerherr. Ich als Chorknabe! das leide ich nicht,

Digitized by Google

David. Ganz nach Ihrem Belieben. Aber es ist das einzige Mittel, was ich noch habe, um Ihre Köpfe anzubringen.

Graf. Als Diakonus! Machen Sie mich wenigstens als Kardinal.

David. Der Kardinalshabe ich mehr als mir lieb ist.

Kammerherr. Lieber wäre ich für meinen Theil als Sakristan.

David. Das hängt nicht von mir ab. Entscheiden Sie.

Talma. Sie sehen, Madame, daß ich hier nichts ausrichten konnte als dieß. Wenn ich Ihnen rathen darf, mein Herr, so thun Sie wohl daran, wenn Sie sogleich sitzen. Morgen ist vielleicht kein Platz mehr weder für Chorknaben noch für Diakone.

Graf. Wenn es nicht anders sein kann.....

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. April.

(Beschluß.)

Ein untergeordneter Beamte würde wegen eines solchen Vergehens zur Rechenschaft gezogen worden und abgesetzt oder zur Erstattung der Gelder summe verurtheilt worden seyn; allein ein Hofmann kann sich manchmal dergleichen Schmitzer ungestraft erlauben. Indessen mag der Hr. Vicomte doch einsehen haben, daß er zur Leitung einer italienischen Oper nicht taugt; er hat daher dieselbe aufgegeben und es dahin gebracht, daß dieses Theater nunmehr einem Privatdirektor, Laurent, übergeben worden ist, der zugleich auch das englische Schauspiel mit diesem Theater verbindet, so daß künftighin wechselsweise englisch und italienisch auf seiner Bühne wird gespielt werden. Den ganzen Winter hindurch war die italienische Oper von der größten Welt sehr besucht. Dem. Sontag und Signora Pesaroni stimmten vortrefflich zusammen; fast keine andere als Rossinische Opern wurden gegeben; eine war führte man den „Don Juan“ auf, allein mit wenig Erfolg. Ein Journal weiß daraus die Folgerung ziehen, daß Dem. Sontag keine große Sängerin sey, indem sie in einer Mozartschen Oper, einem wahren Prodierstein des musikalischen Talents, keinen Beifall eingeerndtet habe; ich glaube aber die Stadt tag noch mehr am Publikum als an der Sängerin. Der Rossinische Styl ist dergestalt zum herrschenden Geschmack geworden, daß dem großen Publikum, wovon Nichtkenner die Mehrzahl ausmachen, der Mozartsche Styl dagegen matt und fast schleppend vorkommt; und ihnen nicht mehr behagt; dazu kam denn auch freylich, daß „Don Juan“ gar nicht mit der Vollkommenheit dargestellt wurde, die man zu erwarten berechtigt war. Wahrscheinlich hat aber auch Dem. Sontag die Rossinische Musik mehr studirt und eingeübt als die Mozartsche. In dem Rossinischen Gesange hat sie wirklich eine Meisterschaft erreicht, die Rossini selbst in Entzücken setzt. Aus diesen stimmen doch zieht alle Aktrice der hiesigen Journale in ihr Lob ein; sie hat einen prächtigen Triller in dem Nouveau Journal de Paris, das ihr beständig verweist, sie verderbe durch übertriebene Cantabilestellen und kokette Manieren den Gesang und die Rollen. Auch in einigen kleinern Blättern wird die heiße Deutsche nicht immer gestimmt; so bemerkte neulich der Courrier des Théâtres: Dem. Sontag sey unpäßlich wegen allzugroßer Ermüdung; dem Publikum werde es bald so ergehen wie ihr: le public se fatiguera. Dafür wird jedoch jetzt Rath geschafft, denn Dem. Sontag benutzt den von ihr verbehaltenen Urlaub, um zwey Monate auf der Lüttcher italienischen Bühne zu singen, und die Pariser werden unterdessen eine andere große Sängerin, Mad. Malibran zu hören bekommen, deren Vater, Garcia, ein Spanier, lange auf der Pariser Bühne gesungen und auch einige Opern gesetzt hat. Für die Zufriedenheit der Dilettanti ist also einstweilen wohl gesorgt. Was bey den andern Theatern Neues vorgefallen, soll im nächsten Schreiben erwähnt werden. Dg.

Wien, im April.

(Beschluß.)

Unser sonstiges Wirken und Treiben ist noch immer sehr lebhaft. Besonders viel geschieht für die Verschönerung der Stadt. Der Schutz, welchen letzthin ein Schauspieler in einem Vorstadttheater verbrachte: „während man ein Glas Wein in einem Gasthause leert, wird auf der Straße ein Haus fertig,“ ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Es geschah vor einigen Monaten dem, mit der Lokalität Wiens hinlänglich vertrauten Referenten, daß er auf einem Spaziergange sich nicht zurecht finden konnte, denn dort, wo vor sechs Monaten noch Brachfeld war, stieg eine Häuserreihe empor. Der merkwürdigste Bau in der Stadt ist gegenwärtig der der Universitätsbibliothek. Da er auf demselben Platz, wo das alte Gebäude stand, gestellt, bleibt die Bibliothek längere Zeit geschlossen. Das Lokal wird um mehr als die Hälfte vergrößert. Hinter dem Belvedere wird in der Nähe des, um das Jahrhundert verpflanzten botanischen Gartens, der gegenwärtig einer der größten in Europa ist, eine herrliche Kapelle gebaut, welche mit dem bekannten kostbaren Mosaikgemälde der Cena, nach Leonardo da Vinci, geschmückt wird. An der Donau beginnt eine Gesellschaft von Aktionären den Bau einer zweyten Kettenbrücke, ein Unternehmen, welches, da die Passage am sogenannten Schanzel sehr lebhaft ist, einträglich werden dürfte. Auch die Straßenbeleuchtung hat sich in den letzten Monaten bedeutend verbessert. Wo vordem ein schwaches Lampenlicht nur spärlich die Straßen beleuchtete, strömt gegenwärtig eine Feuermasse aus neuen, geschmackvollen, mit glänzenden Reverberen versehenen, an den Häusern angebrachten Lampen, und erhellt die Nacht zum Tage.

Einige Wochen nach Ostern beginnt die Kunstausstellung der Gemälde auf der Akademie, deren ich in meinem nächsten Berichte umständlicher gedenken werde. Man erwartet Vorzügliches, obschon einige der bedeutendsten Maler sich für dießmal zurückgezogen haben.

In der Charwoche, welche nur in Rom mit größerer Feyerlichkeit als bey uns begangen wird, war ungeachtet die halbe Bevölkerung Wiens auf den Straßen zu erblicken; des unfreundlichsten Wetters, einer empfindlichen, durch starken Schnee erzeugten Kälte ungeachtet, wurden die Stadt- und Vorstadtkirchen zahlreich besucht. In manchen Kirchen werden am Charfreitage erbauende, der Feyer des Tages angemessene Tonwerke zur Darstellung gebracht. Dieses Jahr hörten wir zum Beyspiel bey St. Anna Haydens „sieben Worte,“ und in der, nach Art der Peterskirche erbauten prächtigen Karlskirche, zur Abendzeit das „Stabat Mater,“ von Pergolese.

Ein Schneekäufer, der vor einigen Tagen im Prater, mit Heim, Kürass und schweren Stiefeln angethan, eine Strecke von mehr als einer deutschen Meile in 59 Minuten zurückgelegen versprach, hat sein Versprechen erfüllt, zugleich aber sein Unternehmen mit dem Tode gebüßt. Er starb am Tage nach vollbrachtem Laufe. —st—

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Mai 1828.

Scheltet mir nicht die Pfaffen! sie kennen des Menschen Bedürfniß.

Goethe.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Einsegnung der Pferde (la benedizione de' cavalli.)

Mit einer Abbildung *).

Daß den Menschen in Rom jährlich viermal vom Balkon der Peterskirche herab vom Papste der Segen ertheilt wird, weiß die ganze Welt, daß hier aber auch die Pferde und Esel gesegnet werden, ist weniger bekannt. Sonderbar genug dauert dieser Pferdesegen acht Tage lang, während der Segen, welchen der Papst über die Menschen spricht, mit einem einzigen Male abgethan wird. Wer von letztern versäumt, sich der Wohlthat desselben in der dazu angesetzten Stunde theilhaftig zu machen, muß warten bis zum nächsten Male, dahingegen den Pferden zur Empfängniß desselben eine ganze Woche zugestanden wird. Die Zeit tritt mit dem Feste des heil. Antonius, der Abt zubenannt, (am 17. Jan.) ein und dauert während der sogenannten acht Tage (ottavario) desselben. Dieser Antonius, vom Volke der Feuerantonius (Antonio del fuoco) genannt, der nicht mit dem heil. Antonius von Padua verwechselt werden muß, gilt in der katholischen Kirche besonders viel als Fürsprecher zur Befreyung von mancherley Krankheiten, unter welchen ehemals das sogenannte Feuer, nach ihm das Antoniusfeuer genannt, obenan stand. Dieses fürchterliche Uebel, welches besonders im Mittelalter wüthete, verzehrte die Glieder, als wären sie vom Feuer verbrannt und zog in kurzer Zeit den schmerzhaftesten Tod nach sich. Es scheint, daß ehemals auch die Pferde von dieser Krankheit befallen wurden, weil ihnen noch heut zu Tage der Segen des heil. Feuerantonius ertheilt wird. Die Ceremonie findet vor einer Nebenthüre der Kirche des genannten Heiligen auf dem Santamariamaggioreplatze statt. Vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne steht hier ein Priester, welcher mit Hülfe zweyer Kirchendiener auf die ihm vorgeführten Pferde und Esel mit dem Sprengbüschel Weihwasser sprützt und dazu den Segen spricht. Da dieser Kirchengebrauch zu einer Art von Volksfest geworden ist, so wird eine nähere Beschreibung desselben nicht ohne Interesse seyn.

Wie natürlich fällt, weil das Fest eine ganze Woche dauert, ein Tag desselben auf einen Sonntag. Dieser wird als der vorzüglichste betrachtet und besonders glänzend begangen. Den Besitzern von Luxuspferden ist es freylich einerley, an welchem Tage sie die übrigen zum Se-

*) Der obige Aufsatz brachte uns in das Gedächtniß, daß dem Morgenblatt in einem seiner frühesten Jahrgänge ein Kupfer, das Fest des heil. Antonius Eremita vorstellend, beygelegt war. Um wenigstens die Lokalität, den Platz von Santa Maria Maggiore, mit der von dem alten Friedenstempel genommenen, vor dieser Basilika errichteten Säule, zu versinnlichen, nehmen wir keinen Anstand diesen Umriß noch einmal beyzulegen, um so weniger, da seit der ersten Mittheilung desselben mehr als eine halbe Generation dahingegangen ist und der damalige Aufsatz diese Kupfererklärung war.

D. Red.

Digitized by Google

gen führen; aber für die Arbeitspferde ist ausschließlich der Sonntag bestimmt. Schon mit Anbruch des Tages beginnt es in den Straßen des Bergequartiers (Rione de' Monti) lebhaft zu werden. Mit dem frühesten Morgen versammeln sich auf dem Platze vor Santa Maria Maggiore (einem der größten, aber auch wüstesten Roms) Verkäufer aller Arten von Eß- und Trinkwaaren und fangen an dieselben auszuschreyen. Unter ihnen zeichnen sich die Fabrikanten der sogenannten Zuccherini (Gerstenzucker) aus, welche um diese Jahreszeit, gewöhnlich reich an Husten und Schnupfen, häufig gegessen werden. Der Geschmack des Volks wird von dieser Leckerey und von dem Zusehen bey ihrer Bereitung gleich befriedigt. Man denke sich einen großen, vierschrötigen Kerl, welcher mit hoch aufgeschürzten Hemdermeln die rohe Masse des genannten Zuckers, nachdem demselben vom hinzugefügten Eyweiße eine fast unzerstörbare Zähigkeit gegeben worden ist, um und zwischen den Armen durchschlingt, sie in unendliche Stricke zieht und streift, über einen Hacken schlägt und abermals dehnt, dann mit Rosenwasser besprengt und endlich in den neben ihm stehenden Tiegel mit kochendem Honig wirft. Diese Handgriffe, mit ächtem Charlatanismus ausgeführt, setzen die Zuschauer in ein erwartungsvolles Entzücken, so daß sie mit den Fingern in die Honigpfanne fahren würden, schlüge ihnen nicht der Verkäufer noch zu rechter Zeit mit dem Kührlöffel darauf. Neben diesem machen sich die Bambocciari (Puppenhändler) am meisten bemerkbar. Hier zeigt sich der kindliche Charakter der Römer im auffallendsten Lichte; Alt und Jung von allen Ständen läßt den Arlekin auf der Faust tanzen, zieht dem Gliedermann Arme und Beine krumm und wieder gerade, läßt die Schnarre erschallen, präsentirt das Gewehr und schlägt die Trommel dazu. Alles ist hier Kind, die Kinder ausgenommen, welche dastehen und in ernstes Nachdenken über den Spaß der Eltern versunken sind. Man erinnere sich übrigens, daß dieses Fest in die Karnevalszeit fällt.

Nun zu den Hauptpersonen, den Pferden. Den Reihen beginnen die Arbeitspferde, welche, wie an den andern Tagen, so auch heute am frühesten auf die Beine gebracht werden; und säße ihnen der Stand auch nicht durch die Rippen, an ihrer Stirne würde man lesen können, welchem Herrn sie angehören. Jeder dieser Gäule trägt nämlich irgend einen Schmuck auf dem Kopfe, welcher durch seinen Werth den Vermögensstand des Besitzers bezeichnet. Der Kothwagenführer hat am Tage vorher den besten Lumpen aus dem Straßenkehricht ausgesucht, ihn denn nächsten Brunnen so rein gewaschen, als es sich ohne Seife thun läßt, und seiner Mähre vor den Kopf gebestet. Dem Füllen des Puzzolankrämers paradirt das Strumpfband seiner Gattin an der Stirn, welches diese zur Ersparung der Kosten für den Tag hat herleihen müssen. Nach diesen machen sich die Stuten der Gemüsegärtner, Winzer und Obsthändler bemerkbar; ihre Stirn ist mit einem mehr oder minder breiten seidenen Bande geschmückt, welches nagelnen gefaßt und wobey um so weniger auf ein Paar Bajocchi gesehen worden, als es nachher den Gattinnen derselben zum Leibbande zu dienen bestimmt ist. Endlich kommen die stolzen Kärnergäule. Diesen flattern dicke Schleifen von Gold- und Silberbändern von der Stirn herab; selbst ihre Schweife sind damit geschmückt. Am bemerkbarsten unter allen machen sich die Barberi, die Renner, welche im nächstbevorstehenden Karneval um den Preis laufen sollen. Diese Thiere (also genannt, weil man sie ehemals zu diesem Behufe aus der Barbarey kommen ließ, während es jezt einheimische Pferde seyn müssen), am reichsten unter allen geschmückt, zeichnen sich auch durch die Kabriolen aus, zu welchen sie das Wohlbefinden, dem man sie sich drey oder vier Wochen vorher ergeben läßt, veranlaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Krönungsgemälde.

(Fortsetzung.)

David. Sehen Sie, ich habe da alle Kostüme, die der Erzbischof mir zugeschickt hat. Drapiren will ich Sie späterhin. (Er wendet sich an den Kammerherrn und sezt ihm die geistliche Mütze auf den Kopf.) Sie haben doch keine Furcht vor der rothen Mütze, Herr Kammerherr?

Kammerherr (lächelnd). Nein, nein.

David. Lassen Sie sich nieder, auf die Kniee, das Rauchfaß in die Hand! Sie sehen, daß ich Sie in Ihren gewöhnlichen Amtspflichten lasse.

Talma (bey Seite). Das ist eine wahre Scene, aus welcher Duval eine treffliche Komödie machen würde!

David (im Malen). Ei, Herr Graf, Sie haben einen Bauch, der für einen biosen Diakon nicht ganz paßt. Für Sie, Kammerherr, werde ich wohl irgendwo eine blonde Perrücke auftuchen müssen. Was ist denn das für ein Lärm auf dem Platze? gleichviel; bleiben Sie ruhig, ich komme an Sie, Gräfin.

Talma. Man hält an vor dem Hause ... mehrere Wagen ... der ganze Stab! Es ist der Kaiser!

Alle. Der Kaiser!

Napoleon (im Eintreten). Ich besuche Sie ohne weitere Umstände, David.

David. So viel Ehre, Sire, beschämt mich.

Napoleon. Guten Tag, Talma.

Talma. Sire ....

Napoleon (tritt an das Gemälde vor). Das ist ja bereits über die erste Anlage vorgerückt. (Er sieht das Gemälde lange stillschweigend an.) Die Kaiserin ist schön. In

Digitized by Google

ihrem Bilde ſtellt ſich der ganze Auftritt dar, groß, ſchön, ſehr ſchön. (Er betrachtet es noch einmal ſchweigend.) Ja, ſehr ſchön. (Er geht auf David los und tüpft vor ihm ſeinen Hut.) David, ich grüße Sie.

David (gerührt, drückt Talma die Hand.) O! mein Freund, dieſe Ehre iſt ächt republikaniſch.

Napoleon (bemerkt den Grafen und den Kammerherrn). Sie waren vor mir hier, Graf, und Sie, Kammerherr! iſt das eine Poſſe? Spielen Sie hier Komödie?

Graf. Sire, ich ſaß, um gemalt zu werden.

Kammerherr. Herr David wollte ...

Gräfin. Sire, unſer Eifer ...

Napoleon (ungeduldig). Wie? was?

David. Sire, ich glaubte damit Euer Majeſtät zu gefallen. Der Herr Graf und die Frau Gräfin haben mir zu verſtehen gegeben, es müſſe in einem Gemälde wie die Krönung ...

Napoleon. Im Krönungsgemälde! Ich will darauf vorgeſtellt ſeyn, umgeben von meinen Generalen, wie am Tage der Schlacht. (Zum Grafen und zum Kammerherrn) Gehen Sie. (Sie gehen Beyde ab.)

Napoleon (ſetzt ſich auf einen bölzernen Seſſel ohne Lehne; ſein Gefolge tritt ab.) Wenn wir einſt den Frieden haben, David, dann wollen wir große Dinge ausführen. Aber Sie haben mich da Zeuge eines lächerlichen Auftritts werden laſſen. Den Grafen und den Kammerherrn im Kirchenornat! Was wollen ſie?

David. Sie wollten einen Platz neben Ihnen, Sire, durchaus wollten ſie das.

Napoleon. Ich muß mich wundern über dieſe Leute. Weil ich ihnen meine Antichambre geöffnet habe, halten ſie ſich für Helden. Sie meinten, ſie gehen da zur Krönung Ludwigs XV. Ihr alter ehemaliger Hof lieferte mir nichts als Lakayen.

David. Ha! der alte Hof glaubte in Ihnen einen Dagobert zu finden; er traf auf einen Karl den Großen.

Napoleon. Sie führen aber erlauchte Namen; manche ſind aus den älteſten Familien Frankreichs, und dann gehören ſie zum Pallaſte; vergeſſen Sie das nicht, David. Ihre republikaniſchen Verirrungen verzeihe ich Ihnen gerne, aber das Volk bedarf des Adels als eines ZauberS, und ich habe es nicht ungern, wenn man einige große Namen an meinen Fenſtern ſieht.

David (tritt vor). Aber, Sire, ich ſcheue mich nicht, es Ihnen zu ſagen, dieſer altgothiſche Adel, dem Sie gute Worte geben, wird Sie ins Verderben führen.

Talma (zieht ihn zurück, leiſe). Biſt du toll, Freund?

Napoleon (lächelnd). Laſſen Sie ihn reden, Talma.

David. Sie haben mich daran gewöhnt, Sire, daß ich mit Ihnen reden darf, wie ein Künſtler mit einem großen Manne reden ſoll. Nie werde ich Ihnen ſchmeicheln. Sie verrathen eine gewiſſe Schwäche in Ihrer Vorliebe für die alte Regierung, und darum werden die guten Geiſter der Revolution ſich von ihnen abwenden. Was wollen Sie machen, wenn Sie auch noch Feinde im Innern haben, von den auswärtigen gar nicht zu ſprechen? denn mit all Ihren Siegen auf dem feſten Lande, werden Sie doch England nicht beſiegen. Am Ende, Sire, fehlt es Ihnen an einer Marine.

Napoleon (kalt). Sie vergeſſen, daß ich die Marinen von Joſeph Vernet habe; Herr David, ich werde ſie im Pallaſte des Senats aufſtellen.

David. Ich verſtehe, Sire, ich bin weiter nichts als ein Maler; aber ich kann mich nicht enthalten, zu ſeufzen, wenn ich den Genius des jungen Frankreichs ſehe, umgeben mit ariſtokratiſchem Trödel von Vicomten und Markiſen.

Napoleon (indem er das Gemälde anſieht). Auch ſcheint mir dieſes Bein zu kurz zu ſeyn, was meynen Sie, David? Sie verſtehen das beſſer als ich. (Er ſteht auf. Zu einem Lakayen). Mein Gefolge!

Talma (leiſe zu David). Unglücklicher! Du biſt durch deine Schuld verloren (das Gefolge tritt ein).

Napoleon. Meine Herrn, ich ernenne Herrn David zum Reichsbaron.

David. Sire, ich bin durchdrungen ....

(Der Kaiſer geht ab. Das ganze Gefolge begleitet ihn.)

Talma (drückt dem Maler mit Lächeln die Hand). Wahrhaftig, mein Freund, dieſe Ernennung iſt eine ächt republikaniſche Ehre.

David (ſtampft mit den Füßen). Sie machen ſich alle über mich luſtig, aber ich weiß, was mich an ihnen rächen ſoll, ich will den Leonidas *) malen!

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Bekanntlich zieben Kenner Davids Leonidas allen ſeinen Meiſterſtücken vor, wozu er ebenfalls den Gegenſtand aus der alten Geſchichte wählte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, Ende April.

Wer das künſtleriſche Deutſchland nur nach der Poſtkarte öffentlicher Blätter bereiſen wollte, der würde auf ſeinem Wege von Frankfurt nach Mannheim, Karlsruhe, Freyburg, Baden-Baden, Stuttgart u. ſ. w. ohne Zweifel auch in unſerer Reſidenz anhalten, um die Pferde zu wechſeln. Wenn ein ſolcher Reiſender, gegen die Weiſe gewiſſenhafter autoptiſcher Reiſebeſchreiber, nicht ſchlafe während des Umſpannens, ſo könnte er aus Langerweile in ſeine Schreibtafel notiren „Darmſtadt hat ein ſchönes Poſthaus.“ und wir hätten uns für dieſe gütige Aufmerkſamkeit noch höchſt zu bedanken. Zwar ſteht.

Digitized by Google

um nur Eines zu erwähnen, einer der schönsten Musentempel, voll innern Lebens und Gehaltes, nur wenige Schritte zur Linken, aber leider nicht auf der Karte. Das ist doch wohl nicht in der Ordnung. In einem Jahrhundert, da unter den leisesten Tritten des Zeitgeists jeder Erdtheil sich regt, und jeder Schrey in der Luft zu Buchstaben gerinnt, in einem Jahrhundert, da alles, was geschieht und nicht geschieht, unter dem Monde und in und über dem Monde, öffentlich besprochen wird, da selbst das absolute Nichts seine Stimmführer hat, in diesem Saculum der Alliwindigkeit im eigentlichen Sinne können fleißige Hörer und Leser leicht in Versuchung kommen, Nichtbesprochenes und Ungedrucktes auch für nicht existirend, oder wenigstens der Rede nicht werth zu achten. Aber in solcher Zeit sich fort und fort selber ignoriren wollte, verdiente auch von andern ignorirt zu werden. Wie gut oder schlimm es etwas in andern Dingen seyn möge, wollen wir hier nicht untersuchen; dem Künstleben, besonders dem scenischen, ist es in keinem Betracht vortheilhaft.

Die Bühnenkünste haben, im Vergleich mit andern, immer nur ein sehr kleines Publikum; und wenn auch ihre Wirkungen auf dieses Publikum von einiger Dauer seyn können, so sind doch ihre Werke allemal Erscheinungen und Beute der Augenblicks, Geistesfratzen, Rauch und Nebel, der in die Luft zerfließt. Trauriges Schicksal eines schöpferischen Geistes, seine mühsam geschaffnen Werke vom Strome der Zeit vor seinen Augen dahingerissen zu sehen in die Nacht der Vergessenheit! Dieses Schicksal hat bisher, eben so unverdienter als unbegreiflicher Weise, die Mitglieder unserer Bühne betroffen. In Jahr und Tag ist kaum ein Laut von ihrem Daseyn und Wirken über das Weichbild unserer Stadt hinausgedrungen; und dürfte nicht zu zweifeln, wie erst vor Kurzem wieder, ein gutmüthiger, aber geistvoller Correspondent in einem in unserer Altstadt vielgelesenen Blatte Unglaubliches von hier aus berichtet, so würden selbst die fleißigsten Leser der besten Blätter in unserer Neustadt gar nicht glauben, daß wir in loco Kunstsinn haben und Kunstverstand, und unter andern auch Komponisten, die etwas Gutes aus eigenem Schoße zumasseruhigen hervorbringen können, und kein Setzer in Deutschland wüßte etwas von uns. Wahrlich, ein rascher Lohn für ausdauernde, eine starke Aufmunterung für anstrebende Talente! und welche treffliche Schule für ein künstlerbendes Publikum!

Brechen wir endlich das mystische, und in der That wenig fördernde Schweigen, welches bisher über unserer Bühne und unserm Kunstreichen überhaupt gewaltet, und suchen wir, so viel an uns ist, zu verbürgen, daß Künstler und Künstlerinnen sich fernerhin nicht mehr wie exilirt erscheinen müssen, sobald sie das Heiligthum unsers Musentempels betreten. Oeffentlichkeit ist das Element, wie der Gerechtigkeit, so der schönen Künste. Ohne öffentliche Würdigung und Anerkennung ihres Strebens ist an ein fortdauerndes Wachsthum der Kunst nicht zu denken; und was nicht fortwächst, stirbt allmählig ab; dieß ist Naturgesetz. Unsere Bühne hat aber keineswegs gerechte Oeffentlichkeit zu fürchten; sie zählt zu ihren Mitgliedern sehr achtbare Künstler, die wohl schon längst verdient hätten, einen größern Publikum bekannt zu werden oder bekannt zu bleiben.

Unsere Oper hat sich, wir glauben dieß ohne Uebertreibung sagen zu dürfen, seit Jahren eines europäischen Namens zu erfreuen; was um so mehr für ihr wahres Verdienst spricht, als sie es immer ihrem Zweck und ihrer Würde angemessener gehalten, in die Polsane eines Mozart, denn in das Sprachrohr der Fama zu stoßen. Und wenn auch ihre Muse keine Polyhymnia ist, so ist sie doch eine Euterpe im erhabensten Style.

Thalia, früher ihrer klangreichen Schwester vielleicht etwas zu viel nachgesetzt, ist neuerdings mit dieser in ein mehr schwesterliches Verhältniß gesetzt worden. Das Theaterkomité sanirt in der Person des Geheimenrathes v. Türkheim den rechten Mann erhalten zu haben. Von der thätigen Mitwirkung eines, wegen der Gerechtheit und Offenheit seines Charakters so allgemein geschätzten Mannes, der mit hoher Achtung für die Kunst auch die nöthige Einsicht in das innere Wesen derselben verbindet, hegte man gleich Anfangs die schönsten Hoffnungen, und diese sind von demselben auch schon nach Mögkichkeit gerechtfertigt worden. Im Schauspiele zeigt sich jetzt ein neues, wohlthätiges Leben. Das Repertoire ist bedeutend vermehrt worden. Dem Vernehmen nach soll auch das Personale ergänzt werden, und es hat das Ansehen, als ob man bey der Wahl neuer Mitglieder mit nützlicher Vor- und Umsicht zu Werke gehen wolle. Der Himmel segne dieß löbliche Wollen.

Neufchatel, im April.

Nicht viel kann ich Ihnen aus unserer kleinen Stadt berichten, in der jedoch ein recht erfreulicher Geist der Bildung herrscht, die denn auch der Geselligkeit Richtung und Farbe gibt. Waren darin nur nicht so manche heterogene Elemente.

Alles Sittliche hat den und etwas Unbestimmtes und Zerrissenes. Daran ist unsere politische Lage, dieß Uebergeben an Fürsten verschiedener Nationen- und unsere Verbindung mit der Schweiz Schuld, der wir eigentlich durch Sitte und Weise ganz angehören. Unsere politische Abhängigkeit ist nur eine Richtung nach Außen. Ueberdieß sind wir durch die Unfruchtbarkeit unseres Bodens zu vielfachem Verkehr mit den umliegenden Ländern gezwungen. Dieß mußte nothwendig auf unser sittliches Leben wirken, und so kommen wir eigenthümliche, nationelle und unterscheidende Züge hineinkommen. In frühern Zeiten stand Neufchatel unter den Häusern Neufchatel, Freiburg und Hochberg mit den Schweizern in vielfacher Verbindung, schlug mit ihre Schlachten und kämpfte ihre Kriege. Dadurch kam viel Schweizerisches in unser Wesen, ja mehr denn irgend etwas anderes. Hierauf kam die Herrschaft der Fürsten von Konjaveille. Schmerzlich empfand das Land diese Veränderung zwey Jahrhunderte hindurch, denn die Fürsten waren andern Stamms als die früheren, und es gab eine Menge Erbschaftsstreitigkeiten in der Familie, an denen die Einwohner mehr und weniger Theil nahmen. Endlich kam das Haus Brandenburg, und mit ihm eine milde, weise und väterliche Regierung. Die Spaltungen verschwanden und die Neuenburger wurden dem neuen Haus bald dankbar ergeben.

Uebrigens haben sich bey uns die Fortschritte der Bildung wie überall gezeigt; schwach und langsam fortgieng, so lange man sich auf den Bau der Weinberge, so wie auf die Handwerke und den Kleinhandel beschränkte, der mit den geringen Bedürfnissen der damaligen Zeit in Verhältniß stand. Es wäre schwer gewesen sich damals von der Einfalt der Sitten zu entfernen, und sich neue, früher nicht gekannte Bequemlichkeiten und Genüsse zu verschaffen. Als aber im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Neuenburger mit den Schweizern an den Kriegen in Italien Theil nahmen, theilten sie auch Ruhm und Beute mit ihnen. Dadurch wuchs ihre Neigung zum Kriegsleben, und sie boten Truppen auch für die Protestanten in Frankreich, unter Aufführung des Fürsten Condé.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 37. und ein Kupferdruck.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 9. Mai 1828.

Er hätte keinen Stoff mehr? Armer Marquis! Hat er nicht jene unnützen Diener, jene Leute, die statt Diensten nichts als Zudringlichkeiten aufzuzählen haben, und die dafür belohnt seyn wollen, daß sie den Fürsten zehn Jahre lang belagert haben?

Molière.
L'impromptu de Versailles.

Die Krönungsgemälde.

(Fortsetzung.)

Zweyter Auftritt.

Eine Künstlerwerkstätte. Im Jahr 1825.

Personen: Der Maler des Königs. Der Graf v. Sinecure. Die Gräfin. Der Ritter Trebuchet. Der Kammerherr.

Gräfin (spricht mit einem Bedienten). Ich will Euren Herrn sprechen, meldet ihm, ich warte hier auf ihn. Sagt, ich habe mit ihm im Namen des Direktors der schönen Künste zu sprechen. (Bedienter ab.) Mein Gemahl ist ein wahrer Egoist; gewiß werde ich nicht zugeben, daß er im Krönungsgemälde ohne mich stehe. Ich will nicht umsonst in Rheims gewesen seyn, und es soll mir nicht wieder gehen, wie bey dem großen Kaiser, der nicht wollte, daß ich auf Davids Gemälde einen Platz bekäme. Damals war ich nicht häßlich; es sind jetzt zwanzig Jahre her; aber das hochadliche Ansehen veraltet nie. Ha! da kömmt der liebe, dergefälligste, der liebenswürdigste unserer Künstler.

Maler. Madame . . .

Gräfin. Sie kennen mich nicht, Baron, ich bin die Gräfin von Sinecure; Sie sind sehr gut bekannt mit dem Grafen, meinem Gemahl. Nun, ich sage es Ihnen zum Voraus, ich komme, um Sie zu quälen. Sie müssen mich malen. Ich bin Ihnen ganz besonders durch den Herrn Direktor der schönen Künste empfohlen.

Maler. Madame, ich werde Alles anwenden, um nach Beendigung meines großen Gemäldes zu Ihren Diensten zu seyn.

Gräfin. Keineswegs; Sie verstehen mich nicht, Baron. Sie sollen mir einen Ehrenplatz im Krönungsgemälde anweisen, Sie müssen. Ich sitze Ihnen dazu wie Sie wollen.

Maler. Mein Gott, Frau Gräfin, ich bin bereits in großer Verlegenheit, wie . . .

Gräfin. Nein, Baron, Sie sollen wegen meiner nicht verlegen seyn. Ich weiß, Sie können es mir nicht abschlagen, ich stehe auf der Liste.

Maler. Leider ist es ganz wahr, daß man eine Liste entworfen hat; aber man hat mir so viele Herzoge, Marktisinnen und Herzoginnen auf den Hals geschickt, daß meine ganze Leinwand nicht hinreichen würde, auch nur ihre Namen darauf zu schreiben.

Gräfin. Glauben Sie nicht, daß Sie mir den Muth benehmen werden. Ich lasse Ihnen keine Ruhe, ich werde Sie zu verführen suchen, Baron.

Maler. Ich bin dessen nicht würdig, Madame.

Gräfin. Der Vicomte ist mein innigster Freund, er hat mir einen Platz auf Ihrem Gemälde angewiesen; ein solcher Platz in einem solchen Falle ist gleichsam ein Besitzthum.

Maler (lächelt). Sie wollen sagen eine Dotation, Madame; aber Sie vergessen, daß wir nicht mehr in der Zeit des Kaiserreiches leben.

Digitized by Google

Gräfin. Ich weiß es, mein Herr, aber Sie haben viel Verstand. Darum werden Sie auch wohl fühlen, daß man bisweilen etwas aus Politik thun muß, wenn man auch nicht höflich seyn will.

Maler. Ach du Gott, Madame! die Politik gehört nicht in mein Fach und die Galanterie steht mir nicht mehr an in meinem Alter.

Gräfin. Ich habe mich sehr geirrt, mein Herr. Ha, sieh da mein Gemahl; nun wird es mir nicht gelingen.

Graf (mit seinem Bedienten). Legt hier sorgfältig auf diese Stühle meinen Mantel nieder, meine Orden und meinen Federhut. Sie sehen, Herr Baron, ich habe nichts vergessen, mein vollständiges Amtskleid. (Er sieht seine Gemahlin.) Wie, Madame, Sie hier? das ist doch sonderbar.

Gräfin. Ich sehe nicht, mein Herr, was an meinem Schritte zu tadeln wäre.

Graf. Sie sind eine Intriguantin; überall trifft man Sie an. Gewiß ist Ihnen die Narrheit in den Kopf gekommen, auf dem Krönungsgemälde stehen zu wollen.

Gräfin. Sie stehen doch auch darauf, mein Herr.

Graf. O das ist etwas ganz anderes; ich komme in der Geschichte wirklich vor.

Maler. Herr Graf, Frau Gräfin, machen Sie einander keine Vorwürfe.

Graf. Madame, Sie haben mich betrogen; Sie haben dem Herrn Direktor der schönen Künste etwas aufgebunden, und das ist höchst lächerlich.

Gräfin. Es steht Ihnen wohl an, mir vorzuwerfen, ich intrigire, während Sie der frechste Schmeichler von der Welt sind.

Graf. All das ist eitel Eigenliebe und Anmaßung.

Gräfin. Und Sie, was treibt denn Sie, wenn Sie den jungen Herrn spielen? Ich weiß, daß für Sie die Jagd etwas unerträgliches ist, aber um den Prinzen zu gefallen, sind Sie mit Tages Anbruch auf den Beinen, gestiefelt und gespornt.

Graf. Meinetwegen, wie Sie wollen, Madame, aber alle Ihre Plane werde ich vereiteln. Ja, wenn Sie noch an unsere Tochter dächten, sie würde sich auf dem Gemälde nicht unvortheilhaft ausnehmen; aber Sie!

Gräfin. Sie sind nichts als ein Egoist; Ihre Tochter nehmen Sie nur zum Vorwand. Sie kümmerten sich wenig um sie, als Sie dieselbe unbarmherziger Weise trotz ihrer Schwächlichkeit zwangen, den Prozessionen des Jubiläums beständig beyzuwohnen; aber da wollten Sie sich zeigen, obgleich Sie an nichts glauben.

Graf. Sie vergessen, Madame, daß wir hier Zeugen haben. Uebrigens kömmt der Ritter Trebuchet gerade recht, er wird Ihnen sagen, wie die Befehle des Hofs lauten.

(Der Beschluß folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Die traurigste Figur spielen wie immer die Esel. Lasten haben sie zwar am heutigen Tage nicht zu tragen; aber ihre Prügel bekommen sie reichlicher als an andern Tagen, denn sie werden von ihren Herrn, welche im Römischen, sonderbar genug, mit ihren Thieren einen und denselben Namen führen, nämlich somari, eifriger hinter dem Segen hergeschlagen als die Pferde. Damit aber der Segen desto wirksamer seyn möge, erscheinen nur die ganz Armen oder Geizigsten mit leeren Händen; die meisten verehren der Kirche eine Wachsfackel, oder doch einige Kerzen; die Reichern lassen sogar den Antonianerinnen, deren Kloster mit der Kirche verbunden ist, ein Fuder Holz, Wein oder dergleichen anfahren. Diese dons forentes sind aber sehr gefährlich, denn auf ihre Geschenke trotzend fahren und reiten sie durch die dichten Haufen wie das wilde Heer. Daß hier, so viel man hört, keine Unglücksfälle entstehen, muß dem heil. Feuerantoniuz zugeschrieben werden, welcher nicht allein die Krankheiten der Pferde heilt, sondern auch die Menschen beschützt, daß sie weder von den Wagen gerädert, noch von den Pferden zerstampft werden.

Wer außer den Pferden auch Wagen hält, fährt zum Segen, die Petits-Maîtres reiten. Hier werden dieselben Sitten, derselbe Luxus entfaltet, welche man an andern Tagen auf dem Corso wahrnimmt; vom Vetturino bis zum Herzoge erscheint Jeder in seinem besten Staate, und Mariuccia, die bekannte schöne Vetturinfrau, sitzt so gut an der Seite ihres Cavaliere Servente wie die reizende Duchessa neben dem ihrigen, während ihre Ehemänner zu Pferde die Wagen derjenigen Damen begleiten, welchen sie ihre servitù gewidmet haben. Wie auf dem Corso, stellt sich auch hier das männliche Publikum auf beyden Seiten des Weges auf, und läßt die Equipagen in der Mitte durchfahren. Es wird gelobt, getadelt, bekrittelt gerade wie dort. Die Römer sind keine Heuchler, sie genießen das Vergnügen, wo sie es finden, und ohne sich einen andern Zwang aufzulegen, als dem sie etwa von den Carabinern (Gensd'armen) unterworfen werden. Diese lassen mit sich handeln, und somit geht alles in Ruhe und Frieden ab, d. h. im ärgsten Tumulte, über den sich Niemand ärgert, weil Alle daran Theil nehmen. Thätlichkeiten werden vermieden, weil hier die Carabinier keinen Spaß verstehen dürfen. Heimliche Püffe und Rippenstöße laufen mitunter; das sind, wie man hier zu sagen pflegt, minchionerie (Kleinigkeiten). Statt daß übrigens, wie billig, die Fuhrwerke und Reiter, nachdem die Pferde den Segen erhalten, sich nach Hause begeben sollten, da diese Ceremonie kein weltliches Spektakel, sondern ein religiöses Fest ist, stellen sie sich auf dem Platze zu zehn, zwanzig und dreyßig auf, wo dann die Unterhaltungen, welche bereits

Digitized by Google

im Vorderfahren angefangen haben, im Stillstande einen desto ermünschtern Fortgang haben. Daß hier die Equipagen und Reiter der fremden Nationen, besonders der englischen, sich am bemerkbarsten machen, versteht sich. So ein Gentleman, der in seinem Lande über verruchte Entweihung der Religion schreit, wenn ein armer Schuhflicker, um nicht Hungers zu sterben, am Sonntage einen Hinterstek aufgesezt hat, entblödet sich hier nicht, den Priester, der den Segen ertheilt, mit der Lorgnette zu beschauen, die Achseln zu zucken, überlaute Bemerkungen zu machen, ja ihm geradezu ins Gesicht zu lachen, wenn er, ermüdet von der unaufhörlichen Wiederkehr derselben Handlung, sichs am Ende etwas bequem macht und dabey nicht immer die Bonzenmaske vor das Gesicht nimmt. Ereignet es sich gar, daß seine Pferde, welche sich dem Zuge anschließen müssen und nicht ausweichen dürfen, im Gedränge den Segen davon tragen, so sprudelt der Mann im höchsten Zorne sein Goddam hervor und wüthet, als wäre ihm der gröste Schimpf widerfahren.

Mit Einbruch der Nacht hört die Einsegnung auf, und Menschen, Pferde und Esel begeben sich langsam auf den Heimweg. Da aber der Schauplaz dieser Scene zu den einsamsten und verödetsten von Rom gehört, und hier eine Zusammenhäufung von Menschen bey nächtlicher Weile der öffentlichen Sicherheit nicht weniger als der öffentlichen Sitte gefährlich werden dürfte, so müssen die Carabiner von hinten nachhelfen.

Wieland an Archenholz.

Weimar, 1781.

Sie haben einen großen Appetit nach den Grönländischen Prozessen bey mir erregt; wir haben aber hier das Unglück, alle nova dieser Art immer ein halb Jahr später als die übrige Welt zu bekommen.

Nun, mein Bester, ein Paar Worte über den Plan der allgemeinen Theater-Zeitung.

Ich denke, daß bey den dramatischen Aufsäzen, bey den Vorschlägen zu Verbesserung der Kunst und überhaupt bey der ganzen Unternehmung das Hauptaugenmerk darauf gerichtet sey, zur Remedur des dermaligen klaglichen Zustandes des deutschen Schauspielwesens etwas Erkleckliches beyzutragen. Ich sehe aber nicht wie dieser Zweck erreicht werden könne, ohne die Hauptursachen dieses, der ganzen Nation schimpflichen Zustandes unserer dramatischen Musen aufzudecken, und dem verdorbenen Geschmack selbst, und den Schriftstellern und Stücken, welche ihn verursachen und unterhalten, den Klingern, Schinken, Schillern und Konsorten einen offenbaren Krieg anzukündigen. Gründliche Kritik, scharfe Kritik, (bendes kann mit einem guten Ton, der Niemand bürgerlich beleidigt, bestehen) ist uns unentbehrlich, wenn es in diesem Stücke besser werden soll; und, wenn dieß ist, so scheint mir eine freymüthige Beurtheilung der neuesten Stücke ein wesentliches Ingrediens zu Ihrer Unternehmung zu seyn. Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie in Herrn Meißner nicht dazu Ihren Mann gefunden hätten. Doch, was ich hier sage, ist blos eine Folge der Seite, von welcher ich dermalen die Sache ansehe. Vielleicht ist es nicht die rechte, und vielleicht glauben Sie, nicht ohne sehr plausible Gründe, daß man hier mehr ausrichten könne, wenn man das Uebel untergräbt, als wenn man es mit Gewalt ausreißen will.

Die famösen Memoires de Mr. de Voltaire kenne ich schon seit einigen Wochen, weil sie mir zugeschickt wurden. Ich weiß nicht, was die bösen Dämonen für einen Styl schreiben; ich, meines Ortes, fand, als ich diese Memoires gelesen hatte, daß unter allen sterblichen Menschen Voltaire allein der Verfasser derselben seyn könne. Es ist ein häßlicher Nachlaß, und schwer genug büßet der große Friedrich dadurch seine partheiliche Vorliebe für den französischen Bel-Esprit; er wollte ein französischer König seyn, hatte eine französische Akademie, machte, was noch ärger ist, französischen Wizlingen ordentlich die Cour in Hoffnung, von ihnen für ihresgleichen anerkannt zu werden, und hat nun das Vergnügen zu sehen, wie sie ihn zum Besten gehabt haben, und wie gut ihr Corypháus, Voltaire, dafür gesorgt hat, daß die Nachwelt ja nicht auf den Wahn kommen könne, er habe den nordischen Salomon für etwas mehr als einen Obotriten und für einen Marquis de Brandeburg gehalten, der ihm just gut genug gewesen, sich mit seinen Ridicules lustig zu machen und seine Friedrichsdor einzustreichen. Es ist ein schreckliches Exempel, das der französische Bel-Esprit an einem seiner Nation und Sprache sich schämenden deutschen Fürsten statuirt hat. Mit seinem Gleim, Kleist, Rammler ꝛc. hätte der große König nichts dergleichen risquirt. Aber so ists nun einmal: per quod quis peccat, per idem punitur. Voltaire selbst, der von Seiten des moralischen Charakters längst nichts mehr verlieren konnte, wird nicht um einen Tüttel schwärzer dadurch, und die Nachwelt wird seine Alzire, seinen Mahomed, seinen Candide und seine Jeanne darum nicht mit weniger Bewunderung und Vergnügen lesen. Auf den versprochenen Brief über das Reisen, mein liebster Freund, worin Sie den Fanfaron W. wegen seiner mancherley begangenen Albernheiten und seiner übermäßigen Suffisance und Prätensionen namentlich züchtigen wollen, freue ich mich zum Voraus. Ich habe keine Ursache diesen Sterblichen mehr zu schonen als irgend einen andern, und da ich voraussehe, daß Sie ihm kein Unrecht thun werden, so überlasse ich ihn gänzlich der Strafgerechtigkeit, die Sie im Namen des von ihm beleidigten Bon-Sens an ihm ausüben wollen. Es ist nöthig, daß dergleichen literarischen

Digitized by Google

Demagogen die Löwenhaut, aus welcher sie der armen deutschen Lesewelt mit ihrem Eselsgeschrey so seltsam imponiren, von Zeit zu Zeit über die Ohren gezogen werde.

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neufchatel, im April.

(Fortsetzung.)

Heinrich IV. hatte in seiner Armee Neuenburger Kompagnien, die sich auszeichneten. Die Offiziere wurden von den französischen Fürsten, die uns damals beherrschten, sehr werth gehalten. Die Könige begnadigten diesen Offizieren besonders Wohlwollen, gaben ihnen Adelsbriefe und befreyeten sie vor Andern im Lande. So traten die begünstigten Familien und der Gleichheit mit den andern heraus, und wurden wie die alten Vasallen des Landes. Auf diese Weise erhielten die Feudalvorurtheile und Sitten mehr Aufmunterung. Der Militärdienst in Frankreich, Holland und andern Ländern verschaffte mehreren Neuenburgern Ansehen, Pensionen, und den Kompagniechefs gute Gehalte. Mit der zunehmenden Wohlhabenheit nahm auch der Sinn für fremde Gebräuche und Genüsse zu. Doch war dieß noch sehr im Einzelnen. Die große Mehrheit fühlte in ihrer Lage keine Veränderung, und kannte nur die Freuden des Trunks und des Spiels. So blieb das sittliche Leben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo durch den immer zunehmenden den Handel große Wohlhabenheit und selbst Reichthum in Neufchatel heimisch wurde. Der Handel, und mit ihm die Möglichkeit reich zu werden, reizte alle und stand allen offen. Mit den glücklichen Erfolgen stieg auch die Gewinnsucht; die Spekulationen dehnten sich immer weiter aus und machten häufige Reisen nothwendig. Dadurch kamen auch fremde Handelsleute nach Neufchatel. Nun mehrten sich auf doppeltem Wege neue und kostbare Lebensweisen. Die Häuser, die sich bereichert hatten, oder die noch damit im Zuge waren, zeigten die neue Lebensart mit Ostentation, verschafften sich gesellige, bis dahin unbekannte Annehmlichkeiten, sie wurden bedeutender tet und geehrter, weil sie reich waren, und alles betam die Richtung zum Wohlleben und zum Ueberfluß.

Die französische Revolution vernichtete vollends alles, was noch von Feudalsitte und Gewohnheit übrig war. Das Gute dieser Umwälzung, die Ausgleichung des strengen Abstands zwischen den verschiedenen Klassen hat sich in Neufchatel erhalten. Alles macht gleiche Ansprüche, alles strebt nach gleichem äußern Schein.

Wollte man die Einwohner der Stadt in Klassen bringen, so zeigt sich wohl Verschiedenheit in der Erziehung, in der geselligen Weise und in den Formen. Das sind aber nur geringe, kaum sichtbare Abstufungen. Darin liegt der größte Unterschied, daß einige durch ihr Vermögen und ihre Lage unabhängig sind, andere aber für sie arbeiten und von Gehalten oder Unterstützung leben. Dieselbe Scheidelinie findet sich auch in Beziehung auf Moralität. In den beyden obern Klassen herrschen gewiß sehr reine Sitten. Maß und Anstand in allem, dabey große Wirthschaftlichkeit und ungestörtes Wohlthun. Durch den Handel und dessen Unfälle kommt mancher schnell von Reichthum und Wohlstand herab, selten dagegen durch unüberlegte Verschwendung. Man kann selbst bemerken, daß in derselben geselligen Sphäre Familien von ganz verschiedenen Vermögensumständen leben.

Vergleicht man unser sittliches und geselliges Leben mit dem vor der französischen Revolution, so läßt sich nicht verkennen, daß es viel besser geworden ist. Man sieht weniger Zerstreuung, die Spielwuth zumal, die man uns lange mit Recht vorwarf, ist heut zu Tage nur eine gesellige Erheiterung. Die alte Trinklust hat sich gleichfalls gelegt. Auch mehr religiöser Sinn herrscht seitdem hier, besonders bey den Frauen des ersten Standes. Sie haben ihrem geselligen Standpunkt durch Wohlthun und ökonomische Sorge in den Hülfsanstalten eine höhere Würde geben wollen, und dieß ist ihnen vollkommen gelungen. So haben sie auch eine unentgeltliche Arbeitsschule angelegt, ein guter Theil ihrer Einkünfte und ihres Vermögens kommt überhaupt den Armen zu Gute.

(Der Beschluß folgt.)

Hannover, April.

Emilie Grow, eine Novice in Thaliens Tempel, und bey unserer Oper seit dem ersten März engagirt, hat mit Glück ihren ersten dramatischen Versuch als „Mourva“ im Opferfeste gemacht. Die sehr biegsame und tobenfertige Stimme hat den ganzen Reiz jugendlicher Frische. Ihre Arie: „Ich war, wenn ich erwachte,“ ward überlaut applaudirt. Das Herüberziehen der Töne und der zuweilen zu häufig angebrachte Triller sind ein Paar Nebelwolken an dem schönen Gesangshimmel dieser beginnenden Sängerin, die ein freundlicher Wind des Kapellmeisters gewiß zerstreuen wird. An der Harmischen, an Makwinins gelungenen Scene im zweyten Akt war fast nichts auszusetzen, und so dürfen wir uns zu dieser neuen Acquisition um so mehr Glück wünschen, da ein solcher Versuch von einem kaum siebzehnjährigen Mädchen zu den erfreulichsten Aussichten berechtigt. Ganz neu, zum Beweis des Preußinsfonds des hiesigen Theaters, sahen wir: „die Geopferten.“ Trauerspiel in vier Akten von Braun von Braunthal, eine der bessern neuern Traubien. Streifen wir die im Geiste der Zeit hingezogenen Katastrophe und Katakomben als sonderzerregende Surrogate von dem natürlichen Ganzen der Ereignisse ab, so fehlt es dem Stücke durchaus nicht an Interesse. Mahnen auch einzelne Situationen und Charaktere uns hier und dort an Schillers Räuber, wie z. B. schon die Grundidee, daß das Unglück den verschmähenden, edelgeborenen Maravigila in die Hände einer Räuberbande führt, deren Hauptmann er wird, ferner der Charakter des Romano, zu Anfang mit dem des Kosinsky und später mit dem des Schweizer nahe verwandt; die Herrschsucht des Lorenzo, dem wie Spiegelberg nach der Hauptmannschaft täßlet u. s. w., so sind wir doch durch den Hauptumstand, wo Maravigila die geerettete, früher angebetete Bettina trium phirend seinem Nebenbuhler in die Arme zurückführt, genügend befriedigt. Nicht so befriedigend hinzugen ist die Katastrophe, wo der heldenmüthige Maravigila, mit sich, dem Grasen und der Gräfin Kastelnare versöhnt, im Anzeschein dieses gräflichen Paares aus den Händen eines gemeinen Räubers den Tod empfängt. Dieß Geschichten hätte der Dichter nicht Zeuge eines solchen traurigen Endes seyn lassen sollen, und war der Tod als Versöhnungsmittel mit dem Himmel, oder als Balsam für die unheilbare Wunde im Herzen erforderlich, hätte er schöner herbeygeführt werden können. Freylich wäre ein Theaterevery dabey verloren gegangen, dafür aber auch auf die reinern Empfindungen des Zuschauers würdiger gewirkt worden. Die sehr bildende Sprache ist eine Hauptzierde dieses Stückes, doch könnten die Monologe und Meditationen seltener seyn. In den Augenblicken der größten Gefahr werden Betrachtungen angestellt, wozu es einem von allen Seiten Gedrängten und Verfolgten an Zeit und Ruhe fehlen muß. Dem Helden des Stücks, Hrn. Postmar (Maravigila), gebührt die lauteste Anerkennung für die in allen Theilen sehr gelungene Darstellung dieses schwierigen Charakters.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Mai 1828.

Um schlechten Lorbeer kämpft der Held,
Der nur um Ehre kämpfet;
Wer für die Menschheit Segen streut,
Der ist's, deß sich die Menschheit freut.
Herder.

Beyträge zur Völker- und Länderkunde des russischen Reichs.

Seit dem Jahr 1823 bemerkt man unter den gebildeten Klassen der russischen Beamten ein löbliches Streben, bey Reisen, die sie in öffentlichen oder Privatangelegenheiten durch die entlegeneren Provinzen ihres großen Vaterlandes machen, so viel es nur ihre Geschäftsverhältnisse und Lokalumstände gestatten, belehrende und interessante Notizen über die Sitten, die Lebensart der Bewohner, die Geschichte und Geographie zu sammeln und solche ihren Landsleuten in eigenen Broschüren oder durch die gelesensten Tagesblätter mitzutheilen. Dieß ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, denn nur so dürfen Rußland und Europa zuverläßige und genaue Berichte von allen, selbst den entlegensten Theilen dieses Riesenstaats erwarten, welche bisher beyden nicht viel mehr als den Namen nach bekannt waren. Diese Beyträge, von denen wir im Folgenden einige mittheilen, beweisen, daß, wenn Rußland Provinzen erobert, auch die Civilisation, wenn auch langsamer, doch nicht minder sicher, Land gewinnt. Ein Herr v. Martos beschreibt in einem Briefe den Besuch, den er der bey Selenginsk am Selengaflusse in einer Entfernung von 6500 Werften von Petersburg errichteten englischen Missionskolonie machte, in einem andern die chinesische Gränzstadt Maimadschan.

1) Die englische Missionskolonie bey Selenginsk in Sibirien.

Wie erstaunt war ich, als ich in dieser ungeheuern Entfernung von dem civilisirten Europa, in diesem äußersten Winkel Sibiriens, mitten unter den Horden der wilden Burâten, die für die eifrigsten Anhänger des Heidenthums gelten, ganz in der Nähe des burâtischen Oberpriesters, eine Gesellschaft von Engländern fand, die man hier unter dem Namen der Selenginskischen Missionäre kennt. Ich konnte nicht genug die Festigkeit ihres Charakters bewundern, welche sie vermocht, einen so herbischen Entschluß mit standhafter Bekämpfung so unendlicher Schwierigkeiten durchzuführen. Diese kleine Kolonie besteht aus einem Engländer und zwey Schottländern aus Glasgow mit ihren Familien. Beyde letztere haben auf der Universität Edinburg studirt. Der Engländer Stallbras spricht bereits unsere Landessprache mit ziemlicher Geläufigkeit; sein Sohn, ein anmuthiger Knabe von sieben Jahren, verräth schon in physischer und psychischer Hinsicht viele Züge russischer Nationalität und liest das Mandschurische ganz fertig. Ich fand bey ihnen einige junge Burâtinnen, die unter Anweisung der Hausfrau schon die niedlichsten Sachen von Stroh flechten gelernt hatten. Diese kleine Kolonie, in einem von Felsbergen, welche in der Ferne den Anblick einer Stadt haben, umschlossenen Thale, dessen Boden ganz aus Sand besteht, am linken Ufer der Selenga gelegen, besteht aus zwey im Jahr 1820 auf Kosten der Regierung sehr geräumig und bequem erbauten Häusern. Beyde gehören ausschließlich den Missionären und werden von ihnen und ihren Dienstboten, die lauter Burâten sind, bewohnt. In einem derselben befindet sich

Digitized by Google

eine recht artige Bibliothek. Ein ganzes Zimmer war mit Evangelien in Mandschurischer Sprache angefüllt, die man aus Petersburg bieher geschickt hatte, um sie unter die dieser Sprache kundigen Heiden zu vertheilen, welche sie zu besitzen wünschen sollten. Als ich die Wohnung der beyden Schottländer besuchte, ward ich von William Shans Gattin mit einem Frühstück ganz nach englischer Weise bewirthet. Shan wies mir darauf einige Schriftzüge der Buräten, die noch eine sehr grobe Form haben; die Buchstaben gleichen den türkischen und chinesischen. Gleich den Chinesen schnitzen auch die Buräten ihre Buchstaben auf hölzerne Täfelchen aus und drucken sie sodann ab. Wir besitzen jetzt in Rußland zur Bekehrung der nichtchristlichen Völkerschaften zwey englische Missionsgesellschaften: die gedachte am Selengaflusse und die Astrachanische *). Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit hoffen, daß diese neue, im sibirischen Erdboden ausgestreute Saat des christlichen Glaubens, so schwach sie auch seyn mag, aufgehn und Früchte bringen werde, nur scheint der Zeitpunkt dazu noch nicht nahe zu seyn, und er dürfte erst dann eintreten, wenn der gegen die übrigen Völker so feindselige Geist der chinesischen Regierung einst durch den Drang der Umstände gefälliger, toleranter wird und sich mit ihnen durch Verbindungen mehr befreundet. Dann werden die Missionäre von Kanton in nähere Verhältnisse mit denen von Selenginsk treten können, und erst dann darf man mit Zuverlässigkeit günstigere Erfolge für die Verbreitung des Christenthums unter den heidnischen Völkern Ostasiens erwarten. Bis jezt haben die Bemühungen der gedachten Britten nur unbedeutenden Erfolg gehabt; dieß erkältet und entmuthigt aber ihren Eifer keineswegs. Den ganzen Sommer über findet man sie wenig zu Hause, sie stellen dann die für ihren Beruf nothwendigen Fahrten nicht nur zu den Buräten, sondern auch zu andern in weiterer Ferne wohnenden Völkerschaften an und setzen ihre Streifereyen selbst bis nach dem bekannten chinesisch-russischen Handelsorte Kjächta fort. Den Schottländer William Shan fand ich zur Zeit meines Besuchs mit einer Uebertragung der Psalmen Davids in die Sprache der Buräten beschäftigt. Die Missionäre erhalten das Journal der Londonschen Missionsgesellschaft überaus richtig jeden Monat zugeschickt, die politischen Zeitungen aber nur einmal im Jahr. Chamba, der Oberpriester der Buräten, der von ihnen nur fünf Stunden Weges entfernt ist, hat sie in vier Jahren einmal besucht. Die Britten schreiben dieß seiner außerordentlichen Beleibtheit zu; da sie aber um so schmächtiger sind, hätte es ihnen nicht schwer fallen sollen, dem korpulenten Dalai-Lama der Buräten desto öfter zuzusprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Leztere hat sich bekanntlich vor Kurzem ganz aufgelöst.

Die Krönungsgemälde.

(Beschluß.)

Trebuchet. Ich bin hier ganz recht, wie ich sehe; ich habe das Vergnügen, mit dem Maler des Königs zu sprechen?

Maler. Und ich, mein Herr, wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?

Trebuchet. Wie? Sie kennen mich nicht? Ich bin der Ritter Trebuchet, der Krönungsgeschichtschreiber. Ich glaubte, Duras habe mir Ihnen von mir gesprochen.

Graf (der Seite). Duras! Wie der unverschämte Mensch von den Leuten spricht! — In der That hat sich der Herzog von Duras Vorwürfe zu machen, daß er den Herrn Geschichtschreiber vergessen hat.

Trebuchet. Wo ist das Gemälde? Ah hier! Nicht übel! Es hieß aber, es solle höher werden, die Personen würden acht Fuß hoch. Je nun, wo bin denn ich, ich sehe mich nicht.

Maler. Sie, mein Herr?

Trebuchet. Wahrhaftig, man sollte glauben, ich sey fremd wie der Sultan, ich, der Ritter Trebuchet, Krönungsgeschichtschreiber. In der Liebfrauenkirche hatte ich meinen eigenen Platz, ich muß also auch auf dem Gemälde einen haben.

Maler. Ihren Platz, mein Herr ... ich werde suchen, Ihnen nach Gebühr einen anzuweisen.

Gräfin (zu Trebuchet). Was wollen Sie, mein Herr; bin ja sogar ich nicht darauf.

Trebuchet. Aber, gnädige Frau, Sie sind auch kein Krönungsgeschichtschreiber. (Er besieht das Gemälde mit seiner Brille.) Sagen Sie mir doch, Herr Baron, ich kann mich hier gar nicht zurecht finden; das sollte ganz anders seyn. Hat Ihnen denn Vabry das Ceremonienbuch von der Krönung unserer Könige aus der Bibliothek im Louvre nicht zugeschickt?

Maler. Mein Herr, ich kenne den Herrn Vabry und das Ceremonienbuch ganz und gar nicht.

Trebuchet. Wie? wenn Sie es nicht haben, so kommen Sie auch nicht zurecht. Ihr Gemälde muß ganz unrichtig werden. Stellen Sie sich doch vor, daß man alle Ceremonien pünktlich befolgt hat; Alles war wie bey den Krönungen Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und XVI.

Maler. Auch der Eid auf die Charte?

Trebuchet. Diese Ceremonie war ein Nebending, das und etwas in Verlegenheit setzte; wir wurden indessen doch damit fertig. Schon gut, ich will Sie besuchen und Ihnen mit meinem Rath an die Hand gehen. Sie verstehen wohl, ich war dabey, ich war in Allem voran als Geschichtschreiber.

Maler. Herr Geschichtschreiber, Sie sind ein junger Mann, Sie haben eine Krönung gesehen, ich sah ih-

Digitized by Google

rer zwey. Sie waren noch in der Schule, als ich bereits meine schönsten akademischen Preise davongetragen hatte; Sie haben die Etikette studirt, ich die Natur; erlauben Sie also, daß ich auf Ihre vortrefflichen Rathschläge Verzicht thue. Hätte mich der König so sehr verkannt, und von mir statt eines Nationalgemäldes einen Ahnensaal verlangt, oder einen Wappenschild, so würde ich Sr. Majestät für die Ehre gedankt und mein Amt dem Herrn Wappenherold übergeben haben.

Graf. Der Herr Baron hat Recht; ein Künstler kennt keine andere Rücksicht als seine Kunst. Hören Sie doch, mein Lieber, Sie müssen mich von der linken Seite darstellen; man muß doch meine Ehrenzeichen sehen; ich wünsche das nicht meinethalben, es ist nur wegen meiner Kinder.

Gräfin. Herr Baron, wenn Sie meinen Gemahl hineinbringen, so will ich auch hinein. Wenn ich nicht hineinkomme, so werde ich krank. Sie bringen ja sogar den Kammerherrn hinein; seit vierzehn Tagen sitzt er Ihnen, er rühmt sich dessen überall.

Maler (lächelnd). Wenn Sie durchaus wollen, Madame, so thue ich für Sie dasselbe, was ich für ihn thue.

Gräfin. Endlich also! Ich wußte wohl, daß ein Baron die Gesetze der französischen Galanterie nicht verletzen kann.

Kammerherr (im Eintreten). Ha, Sie sind da, Graf, und die Frau Gräfin auch! Ei, ich weiß schon, Sie suchen sich Plätze; Sie kommen hieher, um zu intrigiren; nicht wahr, Baron, sie intrigiren?

Graf. Zum Henker! Sie sind überall der Erste und machen sich gar groß damit, daß Sie vor uns gekommen sind.

Gräfin (spöttisch). Der Herr Kammerherr ist ja auch Oberster, und wird sich gewiß unter die militärischen Umgebungen des Königs eingeschlichen haben.

Kammerherr. In der Husaren-Staatsuniform, mit Ihrer Erlaubniß, Madame.

Gräfin. Sie als Husar? ich meynte, Sie sollen hinein als Chorknabe?

Kammerherr. Und der Herr Graf ohne Zweifel als Diakon?

Graf. Sprechen wir nicht von alten Geschichten, Herr Kammerherr, Sie würden vielleicht dabey schlimmer wegkommen als ich.

Kammerherr. Sie auch da, Trebuchet? Nun, das ist mir sehr lieb. Sie sollen mir sagen, ob ich gut aussehe. O, ich habe einen Ehrenplatz im Vordergrund, ganz nahe bey dem Kissen, auf welchem der König stand. Ich mußte freylich oft sitzen, mache aber dem Baron deßhalb keinen Vorwurf, er nimmt es genau. Der Kopf ist kaum angelegt, aber meine Kleidung ist ganz getroffen.

Trebuchet (sucht auf dem Gemälde mit seiner Brille). Wahrhaftig Kammerherr, ich suche Sie überall, ich finde Sie nicht.

Gräfin. Sehen Sie hier den schönen Husaren? es ist aber der Herzog von Orleans!

Kammerherr. Je nun, gerade da muß ich seyn, (er sieht nach). Wie ist dann das? .. ich bin nicht mehr da.... den Kopf des Herzogs von Orleans hat man auf meine Schultern gesetzt! Das ist abscheulich!

Maler (lächelnd). Was sollte ich machen, mein Herr? Höhere Befehle.... Die Etikette wollte es so, fragen Sie den Herrn Geschichtschreiber.

Alle lachen laut auf.

Gräfin. Ich ersticke vor Lachen.

Graf. Das ist göttlich!

Kammerherr (wüthend). Schon gut, mein Herr, ich beklage mich beym König (geht ab).

Gräfin (mit Lachen). Ganz Paris will ich die Geschichte erzählen (geht ab).

Graf. Nun, Baron, sitzen wir hoffentlich.

Maler. Gerne, Herr Graf; wir wollen mit dem Kostüme anfangen.

Graf (ganz kalt). Ich verstehe.

Trebuchet. Mein Herr, ich sehe mit Vergnügen Ihre schlimmen Gesinnungen. Lassen Sie mich nur machen; ich bin nicht nur Geschichtschreiber der Krönung, sondern ich arbeite auch an einem gewissen Journal, und werde Sie dort zu schildern wissen (geht ab).

Maler. Wie Sie wollen!

Das gute Herz.

Schlägt dir ein fühlend Herz,
Wird dirs viel Kummer machen,
Bey fremdem, bey eignem Schmerz.
Ach, und die Thoren, die Schwachen,
Die sich Helden, die sich Weise wähnen,
Ahnen nicht dein Sehnen,
Nicht deinen Schmerz,
Können grollen, können lachen
Ueber dein Herz!

Aber auch Wonne genug,
Bist du nur klug,
Wird es dir aus Freuden und Leiden,
Fremden und eignen, bereiten;
Wonne, so rein und zart,
Wie aus seligem Land,
Von der kalten versteinerten Menschenart
Nimmer gefaßt und erkannt.

Gottlieb Zimmermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Der König hat vor Kurzem einen großen Hofstag gehalten, wobey sich eine fast beyspiellose Menge Herrn und Damen einfanden, und wobey vor allen der Herzog und die Herzogin von St. Albans (die Wittwe des Banquier Coutts) sich durch übermäßige Pracht auszeichneten. Das Gedränge war sehr groß, und selbst die Gesandten und andere vornehmen Personen, welche Entrée hatten, fanden sich so eingeengt, daß der Prinz Esterhazy zum Baron Vaix gesagt haben soll: „On nous a donné l'entrée, il faut aussi nous donner la sortie.“ Des Abends war italienische Oper, bey welcher fast alle, die am Hofe gewesen, zugegen waren. Die Logen waren voll, und Parterre und Galerie übermäßig angefüllt; obgleich man durch besondere Begünstigung an 200 Personen hinter die Koulissen gehen ließ, so mußten doch mehrere Hunderte sich, ohne Einlaß gefunden zu haben, zurückbegeben, und diese Anziehungskraft hatte allein die Sontag, deren liebenswürdige Gutmüthigkeit ihr alle Welt zum Freunde zu machen scheint. So hat z. B. Mad. Pasta in den Zeitungen angekündigt, daß Dom. Sontag sich aus freundschaftliche erbeten habe, bey ihrem Benefiz die Rolle der Desdemona zu übernehmen, obgleich ihrem Vertrage nach sie aus bescheidenem Mißtrauen in ihre Kräfte diese Art von Rollen nicht zu spielen brauchte. Dieß ist besonders erfreulich, da man allgemein gestandt hatte, daß zwey Sonnen an einem Himmel einander nothwendig bekriegen müßten. Sie gibt den 30sten ein Morgenkonzert, wobey schon alle Plätze bestellt sind, und noch fünf Mal so viel bestellt worden wären, wenn der Saal mehr Raum hätte.

Retzsches vortreffliche Skizzen von Hamlet sind hier aus fferordentlich beliebt und gehen sehr schnell ab. Hr. Fleischer war hier und überreichte dem Könige zwey Prachtexemplare von diesem einzigen Werke. Der Monarch nahm das Geschenk sehr huldreich an und gab Hrn. Fleischer eine goldene, reich mit Diamanten besetzte Dose. Zugleich drückte er den Wunsch aus, daß Retzsch zur nächsten Lieferung die lustigen Weiber von Windsor wählen möchte. Fleischer bedauerte, daß dieselbe schon so weit gediehen sey, daß eine Veränderung des Gegenstandes nicht mehr möglich wäre, versprach aber, daß die dritte Lieferung dieses Stück enthalten solle. Vor ein Paar Tagen eröffnete die Londoner wissenschaftliche Gesellschaft ihren neuen Hörsaal, wobey Hr. Denman eine glänzende Rede über die Vortheile der Wissenschaften hielt, welche nächstens im Druck erscheinen wird. Diese Gesellschaft ist eine von den zweyen, welche in London unter dem Schutze der Herrn, welche seitdem die Library of useful knowledge angefangen haben, gestiftet worden sind. Sie hat bereits 600 Mitglieder, die für zwey Pfund des Jahres die Vortheile eines Lesekabinets, des Unterrichts in Sprachen und der Vorlesungen über allerley Gegenstände genießen, was zum Theil aber nur durch die Beyträge an Geld, Büchern, Instrumenten u. s. w. von Seiten der Ehrenmitglieder möglich geworden ist.

Hannover.

(Beschluß.)

Mad. Artour vermehrte als Bettina wiederum die Zahl der Bewunderer ihres schönen Talents, welches durch die reizende Gestalt der wortvollen Künstlerin erhöhet wird. Hr. Kasiarner (Graf Kastelmare) und Hr. Hanf (Attamonte) waren auch in diesen beschränkten Sphären sehr verdienstlich. Hr. Engelken, ein sehr junger Zbaling Thatiens, seit Kurzem erst bey unserer Bühne engagirt, überraschte uns sehr erfreulich als Carlo Romano, eine bedeutende Rolle dieser Tragödie; fast durchgängig sprach er diesen mit sonorer Stimme, deutlicher Rede und mehrentheils richtiger Betonung. Das zu häufige Ausforschen der Arme und Emporziehen der Pupille im Auge muß der auf gutem Wege Begriffene unterlassen; solche Augenweiden werden zu leicht stereotyp und schmälern den Werth der besten Leistungen. Die scenische Anordnung im letzten Akte war von unserem Direktor von Holbein eben so sinnreich als geschmackvoll ausgeführt. Sie soll ganz Holbeins Erfindung seyn, um desto exclusiver für den Dichter, sein gelungenes Produkt auch scenisch hier so sinnreich ausgeschmückt zu sehen. Im „Barbier von Sevilla“ nahm Hr. Ley als Figaro, eine Glanzpartie dieses ausgezeichneten Baritonisten, Abschied von unserer Bühne, um dem Rufe nach Carlsruhe zu folgen. Die ungewohnenlassen Beweise der Anerkennung seines entschiedenen Werthes und des Bedauerns ihn scheiden zu sehen, sprachen sich unumwunden aus dem Abende aus. Unsere besten Wünsche begleiteten den unmuthig von uns Geschiedenen. In den Zwischenakten hörten wir den ausgezeichneten Violonisten. Hrn. Sigismund von Praun, einen ungarischen sechszehnjährigen Edelmann, dessen glockenreine Töne, Zartheit des Vortrags und Führung des Bogens ihm einen eminenten Platz unter den lebenden Violinisten anweisen. Frau von Lengsfeld-Löber, eine sehr brave Harfinistin, gab ein Konzert im Harmonieſaale mit glücklichem Erfolge. Ihr Spiel ist von seltener Virtuosität, nur übertrieben ist allzuoftarke Baß oft die Sphärentöne des Discants. Was sie von ihrer eigenen Komposition spielte, sprach in Hinsicht der Tondichtung nicht sehr an; es waren meistens veraltete Passagen in neue Form umgegossen. Ihr gratidies Spiel verdient aber besondere Erwähnung. Grauns Oratorium: „der Tod Jesu,“ zum Besten der Armen am Charfreitage von den vereinigten Künstlern und Dilettanten aufgeführt, unter welchen letztern die herrliche Sopranstimme einer jungen Dame, Dem. ***y, sich vernehmen ließ, hat den Armen eine so reiche Ausbeute gebracht, daß als lein der Stadtarmenkasse eine Summe von 200 Thalern von dieser Erndte zugeflossen ist. Die ganze Einnahme belief sich auf 510 Thlr. 12 Gr. In der That, ein schöner Gottesdienst, der den Hülfsbedürftigen von den Hülfeleistenden in ein Paar Stunden erfunden ward.

Am zweyten Ostertage haben wir Deinhardsteins „Hans Sachs“ und bald nachher „Belisar“ und „das Fräulein am See“ zu erwarten.

G. H.

Auflösung des Räthsels in Nro. 101:
Nuß.

Räthsel.

Wie heißt das Ding, das meiste suchen?
Meist ist sein Gehwerth sehr gering;
Sein innrer Werth gar oft verdächtig,
Weil's oft an schlechtem Platze hing;

Das auch so mancherley Gestalten
Von Heiligen, Menschen, Thieren weist;
Dem ihre Namen leihen mußten
Selbst Christus und der heilge Geist?

Es gleichet einem schönen Stempel,
Der oft ein falsch Metall verbeißt.
Und doch den Werth des Echten zeiget,
Wenn der Probierstein ihr nicht fehlt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Mai 1828.

Die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Geschorten;
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben, anerschaffen
Ist ihm der Freund.

Schiller.

Walderich's Söhne.

Erzählung von C. Spindler.

„Unser Vater verschied gestern Abend in der zehnten „Stunde. Ich habe ihm die finstern Augen zugedrückt, „ich habe die letzten Worte seines strengen Mundes ver„nommen. Ich werde allein seinen Sarg zur Gruft ge„leiten. Komme jedoch sobald es dir möglich ist, mein „Geliebter, um das Erbe in Besitz zu nehmen. Ich „verlange nicht nach deinem Troste, denn nun erst athme „ich leichter; aber nach deiner Liebe sehne ich mich. Komm „in meine Arme, in das Haus, das uns jetzt nicht mehr „ein fremdes ist.

Arthur."

Dieser Brief gelangte an den Studenten Maximilian v. Walderich, als im alterthümlichen Dom die Vesperglocken geläutet wurden. Seiner Hand entlank das schwarze Gewand, das er überzuwerfen im Begriff stand. Er legte das Gebetbuch weg, las noch einmal den Brief des Bruders, und besah sein lächelndes Gesicht im Spiegel. Er zog den Vorhang vor die theologischen Bücher seiner Zelle, band einen Flor um Arm und Hut und ging aus, die Trauerkleider zu bestellen. Vom Friedhof heimgekommen, wo er sich ernsthaften Betrachtungen über des Vaters Hinscheiden überlassen hatte, trat er vor den Dechant des Kapitels, seinen Oheim, und sagte: „Der Freyherr, Ihr Schwager, ruht bey seinen Vätern; ich bin mein eigner Herr geworden, und wünsche das Seminar zu verlassen, auf das Domherrnkreuz Verzicht zu leisten." Und der Dechant erwiederte freundlich, mit dem silberhaarigen Haupte winkend: „Thue also, mein Neffe. Gott hat dich von großem Zwang erlöst; danke ihm, und gehe hin."

So geschah es denn leicht, daß Maximilian von seinen bisherigen Studien Abschied nahm und sich der heimathlichen Stadt näherte, wie es sein Bruder wünschte. Diesen Bruder nach einigen Trennungsjahren wieder zu sehen, erfreute Maximilians Gemüth ganz besonders. Die Verhältnisse ihrer Kindheit waren geeignet gewesen, eine treue Liebe in den Herzen der Brüder zu entzünden. Ebensowohl von der leichtsinnigen Mutter vernachlässigt, wie von dem grausamstrengen Vater in eiserne Zwangfesseln geschlagen, hatten sie nur in ihrem eigenen Zusammenleben Ersatz und Trost gefunden. Eine Verbrüderung der Noth hatte sich dem Bunde der Natur beygesellt, und wie sie gewohnt waren, vereint zu leiden, so freuten sie sich auch nur vereint. Aufrichtigere Thränen sind nie geweint worden als bey dem Abschiede der Brüder. Nach des Vaters unabänderlichem Willen, und weil es von jeher so herkömmlich in der Familie gewesen, sollte der jüngere Sohn Maximilian in das geistliche Stift, der ältere, Arthur, in die Armee treten. Widerstrebte gleich Beyder Neigung der despotischen Bestimmung, hätte gleich der sanfte, schwärmerische Arthur lieber das Kreuz, der lebhafte Max eisriger den Degen ergriffen, das Alter entschied unwiderruflich, und unter Schwüren ewiger Treue gingen die Brüder von einander. Sie hatten nimmer gehofft, sich so bald wieder vereinigt zu sehen, und doppelt war darum ihre Wonne, als sie sich unter dem Portale des väterlichen Hau-

Digitized by Google

ſes wieder weinend umarmten. Des Vaters Manen zürnten vielleicht, denn ihnen floß die Thräne nicht, und nicht dem Andenken der Mutter, die ſchon längſt, ſchnell und leichtſinnig, wie ſie immer geweſen, aus dem Hauſe gegangen war, dahin, woher Niemand zurückkehrt.

„In dieſen verſiegelten Schränken und Koffern liegt unſer Erbe,“ ſagte Arthur, indem er den Bruder im Hauſe herumführte; „dieſen Reichthum ſchenkt dir und mir die Eröffnung des Teſtaments. Aber den beſten Schatz, der dir nun ungetheilt zugefallen iſt, kann ich dir nicht zeigen. Du wirſt ihn jedoch erkennen, ich meyne mein treues brüderliches Herz.“

Maximilian legte ſich bewegt an dieſes Herz, und Arthur küßte ihn ſanft auf die Stirne.

„Ich kenne kein höheres Glück,“ ſprach dieſer weiter, „als dir ferner anzugehören, treu, eigen, unablösbar. Meine in Zwang verſteinerte Bruſt fyrndelt wieder friſche Quellen. Ich habe alle Anſtalten getroffen. Das harte Soldatenhandwerk gebe ich auf; ich ziehe zu dir, zu unſerm Oheim. In eurer, der Gottgeweihten Nähe will ich den Frieden des Lebens kennen lernen.“

Da rief Maximilian: „Nein, mein Bruder, nicht dorthin, wo ein finſterer Dom und ein kaltes Gepränge uns nicht befriedigen würde. Auch ich bin frey; auch ich habe mich losgeſagt von meinen aufgedrungenen Pflichten. Ich will der Welt angehören, nicht einer eiteln Hoffnung auf einen Heiligenſchein.“

Arthur wurde bleich bey dieſer Rede; mit einem leichten „So?“ ſenkte er das Haupt und ſchwieg überraſcht. Ein junger, hübſcher Mann, in tiefer Trauer, gleich Walderichs Söhnen, trat, Maximilian ehrerbietig begrüßend, zu ihnen.

„Doktor Ogger,“ ſagte Arthur, der ſich faßte. „Du ſiehſt in dem geſchickten Arzte den Mann, welchen unſer Vater in den letzten Jahren ſeiner ſchweren Krankheit aus Dänemark berief, um von der Kunſt des Gerühmten ſeine Herſtellung zu begehren.“ Max ſchüttelte dem Doktor die Hand, und dieſer verſetzte: „Der Himmel hatte über den Freyherrn beſchloſſen; die Wiſſenſchaft war zu Ende. Wenn es mir jedoch nicht gelang, Ihren Vater zu erhalten, ſo wurde ich dagegen Ihres Bruders Freund. Mein Beſtreben, auch der Ihrige zu ſeyn, wird es ſich belohnen?“ — „Sie haben meines Vaters letzte Stunden verſüßt, meinen Bruder wie einen Freund getröſtet,“ erwiederte Maximilian; „zweifeln Sie daher nicht an meinem Wohlwollen. Erlauben es Ihre Verhältniſſe, ſo bleiben Sie bey uns, daß wir uns näher kennen lernen.“ — „Ich bin der Heimath entfremdet worden,“ ſagte Ogger; „vor der Hand nehme ich die Freyſtatt in Ihrem Hauſe an, bis Sie dem Ueberläſtigen ſelbſt die Thüre weiſen.“ — „Komm jetzt zum Kanzler,“ forderte Arthur; „die Zeugen ſind auf dieſen Tag beſchieden. Komm, lieber Max, daß das Teſtament geöffnet werde.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Beyträge zur Völker- und Länderkunde des ruſſiſchen Reichs.

(Fortſetzung.)

2) Die chineſiſche Gränzſtadt Maimadſchan.

Der chineſiſche Handelsort Maimadſchan, der dem bekannten ruſſiſchen Kjächta gerade gegenüber liegt, iſt in einer Sandfläche ſehr regelmäßig gebaut; die Stadt liegt an der rechten Seite der beyderſeitigen Gränzlinien und iſt von dem ihm gegenüber liegenden Kjächta nur 250 Schritte entfernt. Die Stadt beſteht aus vier Straßen und zählt gegen 170 Häuſer. Hier widmet ſich Alles dem Handel, der überaus wichtig und ausgedehnt iſt, darum ſind auch faſt alle Häuſer mit Buden und Magazinen gefüllt; die Häuſer haben übrigens in Rückſicht der Kunſt oder der Bauart überhaupt für den Reiſenden nichts Merkwürdiges. Hier ſieht man die Chineſen zuerſt in ihrer eigentlichen Heimath hauſen; aus ihren Geſichtszügen ſpricht deutlich als vorherrſchender Zug Habſucht und Geldgier, eine Leidenſchaft, welche ihnen auch hier eine gewiſſe Kühnheit in ihren Unternehmungen gibt, die ſie in andern Verhältniſſen nicht leicht zeigen; eine gewiſſe Unbeholfenheit und Saumſeligkeit aber iſt dabey in ihrem ganzen Treiben nicht zu verkennen, und namentlich pflegen ſie die geringfügigſten Geſchäfte mit einer Wichtigkeit abzuthun, die oft aus Lächerliche gränzt. Gegen jeden Europäer, von dem der Chineſe etwas für ſein Intereſſe erwarten darf, iſt er immer ſehr höflich. Die Gaſſen bieten dem Fremden die auffallendſten Erſcheinungen dar: hier begegnet man einer Menge zweyrädriger Karren mit den reinſten Eisſtücken gefüllt; dieſer Artikel iſt einer der geſuchteſten, denn es gibt nicht leicht eine Speiſe oder ein Getrank, wozu ſich die Einwohner nicht des Eiſes bedienen; dort ſieht man gefattelte Ochſen, die zum Reiten vorgeführt werden, oder mit Waaren ſchwer beladene Kameele, die aus der mongoliſchen Steppe herüberkommen; weiter Knaben, die allerley Sachen feil bieten und mit ihnen ſo ſchnell durch die Straßen laufen, daß ſie einen umzurennen drohen. Ueberall findet man eine bewundernswürdige Reinlichkeit, und man glaubt ſich in eine holländiſche Stadt verſetzt. Nicht nur die Gaſſen, auch die Höfe, die durchgängig mit Granit gepflaſtert ſind, zumal aber die Gemächer, werden ſtets in muſterhafter Reinlichkeit erhalten. Geht ein Menſch über den Hof oder fährt ein Wagen durch, gleich iſt der Hausknecht mit ſeinem Beſen zur Hand, um jede zurückgebliebene Spur von Unſauberkeit zu tilgen. Nir-

Digitized by Google

gends sieht man hier auf der Straße die Façaden der Häuser, denn überall werden sie von verschiedenfarbigen Zäunen dem Auge verdeckt. Die Wohnzimmer und Buden sind ohne Ausnahme in den innern Hofräumen angebracht. Im volkreichen Gewühl einer so bedeutenden Handelsstadt sieht man nirgends ein Frauenzimmer, denn bekanntlich zeigen die mißtrauischen Chinesen ihre Weiber Niemanden. Allgemein nimmt man es hier als keinem Zweifel unterworfen an, daß die Chinesen von allen in Kanton des Handels wegen anwesenden Europäern die Russen am meisten schätzen und am ausgezeichnetsten behandeln.

Die Buden in Maimadschan sind sehr geräumig und werden überaus rein gehalten. Das feinste weiße Papier vertritt hier die Stelle der Fensterscheiben, nur ganz kleine Stücke Glas setzt man in die untern Rahmen, um die Vorbeigehenden zu sehen. Die Wände der Buden sind mit allerhand Schriftzügen und Gemälden behangen; letztere stellen Chinesen oder Ansichten von ihren Landhäusern vor. Die Kaufläden der Häuser, die von den eigentlichen Wohngemächern völlig getrennt sind, bestehen aus mehreren Zimmern; in jedem derselben befinden sich zierliche Schränke von Ebenholz, gefüllt mit den verschiedenfarbigsten chinesischen Seidenzeugen, die mit den Lyoner Zeugen in Güte der Fabrikation wetteifern könnten; in andern sind den Käufern Vasen und die niedlichsten Gefäße von Porzellan zur Schau ausgestellt, die den sächsischen an kunstvoller Bearbeitung nichts nachgeben, oder Riesenstöße von Papieren aller möglichen Farben, aus Bambusrohr verfertigt. Alle diese Erzeugnisse der Chinesen zwingen dem Reisenden Bewunderung und Achtung vor einem Volke ab, das in vielen Künsten und Zweigen des Gewerbfleißes schon die bedeutendsten Fortschritte gemacht hat. In einem Zimmer des Kaufladens ist die bekannte Hauptgöttin der Chinesen (Yoo-Khon) angebracht; man sieht sie hinter einem Altar in einer Nische, die ein seidener Vorhang deckt, thronen; vor ihr hängen an der Wand einige Lampen, die beständig brennen. An großen Festtagen zündet man ihr zu Ehren Lichter an, die aus gewissen aromatischen Kräutern verfertigt werden. Der Chinese ist sehr tolerant; keinem Fremden ists verwehrt, seine Götzenbilder zu beteben und selbst seinem Gottesdienste beizuwohnen; auch besuchen die hiesigen und in Kjachta wohnenden Chinesen zuweilen unsere Kirchen und betragen sich in denselben sehr anständig.

Der Ofen, der in einem chinesischen Wohnzimmer fast den vierten Theil des Raums einnimmt, versammelt zur kalten Jahreszeit, wo er stark geheizt wird, die Familie und alle Gäste um sich; zur Nacht pflegen die Hausgenossen auch auf ihm zu schlafen; doch seit Kurzem haben die Chinesen die holländischen Oefen bey sich einzuführen begonnen. Ein unentbehrliches Möbel der Chinesen ist ein Kohlenbecken; dieß steht auch den ganzen Tag mit glühenden Kohlen gefüllt auf einem zierlich lakirten Tischchen neben dem Ofen. Sie sind leidenschaftliche Liebhaber vom Rauchen und bedienen sich dazu metallener Pfeifchen, nicht viel größer denn ein Fingerhut; diese sind gleich ausgeraucht, werden beständig aufs Neue gefüllt und mittelst besonders dazu dienender Lichter an dem Kohlenbecken angezündet. Mit gleicher Leidenschaft lieben sie den Thee. Die gefüllten messingenen Theekannen stehen daher immerwährend auf der glühenden Kohlpfanne, und während des Rauchens schlürfen sie schnell eine Tasse nach der andern. Die Küchen in Maimadschan sind ich nicht minder rein und zierlich aufgeräumt als die Wohnzimmer. Da die Chinesen bey ihren Mahlzeiten Zwiebeln und Knoblauch über alles lieben, sind die Küchen damit auch am meisten angefüllt. Abends werden die Höfe mit Laternen, die von durchsichtigem, buntfarbigem Papier gemacht sind, erleuchtet; dieß gewährt aus einiger Ferne, wenn man so die ganze Stadt in den verschiedenartigsten Feuern brennen sieht, einen schönen Anblick. Jeder Maimadschanische Hauswirth hat gewöhnlich vor der Stadt ein eigenes Landhaus, in dem er seine Pferde, Kameele, Esel, Maulesel und sonstiges Hausvieh und zahmes Geflügel hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. April.

Seit seiner Reise nach Italien hatte der berühmte Dichter Casimir de la Vigne nichts gedichtet außer einigen kleinen Gedichten, welche sein Verleger Ladvocat unter dem Titel: Nouvelles Messeniennes mit vieler Pracht hatte drucken und mit vielem Lobe in den Zeitungen ankündigen lassen, und die er den Lesern sehr theuer verkaufte. Diese Gedichte wurden aber von weitem seinen frühern nicht gleichgeschätzt. Für das Theater hatte er seit seiner école des vieillards nichts geliefert. Es machte daher Aufsehen, als vor einiger Zeit die Journale ankündigten, der Dichter habe dem Théâtre français ein neues Lustspiel in fünf Aufzügen vorgelesen; es sey sogleich angenommen und die Rollen vertheilt worden. Dieß geschah zur Zeit des Ministerwechsels; man wird bald sehen. Daß dieser Umstand nicht gleichgültig war, Der neue Minister des Innern, Martignac, ein Mann, der eben so höflich und wohlwollend ist als Corbière saucrbissig war, hatte dem Dichter recht verbindlich, er wolle selbst sein Theaterrevisor seyn, und ließ das Stück hören, wie es der Dichter geschrieben hatte; ein Glück, das leider nicht allen Dichtern widerfährt. Da bisher alle Stücke Casimir de la Vignes schon bey ihrer ersten Vorstellung rauschenden Beyfall erhalten hatten, so zweifelte er und seine Freunde so wenig an dem Erfolge des neuen Lustspiels, daß er selbst sein Manuscript einigen Bandevilledichtern lieh, um nach diesem Lustspiel eine burleske Parodie für das Variétéstheater vorzubereiten. Am Abende der ersten Vorstellung war der Saal des Théâtre français voll von den Freunden des Dichters. Die witzigen Verse und die häufigen geistreichen Anspielungen auf Tagesbegebenheiten gefielen und entzückten sogar; allein je weiter das Stück vorrückte, je mehr zeigte sich die Leere und die lose Intrigue; im fünften Aufzuge wurde die Unzufriedenheit des Publikums

Digitized by Google

laut, man murmelte, man zischte; die Freunde des Dichters hingegen klatschten Beyfall, und unter diesem Widerspruche der Gesinnungen ging das ganze Stück zu Ende. Man verlangte nun, nach dem Gebrauche der Pariser, den Namen des Verfassers zu kennen. Ein Schauspieler kam hervor und nannte Casimir de la Vigne; nun wurde allgemein Beyfall geklatscht, gleichsam als ob man sagen wollte, wenn das Stück auch nicht viel taugt, so schaden wir doch den Verfasser wegen seiner andern Dichtungen hoch; mich dünkt, dieß war ein sehr ehrenvoller Beweis von Achtung, welche man dem Dichter zollte, denn so...! sehen die Pariser drey Theaterstücken, die ihnen nicht behagen, und für welche sie ihr Geld haben ausgeben müssen, nicht so sanft zu Werke, und der Verfasser muß in solchen Fällen mit seinem Stücke leiden. Casimir de la Vigne mag wohl irgendwo eine Anekdote von einer italienischen Prinzessin gelesen haben, die während ihrer Minderjährigkeit von mehreren Prätendenten umlagert wurde, und als sie zum Throne gelangte, einen unbedauten Jüngling zu ihrem Ehemann auserwählte. Ein Lustspiel aus einer solchen Anekdote zu machen, war keine leichte Aufgabe; Casimir de la Vigne hat gelaunt, er würde zu seinem Zwecke gelangen, wenn er drey Prätendenten aufstellte, wovon der eine lächerlichen, das heißt ein bäurischer ist als der andere, und wenn er diese drey Männer zu alten Ministern machte. Zwischen diese und die Prinzessin hat er einen Arzt gestellt, der ein jovialer Hofmann ist und den Gesunden spielt. Vermittelst dieser vier Personen schiebt sich die Handlung die fünf Aufzüge hindurch, bis die Prinzessin die alten verliebten Dummköpfe ins Garn geführt, und die Einwilligung derselben zu ihrer Selbstregierung und zu einer freyen Wahl erlangt hat, worauf sie den jungen Krieger zu sich auf den Thron erhebt, und ihm einige gute Lehren mit in den Kauf gibt, nachdem sie ihm zuvor dadurch gezeigt hatte, daß sie ihm vorschütz, er solle Maitheserritter werden. Die drey Minister benehmen sich außerordentlich albern, und ergötzen den Zuschauern manchen Spaß; allein solche Späße machen kein Lustspiel aus, wie man auf dem Théâtre français ein erwartete, besonders ein großes Lustspiel in fünf Aufzügen. Dazu kam dann noch, daß die drey Rollen voll Anspielungen auf das unsinnige Bülowsche Ministerium, und eine wahre Satyre oder Ironie auf dessen allzuunge Jesuiten-Partey seiten sind. Als aber die erste Aufführung des Casimir de la Vigneschen Lustspiels stattfand, waren Bülow und seine Theilnehmer schon fort, und Frankreich von ihrem Joche völlig befreyt; die Pariser sind nun aber so beschaffen, daß, sobald die Gefahr oder das Uebel verschwunden ist, sie sich wenig mehr um dasselbe bekümmern. Deshalb gefielen denn auch die beissenden Gegenstimme auf die abgesetzten Minister weit weniger, als wenn diese Minister noch am Staatsruder gesessen hätten, in welchem Falle aber sicherlich das Stück nicht gefallen worden seyn. Denn die Minister haben wohl bisher den Kauf manchfaud, die Advocaten, die Aerzte, die Börsenspekulanten, die Notare und einige andere Stände, besonders die von der Regierung unabhängigen, auf der Bühne der Geissel der komischen Dichter Preis; allein sich selbst und ihren eigenen Stand der satyrischen Geissel Preis zu geben, war für ihre Eigenliebe zu viel; sie und die übrigen mußten hübsch versteckt bleiben; was Casimir de la Vigne in seinem Lustspiele ihnen zugedacht hatte, mußte wohl im Vorgefühl ihres dadurch entstehenden gesschrieben worden seyn, denn wie hätte er sonst hoffen können, so etwas von der Bühne des Théâtre français herab sagen zu lassen? Glücklicherweise sind ihm die Zeitumstände zu Hülfe gekommen, die verhaßten Minister sind fort, und die Bühne kann nun so gut wie vorhin die Presse frey heraussagen, wie schlecht sie das sodne Reich verwalteten.

(Der Beschluß folgt.)

Neuchatel, im April.

(Beschluß.)

Es gibt hier mehrere Gesellschaften, die sich wöchentlich versammeln, um Handlungen des Wohlthuns zu berathen und kräftig zu unterstützen. So besteht zu Prédsarreau seit mehreren Jahren eine Anstalt, wo arme Mädchen auf Kosten eines Frauenvereins erzogen werden. Als im Jahr 1814 ein Korps der Alliirten Armee in die Stadt kam, wurde ein großes Hospital wegen der ansteckenden Fieber errichtet; hier übernahmen unsere Frauen die Aufsicht über Ordnung, Reinlichkeit und Oekonomie, und ungeachtet der augenscheinlichen Gefahr gingen sie zu jeder Stunde des Tags und der Nacht aus und ein.

Aber dieß schöne Bild unseres sittlichen Lebens hat auch seine Schattenseite. Dahin gehört der in allen Dingen zunehmende Luxus. Man konnte ihn vertheidigen, so lange ein bedeutender Handel hier überall Wohlstand und selbst Reichthum verbreitete. Der Handel ist aber jetzt fast ganz gesunken. Bedeutende Summen, die ihm ehemals angehörten, liegen zwar jetzt sicherer und zu ansehnlichen Zinsen in fremden Fonds, aber das Fehlende ist lange nicht damit ausgeglichen. Ferneich hat unser Luxus noch seine sichtlichen Verwüstungsmittle bewerkstelligt, aber sein nachtheiliger Einfluß zeigt sich schon in anderer Beziehung. Nur reiche junge Leute wollen sich noch verheirathen. Die mit geringem Vermögen bleiben lieber ledig, weil sie nicht genug Einkünfte haben, um ein Hauswesen zu führen, wie es jetzt erfordert wird. Dieser Uebelstand kann unmöglich bleiben und muß über kurz oder lang eine gesellige Umgestaltung hervorführen.

Oft ist von Neuchatel gesagt worden: die Wissenschaften muß man hier nicht suchen. Alles strebt nur darnach Geld zu erwerben und es wieder zu verthun. Es läßt sich nicht läugnen, daß viel Wahres an der Behauptung ist. Indessen hat doch unsere Stadt auch rühmliche Männer im gelehrten Fach gehabt, von denen wir nur die Osterwald, Wattel, Montmollin, Petitpierre, Boyve, Chaillet, Durand und Chambrier anführen wollen. Osterwalds Theolog und Wattel als Publicist haben ausgezeichneten Ruf. Es ist zu hoffen, daß der anscheinende Sinn für Geld und Gelderwerb in den Mgh abnehmen wird, als die Unmöglichkeit wächst, ihn länger zu befriedigen. Auch fehlt es uns nicht an Gelegenheit zum Unterricht. Es hat sich ein literarischer Cirkel gebildet, wo die Glieder sich zu unterrichtendem Gespräch versammeln, und wissenschaftliche, literarische und politische Zeitschriften lesen. Wenn der Sinn und die Masse des Unterrichts einmal bey uns größer und den benteuder geworden ist, wird sich auch ein anderer Uebelstand mindern, der den Fremden hier sehr unangenehm auffällt; ich meyne die Neinerlichkeit und Ueberreitung im Urtheil, die oft mit großer Selbstgenügsamkeit verkuüpft ist. Das Dictionnaire géographique wiederholt in allen seinen Ausgaben und in allen Formaten, daß wir sehr geistreich, aber auch sehr eitel seyen.

Die erste Klasse der Einwohner verdient in gar mancher Beziehung Lob, nimt aber die zweyte. Die Männer sind mehr dem Trunk und Spiel denn der der Arbeit zu finden, und oft könnten die Frau und die Dienerin bey dem Putztisch die Noten tauschen. Eine, die ehemals durch ihre schöne Kleidung von ihres Gleichen verspottet worden wäre, wird heute darum beneidet. Daher das begierige Ergreifen aller Mittel zum Erwerb, wenn sie auch Sitte und Religion verwerfen, das der das Unglück, daß viele sich einbilden, der Betrug sey nur eine Verzerrtheit der Armuth gegen den Reichthum.

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Mai 1828.

— Des Vaterfluches
Finstre Macht beherrschet mich,
Treibt mich rastlos an zum Bösen. —
Rache löst ihn.

Müllner.

Das Jammerholz*).

Die Gräfin Bertha ritt durch's Holz,
Den Edelfalken auf der Hand;
Ihr weißes Roß schritt leicht und stolz,
Von Golde strahlt ihr grün Gewand;
Und Jäger folgten viel und Frauen,
Der hohen Baize Lust zu schauen.

Schon löst dem flinken Doggenpaar
Der Hüdemann die Koppel auf;
Laut jauchzet das Halloh der Schaar,
Sie stöbern rings im raschen Lauf,
Und jagen den behülschen Reiher
Empor am schilfumrauschten Weiher.

Die Gräfin löst der Haube Nacht
Dem Aar und wirft ihn himmelan;
Er regt der breiten Flügel Macht
Und steigt bis zu der Wolken Bahn,
Und stellt den Feind in weiten Ringen,
Von oben sich auf ihn zu schwingen.

Als jedes Auge blickt empor,
Zu schaun der edlen Baize Lust:
Was wimmert da durch Busch und Rohr,
Wie Klageruf aus banger Brust?
Welch Jammern ächzet dort und stöhnet,
Das wie von Menschenstimme tönet?

Die Gräfin durch die Büsche drang,
Gefolgt von der Begleiter Schaar:
Sieh! auf dem feuchten Grunde rang
Ein Greis, schneeweiß an Bart und Haar,
Von Lumpen kaum den Leib umwunden,
An Hand und Fuß vom Strick gebunden.

Dabey mit finsterm Blicke stand
Ein Mann in rauher Felle Tracht,
Und eine Hacke schwang die Hand,
Die in den Boden schlug mit Macht,
Als wollt' er in dem Mooresgrunde
Aushaun ein Grab zur selben Stunde.

„Wer bist du?“ ruft mit strengem Mund
Die Gräfin den Verstörten laut;
„Wer ist der Greis, der diesen Grund
Mit einem Thränenbach bethaut?
Welch Werk ist's, das du dort bereitest,
Und wie zu einem Grab erweitest?“

Da ächzt der Greis mit mattem Ton:
„Vernehmt der Gräuel höchstes Maaß;
Es ist mein eigner einz'ger Sohn,
Der mich verfolgt mit blut'gem Haß,
Der bald ein Grab wird fertig haben,
Um mich lebendig zu begraben.“

Zu Eis gerinnt der Gräfin Blut,
Entsetzen klammert ihr um's Herz.
Da spricht der Sohn mit finsterm Muth
Und hebt die Hacke himmelwärts:
„Seht Ihr den Rost an diesem Stahle?
Kein Reiben tilgt die rothen Male.“

„Seht Ihr den Hügel, nie benetzt
Von Thau noch Regen, dürr und kahl?

*) Zwischen den beyden Landstädten Danneberg und Lüchow im Königreich Hannover liegt ein Wald, in welchem eine Stelle das Jammerholz genannt wird, weil nach der Sage einst einer Gräfin von Danneberg auf der Jagd das Abenteuer wirklich aufgestoßen seyn soll, das den Stoff zu obiger Dichtung gab.

Digitized by Google

Den Rost hat Vaters Blut geätzt,
Das roth einſt floß an dieſem Stahl;
Der Hügel hält das Haupt umſchloſſen,
Deß Blut einſt Sohnesband vergoſſen."

„Drum reizet mich der Hölle Fluch,
Ihm zuzumeſſen gleichen Lohn.
Wer ſeinen Vater einſt erſchlug,
Erſchlagen ſoll auch ihn der Sohn!
Stets hört mein Herz den Böſen ſprechen:
Du mußt den Mord am Mörder rächen."

Entſetzen, bleich und ſtarr, umſchlingt
Der Gräfin Herz, als das ſie hört,
Und näher ihr Geſolge dringt,
Daß ſolcher Gräuelthat ſie wehrt;
Doch ihrer Hand er ſich entwindet
Und in des Waldes Nacht verſchwindet.

Und auf dem feuchten Grunde rang
Der Greis den bittern Todeskampf;
Ein gräßlich Zucken ihn durchdrang,
Bis Herz und Auge brach der Krampf;
Da gellt im Wald des Sturmes Stimme,
Es rauſcht vorbey im jähen Grimme.

Fr. Helms.

Beyträge zur Völker- und Länderkunde des ruſſiſchen Reiche.

(Fortſetzung.)

Wie überall in China, ſo fand ich auch in Maimadſchan die Chineſen im Umgange mit uns Europäern überaus mißtrauiſch; ſie knüpfen mit andern Völkern nur allein ihres Intereſſes wegen genauere Verbindungen an; man erlangt daher ihr Vertrauen erſt bey lange fortgeſetzter Bekanntſchaft.

Bey meiner Anweſenheit in Maimadſchan im Winter war die Kälte gegen dreyßig Grade Reaumur ſtark; die Chineſen ſchienen indeſſen, ihrer Kleidung nach, die ziemlich leicht war, daran gewöhnt. Letztere beſteht im Winter in einem Oberrock von Seidenſtoff oder Nanking, der gleich den unſrigen vorn zugeknöpft wird, über ihm tragen ſie eine Art Spenzer, mit Pelzwerk gefüttert. Vorn am Gürtel haben ſie eine Tasche, in der die Pfeife und ein Futteral ſteckt; in lezterm liegt ihr Meſſer und aus Knochen gedrehte Stöchchen, die ihnen beym Eſſen ſtatt der Gabel dienen. Ihre Stiefeln mit überaus hohen Abſätzen ſind von ſchwarzem Atlas. Die flache, breite Mütze, am Rande mit Rauchwerk beſetzt, auf der Spitze mit einer ſeidenen Troddel verſehen, tragen ſie nur ganz leicht auf dem Kopf, ſo daß ſie ihre großen Ohren nicht bedeckt. Sie entblößen übrigens vor Niemanden das Haupt und pflegen hier die Haare in einen Zopf zu flechten, der ihnen bis an die Hüften herunterreicht. Faſt alle haben die ſonderbare Gewohnheit an ſich, Roſenkränze oder knöcherne Kügelchen oder Nüße in den Händen zu tragen, und ſie unaufhörlich aus einer Hand in die andere zu ſpielen. Ich konnte die Urſache davon nicht erfahren.

Der Oberbefehlshaber von Maimadſchan heißt Tſchargutſchy. Er vereint drey verſchiedene Autoritäten in ſeiner Perſon: die polizeyliche, die der Handelsangelegenheiten und die Civiladminiſtration. Er wird jedes Mal vom Hofe von Peking ernannt, aber nie länger denn drey Jahre in dieſer Würde gelaſſen. Der gegenwärtige Tſchargutſchy heißt Bo-Lo und iſt ſchon über ſechszig Jahre alt. Er iſt ſehr höflich, überaus geſprächig und beſitzt einen natürlichen Verſtand. Vor ſeinem Hauſe, das außen und innen ganz einfach iſt, ſteht zu beyden Seiten eine Polizeywache, und in den Frühſtunden ſieht man dort die ganze Ortspolizey mit allen Abzeichen ihrer Würde verſammelt. Wir machten ihm unſern Beſuch und wurden im Speiſezimmer empfangen, das zugleich zum Arbeits- und Geſellſchaftszimmer dient. Der Divan nimmt hier den größten Raum ein, und an der Hauptwand thront die oben beſchriebene Göttin. Mit äußerſter Sorgfalt wird in dieſem Zimmer das Amtsſiegel aufbewahrt; es liegt ſtets in einem beſondern, mit gelbem Zeuge beſchlagenen Käſtchen. Man verſicherte mir, ſobald der Tſchargutſchy dieſes Amtsſiegel nicht beſitze, ſey er zur weitern Bekleidung ſeines Poſtens unfähig. Er bebielt uns zum Mittageſſen bey ſich, das uns über zwey Stunden beſchäftigte und wobey eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Speiſen zum Vorſchein kam, die mir große Achtung vor den chineſiſchen Mahlzeiten einflößte. Die meiſten Gerichte waren uns Europäern völlig neu, ſo daß ich jeden Augenblick den Wirth durch Fragen, was iſt dieß für ein Gericht? wie heißt man jenes? hätte ſtören müſſen, hätte ich alle wollen kennen lernen. Trotz aller unſerer Proteſtationen war der Wirth, als wir aufbrachen, ſo höflich, uns das Geleite bis in ſein letztes Vorzimmer zu geben; dabey wurden uns von zwey ſeiner Leute Laternen bis an unſer Fuhrwerk vorgetragen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortſetzung.)

Die Brüder erſchienen vor dem Kanzler. Die Siegel fielen von Walderichs letztem Willen und Maximilian vernahm mit Beſtürzung und Unmuth, daß ihm die Hälfte des Erbes verſagt ſeyn ſolle, wenn er vom geiſtlichen Stande abſtehen würde. Arthur ſollte in dieſem Falle Univerſalerbe ſeyn und keine Verbindlichkeit irgend einer Art gegen den Bruder haben. Trotz ſeiner Ueberraſchung erklärte Maximilian unverholen, daß er Weiben und Pfründe aufgegeben habe, und lieber ein Bettler ſeyn wolle, als geneigt,

Digitized by Google

um des Vermögens willen ferner seine Lust, seine Ueberzeugung aufzuopfern. Der Kanzler gab ihm nicht Unrecht, und ließ ein Wort von der Möglichkeit, das Testament seinem Wesen nach anzugreifen, fallen. „Des wahre mich Gott," sagte aber Maximilian hierauf, „daß ich unsers Vaters letzten Willen feindselig vor den Tribunalen herumschleppe. Ich habe dem Willen des Lebendigen nicht zu widerstreben begehrt, viel weniger wehre ich den Verfügungen des Todten. Diese harte Klausel bahnt mir den Weg zur Freyheit, und ich will den schon betretenen nicht verlassen."

Da nun Maximilian darauf beharrte, da Arthur schwieg, so wurde dem letztern die Macht über alles Walderich'sche Eigenthum zugesprochen und die Sache war vor Zeugen abgethan. Als aber die Brüder ohne Zeugen waren, und Maximilian, die Bitterkeit seines Herzens kaum bezwingend, grollend und aufgeregt in den dämmernden Himmel sah, ohne eine Solde zu verlautbaren, da umfaßte ihn Arthur und redete zu ihm mit seltner Milde: „Zürne nicht mir, guter Mar! zürne auch nicht dem Vater, der jetzo, so Gott will, im Paradiese ist und bereut, was er hier unten gegen dich gethan. Ueberlasse es mir, sein Unrecht gut zu machen. Nimm von meiner Hand, was dir das unselige Testament verfagt hat. Schlage mir's nicht ab."

So wendete sich denn Mar zu dem bittenden Bruder, und erkannte wieder das Auge, das so manches Mal mit ihm geweint, den Mund, der ihn so oft getröstet, die freundliche Gestalt, deren Anblick ihn immer wehmüthig angerest hatte. Denn Arthur glich der schönen bleichen Mutter, nach deren Liebe sich der leidenschaftliche Mar, des Vaters Ebenbild, stets vergeblich gesehnt hatte. Die Verblendete, nach eitelm Tand Jagende hatte nicht Gefühl für den Gatten, nicht Treue für die Kinder. Die Natur, den widerstrebenden Eltern ein Beyspiel zu geben, vereinigte dafür die Söhne, daß Arthur in Mar den Vater, Mar in Arthur die Mutter liebte und liebend fand.

„Arthur!" rief jetzt Maximilian, ihm beyde Hände reichend; „ich erkenne dich und deine treue Sorgfalt wieder. Ich nehme an, was sie mir bietet. Es war mir von jeher bestimmt, dir Alles verdanken zu müssen. So habe denn Dank und bereue deine Freygebigkeit nie!"

Somit theilten die Brüder, und die Stadt, worin dieses laut wurde, belobte Beyde sehr, vor allen jedoch den gefühlvollen Arthur. Sein früheres Leben, seine jetzige That gewannen ihm allgemeine Ehre, und es hätte fast nicht des Lobes bedurft, das den Brüdern der in vielen Gesellschaften verbreitete Doktor Ogger zollte, um die Theilnahme der ersten Stände wie der geringsten auf ihr Haus zu ziehen. Man nannte sie gemeinhin nur die Getreuen. Sie bewohnten in dem weitläufigen Prachtgebäude der Familie Walderich nur ein Gemach; sie schliefen in einem Kabinette, sie trugen Kleider von einer Farbe, von einem Schnitt. Selten sah man Einen ohne den Andern. Eine Arbeit beschäftigte, ein Vergnügen zerstreute Beyde. Sich selbst genügend, vernachlässigten sie die Kreise der höhern Welt; sie brachen alte Bekanntschaften ab, ohne neue zu machen, und das einzige Gestirn, das sich um die Brüder sonnen drehen durfte, war der junge beliebte und gelehrte Ogger. Seine Vertraulichkeit mit den Freyherrn Walderich machte Aufsehen und Epoche in dem Grade, als früher seine unvermuthete Ankunft die Neugierde erregt hatte. Es war freylich der Stadt längst kein Geheimniß gewesen, daß der alte Walderich, von schmerzhaften Beschwerden befallen und deren Linderung suchend, in einem Seebade an der dänischen Küste einen geschickten Arzt gefunden, daß er in der Folge gewünscht, denselben Mann bey sich in der Heimath zu haben, daß der besorgte Arthur den Freunden bewogen, im Vaterlande Alles aufzugeben, um einem einzigen fernen Kranken seine Zeit, seine Kunst zu weihen. Aber die Stadt hatte eine ehrwürdige Perrücke, ein Paracelsusgesicht erwartet, und mit Staunen einen jungen, nach der neusten Mode gekleideten Mann ankommen gesehen; einen Mann, der nicht alle Apotheken der großen Stadt in Bewegung setzte, um einem Schwerkranken die Hülfe der Kunst zuzuwenden, sondern der die einfachsten Mittel sparsamst gebrauchte, einen Mann, der sich nicht wie ein früher Dschomsit in rufige Laboratorien verriegelte und daraus unverständliche Orakel in die Welt sandte, sondern der die Gesellschaft aufsuchte und sich durch den Zauber seiner Unterhaltung, die den Arzt nie ahnen ließ, aller Herzen unwiderstehlich zu bemächtigen verstand. So wie er, einem muntern Geiste ähnlich, in allen Salons den Frohsinn beschützte, so schien er auch der Schutzgeist der brüderlichen Eintracht zu seyn, die sich im Walderichschen Palaste auffallend kund gab. Er war darin der Vertraute, der Schiedsrichter, der Ordner und Haushalter, den Freyherrn unentbehrlich, wie sie es ihm geworden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. April.

(Beschluß.)

Die den Ministern nachgesprochten Epigramme wollten dem Publikum nicht mehr behagen, ein Epigramm auf einen Minister hat nur dann Kraft und Würkung, wenn er noch mächtig ist; späterhin gleicht es einer Bemerkung über das Wetter im vorigen Jahre. Das witzigste im Lustspiele des Casimir de la Vigne ging also für die Zuschauer verloren; noch blieb aber die Rolle des jovialen, geschäftigen Arztes, die zu allen Zeiten gut seyn wird, denn wahrscheinlich wird es immer an Höfen irgend einen Arzt geben, der den müßigen Fürsten und Hofleuten mit Späßen und Anekdoten die Zeit vertreibt, und nebenbey etwas Arzneykunde versteht und ein wenig in die Staatsgeschäfte hineinspielt. Das ärgstiftige Publikum vermuthet, der Dichter habe den Dr. Alibert schildern wollen, der sich als Hofarzt neulich zum Baron hat machen lassen; allein wer hat dem Publikum gesagt, daß dieser Arzt dem Dr. Potycastro in dem Lustspiele gleiche? Bey der ersten Aufführung des Stücks stieg beym Endauftritte die Prinzessin auf einen Thron, bewaffnete sich mit einem langen Zepter, und sah von oben herab ihren empörgekommenen Herrn Gemahl eine Lektion über Moral und Politik. Dieß erfreuen dem Publikum so kurzweilig, daß der Dichter häufigen diesen unnützen Pomp bey Seite gelassen hat. In der Parodie des Lustspiels am Vaudeville ist der Held des Stückes ein Gärtner, welcher zuletzt, als er ein strenggeprüftes Mädchen zur Ehe nimmt, ihr den

Digitized by Google

Bratspieß barricirt, sie ermahnt höflich gegen die Kunden zu seyn und sorgfältig den Braten zu wenden, damit er nicht verbrenne. Dem Mars spielte im dritten Akte Mlle. Saint-Huberty die Rolle der Prinzessin Aurelia; ihr geistreiches, gewandtes Spiel hat wahrscheinlich verbindert, daß das Stück nicht ganz durchgefallen ist; mehrere Journale riethen dem Verfasser, dieses Stück lieber zurückzuziehen und nicht mit in die Sammlung seiner dramatischen Schriften aufzunehmen; allein so weit scheint es der obgedachten sonst sehr bescheidene Dichter in der Selbstvertheidigung nicht haben bringen zu können. Er hat sich blos mit einigen Verbesserungen begnügt, und nun wird das Stück noch dann und wann aufgeführt werden. Dank den geistreichen Style und den witzigen Versen. Seine Freunde rathen ihm, durch ein besseres Stück die Aurelia zu ersetzen; andere meynen, diese beißige Aurelia sey ein Beweis von der Erschöpfung des poetischen Genies bey den Dichter; er habe alle seine Kraft in seiner frühen Jugend vergeudet, und nun, da er zu reifern Jahren gelange, beweise er, daß er nicht mehr zu leisten im Stande sey, was er so früh versprochen. Dieß wäre zu bedauern, indessen ist man neugierig, wie er sich von dem letzten Unfalle erheben wird. Ein andrer junger Dichter, Pichalt, ist kürzlich durch den Tod der dramatischen Laufbahn entrissen worden. Sein Trauerspiel „Leonidas“ voll Anspielungen auf den Kampf der Griechen gegen ihre Unterdrücker, hatte einen wahren Enthusiasmus bey den Parisern erregt; eine ähnliche Wirkung würde wahrscheinlich sein Schauspiel „Wilhelm Tell“ hervorgebracht haben, wenn das vorige Ministerium es hätte aufführen lassen; das jetzige Ministerium hat der Witwe des jungen Dichters eine Pension zusichern lassen, und auch sein Schauspiel soll aufgeführt werden, wie denn ebenfalls an der großen Oper ein „Wilhelm Tell“ vorbereitet wird, wozu Rossini die Musik soll gesetzt haben. Manche, welche die Trägheit des großen Maestro kennen, sind über diese Ankündigung nicht wenig erstaunt, auch haben einige Zeitungen die Nachricht in so fern eingeschränkt, daß Rossini seine neue Musik zu dem Texte gesetzt, sondern ihm seine Musik des zur Krönungsfeyer Karls X. gesetzten „Viaggio di Reims“ untergelegt haben soll. Dieß ist auch das Wahrscheinlichste; eine ganz neue Oper aus Rossinis Händen wäre eine außerordentliche Begebenheit; es wäre auch Schade, wenn die Musik des Viaggio di Reims, das nur kurze Zeit hat gefallen werden können, verloren ginge, besser also ist es, der Teufeyer paßt sie einem andern Stücke an und fügt etwa einige neue Gesänge hinzu. Zwar kann die und da ein Stockrovalist Aergernis daran nehmen, daß die Musik, die zur Krönungsfeyer eines ächt legitimen Königs geschrieben worden, nunmehr zur Darstellung einer demokratischen Revolution und zur Feyer eines Schweizerhelden dienen soll. Allein wer weiß, wie der Wilhelm Tell der großen Oper ausgerichtet werden? Vielleicht erscheint Gessler in dem Stücke als ein siebenhundertjähriger Beamter, und hat sechstens Wilhelm Tells Tochter oder Schwester verführt, wie Scribe die Sachen in seiner „Muette de Portici“ gestaltet hat. Vielleicht ist in dem Texte von Vaterland und Freyheit keine Rede; wenigstens würde es unter dem vorigen Ministerium so gegangen seyn, vielleicht kann aber unter dem jetzigen der Opern-Teil mit mehr Freyheit den Bund beschwören und ins Werk setzen.

Dg.

London, April.

Die Bill zur Abstellung der Gesetze für Ausschließung der Nonconformisten von öffentlichen Aemter, auf welche bisher die anglikanische Kirche ihr Patron zu gründen pflegte, ist nun im Oberhaus zum dritten Male verlesen und damit angenommen worden. Wer hätte ein solches Resultat erwarten sollen, da die Whigs, um Canning seine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, noch im vorigen Jahre die Maßregel nicht vorschlagen wollten, und Canning, der dadurch der öffentlichen Meynungen ein Opfer zu bringen vermeinte, erklärte, er würde sich derselben widersetzen? Wenn man bedenkt, daß das jetzige Ministerium den Widerstand für so nothwendig hielt, daß es eine Kabinetsfrage daraus machte, und allen seinen Anhängern gebot im Unterhause zu erscheinen und gegen den Vorschlag der Abschaffung dieser Gesetze zu stimmen, wer hätte da vermuthen sollen, daß der Erfolg so seyn würde? Auch darf man sich nicht wundern, daß Peel wie aus den Wolken gefallen das stand, als er den Vorschlag von einer fast beyspiellosen Mehrheit angenommen sah, und zu gleicher Zeit bemerkte, daß viele von denen, welche auf seiner Seite gestimmt hatten, von dieser unerwarteten Aeußerung des Zeitgeistes erschreckt, bereit standen an den Freunden der bürgerlichen Freyheit überzutreten. Nur erst nach einigem Besinnen konnte sich die Regierung so weit fassen, daß sie in die Maßregel willigte, und um doch den Schein zu retten, die bekannte Erklärung vorschlug, wornach diejenigen, welche dieses Staatsämter übernehmen, versprechen sollen, sich ihres Amtes nicht zum Schaden der reinen Kirche zu bedienen, und es wenigstens dahin brachte, daß die Nichtanwilligen, namentlich die Juden, von der neuen Vergünstigung ausgeschlossen blieben, da das Unterhaus sie sogar dieser zuerkannt hatte. Viele hatten geglaubt, daß die Bischöfe sich mit aller Gewalt dem Vorschlage entgegensetzen würden; aber diese Herrn sind viel zu pfiffich um anderer Meynung zu seyn als das Ministerium. Aber nicht so der alte Lord Eldon; dieser ehrliche Greis hat sich nun einmal völlig an den Gedanken gewöhnt, daß nichts in der Welt weiser seyn könne als das Bestehende, und daß nothwendig jede Veränderung in den Staatsgesetzen zu der Trennung zwischen Kirche und Staat, oder mit andern Worten zum Umsturz des Staates führen müsse, und daß es ihm obliege, sich jeder Neuerung, sie komme woher sie wolle, zu widersetzen; er sprach daher fortwährend eifrig dagegen. Es gibt aber noch Leute hier, die sich wirklich bereden und ihre Meynung öffentlich bekennen, daß die Universität, die jetzt in London errichtet wird, das Land mit Ungläubigen bevölkern werde, und zwar einzig darum, weil man keine theologischen Vorlesungen daran zu halten gedenkt. „Es soll dieß die erste Anstalt für die Erziehung der Jugend seyn,“ sagt der soeben vernünftige Bischoff von Ebester, „und man hat den Religionsunterricht ausgeschlossen?“ Als wenn die theologischen Vorlesungen, die man auf den englischen und andern Universitäten hält, von andern Menschen besucht würden als denen, die Theologie studiren, oder als ob das Studium Paley's je einen Menschen religiös gemacht hätte, dem die Religion nicht im elterlichen Hause oder in der Schule eingeprägt worden ist. Und wofür werden denn so viele Millionen an die Geistlichkeit bezahlt? Man hat für diese Universität, welche schon künftigen Oktober eröffnet werden soll, bis jetzt weder für die deutsche noch für die französische Literatur einen Professor gewählt; es scheint, die Herrn, welche den Rath bilden, wünschen für diese Pesten Männer zu finden, die durch ihren Namen der Anstalt Ehre machen könnten, und zugleich mit der englischen Sprache und Literatur hinlänglich vertraut wären, um ihre Vorträge für Engländer verständlich und angenehm zu machen; es mögen sich aber wohl noch keine der Art gemeldet haben, da man noch vor Kurzen in den Zeitungen Kandidaten zur Meldung aufgefordert hat. Auch glaube ich, daß sich solche Leute nicht leicht finden werden. Unter den hier anwesenden Deutschen, die sich gemeldet haben, befinden sich indessen manche, die einen recht klaren, gemeinnützigen Vortrag über unsere Literatur halten könnten, wenn sie sich gleich durch literarische Arbeiten noch nicht ausgezeichnet haben mögen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Mai 1828.

Ich liebe, ja! ist Liebe denn Verbrechen?
Darfst du dafür, darfst du dagegen sprechen?

Scott.

Walderich's Söhne.
Von Spindler.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war auf diese Weise vergangen, als Arthur plötzlich eine Aenderung in Maximiliane Betragen zu bemerken glaubte. Der junge Mann wurde träumerisch, zerstreut, verschlossener, seltener als sonst. Häufige Abwesenheiten außer dem Hause und eine gewisse Abneigung gegen das innige Verhältniß, das bisher bestanden, machten sich dem Bruder fühlbar. Arthur sah mit Kummer, daß sich sein ältester Freund nach und nach von ihm entfernte. Er redete darüber mit dem Doktor. „Sehen Sie nicht, was den Baron beschäftigt?“ fragte dieser lächelnd. „Sein Herz und seine Phantasie haben einen theurern Gegenstand gefunden. Sein lebhaftes Temperament macht sich geltend. Er ist verliebt; ohne Zweifel ist er's, und ich glaube die Zauberin zu kennen, die ihn uns entführt.“

„Er liebte?“ fragte Arthur erschrocken; „er hätte sich von mir gewendet, um eitler Frauenliebe willen? O reden Sie, mein Bester. Nennen Sie mir...“

„Wenn ich mich nicht in Allem betrüge,“ antwortete der Doktor, „so heißt seine Geliebte Amalie von Treumar, die Tochter der verwittweten Generalin, die von ihrer sehr geschmälerten Pension ein ziemlich kummervolles Leben führt, und kaum die Mittel, standesmäßig zu wohnen und zu erscheinen, aufzubringen vermag. Amalie ist ein schönes, ein braves Mädchen, das im Stillen arbeitet und schafft, und somit seine Kindespflichten redlich erfüllt. Ihre Tugenden wie ihre Reize sind gleich geeignet, Ihren Bruder zu fesseln, und Ihre eigene Ueberzeugung...“

Arthur winkte ihm zu schweigen und starrte mit verschränkten Armen vor sich hin, während eine Thräne in seine Wimper schlich. Dann sagte er: „So bestätigt sich also, was ich lange gefürchtet? So bricht unwiderruflich der Bund, der mich beglückte? Ach Doktor! Sie wissen besser als Einer, wie sehr mich dieses Ereigniß schmerzen muß! Ich lebe nur in dem undankbaren Max, und der Augenblick, der ihn von meiner Seite reißt, ist der Anfang meines Todes.“ Oggar zuckte die Achseln, wollte ein tröstendes Wort sprechen, Arthur hörte indessen nicht auf ihn und ging dem Bruder entgegen, der eben in das Zimmer trat. Max war fröhlich gelaunt, sein Gang leicht und sicher, seine Brust hob sich frey. Mit einer feurigen Umarmung begrüßte er den Bruder. „Arthur!“ sagte er, „hilf mir die schönste Stunde meines Lebens feyern. Ich bin ein Bräutigam geworden. Die Generalin Treumar hat heute meiner Bitte entsprochen, mir die Hand ihrer lieblichen Tochter zugesagt.“

Der Doktor entfernte sich behutsam, da er sah, wie Arthurs Brust stürmisch arbeitete, wie seine Wangen sich glühend rötheten. Er ahnete den Kampf, der hier entstehen würde, und wollte nicht dessen Zeuge seyn.

„Max!“ rief Arthur, mit einer Heftigkeit ausbrechend, die gewöhnlich seiner zarten Natur fremd war: „soll ich glauben, was mir dein Mund sagt? Du willst mich

verlassen, deinen Bruder, deinen wärmsten Freund? dein Herz an ein Mädchen hängen, leichtsinnig, flatterhaft, wie sie alle sind?“

Maximilian stannte sprachlos. Arthur fuhr aber heftiger fort: „Erfüllst du so, was wir uns heilig zugeschworen haben, ungetrennt, ungeschieden durchs Leben zu wandeln? Sind diese Eide an dem Busen einer Fremden zerronnen? Rede! sprich! warum?“

Maximilian entgegnete: „Ich begreife dich nicht, Arthur! Wie könnte es mir einfallen, dir zu begegnen, wie du es mir thust, wenn du aufhören wolltest ein Hagestolz zu seyn? Hätte ich dem Altar Lebewohl gesagt, um seine drückenden Pflichten gegen den Bruder zu beobachten?“ „Du bringst Unglück über dich und unser Haus, wenn du dich vermählst!“ erwiederte Arthur, ihn ängstlich bey der Hand fassend. „Entsinne dich der traurigen Ehe unserer Eltern! entsinne dich der Verwünschung, die unser Vater auf seinem Sterbelager über mich ausſprach, wenn ich mich verehlichen würde! Ich habe dir die grausende Scene geschildert. Wenn ich damals dem Sterbenden nachgab und ihm versprach, nimmer Gatte und Vater zu werden, wessen Bild tröstete mich in meiner Entsagung? das deine. Wen wollte ich aufsuchen, um bey ihm zu leben, bey ihm zu sterben? dich, der dazumal der Kirche angehörte. O du hättest diese Bande niemals lösen sollen! hätte ich nicht deine Einsamkeit erfreut? hätte ich, dein treuester Gefährte, nicht jede deiner Entbehrungen versüßt? habe ich dir endlich nicht wieder gegeben, was unser Vater dir versagte? Und zum Lohne...“

„Willst du mir verbieten, Mensch zu seyn?“ brauste Max heftig auf; „welche Zumuthung! Wohl war unsers Vaters Ehe unglücklich, aber sein rauhes Gemüth trägt mit der Schwäche unserer Mutter gleiche Schuld. Er war ein Tyrann, selbst in der letzten Stunde. Weil er mit seiner Gattin unglücklich gewesen, verfluchte er das weibliche Geschlecht, versagte er den Söhnen die Möglichkeit glücklich zu werden, schlug er unsern alten Stamm an den kräftigen Wurzeln ab. Ein Thor, der sich in solchen Schlingen gefangen gibt! Ich habe keine Lust ein Thor zu seyn.“ „So sey ein Mensch, treu, herzlich, fühlend wie sonst!“ bat Arthur, von seiner Heftigkeit zur Wehmuth herabgestimmt. „Sieh mich an; ich bin älter als du, ich habe dich, der Knabe den Knaben, auf meinem Arme getragen. Ich habe dich gestillt, weil die Mutter dich vergessen. Ich habe ehrlich mit dir ausgehalten, ich habe Alles mit dir getheilt. Sieh mich an; ich muß in der Welt einsam vergehen, wenn du nicht meine Stütze bleibst. Mein Körper ist nicht stark, die Parze wird meinen Lebensfaden nicht lange spinnen. Bleibe bey mir; wie bald sind nicht die Jahre der Jugend vorüber, die mich allein aufrecht halten, und ich lege mich dann in die Erde. Ich habe der Mutter Angesicht geerbt, aber nicht minder, fürchte ich, den Keim der verzehrenden Krankheit, welche sie endlich dahinraffte. Wenn ich von hinnen scheide, bist du noch ein blühender Mann, kräftig wie der Vater gewesen, und jung genug, um der Liebe Kränze auf dein Haupt zu setzen. Thue dann, was dir gefällt, gehe nur jetzt nicht vom mir. Sage mir nicht, ich solle bey dir und deiner Gattin wohnen, einer gedoppelten Liebe und Pflege gewärtig seyn. Meiner Liebe zu dir würde die Gattin zürnen, ihrer Eifersucht würdest du mich aufopfern müssen. Ich würde weinend davongehen und unter Fremden sterben müssen!“

„Lasse doch die Empfindeley aus dem Spiele,“ sagte Max halb ärgerlich, halb gerührt; „wahrhaftig, wer dich hörte, müßte dich für ein Mädchen halten, dessen Eifersucht dem Geliebten Jammer und Elend prophezeiht, um ihn zu fesseln. Sey vernünftig, lasse mich gewähren. Denke nicht an einen frühen Tod. Es mallt ja ein zartes Roth deine Wangen, und bist du nicht ein derber Mann geworden, so gleichst du doch einer feinen, gesunden Jungfrau, und dein Lebensziel ist, so Gott will, sehr weit entfernt. In meinem Hause sollst du Muth zu langem Leben gewinnen, die treueste, dankbarste Pflege soll dir von mir und meiner Gattin werden, und wenn sich Eifersucht in unser stilles Hauswesen mischen sollte, so müßte es nothwendig nur die meinige seyn. Weiß ich etwa nicht, daß Amalie lange Zeit hindurch eine stille Neigung zu dir gehegt? Der Chevalier d'Eon, wie dich deine Kameraden scherzweise nannten, hatte ihr Herz mit Sturm genommen, ohne es selbst zu wissen. Seine Kälte gegen das schöne Geschlecht hatte jede Annäherung verhütet, und so ging endlich Maidens Neigung unter, um sich mir verdoppelt zuzuwenden. Beruhige dich, ich bin nicht argwöhnischer Natur; ich kenne deinen und Amaliens sittlichen Werth und prophezeihe uns Allen glückliche Tage.“

Arthur lächelte tiefsinnig und scherzhaft, ohne zu reden. Maximilian, sein Spiel gewonnen sehend, plauderte fröhlich weiter. „In zwey Monaten soll die Hochzeit seyn. Sechszig Tage der entzückendsten Sehnsucht stehen mir bevor, und ich habe mir ausgedacht, daß unser Oheim, der Dechant, die Trauung verrichten soll. Du schlägst mirs nicht ab, Arthur, mein Brautführer zu seyn. Der Himmel gebe, daß deine Vorurtheile bald schwinden möchten, damit ich dir den gleichen Dienst erweisen könne. Vor der Hand dürfte es aber schicklich seyn, wenn wir zum Zeichen unseres innigen Einverständnisses zuweilen vereint die Braut und die Schwiegermutter besuchten. Was meynst du dazu, mein Bruder?“

Arthur antwortete nicht, sondern blickte zerstreut durchs Fenster. Max, von seiner Stimmung ergriffen, trat zu ihm, faßte seine Hand, sah ihm zärtlich ins Gesicht und fragte schmeichelnd: „Du schweigst noch, mein guter Arthur? baist du Eine Silbe für mich? zürnst du mir denn noch immer in blindem Vorurtheil? Kann dich denn die

Digitized by Google

Wahrheit meiner Gefühle, die Hoffnung auf mein Glück nicht versöhnen?" — „Ich muß mich erst mit dem Gedanken vertrauter machen," versetzte Arthur, von dem Bruder gehend. Maximilian, der in diesen Worten die Rückkehr gewohnter Freundlichkeit sah, sang schon ein Siegeslied und entfernte sich mit den besten Hoffnungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Völker- und Länderkunde des russischen Reichs.

(Fortsetzung.)

3) Ostsibirien.

Die folgenden Bemerkungen über West- und Ostsibirien, welche ein anderer Kronbeamter im Frühjahr 1827 bereiste, fanden desto größern Beyfall, als man bisher selbst in Rußland von jenem großen Lande ganz falsche, zum Theil entgegengesetzte Vorstellungen gehabt hatte.

Das dem Nordpol nahegelegene Sibirien ist zwar überaus kalt, aber der südliche Theil dieses großen Landstrichs entbehrt des wohlthätigen Sonnenstrahls keineswegs, und bis zum 55sten Grade der nördlichen Breite treibt man auch in Sibirien noch überall mit günstigem Erfolge den Ackerbau. Im März und April vorigen Jahres durchreiste ich mehrere Distrikte Sibiriens und fand das dortige Klima ganz so wie um diese Zeit den uns in Petersburg. Bey Krasnojarsk, der ersten Stadt Ostsibiriens, konnte ich es kaum noch in meiner Winterequipage aushalten. Vom 7ten April an genoß ich daselbst der heitersten, schönsten Frühlingstage, keine Spur von Schnee war mehr zu finden, überall war es auf den Straßen völlig trocken, die Leute spazierten draußen in ihren Sommerkleidern, auf den Feldern zeigte sich bereits das erste junge Grün; nur die mit Eis noch bezogene Fläche des Jenisey verrieth Spuren des jüngstentflohenen Winters. Konnte ich doch lebhaft genug die schöne Umgegend von Krasnojarsk schildern! Die Stadt liegt zwischen zwey Flüssen, dem Jenisey und der Katscha. Von allen Seiten umschließen sie romantisch geformte Berge, deren röthliche Farbe der Stadt ihren Namen gab. Diese Berggipfel sind mit anmuthigen Gebüschen bewachsen. Ueberhaupt kam ich hier mehrmals durch Gegenden, wo mich eine wahrhaft majestätische Natur überraschte, die ich in dem bey uns in Petersburg durch seine Oede, Trauer und starre Kälte so übelberüchtigten Sibirien nicht erwartet hätte. Der ganze Kanton von Krasnojarsk ist überaus fruchtbar. Der Roggen trägt hier fünf-und-zwanzig- und der Haber dreyßigfältig, daher sind auch die ersten Lebensbedürfnisse hier unglaublich wohlfeil, z. B. ein Pud Roggenmehl (40 Pfund) kostet nur 30 Kopeken, ein Pud Haber 12 Kopeken, ein Pud Fleisch anderthalb Rubel in Papier. Die Lebensart der hiesigen Bauern fand ich durchgängig reinlicher als die der Russen. In ihren Hütten findet man immer all ihr Hausgeräth rein gescheuert. Ihre Fußbekleidung ist nicht gleich der anderer russischen Landleute von Baumbast, sondern sie tragen wirkliche lederne Schuhe, mit Riemen befestigt. Sie sprechen einen besondern Dialekt des Russischen, in welchen sich eigenthümliche Ausdrücke mischen. Man findet diesen Dialekt von Perm bis Odotsk, mithin der ganzen Länge von Sibirien nach, zu Hause. Von Krasnojarsk bis Irkutsk fuhr ich durch eine wildromantische Gegend, die stets zwischen majestätischen Bergen und den Gesichtskreis beschränkenden großen Wäldern abwechselte. Unsern Irkutsk pflückte ich am 14ten April schon eine Feldblume im Freyen (anemone patens).

Der Angarafluß, der durch Irkutsk strömt und es in zwey gleiche Hälften theilt, hatte sich am 15ten März schon ganz vom Eise gereinigt. Die Angara ist ein herrlicher Strom, nicht so breit wie die Newa, aber von einer so überaus schnellen Strömung und von einer so durchsichtigen Klarheit, daß man in ihrem Bette von vier Faden Tiefe das kleinste Steinchen deutlich wahrnimmt, ihr Wasser ist dabey so kalt, daß man die Hand nicht lange darin halten darf. Ihr Lauf ist äußerst reißend, in einer Sekunde durchläuft sie acht englische Fuß. Vor drey Jahren begann die Regierung ihre beyden Ufer durch geschmackvoll aufgeführte Quais von Holz einzufassen, die kurz vor meiner Ankunft vollendet wurden und jetzt viel zur Verschönerung von Irkutsk beytragen. Irkutsk ist die Hauptstadt Ostsibiriens, und darf als der wichtigste Handelsort im ganzen russischen Asien angesehen werden. Hier haben die russischen Kaufleute ihre Hauptniederlage für den chinesischen Handel, dessen ergiebigsten Zweige für sie in der Ausfuhr der seltnern sibirischen Pelzthiere, der russischen und preußischen Tücher nach China bestehn, wogegen sie von dort hauptsächlich Thee und Nanking beziehen. Unter den dortigen Kaufleuten gibt es mehrere Millionäre, und sie sind zum Theil Männer von einem Grade der Bildung, wie ich sie selbst in Petersburg bey Personen dieses Standes selten wahrnahm und hier gar nicht erwartete. Sie besitzen artige Bibliotheken, die sie jährlich durch die interessantesten Erscheinungen in unserer vaterländischen Literatur vermehren, und pränumerieren auf alle in Petersburg und Moskau erscheinende Journale. Ihre Töchter beschäftigen sich fleißig mit Lektüre und haben Talent für Gesang und Musik. In diesem kalten, unfreundlichen, sibirischen Klima fand ich leidenschaftliche Anhänger der Gedichte unsers Puschkin und Leser des alten Dichtervaters Homer. Die Kaufleute rasiren sich hier durchgängig den Bart und ziehen deutsch und französisch gekleidet. Irkutsk zählt eine Volksmenge von nahe an 20,000 Menschen, und schon in dieser Hinsicht kann sich keine

Digitized by Google

Stadt in ganz Sibirien ihm gleichstellen, und über zweytausend Häuser, wovon freylich die wenigsten von Stein sind. Wie in allen russischen Centralstädten, sind auch hier sehr viele Kirchen, unter denen sich die prachtvolle Kathedrale, der Sitz des Erzbischofs von Ostsibirien, deren Gründung in das Jahr 1746 fällt, am schönsten ausnimmt. Während meines Aufenthalts lagann man auch den Bau einer eigenen evangelischen Kirche. Das Haus des Stadtvorstehers Sibiriakow würde, in eine der Hauptstrafen Petersburgs versetzt, den Palästen der nordischen Kaiserstadt gewiß keine Schande machen. Seine Façade ist prachtvoll und majestätisch, das Innere im neuesten Geschmack eingerichtet. Der Besitzer verräth in den geselschaftlichen Cirkeln, die sich bey ihm zu versammeln pflegen, eine Feinheit und Bildung, die den Gast auf Momente glauben machen könnte, er befinde sich in einer der ersten europäischen Hauptstädte bey einem durch Rang, Stand und Reichthum ausgezeichneten Staatsmanne, und nicht in der fernen Oede Sibiriens bey einem russischen Kaufmann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Mit welch erfreulicherer Nachricht könnten wir den diesmaligen Bericht beginnen, als mit der, welche ein langerwarteter Kanonendonner laut genug der ganzen Stadt verkündete? Die Geburt des ersten Prinzen, der von einem unserer Königssöhne herstammt, beseligte sogleich auch die Berliner Gelegenheitsdichter. Der eine besang den königlichen Erzbischof, wie ausdrücklich in dem Gedichte angezeigt war, noch unter dem Kanonendonner in der Hundsdeschen Vorlesung; er hätte besser gethan, seine patriotischpoetische Hitze durch größere physikalischgeographische Anfmerksamkeit abkühlen zu lassen, er selbst und das Publikum würden dabey gewonnen haben; ein anderer gab zu Ehren des Neugebornen ein Frühlingsgetändel zum Besten; unsere Prinzen aber, die Söhne und Enkel kriegerischer Könige, sollten nicht wie Schneeglöckchen besungen werden; nur Fr. Förster, der stets fertige Gelegenheitsdichter, verglich diese Geburt mit der des Sohns des Perseus, und erinnerte daran, daß auch unsern Fürsten der Name Achilles nicht fremd sey; wir können bey solchem Vergleiche nur wünschen, daß keine kurze achilleische Blöße den jungen Königssohn hinwegraffe, während das Leben des ehemaligen Großvaters an Dauer und Frieden im Alter nur dem des Nestor vergleichbar sein mhge. Wie ungeschickt aber fast bey jeder Gelegenheit die öffentlichen Freudenbezeugungen und Danksadressen in unsern Zeitungen sind, zeigen auch die, welche Herrn Alexander von Humboldt nach dem Schluß seiner Vorlesungen in Versen und Prosa entmuthigend bewiesen, er dürfe nur auf den Dank derer rechnen, welche gesehwiegen haben. Was überhaupt unserem Leben fehlt, ist die rege Theilnahme für alle allgemeineren Angelegenheiten. Die Interessen des Staats, Krieg und Frieden ausgenommen, überschreiten nicht den Kreis derer, die unmittelbar damit zusammenhängen; nur der Gerichtsstand z. B. weiß vom Recht und der Rechtspflege, oder hat lebendigen Eifer dafür; polizeyliche Verordnungen werden zwar bekannt, Gesetze werden promulgirt, aber daß auch die allgemeinsten, öffentlichsten Angelegenheiten, daß das ganze politische Leben öffentlich sey, dafür ist im Allgemeinen noch kein Bedürfniß vorhanden. Nur eis wo Prediger, Professoren und Schauspieler haben Gelegenheit öffentlich zu reden, und daher kommt die allgemeine Ungeschicklichkeit, die sich überall zeigt, wo nicht von der Kanzel, dem Katheder und von den Brettern herab gegen irgend ein Publikum hin gesprochen werden soll. Die am weitesten verbreitete Gesinnung ist bey uns die: das glückliche Volk sey nur dasjenige, welches, von einem milden, gerechten Könige wie der unsrige regiert, vertrauungsvoll sich um gar nichts kümmern und vom politischen Leben nichts wissen wolle, indem jeder sein bürgerliches Leben für das Höchste halte. Ein ehrliches Handwerk, ein Kramladen oder respektive eine Handlung en gros oder ein Geldgeschäft was die Familie redlich nährt und in Erholungsstunden zur Landesgemächen Vergnügungen die nöthigen Ausgaben deckt, dieß ist es, was solcher Gesinnung als der Gipfelpunkt bürgerlicher Freyheit und bürgerlichen Wohlseyns erscheint, so daß sie es für baare Thorheit auszugeben, den sicheren, engbeschlossenen Kreis durchreeten oder überschreiten zu wollen. „Man kann unter jeder Regierung, in jedem Lande glücklich seyn.“ ist das Motto dieser Gesinnung, und zwar das ganz richtige, denn soweit wenigstens sind, den Südosten und Südwesten Ausgenommen, alle europäischen Staaten ausgebildet, daß Privatreigenthum nicht nur Sicherheit, sondern bürgerlicher Verkehr und Beförderung findet. Man könnte diese Gesinnung die spießbürgerliche nennen, die wohl recht eigentlich nur in Deutschland, und besonders auch in Sachsen und Preußen zu Hause ist. Das unsinnige und gesinnungslose Extrem dagegen, die Demagogie des Geschäfts, welche das Herz als politischen Autotraten einsetzen wollte, diese Ironie im Felde der Politik ist glücklicherweise, wenn sie sich bat breit machen wollen, nur noch in den Landesversammlungen genug zu Hause, oder klugt auf freyen Füßen kopflos, ohne Gefahr zu seyn, unschädlich umher. Diejenige Periode der Ironie, welche die Besiegbarkeit der eigenen Meynung, die Zufälligkeit des Geschäfts als einzig wahrhaften Richter anerkannte, ist überhaupt sowohl im Sittlichen als auch im Politischen und Religiösen für die deutsche Nation ohne die bedeutende Wirkung gewesen, und es ist erqbylich zu sehen, wie die ironischen Leute nicht aufhören können sich hierüber höchlichst zu verwundern, es müßte denn seyn, daß sie Katholiken und gewaltige Aristokraten geworden sind. Alle diese bisher genannten politischen Gesinnungen zeigen nicht eben von grossem Geiste und tiefer Einsicht in die Interessen, Rechte und Forderungen unserer Zeit. Das deutlichste Zeichen aber vollkommenster Mittelmäßigkeit ist die bey uns mannigfach verbreitete Aristokratie. Wer durch sich selbst, durch die Arbeit seines Geistes, durch Bildung, Kenntnisse u. s. f. nicht gelten kann, wird sich natürlich am liebsten durch die mühelose Zufälligkeit der Geburt, wenn diese Zufälligkeit ihm gerade günstig ist, nicht nur über andere erheben, sondern diese auch verbindern wollen, sich durch Anstrengung, Talent und Fleiß zu gleicher Höhe emporzuschwingen. Diese Aristokratie ist nicht etwa eine zeitgemäße wie die feudalistische des Mittelalters, keine weltgeistliche Patrie wie in England, die ihren rechten Platz in der Verfassung gefunden hat, sondern sie geht entweder aus dem absichtlichen Mißtennen und Verwerfen des Geistes der Gegenwart, oder aus der modernsten Selbstsucht hervor, ohne Verdienst die Früchte des Verdienstes in mühelofer Bequemlichkeit pflücken zu wollen. Will diese Aristokratie, statt nur Gesinnung und vornehmthuendes allgemeines Raisonnement zu bleiben, auch in die speziellern Zweige der Verfassung und Verwaltung eingreifen und sich dort verwirklichen, so wird sie viel gefährlicher und revolutionärer als die Gesellschaftsmagogen. Ihre Revolution ist eine Revolution in die Vergangenheit zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Mai 1828.

Wollst oft, o sanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernste Pfade leiten im Mondenschein,
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet und glühender Stirne wallet!

F. L. v. Stollberg.

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper und die damit zusammenhängenden Erscheinungen.

Die Lehre des Physikers Arago vom nächtlichen Wärmestrahlen der Körper, zu welcher ihm besonders die Forschungen von Wells über den Thau Anlaß gaben, verbreitet nicht nur über das Wesen dieses merkwürdigen Meteors großes Licht, sondern verspricht auch den größten praktischen Nutzen, besonders für den Gartenbau. Da die mannigfaltigen Beobachtungen und Versuche dieser Naturforscher vom allgemeinsten Interesse sind, so theilen wir eine allgemeine Uebersicht davon mit.

* * *

Es ist allgemein bekannt, daß von zwey Körpern, denen man einen verschiedenen Grad der Wärme gegeben hat, der wärmere den kältern allmählig erwärmt, wenn man sie auf beliebige Entfernung einander gegenüberbringt. Die Physiker nehmen deßhalb Ausflüsse, Strahlen der Wärme an, welche von der Oberfläche der Körper bey jeder Temperatur ausströmen, und mittelst deren die Wärme des einen Körpers auf die eines anderen Körpers in die Ferne wirken kann; diese Strahlen bilden nach dieser Annahme den sogenannten ausströmenden Wärmestoff.

Aber nicht alle Körper haben in demselben Grade die Eigenschaft, den Wärmestoff unter der Form von Strahlen ausströmen zu lassen; diese Eigenschaft, welche man die Kraft der Ausstrahlung nennt, hängt von der besondern Beschaffenheit des Körpers ab und von dem Zustande seiner Oberfläche. Bey jeder Art von körperlicher Beschaffenheit nimmt übrigens die Stärke der Strahlung mit der Temperatur zu. Bey gleicher Temperatur scheinen alle Luftarten zu den Körpern zu gehören, welche am schwächsten strahlen. Zaftige Subkanzen dagegen, wie Wolle, Baumwolle, Flaum u. s. w. haben eine sehr beträchtliche Ausstrahlungskraft. Die polirten Metalle strahlen im Durchschnitt nur wenig Wärme aus, aber dennoch ist diese Eigenschaft nach Leslies Versuchen ausgezeichneter bey Platina, Eisen, Stahl und Zink, als bey Gold, Kupfer und Zinn.

Da nun jeder Körper mittelst dieser ganz allgemeinen Eigenschaft unaufhörlich Wärmestoff abgibt, so kann seine Temperatur sich nur dadurch gleichbleiben, daß er sich jeden Augenblick einen seinem Verlust entsprechenden Theil der von seinen Umgebungen ihm zuströmenden Gesammtwärme zueignet. Der Körper wird erkalten oder sich erwärmen, sobald dieser fortwährende Tausch nicht vollständig im Gleichgewicht bleibt. Nimmt man nun nach diesen Voraussetzungen an, ein kleiner Körper, dessen Oberfläche ungehindert Wärmestoff ausstrahlt, befinde sich Nachts bey heiterm Himmel hoch über dem Erdboden mitten in einer weiten, von allen Seiten offenen Ebene, so läßt sich erweisen, daß er unter diesen Umständen schnell erkalten muß; denn dieser kleine Körper wird jeden Augenblick Wärmestrahlen gegen alle Punkte der sichtbaren Halbkugel des Horizonts ausstrahlen; es ist also

Digitized by Google

nur noch zu untersuchen, ob diese Halbkugel ihm Alles ersetzen kann, was er auf diese Weise verliert. Nun aber kann einerseits der leere Raum, in welchem sich unsere Erde bewegt, keine wahrnehmbare Wärme abgeben, andererseits wird die Gesammtwirkung des Wärmestrahlens der Atmosphäre unbeträchtlich seyn, einmal, weil, wie schon erwähnt, alle Luftarten eine schwache Strahlungskraft besitzen, und sodann, weil die Schichten der Atmosphäre schon in einer geringen Höhe sehr kalt sind, wie dieß der ewige Schnee beweist, welcher so viele Berge bedeckt. Der Körper wird demnach unfehlbar erkalten, und die Erkältung wird beträchtlich seyn können, wenn man eine Substanz, welche ein schwacher Wärmeleiter ist, zwischen den Erdboden und den Körper bringt, und letzteren dadurch hindert, seinen Wärmeabgang durch das Zuströmen der Erdwärme zu ersetzen. Die Substanzen, aus welchen die Umhüllung der Erde gebildet ist, sind nun im Allgemeinen sehr schwache Wärmeleiter, und die untern Schichten der Atmosphäre bilden also die schwachleitende Substanz, welche nach obiger Voraussetzung zwischen den kleinen Körper und den Boden gebracht wurde.

Die untern Schichten der Atmosphäre sollten, wie es scheinen könnte, eine gleiche Temperatur mit dem Erdboden zeigen; da aber ihre Strahlungskraft, wie bey allen Luftarten, sehr schwach ist, so wird die Erkältung bey ihnen in einem weit geringeren Grade stattfinden, so daß bey reinem Himmel ein auf den Boden gestellter und ein in der Luft aufgehängter Thermometer nicht denselben Wärmegrad zeigen werden; ersterer wird bedeutend tiefer fallen. Daß der Boden, besonders der Grasboden, an heitern Sommerabenden bedeutend kälter ist, als die ihn zunächst berührende Luftschichte, kann Jeder, der aus einem Flußbade kommt, leicht schon durchs Gefühl bemerken; die Kalte des Bodens kann schon ziemlich empfindlich seyn, während die Luft noch lau ist.

Da nun diese Temperaturverschiedenheit zwischen der Luft und den dichten oder flüssigen Körpern, die sich auf der Oberfläche der Erde befinden, eine Wirkung des Strahlens gegen den Raum hin ist, so muß man erwarten, sie um so bedeutender zu finden je stärker die Strahlungskraft dieser Körper und je größer der offene Himmelsraum ist.

Wenn man zwischen den zum Versuche bestimmten Körper und den Himmel einen dichten Schirm bringt, so wird dieser der Erkältung vorbeugen; denn der Verlust des Wärmestoffs, welchen dieser Körper durch die Strahlung gegen den Raum hin erfahren haben würde, wird fast genau durch die Strahlung der unteren Schirmfläche, deren Temperatur von der der umgebenden Luft wenig verschieden ist, ersetzt. Die Wolken werden nun denselben Dienst leisten, wie dieser Schirm; sie werden nämlich auf dieselbe Weise das nächtliche Strahlen verhindern oder vermindern; nur muß man hinzusetzen, daß die Wolken, welche mit der sie umgebenden Luftschichte ungefähr gleiche Temperatur haben müssen, durch ihre eigene Strahlung den Wärmeverlust der irdischen Körper um so unvollständiger ersetzen werden, je höher sie stehen. Die Sonne scheint nicht nothwendig untergegangen seyn zu müssen, damit die Strahlung gegen den Raum eine fühlbare Wirkung auf die Temperatur mancher Körper äußern könne. Ueberall, wo ihr Licht nicht unmittelbar hinkömmt, wird man, selbst bey Tag, eine höhere Temperatur in der Atmosphäre als an den Pflanzen bemerken, wenn ein großer Theil des Himmels unbedeckt ist, und auch diese Erfahrung läßt sich schon mittelst des Gefühls anstellen.

Sehen wir nun, in wiefern die Erfahrung mittelst Versuchen diese theoretischen Sätze bestätigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortsetzung.)

„Sie sagten die Wahrheit, Doktor," sprach Arthur zu demselben, der wieder erschien. „Der böse Mensch liebt und setzt sein einzig Glück in die Gegenliebe seines Mädchens. Sey es denn!" — „In die Gegenliebe?" fragte Dgger bedeutend; „Sie irren, Herr Baron. Diese Gegenliebe ist nicht —" — „Wie?" — „Die Generalin hat der Tochter befohlen, Ihren Bruder zu heirathen, weil er durch Ihre Güte reich ist, und der Armuth der Familie mit Einem Male ein Ende macht. Amalie opfert dem Wohle der Mutter sich selbst und ein geliebtes Bild, das sie seit Langem, wenn gleich ohne Hoffnung, im Herzen trug."

Arthur fragte erröthend und ahnend nicht weiter, und der Doktor ließ, wie er immer zu thun pflegte, die angeschlagene Saite gleichmüthig verklingen. Die Eintracht der Brüder nahm wieder zu. Beyde besuchten das Haus der Generalin. Arthur war der getreue, gelassene Begleiter des feurigen Liebhabers. Er prüfte, er verglich; er fand Dggers Ausspruch bestätigt. Amalie schien zu lieben, aber nicht den Freyherrn Max von Walderich. Die Generalin verrieth Geiz und Mißtrauen.

„Eine Frau, die ihn nicht liebt! eine habsüchtige Schwiegermutter!" sagte Arthur einst zu dem Doktor; „Max wird unglücklich. Er rennt in sein Verderben und meine Angst steigt von Minute zu Minute."

Dgger zuckte die Achseln, ein Beweis, daß er Arthurs Ansicht billigte, ohne sich jedoch weiter darauf einzulassen. Arthur sah sich auf sein eigen Gefühl, auf den Bruder verwiesen. Er redete mit Maximilian. Dieser spottete anfangs seiner, dann zürnte er ihm.

Digitized by Google

„Du willst meine Braut verdächtigen! Es gelingt dir nicht. Meine Liebe mißfällt dir, ich weiß das; mag sie es doch; gestehe mir aber gesunde Vernunft zu. Ich liebe Amalien unsäglich; solche Leidenschaft bleibt nie ohne Erwiederung, und die Zurückhaltung der Jungfrau wird die wärmere Liebe der Gattin begehrenswerther machen.“ — „Deine Leidenschaft täuscht dich.“ — „Dich betrügt die deine, die der Eifersucht. Sonderbarer, unglücklicher Mensch! du beneidest mein und Amaliens Glück. Ich soll an deinem verdeteten Herzen verdorren, und Amalie elend seyn! Oder hätte vielleicht ihre Schönheit deine Seele gerührt? Verlangtest du nach meinem Reichthum?“

Arthur starrte den argwöhnischen Bruder an. Dann trat eine bittere Verachtung auf seine Lippen; er schwieg. Der in der Hitze verblendete Max täuschte sich über Arthurs Gefühle. Er fuhr fort: „Sieh, wie deine Seelenschuld sich verräth! Ich habe deine Tücke ergründet. Du spielst die Schlange in meinem Paradiese!“

„Unbandbarer!“ stammelte Arthur empört und wollte den Wilden verlassen. Dieser hielt ihn zurück.

„Welchen Namen nanntest du?“ fragte Maximilian gesteigert; „ha! wie sich bey und in diesem Worte Alles, was ich von dir erhalten und genossen habe, wie ein Gebirge auf meine Brust legt! Bist du mein Wohlthäter geworden, um mein Henker zu seyn? war ich etwa ein zudringlicher Bettler, den man vor die Thüre zu jagen oder zu mißhandeln sich das Recht nimmt? Oder gabst du mir vielleicht ein Almosen, um mir bequemer den Dolch ins Genick zu stoßen? Nimm Alles zurück, du moralischer Meuchelmörder, was mich an dich bindet, die Zaubertränke, die mich berauschen sollten!“

„Maximilian! noch ein Wort, und du zerreißest den Zauber der Natur für immer!“ rief Arthur, von Zorn und Angst ergriffen.

„Das will ich, heuchlerischer Bube!“ entgegnete Max, „ich will es, so wie ich diesen Pakt zerreiße, der mich dir leibeigen machen sollte.“ Die Schenkungsakte, die ihm Arthur über die abgetretene Vermögenshälfte zugestellt hatte, flog zerstückt zur Erde.

„Unsinniger! was thust du?“

„Frage nicht. Ich bin ein Mann; habe Kraft und Muth. Mein Weib zu ernähren, soll mir nicht schwer fallen; auch ohne die Hülfe des Selbstsüchtigen, der mir mit seinem Golde mein Gefühl abkaufen wollte. Dir zum Trotze werde ich mit Amalien glücklich seyn; und Du, verzweifle einsam auf deinen Schätzen!“

„So fahre denn hin, Opfer einer tollen Begier!“ zürnte Arthur dem Davoneilenden nach; „fahre hin aus dem Schooße des Glücks in dein Elend! du hast meine Liebe zu dir ermordet, ich kenne dich nicht mehr!“

Die Folge dieser harten Worte war, daß sich Arthur sehr erschöpft fühlte und in einen schweren Fieberzustand verfiel. Oggers Geschicklichkeit mäßigte auf der Stelle die Gewalt der Krankheit. Mit der völligen Besinnung kehrte auch die Sehnsucht nach dem Bruder in Arthurs Brust zurück. Es war Abend geworden. „Wo ist mein Max?“ fragte er sorglich: „ich will nichts gesagt haben; er soll wieder Alles nehmen, was er besaß; er soll empfangen, was ich noch besitze; er soll glücklich seyn, wenn ers vermag. Senden Sie nach ihm, Doktor!“

Der Doktor that es. Der Diener fand den Baron nicht auf seinem Zimmer, nicht im Hause. „Zur Generalin!“ stammelte Arthur. „Wenigstens erfahre er Morgen durch sie....“

„Ich übernehme das selbst!“ versetzte der Arzt und ging schnell zu der Frau von Treumar. „Baron Max ist ein Bettler geworden,“ sagte er zu der Generalin. „Baron Arthur liegt krank, und Ihr Hochzeittag ist der seines Todes,“ sagte er zu Amalie, und kam zu Arthur zurück, ihm zu berichten, daß er seinen Bruder nicht gefunden. Der Kranke hoffte von Stunde zu Stunde auf dessen Erscheinen. Alles vergebens. Endlich am zweyten Abend seit jenem bedauerlichen Zwiste tritt Maximilian in die Krankenstube, bleich wie ein Entgeisterter und verhaltnen Schmerz auf dem stummen Munde. Arthur hat zehn Fragen an ihn gerichtet, ehe er einer Antwort fähig wird.

„Freue dich,“ sagte er hierauf bitter und verschlossen, „dein Wunsch ist erfüllt worden, und ich bin doppelt elend. Mein Herz ist in Jammer versunken; während ich hoffte nur irdische Güter entbehren zu müssen, fiel mein himmlisches Besitzthum treulos von mir ab.“

„Wie das, mein Bruder?“

„Erheuchle keine Unwissenheit! dir verdanke ich, daß ich nun das weibliche Herz kennen gelernt. Die Generalin nahm ihr Wort zurück; Amalie hat mir ein ewig Lebewohl gesagt. Ich bin arm geworden, der Zauber ist zerflossen, ich stehe allein, ein getäuschter Thor, und will in der Ferne Menschen suchen, die es ehrlicher mit mir meynen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Das Gesagte zeigt sich z. B. deutlich in einer Schrift, welche vor kurzer Zeit öffentlich solche Gesinnungen ausgesprochen hat, und von einem Sohne unseres vormaligen Finanzministers herrühren soll. Sie spricht von der Gesährlichkeit der antitreuhaftischen Grundsätze, nach welchen das Staatsrecht im preußischen Landrechte festgesetzt worden sey. Diese Schrift nämlich sänguet, daß es Staaten gebe, und will auch von Bürgern des Staats nichts wissen. König und Unterthanen dagegen, meynt sie, gebe es, und sie würde auch mit Freuden Leibeigne anerkennen, da ihr Verfasser auch wohl Herr einiger Seelen würde werden können. Zum Herrn über Geister wird er sich aber wohl nie emporschwingen, denn jene

Digitized by Google

Gesinnung möchte nicht leicht einen mittelmäßigern Sprecher gefunden haben, so hat er im Ganzen auch wenig Widerspruch gefunden, nicht wegen der Wichtigkeit, sondern wegen der Unwichtigkeit. Nur der Historiker Buchholz hat eine Broschüre herausgegeben, in welcher er nur leider auf das andere Extrem hinüberritt und jenen bekannten Ausspruch des großen Friedrichs herausbeht, daß er sich für den ersten Diener des Staats halte, einen Ausspruch, den welchem der Fall eintritt, daß man einmal rosaillischer als der König selber seyn muß. Von uns ferem Könige erzählt man, er habe lächelnd über jene Schrift geäußert, daß die Gesährlichkeit der Grundsätze des preußischen Landrechtes doch so übergroß nicht seyn könne, indem während seiner ganzen Regierung auch nicht die geringste Wirkung solcher Gefährlichkeit zum Vorschein gekommen sey. Dagegen sollen jene Gesinnungen in andern höheren und mittleren Kreisen sich vielfachen Beyfall erworben haben, denn die politische Aristocratie ist nicht die einzige die wir hier kennen; sie herrscht auch in Künsten und Wissenschaften. Gegen Männer, die einmal im Gebiete der Wissenschaft den Freyherrn-, Grafen- oder gar Fürstenrang durch die öffentliche Meynung eingenommen haben, sollen Angriffe, auch selbst die wissenschaftlichsten Verwerfen seyn; die Angreifer sind sogleich als wissenschaftliche Demagogen mit persönlichen Absichten verschrieen; ein berühmter Name wird wie ein Majestätsrecht angesehen. Im Ganzen ist daher von Seiten dieser Aristocratie auch eine offene scharfe Kritik am meisten gehaßt; Geist zu haben, wird als der Gelehrsamkeit hinderlich zur wissenschaftlichen Schuld, gegen welche sogleich die Klage der Ungründlichkeit zu erheben sey, und besonders stelle sich die Empirie, als feudalistischer Adel in der Wissenschaft, der Philosophie kämpfend gegenüber, wenn diese ihr Souveränitätsrecht geltend machen will. Freylich ist nicht zu läugnen, daß sich bey und auch viel philosophisches Unwesen hervorthut, wie dieß an einem Orte, wo sich Köpfe aller Art, starke und schwache, bemühen, eine neue Richtung der Philosophie aufzufassen und zugleich in eigener Weise fortzubilden, wohl nicht anders der Fall seyn kann. Man braucht z. B. nur in eine neulich erschienene Broschüre: „philosophische Umrisse, entworfen von Dr. Gustav Andreas Lautier" zu bliken, in welcher das Prinzip des Widerspruchs, das diese Blätter als Prinzip der Philosophie aufstellen, zugleich ihrem Grundsatz nach praktisch ausgeführt ist, denn sie machen die Prätension tiefster Gründlichkeit, und liefern doch nur ein Gemisch oberflächlicher Trivialitäten und unverständlichen Gallimathias; sie wollen das Innerste der Dinge ans Licht bringen, und zeigen doch nur, daß sie kaum kennen; was sie zu erkennen meynen; sie wollen die neueste Ausbildung der Philosophie meistern, und beweisen doch nur, zu deren rechtem Verständniß nicht durchgedrungen zu seyn, und wenn sie den Gipfel der Wissenschaft zu bilden glauben, haben sie nur den Gipfelpunkt der Wissenschaftsdienstheit erreicht. Man kann sich gegen diese Aberrung nicht stark genug erklären, weil Mißverständ solche Erscheinung mit Jubel begrüßen, indem sie glauben, nun ein Recht erlangt zu haben, auf Geist und Philosophie überhaupt zu schmähen, als wenn historisches Quellenstudium zu Erdaumen sey, wenn irgend ein unwissender, halbblinder Historikus die köstlichsten alten Handschriften falsch gelesen und historischen Unsinn herausgebracht hätte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, 1. Mai.

Das letzte Viertheil des verwichenen Monats zeichnete sich hervorthend durch den Jubel aus, den ein für Sachsen höchst glückliches Ereignis vom Throne aus hier Hütten und Pallas sie verbreitete. Gegen Mitternacht am 25. April ward dem Prinzen Johann von Sachsen der erste Sohn geboren, und der Donner der Kanonen verkündete es sogleich weit umher. Unbeschreiblich war der Wonnerausch, welcher noch in derselben Nacht in Dresden alle Gemüther ergriff. Es ward in der schönen milden Nacht lebendig auf den Straßen, als sey es Tag. Mehrere Häuser, ja ganze Straßen waren pfeilschnell erleuchtet, Musikbanden fanden sich ein, eine freudige Menge versammelte sich auf der Elbbrücke und den freyen Plätzen, Volksgesänge wurden angestimmt, und bis der Morgen wieder tagte, rastete die aufgeregte Empfindung nicht. Am 24sten ward nun das Abends um sechs Uhr die Taufe des Neugebornen vollzogen, und es wurden ihm die bedeutungsvollen Namen Friedrich August Albert beygelegt. Dann begab sich der König und die gesammte königliche Familie, mit Einschluß der zum Besuch hier anwesenden verwittweten Königin von Baiern und ihrer Tochter, in das festlich beleuchtete Theater, wo sie der Jubel des vollen Hauses beym Eintritt durch ein dreymaliges Lebehoch empfing. Es ertönte nun eine festliche Ouvertüre von Kapellmeister Reissiger, nach deren Schlusse mit der innigsten Rührung folgender, dem Vernehmen nach von Th. Hell gedichteter Festgesang angestimmt ward:

Erdone Jubelschall
Heut laut und überall
Aus Sachsenbrust!
Ein langersehntes Fest
Uns Gott erleben läßt.
Das sich das Auge näßt
In seliger Lust.

Beglückter Tag, der heut
Der Sachsen Herz erfreut!
Beglücktes Land!
Des Himmels Segen liegt
An Mutterbrust gesegnet.
Den theuren Knaben wiegt
Des Vaters Hand.

Willkommen holder Sproß,
Den an ihr Herz schon schloß
Die Nation!
Gegrüßt im Rautenkranz,
In deiner Ahnen Glanz!
Sey einst ihr Nachbild ganz,
O Fürstensohn!

Hinauf zum Throne hebt,
Von Hoffnung neu belebt,
Sich froh der Blick;
Dem theuren König Heil!
Dem königshause Heil!
Und ewig sey sein Theil
Das reinste Glück!

Je neuer diese Erscheinung eines ähnlichen, allgemeinen Ausdrucks der Gefühle durch Festgesang vor unserer Bühne war, um so tiefer fühlte sich jedes Gemüth davon ergriffen, und machte sich am Schlusse desselben nochmals durch ein Lebehoch für die geliebten Glieder des königlichen Hauses Luft. Es ward sodann die „Zungfrau von Orleans" dargestellt. Am Sonntage darauf fand ein mit dem Donner der Kanonen und Salven des Musketenfeuers begleitetes Te Deum in der katholischen Kirche statt, und da schon am 24sten die Stadt erleuchtet gewesen war, wiederholte sich dieses an jenem Abende noch mit größerer Feuerlichkeit, während auch der Hof in allen Straßen herumfuhrend, diese Zeichen der Volksfreude in Augenschein nahm.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 16. Mai 1828.

Der Sieg
Ist schön, doch schöner noch, den Feind zum Freund zu werben,
Und zu der eignen Kraft des Bruders Kraft zu erben.
Voltaire.

Nikanders Runen *).

ᛒ
Bjarkamal **).

Hogne.

Sorle! willst du kämpfen mehr?

Sorle.

Einmal mag der Streit noch walten,
Norwegs Löwe kann zerspalten
Noch mit seinem blanken Beile
Drey der Kronen, wenn nicht mehr.

Hogne.

Normann, du kannst dich nicht heben,
Und ich kann nicht tödten dich.

Sorle.

Lieber todt, als flehn um's Leben,
Dieß hielt Sorle stets für Schande,
Dort die Klinge liegt im Sande,
Hole sie und tödte mich!

Hogne.

Bleibst du?

Sorle.

Ja, ich bleibe sitzen,
Herrlich ist's, sein Blut verspritzen
Als ein stilles Ehrenopfer,
Trotzend deinem Schwert und dir.

Hogne.

Trotz beutst du den Todesstreichen?
Muth, nicht Flehn kann mich erweichen.
Nimm die Hand in Kraft und Liebe,
Leb' und wachs an meiner Seit'!
Ob dein Leu der Kronen dreye
Spalten mag, so können zweye
Große, starke Bruderlöwen
Spalten sechs, wenn's kommt zum Streit.

Sorle.

Wie der Fall auch mochte schmerzen,
Dieß dein Wort geht mehr zu Herzen.
Dich als Bruder ich begrüße —
Hier die Hand, du Schwedenmann!
Laß die Hände treu uns drücken
Und des Friedens Lilie pflücken,
Jeder halb und doch zusammen
In des Streites heißem Brand.
Schöner als des Streites Klingen
Wird der Skald' einst von uns singen:
„Keiner überwand den andern,
„Doch ein Jeder überwand."

*) S. Mgbl. 1827. Nro. 242, u. ff.

**) Von der Rune Bjark. Bjarkamal, Benennung einer Art alter isländischer Helden- und Kampflieder. In den isländischen Sagen kommt das Wort öfters vor. Der Stoff des Liedes ist aus der Sorles Saga (Kap. 25) genommen, welche sich unter den Björnerschen Kämpfertaten findet. Während des Streits war der norwegische Kämpfer in eine Grube gefallen, der schwedische war ohne Schwert, denn er hatte das seine schon früher von sich geworfen, um mit Sorle zu ringen. (N.)

Digitized by Google

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortſetzung.)

Maximilian ſtürzte fort, ohne auf den Ruf ſeines Bruders zu hören, und es wurde nichts mehr von ihm vernommen. Arthurs Geneſung wurde durch dieſe Betrübniß ſehr aufgehalten; indeſſen heilte die Zeit dennoch ſeinen Körper. Oggers Bemühungen waren unabläſſig. Sie ſiegten über das phyſiſche Leiden.

„Ihnen bin ich mein Leben ſchuldig," ſagte der dankbare Arthur; „doch die Wunde meines Herzens heilt nimmer. Ich habe in der Welt keinen Menſchen gefunden, den ich lieben möchte wie meinen Bruder, und der Unſelige verläßt mich!"

„Er würde Sie auch verlaſſen haben, wenn er ſich vermählt hätte!" tröſtete der Doktor. „Die Treumar iſt eine Schlange, eine habſüchtige Kokette, wie es ihre Mutter geweſen. Als Gattin hätte ſie die Brüder getrennt, wie ſie ſich jetzt von dem Armgewordenen losgeriſſen. Maximilian iſt glücklich, daß ſie von ihm ſchied, aber er iſt zu beklagen, daß er Ihnen ſo unendlichen Kummer verurſacht. Sie wären indeſſen ein Mörder an ſich ſelbſt, wenn Sie dieſem Kummer ewig nachhängen wollten. Sieht nicht auch Ihnen die Zauberfrucht der Jugend? Thun Sie, was der Unſelige thun wollte. Suchen Sie in einem wohlgeprüften Ehebunde Zerſtreuung, Glück und Heiterkeit."

„Nimmermehr!" verſetzte Arthur, „ich habe es meinem Vater geſchworen, ich will mein Wort nicht brechen. Meine Tage, lieber Doktor, ſind gezählt. Ich fühle, daß ich meiner Gattin bald den Wittwenſchleyer überwerfen würde. Schweigen wir davon."

„Wie vermöchten Sie das Ziel Ihres Lebens zu beſtimmen? Selbſt der Arzt hat nur Muthmaßung, die eine heilſame Umwälzung der Natur gar oft zu Schanden macht. Bedenken Sie ſelbſt Ihren Reichthum, Ihre Güter — wollen Sie dieſelben lachenden Fernerben hinwerfen, während . . ."

„Nicht weiter, Doktor, mein Bruder . . ."

„Wenn es ſich erwahrt, was hin und wieder verlautete? wenn er in dem Kriege, wohin ihn ſeine unbändige Natur geführt, den Tod gefunden hätte?"

„Dann bliebe mir noch ein Freund, würdig, die Glücksgüter zu erben, die ich dem Zufall verdanke, Sie, Herr Doktor."

„Mein Gott! Sie beſchämen mich."

„Sie ſollen im geltenden Augenblicke ſehen, wie ſehr es mir mit dieſer Aeußerung Ernſt iſt."

„Der Himmel behüte Sie noch lange!"

Der Bediente brachte eine Karte. Die Generalin von Treumar war geſtorben, und der Vormund der hinterbliebenen Tochter, ein Landedelmann, lud den Adel der Stadt zur Leichenfeyer ein.

„Amalie iſt eine Waiſe geworden, wie ich," ſagte Arthur; „ich werde hingehen, ſie zu tröſten."

Der Vormund empfing den nach einigen Tagen Einſprechenden kurz angebunden. Amalie war erſchrocken, in ihren Augen perlten Thränen. Sie entfloh ohne wieder zu erſcheinen, und des alten Herrn gleichgültige Höflichkeit ſagte den Baron aus dem Hauſe. Arthur wollte ſich's kaum geſtehen, daß Amaliens Züge einen heftigen Eindruck auf ſein Herz gemacht hatten; dieſen Eindruck verwiſchte indeſſen das unangenehme Gefühl, das er mit ſich aus Treumars Hauſe getragen. Er kehrte aber dennoch dahin zurück; Amalie war zu ihrem Vormund auf das Gut gezogen. Er ritt hinaus und kehrte tiefſinnig heim. „Sie lieben Amalie," ſagte der Doktor einſylbig. Arthur läugnete nicht. „Sie waren Amaliens erſte Neigung, und ich meyne, Sie ſind nicht von ihr vergeſſen worden." Arthur ſtutzte; er fragte den Doktor um ſein Urtheil; Ogger zuckte wie gewöhnlich die Achſeln, Arthur überſah es, er überſah ſogar den Eid, an dem er heilig gehalten. Er wiederholte ſeine Beſuche. Der Doktor begleitete ihn. Während dieſer, der Amaliens Vertrauen während der Krankheit ihrer Mutter, die er behandelt, errungen hatte, wie nicht minder das Wohlwollen des Vormunds, während er alſo mit dem Letztern ein Spielchen machte, redete Arthur mit Mund und Herz zu Amalien. „Mein Ungeſtüm vielleicht hat Ihnen den Geliebten geraubt;" ſagte er zu ihr. „Der Unglückliche kehrt nimmer zurück. Darf ich Ihnen Erſatz leiſten?" Und ein Strahl der Frühliebe brach ſiegreich aus Amaliens Augen, und ihre Bruſt hob ſich mächtig, und ihr Mund — verneinte. Arthur ſchien gekränkt, riß das Gefühl aus ſeiner Seele und beneidete den Doktor, der kalt und gleichgültig, wie immer, das ſchöne Maienbrunn fort und fort beſuchte, ohne ſich in ſüße, aber beängſtigende Netze zu verſtricken. Ogger war an einem prachtvollen Tage nach dem Gute geritten, Arthur allein zu Hauſe. Da bringt ihm ein Jockey ein Billet. „Sie werden als Mann von Ehre bey dem Siegmundshaag erwartet. Sie können bis Abend hier Ihr dort eintreffen, und werden, man nimmt zum Voraus Ihr adelig Wort zum Pfande, unfehlbar erwartet."

Eine fremde Hand ohne Unterſchrift; der Jockey antwortet nicht und verläßt das Hotel. Stets bereit der Stimme der Ehre zu gehorchen rüſtet ſich Arthur, obwohl von unheimlichen Ahnungen beſtürmt, zu der Fahrt. Er beſteigt ſeinen Wagen, ein einziger Diener geleitet ihn. Mit Wehmuth wirft er einen Blick nach dem Thürmchen von Maienbrunn, als er das Bergegelände hinab zum verſteckten Siegmundshaag fährt. An dem Schlagbaum der Waldanlage läßt er Wagen und Diener zurück, wandert zu dem Alleſtern, der den Mittelpunkt der Anlage bildet. Plötzlich ſteht ein fremder Offizier vor ihm. „Herr von Walderich?" — „Ich bin's." — „Sie ſind gefordert."

Digitized by Google

„Von wem?“ — Von einem Manne, den Sie schwer beleidigten.“ — „Ich wüßte nicht . . .“ — „Glauben Sie mir indessen. Bestimmen Sie die Waffen.“ — „Seltsame Ausforderung! Ich werde bescheiden wie zu einem Meuchelmorde. Ich komme ohne Waffen, ohne Sekundanten.“ — „Sie bedürfen keines Sekundanten Ihrem Gegner gegenüber.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Fortsetzung.)

Wie bedeutend die Wirkungen des nächtlichen Wärmestrahlens seyn können, erkennt man einfach, wenn man in ruhiger, heiterer Nacht kleine Haufen von Pflanzen, Baumwolle, Eiderdun oder von jedem andern faserigen Stoffe der freyen Luft aussetzt; man findet nach einiger Zeit, daß ihre Temperatur 6 und selbst 8 Grade der hundertheiligen Scale unter die Temperatur der umgebenden Atmosphäre gesunken ist. Bey Metallen beträgt diese Erkältung nur einen, höchstens zwey Grade; sie ist am geringsten bey denen, welche die schwächste Strahlungskraft haben, bey Gold, Silber, Kupfer, Zinn. An den Orten, wo das Sonnenlicht nicht hindringt, und von wo aus man einen weiten Himmelsraum übersieht, fängt diese Verschiedenheit zwischen der Temperatur der Pflanzen und der fasrigen Stoffe einer- und der Atmosphäre andererseits gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittags, nämlich sobald die Wärme der Luft abnimmt, an bemerklich zu werden; Morgens währt sie mehrere Stunden nach Sonnenaufgang noch fort.

Die folgenden Erfahrungen geben Beyspiele vom Einfluß der Wolken und künstlicher Schirme. In einer heitern Nacht war das Kraut einer Wiese 6° 7′ kälter als die Luft; es zogen Wolken vorüber; sogleich wurde das Kraut um 5° 6′ wärmer, ohne daß die Temperatur der Luft sich änderte. Ein Thermometer in Berührung mit einem Büschel Wolle, der auf einem, ein Paar Fuß über dem Boden angebrachten Brette lag, zeigte bey ruhigem und heiterem Wetter fünf Grade weniger als ein zweyter Thermometer, dessen Kugel mit einem vollkommen gleichen, aber an der untern Fläche desselben Brettes angebrachten Wollenbüschel in Berührung stand.

Wenn man übrigens einen deutlichen Begriff von allen diesen Erscheinungen bekommen will, ist es nothwendig, die wärmeleitende Eigenschaft der Körper von ihrer Strahlungsfähigkeit wohl zu unterscheiden. Das Wort Leitungsvermögen bezeichnet die in den Graden ihrer Stärke sehr verschiedene Eigenschaft, welche ein zufällig erhitzter Theil irgend eines Körpers besitzt, seine Wärme an die übrigen Theile derselben Masse abzugeben, ohne daß sie dabey ihren frühern Platz verläßt. Die Strahlung dagegen ist der Akt, kraft dessen die Hitze von der Oberfläche der Körper ausfließt und nach Außen abgegeben wird. Die Körper können ein sehr gutes Leitungs- und zugleich ein sehr schwaches Strahlungsvermögen besitzen und umgekehrt. Die polirten Metalle und die Kohle liefern einleuchtende Beyspiele für Beydes; denn es weiß ja Jedermann, daß wenn man eine dünne Metallstange an einem Ende in die Glut steckt, die Hitze sich ziemlich weit in ihr verbreitet, während eine weißglühende Kohle jenseits des rothen Theiles kaum warm ist und in einer Entfernung von wenigen Linien von der Flamme unerkraft mit den Fingern angefaßt werden kann. Was dagegen das Strahlungsvermögen betrift, so zeigt die Erfahrung, daß es in den Metallen schwach, in der Kohle aber sehr stark ist. Eine Folge des starken Wärmeleitungsvermögens der Metalle ist es daher, daß ein kleines, dünnes Metallblättchen durch die Strahlung weit schneller erkaltet als ein derbes Stück desselben Metalls. Letzteres ersetzt seiner Oberfläche die Wärme, die sie durch Strahlung verliert, aus seinem Innern durch das Leitungsvermögen, bey einem dünnen Blättchen aber ersetzt nichts den Verlust. — Fragt man nach der Wirkung des Windes, so zeigt die Erfahrung, daß er die Erkältung eines Körpers beschleunigt, welcher wärmer als er ist; er muß folglich die Erwärmung eines Körpers beschleunigen, welcher kälter ist als er selbst. Indem der Wind während einer heiteren Nacht beständig neue atmosphärische Schichten an die Oberfläche aller derjenigen Körper führt, welche die Strahlung zu erkälten strebt, wird er bewirken, daß ihre Temperatur nicht so niedrig wird, als sie außerdem geworden wäre. Bey bedecktem Himmel ist das Gras selbst nie kälter als die Luft, wenn der Wind stark ist; bey vollkommen heiterem Himmel aber vermindert der Wind die Strahlung zwar, aber er verhindert sie nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 1. Mai.

(Beschluß.)

Auf unserer deutschen Hofbühne war das obengedachte Schillersche Werk in dem Monate April das einzige neueinstudierte Stück. Dem. Grey spielte die Jungfrau. Ihre Kräfte sind der Ausführung einer solchen Aufgabe durchaus noch nicht gewachsen. Einzelnes war von ihr mit Gefühl und Wahrheit gegeben, anderes aber wieder gänzlich vergriffen. Das Talent der Künstlerin sprach an mehreren Stellen an, aber an andern wieder fehlte, sonderbar genug, entweder entschuldigende Naivität, oder ein höheres Studium, dem man das Verherrschenwollen anmerken konnte. Freylich hatte auch die schätzbare Darstellerin mit einem lähmenden Einflusse von außen zu kämpfen. Bey der ersten Vorstellung, welche, wie vorgedacht, an jenem Tage des sechsten Festes im Theater erfolgte, konnte ihr kein anstregender Beyfall zu Theil werden, und sie also die Stimmung des Publikums für diese oder jene Partthie ihrer Darstellung nicht beurtheilen, und da die Wiederholung des Stücks abermals auf den Sonntag fiel, wo die Erleuchtung der Stadt Jedermann entweder zu Haus oder auf den Straßen beschäftigte, so war das Schauspielhaus so leer gelassen, daß der Darstellenden mehr als der Zuschauenden sich darin befanden. Bey den sechsten Naturgaben der Dem. Grey muß sie jeder wahre Freund ihrer Kunst bitten, sparsam mit ihren Mitteln zu seyn, und sich besonders noch nicht an Aufgaben zu wagen, zu deren Lösung ein tieferes Eindringen, eine reife geregelte Kraft und der Hauch einer höhern Poesie gehört, welcher nur durch das innigste Durchdringenseyn in Gefühl und Geist sich ergeugt. Wir können überhaupt die ganze Darstellung dieses Stücks nicht wohl eine gelungene nennen. Nur Herr Becker als Dunois schien vom Geiste seiner Rolle durch-

Digitized by Google

drungen, bey allen übrigen war eine gewisse Kälte, leider bey manchen Nebenrollen war auch Unbefriedigtheit sichtbar. Es dürfte wohl überhaupt schwer seyn, diese romantische Tragödie irgendwo in allen Theilen mit der Frische und dem Schmelze darzustellen, die ihr nothwendig eigen seyn müssen, wenn nicht manches recht Eigenthümliche gerade dann recht störend hervortreten soll.

Die italienische Oper gab nach den Osterfeyertagen wieder etwas Neues nach langer Karyheit, eine komische Oper, „Il Governo della Casa, das Hausregiment," mit Musik von Gaetano Donizetti, einem jungen Tonsetzer, von welchem bis jetzt noch nichts auf unserer Bühne erschienen ist. Das Textbuch war übrigens der wohlbekannte Hofmeister in tausend Aengsten, nur in zwey Akte ausgedehnt, und dadurch allerdings den Unannehmlichkeiten des Protrastelebens nicht entgangen. Inkessen ließ sich auch so das heitere Stück mit ansehen, und Benincasa gab seinen Hofmeister mit ächter Gemüthlichkeit. Die Hauptrolle ist hier der Herr vom Hause geworden, und da sie in den Händen von Zezi war, so mußte man dafür sich bedanken. Seine schöne Gestalt, seine männliche Haltung und sein trefflicher Gesang, kräftig und doch auch wieder mild, stets wohlstehend, nie zum Brummen der Tiefe oder dem Kreischen der Höhe überschlagend, gewährten einen großen Genuß. Die Palazzesi und Rubini traten ebenfalls recht vortheilhaft ein und hatten Gelegenheit Wohllaut und Gewandheit ihrer Stimmen zu entfalten, auch hatte die erstere eine ungemein anziehende Toilette gemacht. Die Komposition ist allerdings ohne Originalität, eignet sich aber gut zum Gesang, hat einige recht artige Terzetten und Duetten, und mag so immerhin einige Male nicht ungern gehört werden. Läßt man sich doch wohl dann und wann gern der strengen Opera seria entheben und in die heitern Regionen der buffa führen.

Guido.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zur Aufzählung der politischen Nüancen um so lieber zurück, als wir jetzt auch der tiefern und ächtern Gesinnungen zu erwähnen haben. Wir wollen aber nur die gründlichste herausheben. Sie wird von Männern getragen, welche die großen Bewegungen der letzten vierzig Jahre mit Einsicht zu betrachten verstehen, und erkannt haben, daß die politische Reformation die Ausbildung der Staaten zur konstitutionellen Monarchie sey. Aber sie sind weit von dem Wunsche entfernt, auch bey uns plötzlich die Gerichtshöfe dem Volke geöffnet, Geschworne den Richtern und Advokaten gegenübergestellt, eine Deputirten-, eine Pairskammer errichtet zu sehen, alle Verhandlungen am folgenden Tage in vielfarbigen Zeitungen besprochen und bestritten zu finden, und das bisher todte Wort weitläufig schriftlicher Verhandlungen in allen Sphären auch als lebendige Rede zu vernehmen. Lauffam, aber sicher stehen sie unser inneres Staatsleben vorschreiten und wollen kein Treibhaus anlegen, diesen Wachsthum vor der Zeit zu beschleunigen. Was anderswo nur durch gewaltsame Erschütterungen, oder durch enges Anschließen an Frankreich und französische Gesinnungen und Institutionen hat zu Stande kommen können, soll bey uns, verlangen sie, ruhig auf unverkümmerten Boden in eigenem Geiste sich ausbilden. Nur von solcher naturgemäßen Ausbildung erwarten sie feurerdrechte Früchte. Vor England und Frankreich, erkennen sie, haben wir theils eine bessere administrative Einrichtung, theils eine vertrauenerregendere Gesinnung in allen Zweigen der Verwaltung, und vor allem ein gesitteteres, mitderes, gerechteres Kriminalrecht voraus; unser Strafcodex ist nicht mit Blut geschrieben. Sie freuen sich, daß unser Landrecht schon nach dreyßig Jahren einer so gründlichen Prüfung, wie die gegenwärtige, unterworfen wird, daß in der Prozeßordnung vielleicht ein mündliches Verfahren dürfte eingeführt werden, wenn auch die Oeffentlichkeit als eine unserem ganzen politischen Leben noch unangemessene Form möchte ausgeschlossen bleiben. Auf Geschworenengerichte ist man hier aber nicht eben gut zu sprechen; sie würden zu unseren Gewohnheiten, Gesinnungen und Meynungen in keiner Weise passen. In solchem Sinne scheint im Ganzen eine Broschüre „über die preußische Städteordnung, nebst einem Vorworte über bürgerliche Freyheit nach französischen und deutschen Begriffen, von Friedrich von Raumer" verfaßt zu seyn. Die hier geäußerten Gesinnungen gehören Männern an, welche es mit dem Staate wohl meynen, mit wärmster Liebe und Verehrung, wie alle guten Preußen, dem Könige anhangen, und diese treue Liebe und das feste Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit als die sicherste Basis ansehen, auf welcher ein Gebäude freyerer Institutionen sich aufbauen lasse. So heißt es in jener Schrift z. B.: „ohne Gewalt, Blutvergießen, mit einem Worte, ohne alle Revolution, sind wir unter der Regierung unseres Königs durch freywillige Verträge, durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit auf der Bahn der wahren Freyheit und des ächten Gehorsams weiter gekommen, als unsere Nachbarn" (die Franzosen). Gegen die französische Konstitution wird besonders eingewendet, „daß es zwischen dem dünnstbevölkerten Reichstage in Paris und jener Ebene, wo die 32 Millionen (Bürger) sich umtreiben, gar keine Stufen, keine Mittelglieder, keine Wirkungskreise gebe." Hingegen werden dann unsere Städteordnungen hervorgehoben und Verbesserungsvorschläge versucht, die besonders darin bestehen, der schrankenlosen Zersplitterung, welche die Gewerbsfreyheit veranlaßt hat, Einhalt zu thun, und durch Einrichtung von Korporationen Mittelglieder zu finden, welche für die Wähler eine solidere Grundlage bieten könnten, als bloßes städtisches Eigenthum oder als das Eingesessenseyn in Gewerbevereinen und die Gemeinschaft des bloßen Beysammenwohnens in einem und demselben Stadtbezirk. Doch es ist hier der Ort nicht, näher in den speciellen Inhalt der Schrift einzugehen. Die Auffassung jenes großen Mangels der französischen Konstitution ist gewiß ein tiefer Blick; eben so scharf ist der harte, strafende Grundsatz im innern politischen Leben der Franzosen aufgefaßt, der, wie wir neulich von einem geistreichen Freunde sagen hörten, zum Unterschiede von England darin besteht, daß jeder Engländer die Konstitution selbst als Lebenslicht seines bürgerlichen Daseyns ansehe, daß aller Kampf und Streit dabey nur auf dem Boden konstitutioneller Gesinnung stattfinden könne, während in Frankreich die beyderseitigen Ultras mit ihrer Gesinnung über die Charte hinaus, entweder rechts nach dem ancien régime oder links nach der Konstituante und Convention zurückstreben. So bezeichnete neulich der Pariser Globe diesen Gegensatz auch so, daß er sagte, er kenne Männer, welche sich nicht würden bewegen können, wenn ihnen ein Minister ein unzufriedenes Gesicht zeigte, und andere, welche außer sich kämen, wenn sie einmal zur Majorität gehörten. Dennoch möchten wir weniger, wie es Herr von Raumer thut, dem Franzosen beypflichten, der ihm in Rücksicht unserer Institutionen sagte: „Sie haben die Sache, wir haben den Schein." Faß der größte Theil der Franzosen könnte jetzt auch nur in einem konstitutionellen Staate leben, während solches Bedürfniß sich bey uns nur sehr vereinzelt bey den Gebildetsten, und meist nur theoretisch zu äußern beginnt. Doch hat Herrn von Raumers klare, lebendige Schrift allgemeines Interesse erregt und vielen Beyfall bey weniger Widerrede gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Mai 1828.

O Freyheit! solche Züge zu verdienen,
Bedarf der Mensch Jahrhunderte von Heil!

Lamartine
an Delavigne.

Obrist Fabvier und die Griechen.

Mit den Worten: „Ich bin nicht Grieche und kann mich nicht in eure Regierung mischen,“ schlug Obrist Fabvier eine Stelle im gesetzgebenden oder vollziehenden Körper aus, aber er stellte den Griechen vor, daß es zu einem festen Zustand der Dinge allein mittelst Truppen kommen könne, die nach europäischer Kriegsweise geübt seyen, nahm willig den Titel als Oberhaupt der gesammten regelmäßigen Macht, die er würde organisiren können, an, und ging als Mann ans Werk. Ganz durch eigene Mittel hatte er viertausend zweyhundert Mann zusammengebracht. Die Kapitanis waren eifersüchtig auf ihn, denn jeder besitzt den Titel und die Gewalt eines kommandirenden Generals, wenn gleich mancher nicht sieben Mann im Solde hat, die sie meistens nicht bezahlen, denen sie Urlaub geben, um zu stehlen wo sie können, und so wollte keiner von ihnen in diesem neuen Heer eine Hauptmannsstelle mit hundert Mann unter sich annehmen; sie hätten ja zugleich einen über sich anerkennen müssen. „Ich bin kommandirender General und will mich nicht herabgeben,“ so schrie Jeder. Kaum das hie und da einer einen Sohn oder einen Neffen an Fabvier schickte, daß er sie zu Hauptleuten mache.

Die Europäer kamen nach Griechenland in der Absicht, die Bolivars oder Washingtons des unglücklichen Volks zu werden, und das Erste war, daß sie sich gegen Fabvier erhoßten; sie meynten, er bringe sie um die schöne Rolle, zu der sich Jeder berufen glaubte. Der geringste Unterlieutenant trat vor den Obrist und verlangte ein Regiment. „Vortrefflich,“ antwortete Fabvier, „macht Euch selbst eins, hebt Soldaten aus; geht da ein wenig gegen Larissa und am Pindus hinauf, da gibt es Griechen genug, breitet den Aufstand aus und macht Euch Leute.“ Da kommt ein Schüler der polytechnischen Schule und läßt sich von der griechischen Regierung zum kommandirenden General des Genieweſens ernennen; Fabvier vernichtet als Chef aller regelmäßigen Truppen diesen Beschluß, und die Regierung gibt ihm trotz den Klagen des jungen Mannes Recht, denn sie fürchtet ihn; nun schreibt der achtzehnjährige Schüler an das französische Komite, Fabvier sey ein Querkopf, der Alles zu Grunde richten werde, und das Komite glaubt ihm. Die Regierungsmitglieder fürchten sich vor seiner Redlichkeit, sie verschlingen Anstagen, Beute, Almosen, stehlen wo und wie sie können, und er ist ihnen ein Gimpel, er ist ja ein elender Wicht, gibt Alles her, opfert Alles auf und hat doch nie etwas. Die Agenten des Komités sehen in ihm einen wilden Tollkopf, und in ihrem eigennützigen Ehrgeiz, mit ihren kleinlichen Interessen und thörichten Ansprüchen schmieden sie Komplotte gegen ihn und suchen ihm Soldaten und Offiziere abwendig zu machen und zur Desertion zu verleiten; die Kapitanis thun desgleichen aus persönlicher Eifersucht.

Die Leute, die mit ein Paar Tausend Franken Gehalt diese Umtriebe leiten, die ihrer zweydeutigen Stellung nicht durch Charakterstärke Halt zu geben wissen, waren allgemein in Griechenland verachtet. In einem ver-

Digitized by Google

heerten Lande befiehlt allein wer gibt oder zu geben hat. Da gibt es keine Felder mehr und keine arbeitenden Hände dazu, kein Getreide, nirgends nur ein weites Brachfeld; im Gebirge laufen Schafe, und der Soldat nimmt sie weg, ohne zu fragen; hie und da steht ein Olivenbaum; die ganze Bevölkerung ist in die wenigen noch übrigen Städte, Napoli, Athen u. s. w. zusammengedrängt, Weiber, Kinder, Greise, Alles bewaffnet; Morea ist mit Ausnahme der Ostküste und Maina eine menschenleere Wüste, in der Ibrahim den kommenden Sommer Hungers sterben wird, wenn er von seiner Eskadre nicht regelmäßig verproviantirt wird. In einem solchen Lande muß man den Menschen zu essen geben, wenn man ihnen befehlen will; aber die Ränkemacher haben hier fette Weide. Mit einer so schwachen, schwankenden Regierung, wie die griechische, welche Menschen, die den Türken die Vorräthe verkaufen, welche der edle Eynard den armen ausgehungerten Griechen schickt, weder das Handwerk niederlegen, noch sie bestrafen kann, weiß man sich zu verständigen, und bey den Menschen, welche die Angelegenheiten der Griechen zu besorgen haben, geht es häufig zu, wie zu Gilblas Zeit in Spanien bey denen, welche die Armensachen besorgten. In den Verhandlungen des englischen Komite's zwischen den Darleihern, den griechischen Abgeordneten und den Agenten der großbritannischen Menschenfreunde verschwanden vierzehn Millionen, meist wohlthätige Beyträge, und die Griechen bekamen nichts davon. Ein französischer Offizier stieg, von Griechenland kommend, in Marseille ans Land und begegnete einem der griechischen Deputirten, der eben aus London kam. In einem vertraulichen Augenblick äußerte ihm dieser ehemalige türkische Dollmetscher: „Mein armes Vaterland! nie gerettet werden, wenn man nicht die Glieder der Regierung eins ums andere aufknüpft und mit mir den Anfang macht.“ — „Das thäte ich auch, wenn ich könnte,“ antwortete der Offizier; „aber Ihr seyd also so ein gar großer Dieb?“ — „So heißt es, und doch habe ich Elender nichts, gar nichts; ich muß hier um ein Mittagessen betteln.“

Jener Amerikaner mit dem großen Namen, der Neffe eines großen Mannes, der sich zu Paris in albanischer Tracht, mit der griechischen Mütze, seinen dichten rothen Haaren, seinem im Lazareth großgewachsenen Barte sehen ließ, der vom Tische der Maler weg, denen er als Held saß, zu der Tafel der Jesuiten ging, denen er eine Bekehrungsscene zum Besten gab, trug in Griechenland selbstgefällig das anliegende amerikanische Kleid, den großen dreyeckigen Hut, ein glattrasirtes Kinn und enge Beinkleider. Er sprach in philosophischem Tone, in Napoli wies man mit dem Finger auf ihn und nannte ihn Phalidokeri, Lichtputze. Er trat vor Fabvier im Glanze seines Ruhms und sprach in wichtigem Ton: „Mein Herr, ich bin hier, um General en Chef zu werden.“ — „Ganz gut, mein Herr, gehen Sie zu den Thermopylen; das ist ein schöner Name, ein wohltönender Name. Gehen Sie, Herr W., ich gebe Ihnen einen meiner ersten Offiziere und eine Truppenabtheilung mit; die Türken sind dort. Sehen Sie zu, was Sie ausrichten.“ — „Ach! aber mein Gott, ich bin nicht der Mann, der sich unter Jemandens Befehle stellt; ich will kommandirender General seyn.“ — „Das thut mir leid; hier hat man blos Leute, die man sich selbst gezogen; mein Kapitän, der sich seine Mannschaft gebildet, beschligt dieselbe; nichts hindert Sie ein Heer zu organisiren, machen Sie sich Regimenter, mein Herr, und kommandiren Sie.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortsetzung.)

Das Gebüsch öffnet sich; Maximilian tritt in Uniform hervor. Arthur stößt einen Schrey der Freude aus. Er stürzt auf den Bruder zu, er ruft: „Wahrlich! hier bedarf ich auch keiner Waffen!“ Er will sich an Maximilians Brust werfen. Dieser weist ihn aber ernst und hart zurück.

„Ich bin nicht gekommen, um mit dir zu schwärmen, giftiger Heuchler!“ sagt Maximilian; „deine Bosheit liegt am Tage. Sieh hinüber nach dem Dache von Maienbrunn, und erfahre, daß ich Alles weiß. Amaliens Pflegevater, ein redlicher Mann, dem ich meinen Aufenthalt, meine neu aufgelebten Wünsche mittheilte, schrieb mir die Wahrheit. Du hast Amaliens Mutter gegen mich aufgewiegelt, du hast Amalien hinterbringen lassen, ihre Vermählung sey dein Tod, und die Schlichterne, von ehemaliger Liebe erschüttert, gehorchte kindlicher Angst und dem Geiz der Mutter. Du hast mich von Allem, was mir theuer war, gerissen und in den Kampf gestoßen, dem ich, der Verzweifelnde, dieß Ehrenkleid verdanke. Du bewirbst dich um Amaliens Hand, und die Ungetreue ist auf dem Punkte, Deine Beute zu werden. Ich bin im Lager wild und gierig nach Blut geworden; ich durfte nach dem Deinen. Nimm diese Pistole und erschieße zuvörderst mich, wenn du das Leben lieb hast!“

„Welch ein Schauspiel willst du geben, Entsetzlicher!“ rief Arthur zurückschaudernd; „von Irrthum befangen, willst du das Ungeheure thun? verwirklichen, was im Gedicht die feindlichen Brüder beginnen? Höre mich!“

„Deine gleisnerische Stimme? deinen Sirenengesang, blasser, eifersüchtiger Adonis? Beweise jetzt lieber, daß du deines Fürsten Rock mit Ehre getragen. Laß sehen, ob unter der mädchenhaften Rosenstirne des Mannes Muth nicht fehlt! Schlag an und mach ein Ende mit mir!“

Digitized by Google

„Der Himmel schütze mich vor Sünde!“ sagte Arthur verabscheuend und warf die Pistole von sich; „lieber sterbe ich, ehe meine Hand sich gegen den Bruder erhebt!“

„Feiger! Brautbett oder Grab!“ versetzte dagegen Maximilian voll Wuth und drückte auf den sich Abwendenden sein Gewehr los. Dem Munde Arthurs entfuhr ein Wehruf. Sein Blut rieselte ins Gras, seine Hand war verwundet. Dieses Schauspiel überwältigte Maximilians Zorn. Weinend und angstvoll umarmte er den Bruder, wischte mit seinen reuigen Zähren das Blut der Wunde. Athemlos eilte Doktor Ogger herbey. „Ist's zu spät?“ rief er wie ein Verzweifelnder und warf sich vom Pferde. „Ich erfuhr erst vor wenigen Minuten . . . Friede zu stiften eilte ich hieher! Ein Mißverständniß hat hier gewaltet und ein Opfer getödtet!“

„Nicht doch, Doktor,“ stammelte Arthur, durch Schmerz und Thränen lächelnd. „Die leichte Wunde, die ich mir aus Versehen beygebracht, ist für Ihre Kunst ein Kinderspiel. Wir haben keinen Zwist, Maximilian, nicht wahr, wir sind schon versöhnt?“

Mar antwortete nur mit Schluchzen und Seufzern, verbarg sein Antlitz an Arthurs Halse. Während Maximilians Waffengefährte den Verwundeten verband, sagte Ogger: „So sey Gott gelobt! Jeder Zorn, den Sie, meine Herrn, noch hegen möchten, falle auf mein Haupt. So eben hat Herr von Maienbrunn mir entdeckt, daß er von Ihrem Zusammentreffen wisse. Sie hatten es ihm geschrieben, Herr Baron. Suchen Sie Genugthuung an mir. Meine Theilnahme für Ihren Bruder sprach die Worte aus, die Sie ergürnen, weil Sie voraussetzen, daß Amaliens Sinn dadurch eine Aenderung erlitten. Bestrafen Sie mich für meine unbesonnene Rede, aber lassen Sie mich mit der frohen Ueberzeugung hinübergehen, daß zwey zürnende Brüder sich auf ewig neu versöhnten.“

Beschämt und leidend war Maximilian keines Wortes mächtig. Arthur streichelte dessen Wangen und Locken und sagte: „Komm mit mir ins Vaterhaus zurück, das dir meine Liebe nie verschloß. Auch der Geliebten Herz ist dir nicht verschlossen. Es verfasse sich mir, und wenn ich bereit bin, zu jeder Stunde mein Leben für dein Glück hinzugeben, um wie viel mehr eine Liebe, die nur ein schwacher Schatten gegen die Liebe ist, welche ich für dich hege. Komm, und vorüber sey der unglückliche Zwist, der uns schied.“

Sie zogen im Triumph in Walderichs Haus. Ein schönerer Himmel spannte sich über ihnen aus. Das Volk redete wieder von der Alles beseligenden Bruderliebe, das Gras auf dem Grabe der Eltern schien lustiger zu grünen. In dem Schooße dieser Freude genaß Arthur schnell von seiner Wunde. Den Arm noch in der Binde tragend, aber erglänzend von Wonne trat er vor den Bruder und fragte, ihn umarmend: „Bist du gefaßt, Maximilian? Du hast Amalien noch nicht gesehen, und mir gebührt es jetzt, dich zu ihren Füßen zurückzuführen. Gilt vor der Holden das Wort des verschmähten Werbers, so wird der Geliebtere nicht unzufrieden von dannen gehen.“

„Ach, Arthur,“ stotterte Mar sehr überrascht, „beschäme mich nicht so grausam! Nach der Engelsgüte, die du entfaltet, kann ich nicht schnöde von dir gehen. Du sieht mich freudig bereit dir jeden Augenblick zu widmen. Deine seltene Liebe ist heiliger als Frauengunst; laß mich bey dir.“

„Mit blutendem Herzen?“ lächelte Arthur, „nicht so, mein Freund. Ich war ein unklueger, leidenschaftlicher Thor, da ich deinen Willen zu beschränken dachte. Ich habe bereut, du sollst glücklich werden; ich will deine Zufriedenheit sehen; sie soll mein schönes Abendroth seyn.“

Der liebeglühende Mar kämpfte nicht gegen die dringende Forderung Arthurs an. Auch dem letztern kostete der Entschluß, das Gute zu thun, keinen schweren Kampf. Er führte freudig, wie in der Vorwelt ein Paladin seinen überwundenen Feind, den muthigen Neuwerber vor seine Dame, und bat selbst in dessen Namen um das begehrende Jawort. Maienbrunn's Wunsch war erfüllt, der Doktor ein schweigender Zeuge der Scene. Amalie, deren Wange bald rothe, bald weiße Rosen trieb, begehrte angstlich, verlegen Bedenkzeit.

Mar war sich seiner Schuld gegen die Theure bewußt, und hätte ihr Jahresfrist bewilligt. Arthur beschränkte, über den unvermutheten Aufschub erstaunt, mit Mühe die Bedenkzeit auf einen Monat, und kehrte mit froher Hoffnung für den Bruder mit demselben heim. Maximilian eilte, den im Abendwinde wispelnden Waldbäumen seine Sehnsucht zu klagen. Arthur redete indessen mit dem Doktor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Dem. Sontag zieht noch immer ein großes Publikum nach der Oper; ihre Stimme erregt die höchste Bewunderung, sie füllt das sehr große Haus in allen Winkeln, und was am erstaunlichsten ist, sie hat dieselbe auf der niedrigsten wie auf der höchsten Stufe der Tonleiter gleich in ihrer Gewalt und bringt allenthalben nach Belieben die kunstreichsten Verzierungen an. Man muß indessen gestehen, daß ihr die Fülle und das Gefühl der Pasta und die Elöstizität der Caradori fehlt, aber in ihrer eigenen Art ist sie vollendet. Auch wird ihr Talent reichlich belohnt, ihr Engagement an der Oper trägt ihr 3000 Pfund ein, ohne den Ertrag ihres Benefizes zu rechnen, welcher wohl auch 1000 bis 1500 Pfund ausmachen wird. Ihre Morgenkonzerte sind sehr einträglich, und sie bekömmt fast jeden Abend noch 25 bis 50 Pfund für ihr Singen in Privatkonzerten. Man versichert, sie soll bey ihrem ersten Erscheinen im Hause des Herzogs von Devonshire getanzt haben, über welche Verletzung der Etiquette Manche den Herzog tadeln;

Digitized by Google

sie selbst lobt Jedermann um ihres Anstandes und ihrer Bescheidenheit willen.

Die königliche Gesellschaft hat ihre diesjährige Ausstellung eröffnet, sie soll aber nicht so gut seyn als die vom letzten Jahre. In der Royal-Institution sezt man die Konversationen, die man in diesem Verein vor zwey Jahren für Freitag Abends festsezte, während der Season fort. Jedes Mitglied hat das Recht zwey Fremde dahin einzuführen. Man versammelt sich in der Bibliothek, wo gewöhnlich mehrere seltene Gegenstände der Kunst oder Natur gezeigt werden, die von den Mitgliedern oder andern zur Besichtigung hingeschickt worden. Um 9 Uhr wird über irgend einen interessanten Gegenstand eine Vorlesung gehalten, welche eine Stunde dauert, worauf die Gesellschaft eine weitere Stunde im freundschaftlichen oder wissenschaftlichen Gespräch bey einer Tasse Thee oder Kaffee zubringt, wobey indessen zwey Verstöße obwalten, man ist nämlich zu sehr gedrängt, und findet weder in der Bibliothek noch in dem Kaffezimmer einen Stuhl, worauf man sich niedersezen konnte. Der Herzog von Somerset sizt gewöhnlich dem Vorleser gegenüber in einem Armsessel als Präsident und — schläft.

Berlin, April.

(Fortsezung.)

In dem Gebiete der Kunst können wir nicht sogleich von so erfreulichen Erscheinungen sprechen. Ein neues Lustspiel, „Hans Sachs," wurde mit großer Theilnahme erwartet, da Goethe sein bekanntes Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung, zu einem Prologe für dieß Stück erweitert hatte. Ein Lustspiel, dem Goethe seine Aufmerksamkeit schenkte, glaubte man, könne weder schlecht noch mittelmäßig seyn. Ward es dann aber doch von den meisten für mittelmäßig gehalten, so blieb ihm anderer Ausweg übrig, als die öfter schon gemachte Erfahrung wiederholt zu finden, daß Goethe, ferner ersten Stufen seiner deutschen Dichtern gewiß, zeit mild und freundlich, wohlwollend und aufmunternd in ungetrübter Heiterkeit zu allem hinunterblicke, die mit Reimen oder poetischer Prosa zu ihm heraufreten, um Lob und Beifall, und dadurch ein Klagerecht gegen etwaige Mißbilligung des Publikums zu gewinnen. Und in der That stehen alle jezt lebenden Poeten, sie mögen nun Raupach oder gar Tieck heißen, so weit von Goethe ab, daß den liebenswürdigen Greis ein mildes, fürstliches Wohlwollen besser kleidet, als ein heftig jugendlicher Zorn, oder bittere Anklage und fester, männlicher Angriff. Wir würden jenes Lustspiels gar nicht Erwähnung thun, wenn sich nicht allgemeine Reflexionen daran anknüpfen ließen. Schon öfter fanden wir Gelegenheit zu sagen, daß fast alle gegenwärtigen poetischen Produktionen sich sogleich von allen früheren, sowohl deutschen als auch französischen, englischen und spanischen durch einen allgemeinen Charakterzug unterscheiden. Betrachtet man, um ein nahes Beyspiel anzuführen, die ersten Schillerschen Trauerspiele, so ist die dramatische Drang- und Gährungsperiode darin nicht zu verkennen. Hier treibt und arbeitet ein Inhalt in der Brust des Dichters, der sich dieses Inhalts nicht entschlagen kann; die innerliche Unruhe dort nicht auf, bis die Gestalten lebendig, wie sie sich in seinem Innern regeln, vor ihm dastehen. Goethe ist sein ganzes Leben hindurch von der Gestalt des Faust's, von dem Inhalt, der in dieser Tragödie sich vor unsern Augen entwickelt, verfolgt worden; der Jüngling gab uns nur Fragmente, der Mann füllte die Lücken; jezt sehen wir den Greis noch einmal Hand aus Werk legen, um das Fehlende zu ergänzen. Wie anders steht es mit den jezigen sogenannten Dichtern! Da gährt und treibt kein bestimmter Inhalt. Nach allen vier Weltgegenden der Poesie und Geschichte blicken sie reflektirend umher, sie erschaffen sich Kollisionen, und man könnte bey ihnen Tragödien à la Calderon, à la Shakespeare, auch à la Island, Kopenhag und Tieck bestellen; sie würden in wohlklingenden Trochäen und Jamben, gereimten und ungereimten, ganz lesbar und genießbar geliefert werden. Die tiefsten oder oberflächlichen Reflexionen, überhaupt die metaphysische Bildung bey sonstigem Vers- und Theatergeschick und Gestaltungstalent bestimmen unter diesen jezigen Poeten den Grad der Vollkommenheit. Die am besten philosophiren, werden am besten dichten, nur daß alle diese Gedichte das Knochengerüst ihres Philosophirens durch den dünnen, poetischen Ueberwurf durchscheinen, und die früher lebendigen Gestalten zu allgemeinen Gedanken in Form von Personen werden lassen; dieß macht das durchaus Unpoetische, Unkünstlerische in ihnen aus. Die Poesie ist zum Greise geworden, der alle Thaten seines Lebens vollbracht hat, und eine Kraft Neues ins Leben zu rufen, seinen Genuß nun in der Wiederholung und theoretischen reflektirenden Reproduktion dessen findet, was er sonst in frischer Jugendkraft, durch innerlichen Drang getrieben, muthig vollführte. Es geht der Poesie wie jenem größten Helden des neunzehnten Jahrhunderts, der, auf der Felseninsel gefangen, nicht mehr über die Alpen ziehen oder Moskau erobern konnte, sondern seine Heldenthaten, seine siegreichen Schlachten in der Vorstellung und reflektirenden Betrachtung noch einmal, aber ohne lebendig in der Mitte seiner Scharen zu stehen, wiederholte. Daß dieser ergiebigste Rückblick auf das vergangene Jugendleben der Poesie, sey es mit ironischem Lächeln, mit nüchternem Verständigkeit, oder mit der Begeisterung, welche die Erkenntniß des Geschehenen gibt, der allgemeine Grundzug der gegenwärtigen Dichtkunst sey, wird bald mehr und mehr anerkannt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 115:
Orden.

Räthsel.

Wir lieben den Becher
Und trinken doch nicht;
Wir haben auch Augen
Und doch kein Gesicht.

Wir suchen für Fürsten
Soldaten heraus;
Entscheiden manch Schicksal
Bey Saus und bey Braus.

Meist Zwillinge sind wir.
Oft Drillinge gar;
Doch unsre Bekanntschaft:
Leicht bringt sie Gefahr.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Mai 1828.

Ein neues Schreckniß glaub ich ahnend
Vor mir zu sehn, und stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich entwirren soll und lösen.

Schiller.

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortsetzung.)

„Ich bin erschöpft," sagte Arthur; „der Auftritt zu Maienbrunn hat mich bedenklich angegriffen. Meine Wange flammt, während meine Stirn kalt wie Eis ist, und meine Brust ist wie zusammengeschnürt. Ich fürchte, lieber Doktor, es möchte bald Zeit seyn meinen Mar zum Altar zu führen, wenn ichs überhaupt noch thun soll. Sagen Sie mir nichts, trösten Sie mich nicht; ich fühle den Wurm am Keim meines Lebens. Um so vorsichtiger muß ich jedoch zu Werke gehen. Ein redliches Wort zu Ihnen, mein Bester. Sie kennen meine Freundschaft, erinnern sich meines Versprechens. Ich habe bereits längst mein Testament bey meinem Notar niedergelegt. Es spricht Ihnen alles zu; jedoch haben sich die Dinge geändert. Mein Bruder ist in seine alten Rechte getreten. Ich werde ein anderes Testament entwerfen. Sie sind uneigennützig, Freund; darum sage ich Ihnen dieses Alles offen und ehrlich. Sie werden nicht vergessen seyn; allein Sie begreifen . . ."

„Herr Baron," ermahnte Doger, „wofür halten Sie mich? habe ich je den Erbschleicher gemacht?, war ich nicht der Vermittler und Sühnende zwischen Ihnen und dem Baron Max? Diesem Letzteren gehört Ihr Gut von Rechts wegen, und von Ihrer Billigkeit erwarte ich nur eine kleine Pension, die mich für den Verlust entschädige, den ich in meiner Praxis erlitten, als ich hiehertam, mich einzig Ihrem Hause zu widmen."

Arthur drückte dem Redlichen die Hand und versetzte: „Eine Gewissensfrage, Bester. Ich, ein Anhänger des Cölibats, habe gegen die Ehe gefrevelt. Himmel rächte sich, indem er mich selbst nach seiner Fackel lüstern machte, und sie dem schnell Bekehrten spottend versagte. Ich bin zur Erkenntniß gekommen. Ich möchte jetzo, wenn schon nicht meine Person, doch die ganze Welt verheirathen. Hätten Sie nicht eine Gefährtin gefunden, mit welcher Sie an Maximilians Ehrentage das zweyte Paar vorstellen möchten? Reden Sie aufrichtig; und wenn es ist, so verschmähen Sie nicht die bescheidene Ausstattung, die ich Ihnen biete."

Plötzliche Röthe überlief des Doktors Stirne. „Ich habe mir das Wort gegeben," sagte er, „Ihr Begleiter zu seyn, bis an jenes Ziel, wo sich die dunkle Pforte für Einen von uns aufthut. Erlauben Sie mir, meinem Vorsatze getreu zu bleiben."

„Sie wollten mir den Bruder ersetzen?" rief Arthur mit wehmüthiger Freude; „Sie wälzen eine Pyramide der Dankbarkeit auf mein Herz. Ich muß nach Mitteln suchen, Ihre Aufopferung gebührend zu erkennen. Vor Allem jedoch nehme ich Ihre Mittel in Anspruch, um die Qual meiner kranken Brust zu mildern."

Die Arzney linderte, aber den Schmerzen folgte Erschlaffung. Des Erkrankenden Gemüth wurde unruhig. „Eilen Sie zu dem Notar," sprach er zu dem Doktor, „er

Digitized by Google

soll mein Testament herausgeben, ein neues errichten. Ich will meinen Max an seinem Vermählungstage damit überraschen.“

Ogger ging eilfertig und brachte — nichts. Der Notar hatte auf eine kurze Zeit die Stadt verlassen. Arthur wurde unruhiger. „Sie machen sich selbst elend, krank,“ ermahnte der Arzt, „Sie vergehen in eitler Sorge. Ihr Zustand ist nicht gefährlich. Ein Paar Tage, ein Paar Wochen verzögern nichts.“

Der Herr von Maienbrunn kam zur Stadt; er sprach allein mit Arthur. „Meine Base,“ sagte er, „ist schwermüthig, scheint liebesiech, und will sichs nicht merken lassen. Ich kann das Gethräne und Geseufze nicht mehr drey Wochen lang in meiner Nähe dulden. Kurz und gut! so habens unsre Alten gemacht und sich wohl dabey befunden. Max ist ein herrlicher, kräftiger Mensch; ich habe ihn immer geliebt, und Amalie liebt ihn nicht weniger. Warum also das Zimpern, bis man Ja sagt? Wir wollen das Paar überrumpeln. Morgen wird ein Besuch fingirt; wir frühstücken, wollen in dem Garten wandeln, aber hinter der Thüre steht der Deus ex machina, der Pfarrer. Die Leutchen erstaunen, erschrecken, fügen sich. Ja wird gesagt, „und er soll dein Herr seyn“ — Punktum. Wir sind Beyde der Qual entledigt und ein frohes Mahl beschließt die Impromptu-Vermählung. Aber geheim gehalten, mein Freund! Der Pfarrer und wir, wir seyen die Dreyeinigen.“

Arthur, von der Abenteuerlichkeit des Plans erregt, wie von dem Gedanken, er müsse keine Minute seines Lebens mehr verloren geben, sagte zu.

Niemand ahnte das Geringste. Einem Sonntagsschmause entgegen ritten Max und der Doktor. Arthur, nachdem er einige Geschäfte in der Stadt besorgt, folgte ihnen. Maienbrunn war freundlich geschmückt; im schönsten Prunke drangte die unvorbereitete Braut, die unbefangen, obwohl bleich und still dem Frühstück präsidirte. Endlich gab der Vormund das verabredete Zeichen. Sie standen auf, nach dem Garten zu gehen. „Bereiten Sie einen Glückwunsch,“ sagte im Gehen Arthur lächelnd zu dem Doktor an seiner Seite. „Wie so?“ — „Hier gibts Hochzeit, jezt, in dieser Minute.“ Ogger sah finster und fragend empor. Indessen sprang die Flügelthüre auf, ein Altar blinkte. Der Geistliche redete das erschrockene Paar an. Maximilian hatte seine Bestürzung bald überwunden, wie eine Lilie im Sturme jedoch wankte Amalie. Der Bräutigam mußte sie mit starkem Arme halten, ihre Lippen bebten, ohne eine Silbe zu finden. Aber als die Frage, die entscheidende, aus dem Munde des Priesters ging, da rief Amalie ein herzzerschneidendes „Nein“ und sank ohnmächtig zur Erde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Obrist Fabvier und die Griechen.

(Fortsetzung.)

Fabvier ist mit Leib und Seele Grieche geworden; er hat nichts halb gethan und bey Kleinigkeiten so gut wie den Leiden und dem Tode gegenüber ist er der Mann von starkem Charakter. Aber der schönste, der stärkste Charakter hat ja seine schwache, seine verwundbare Seite, und so fragt sich der Mann, den nichts in der Welt auch nur einen Augenblick aus der Fassung bringen konnte, ängstlich, was man in Paris von ihm denkt. „Was werden unsere Freunde drüben sagen?“ spricht er, und der große Mann wird zum Kind und ein leeres Gerede macht ihn zittern. Seine Füße sind nackt, er trägt die weiten albanesischen Beinkleider oder vielmehr die Art von ungeheurem Weiberrock, der ihm als Tafeltuch, als Schnupftuch, als Handtuch dient, und den er so wenig wechselt als das schmutzige seidene Hemd, das schwarz ist und von Schmutz strotzt, und dessen weiten, aufgeschürzten Ermel seine nervigten Arme blos lassen; er trägt den Turban und das einfache albanesische Wamms; Alles an ihm ist schwarz, theils weil es so gefärbt ist, theils weil es durch das lange Tragen so geworden. Seine Hüften umschließt ein plumper Gürtel, an dem der Yataghan, zwey lange Pistolen und der hölzerne Löffel hängen, der Spitzen hat wie ein Reibeisen und dessen Gebrauch wir aus Rücksicht für unsere Begriffe von Zartgefühl erratben lassen müssen. Er liegt auf einem Teppich voll Ungeziefer auf blattem Boden, unaufhörlich ist er mit seinen Soldaten beschäftigt, stets wälzt er Plane in seinem Kopf, sieht sie vereitelt durch die Ränke eben der Menschen, die er gerne retten möchte, und fängt von vorne an und wird nicht müde, nicht ärgerlich. Aller Hülfe ermangelnd, stark allein durch eigene Kraft, glücklich durch sein Bewußtseyn, sah er oft genug die mit so großer Mühe gebildeten Truppen davonlaufen, und die unaufhörlichen Kabalen der Europäer und der Kapitanis vermochten seinen hartnäckigen Muth nicht wankend zu machen. Tag für Tag trat ein Offizier vor ihn: „Obrist, heute sind zwanzig Mann fort.“ Einmal liefen dreyhundert auf einmal davon. „Nun ja doch,“ antwortete Fabvier ruhig; „laßt es gut seyn, sie kommen wieder.“ Und wirklich, sie kamen wieder nach einiger Zeit zu zehn bis zwölf Mann und traten in das Zelt des Offiziers. „Nun, Kapitän, nehmt mich wieder an; seht zu, daß Ihr mir Gnade auswirkt. Was ist es denn? ich ließ mich eben weglocken. Aber lieber will ich die Bastonade bekommen und wieder ins Korps treten, denn ich sehe schon, allein das Regiment Tactikos kann Griechenland retten.“ — „Da sehe Ihr es ja,“ sprach der Obrist, „sie kommen wieder;“ und bey den bessern Subjekten milderte man die Strafe, sie bekamen fünfzehn bis zwanzig Hiebe statt dreyßig, vierzig, ja dreyhundert, die man den Schlimmen voll

Digitized by Google

aufzählt. Diese Strafen, welche die Soldaten selbst vollziehen, werden nach einer streng gerechten Strafordnung zuerkannt, welche Fabvier eingeführt hat, dem von Natur dieses Stockregiment zuwider ist, der aber dennoch dabey bleiben mußte, denn lange Sklaverey hat die Griechen einmal daran gewöhnt und es ist die einzige bey ihnen gebräuchliche Strafe. Nur mit vieler Mühe brachte er es dahin, daß sie sich dabey zu einer gewissen Ordnung und einem Kriegsrathe verstanden. Ist der Verurtheilte gehörig zerschlagen, so wälzt man ihn im Staube, um ihm seine Wunden schmerzlicher zu machen, dann steckt man ihn ins Gefängniß; hier bleibt er zwey Tage, um sich zu erholen, am dritten erscheint er wieder frisch und munter, und es ist, als ob nichts geschehen wäre. Früher war die Justiz prompter, besonders den Leuten, die ihren Anführer getödtet hatten; die Soldaten führten ihn vor Fabvier und sprachen: „Er hat seinen Hauptmann getödtet;“ drauf, ohne auf Antwort zu warten, schnitten sie dem Verbrecher den Kopf ab. Sie sind noch nicht ganz überzeugt, daß diese rasche Justiz nicht etwas Vortreffliches sey, doch begreifen sie nun, daß man auf diese Weise leicht einen Unschuldigen verdorben konnte. Häufig wurden Komplotte gegen Fabvier geschmiedet, da aber Jeder der Aufpasser des Andern ist, wurden diese Verschwörungen eine nach der andern entdeckt. Ein Offizier kommt und sagt zu einem von Fabviers Vertrauten: „Der Regiments-Adjutant zettelt Meuterey an gegen den Obrist.“ — „Gut,“ spricht der Franzose, „der Adjutant bekommt fünf und zwanzig Stockstriche.“ Der Kriegsrath versammelt sich, und die Hiebe werden aufgezählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper ꝛc.

(Fortsetzung.)

Vom Thau. Der Thau ist nur in ruhigen und heitern Nächten reichlich. Man bemerkt einige Spuren desselben in bedeckten Nächten, wenn kein Wind geht, oder ungeachtet des Windes, wenn das Wetter hell ist, aber er bildet sich nie unter den vereinten Einflüssen des Windes und eines bedeckten Himmels. In dem Augenblick, wo sich der Himmel bedeckt, hört der Thau auf sich zu bilden. Man bemerkt sogar alsdann sehr oft, daß der Thau, welcher bereits auf den Pflanzen lag, gänzlich verschwindet, oder wenigstens sehr abnimmt. Eine leichte Bewegung der Luft begünstigt eher die Bildung des Thaus, als daß sie ein Hinderniß dieser Bildung wäre.

In zwey gleich ruhigen und heiteren Nächten können sich sehr ungleiche Mengen von Thau niederschlagen.*) Man findet dessen viel, wenn es kürzlich geregnet hat, sehr wenig dagegen nach einer gewissen Reihe trockener Tage. Die Winde aus Süden und Westen, welche bey uns vom Meere kommen, begünstigen seine Bildung. In Egypten dagegen, im Süden des Mittelmeers, bemerkt man kaum einige Spuren von Thau, wenn nicht die Nordwinde blasen. Alles überhaupt, was die Feuchtigkeit der Luft vermehrt, alles was den Hygrometer gegen das Ziel der Sättigung hintreibt, trägt auch, wie dieß natürlicherweise vorher erwartet werden konnte, dazu bey, den Thau reichlich zu machen. Es ist aber nicht richtig, obgleich von vielen Physikern angenommen, daß sich nur Abends und Morgens Thau bilde; ein Körper bedeckt sich mit Feuchtigkeit zu jeder Stunde der Nacht, wenn nur der Himmel heiter ist, und nach aller Wahrscheinlichkeit fängt der Thau an den vor der Sonne geschützten Orten an sich niederzuschlagen, sobald die Temperatur der Luft abnimmt, d. h. von drey oder vier Uhr Nachmittags an. Es ist zum wenigsten gewiß, daß im Schatten das Gras lange vor Sonnenuntergang merklich feucht ist; doch bemerkt man selten kleine Tropfen, so lange die Sonne am Himmel ist; morgens nach Sonnenaufgang werden die Tropfen der Nacht noch eine Zeitlang größer. Unter gleichen Umständen bildet sich in der ersten Hälfte der Nacht weniger Thau als in der zweyten, obgleich in dieser die Luft bereits einen gewissen Theil ihrer Feuchtigkeit verloren hat.

Die Erscheinungen des Thauniederschlags auf einem dichten und polirten Körper, z. B. auf einer Glasplatte, gleichen vollkommen denjenigen, die man bemerkt, wenn ein Glas einem Strom von Wasserdampf von höherer Temperatur als die des Glases ausgesetzt wird; zuerst trübt eine leichte und einförmige Lage von Feuchtigkeit die Oberfläche, sodann bilden sich unregelmäßige und abgeplattete Tropfen, welche sich, wenn sie eine gewisse Größe erlangt haben, vereinigen, und dann nach allen Richtungen abrieseln. Man kann diesen Versuch selbst an jeder Fensterscheibe machen, wenn man sie eine Zeitlang anhaucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bey den Versuchen, wo es darauf ankam die Mengen von Feuchtigkeit zu vergleichen, welche sich bey einer oder der andern Stellung eines Körpers gegen die Luft bey diesen oder jenen atmosphärischen Umständen u. s. w. niederschlagen, bediente sich Wells wollener Büschel, wovon jeder zehn Gran wog, denen er die Form einer abgeplatteten Kugel gab, deren größter Durchmesser ungefähr zwey Zoll maß. Die Wolle war weiß, von mittlerer Feinheit, und bereits mit einer kleinen Menge wässerichten Dunstes getränkt, weil sie in einem ungeheizten Zimmer aufbewahrt war. Diese Substanz nahm den feuchten Niederschlag auf ihrer Oberfläche leicht in ihre Fasern auf und hielt ihn fest.

An einen Menschenfreund.

Fürchte das Alter nicht, der du, himmlische Glut in dem Auge,
Priester am reinen Altar Musen und Grazien dienst.
Sind doch die Grazien jung und jung die begeisternden Musen,
Sieh', und die Jugend versjüngt, wer sich ihr freundlich gesellt.

Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

In einer Zeit wie die gegenwärtige kommen die Dichter ganz natürlich darauf, schon gebrauchten Inhalt noch einmal zu erfinden und für etwas Neues zu geben, oder den bekannten, herkömmlichen Gestalten ein neues Kleid aus dem Mittelalter oder der Zeit der Reformation u. s. f. zuzuschneiden. Sie hatten das Publikum für so gutmüthig, die Gestalten für das zu nehmen, wofür deren Faschingsmantel sie ausgibt, oder sie sind so freundlich gegen sich selbst, zu glauben, daß Kleider in der That noch Leute machen. Es ist derselbe Irrthum, der zur Zeit der Ritterstücke sich vorzudrängen begann, als sey die Sentimentalität, die Jugendherrlichkeit und Nichtswürdigkeit im gesteiftesten Weiberentrage, im Panzer und sonstigen Wüsten stecken ganz ein anderes Ding als im Morgenhäubchen, im Frack und in Schuhen und Strümpfen. Aehnlichen Irrthum hatten wir vor Kurzem bey Gelegenheit des „Ehrenschwerdtes," einer Tragödie von Herrn von Uechtritz, bemerklich zu machen. Was dort in tragischer Gestalt erschien, zeigt sich in „Hans Sachs" in heiterer Form. Ein Goldschmidt will seine Tochter nicht dem Schuhmacher und Poeten Sachs, sondern einem Junker, seinem Freunde, zur Frau geben, obgleich das Mädchen den Poeten liebt. Die Kollision kommt nun dadurch herein, daß Hans durchaus Schuhmacher bleiben will, während sein Liebchen, ganz so flach, leer, unbedeutend, eitel und eigensinnig wie eine heutige Backdame, gern eine nicht nur reiche, sondern auch vornehme Frau werden möchte. Als es nun endlich mit der Heirath zur Entscheidung kommen soll, und Hans Sachs sich wiederum weigert, seinen Leisten zu verlassen und Pech und Draht bey Seite zu legen, da schilt sie, da verachtet sie ihn seines Gewerbes wegen, beleidigt, erniedrigt ihn in jeder Weise, so daß der Arme, Verkannte, Grundehrliche, Unverstandene sich selbst von der Unverständigen scheidet. Doch wir können nur bedauern, daß er solch ein gemeines Gemüth, wie es seine Sphäre in dieser Hauptscene entfaltet, hat lieben können, und sich durch diese Liebe, so wie durch die Mißgunst seiner poetischen Zunftgenossen aus der Vaterstadt treiben läßt. Draußen im Walde begegnet er dem unbekannten Kaiser, der ihn zur Rückkehr bereden; doch er kommt nur an, um den Goldschmidt, der Bürgermeister geworden, gegen seine Tochter wüthen zu sehen, weil sie den Junker, jetzt standhafter als je, verschmähe. Die Flucht ihres poetischen Hans hat sie zu Verstand gebracht. Sachs stürzt herein, vergreift sich an dem Bürgermeister und wird verurtheilt Nürnberg zu verlassen; nur der gnädige Kaiser, als Deus ex machina, bringt alles ins Gleiche und die Liebenden zu einander. Der Rathsherr und Junker steht mit langer Nase ausgelacht ab. Er soll die komische Gestalt des Stückes seyn; seine Komik besteht darin, daß er klug thut und dumm ist, seinen Adel nur immer im Munde führt, ohne ihn im Herzen zu tragen, und innerlich feige, nach außen steif, braunschaft; oder eigentlicher gesagt, die Komik und das Lächerliche besteht nur in der blauen Flockperrücke, die Herr Devrient aufsetzt, wenn er diese Rolle spielen muß, auch in dem Rock, den er sich anzieht, in der steifen Miene, der Dummheit und Aufgeblasenheit, die er zur Schau trägt. Setzt Herr Devrient diese Perrücke nicht auf, zieht er den Rock nicht an und den Mund weniger zum dummen Lächeln, so ist es mit der Komik des Junkers aus. Denn von Witz, von in sich selbst komischen Situationen ist nicht die Rede. Vom höhern Lustspiel aber, und dazu soll dieser Hans Sachs gehören, muß nicht die äußere Maske des Schauspielers das allein Belachenswerthe ausmachen. Doch man könnte den flachen, bedeutungslosen Inhalt ohne Tadel hingehen lassen, wenn es sich darthun ließe, der Dichter habe es auf den historischen Charakter des Hans Sachs, oder auch auf feine Situationen, interessante Verwicklungen u. s. f. angesehen. Letzteres ist nicht sein Zweck gewesen, nach dem ersteren hat er hingestrebt, doch es ist gänzlich verfehlt. Nur hin und wieder sind einzelne Züge gelungen. Besonders zu tadeln aber ist es, daß wir nur die äußeren Verhältnisse Sachsens zu seinen Kunstzunftgenossen kennen lernen, während er uns als Poet ganz unbekannt bleibt und wir ihn nur immer als Schuhmacher agiren sehen. Statt ihn uns in der Kraft seiner sinnvollen Darstellungsart des weltlichen Treibens, in dieser Derbheit, Heiterkeit und Naivetät entgegen treten zu lassen, zeigt ihn uns der Dichter in sentimentaler Verliebtheit und Schwärmerigkeit, unbedeutsam, unklar über sich und die andern, trübselig und oft innerlich matt. Nach dem Nürnberger Kostüm, der ganze totale Ton dieses denn doch geschichtlich seyn sollenden Gemäldes ist nicht ächtes all treu, nirgends aber frisch und lebendig. Fehlt nun noch die Geschicklichkeit, interessante Situationen herbey zu führen, so wußte man nicht, weshalb denn ein solch unendlicher Aufwand allerliebster gereimter Verse, geschickter Einkleidung, Herbeirufung von Kaiser und Reich u. s. f. gemacht sey, wenn man nicht leicht erkennen könnte, dieß alles sey entweder geschehen, um die Armuth des vorhandenen Inhalts zu verdecken, oder der Dichter habe wirklich gutmüthig geglaubt, Nürnberg, Hans Sachsen und seine Zeit auf treuste porträtirt zu haben. Diesen gutmüthigen Glauben aber kann der Beurtheilter mit dem Dichter nicht theilen. — Einen eben so verbrauchten, noch platteren Inhalt trug ein anderes Lustspiel, „der Kammerdiener," gleichfalls in drey Akten, zur Schau. Die Intrigue ist die, daß ein Kammerdiener, der sich als Graf Sinnissinsky eingeführt hat, mehrere Damen mit Heirathsanträgen aufführt, und da die Damen ungläubigerweise einen der nennen, in stete Verlegenheit geräth, doch sich bis zum Schlusse hinaushilft, wo er endlich, als Kammerdiener entdeckt, den Grafenrock auszieht und entschieden muß. Die wenigen komischen Scenen sind früheren Lustspielen entwendet, die Witze sparsam, und die Komik nur für solche genießbar, welche so eben gelernt haben, wo der Dativ, wo der Accusativ zu gebrauchen sey; denn auf Verwechslung von „mir und mich, ihnen und sich" beschränkt sich diese dornirte Komik. Das Neue in diesem matten Krankenstubenwerke (man nennt Herrn Wolff als Verfasser) besteht darin, daß die Hauptperson eine recht jüdische, auf Bildung und Geschmack Anspruch machende Mittwe ist, zu welcher man auch schon mehrere Berliner Originale hat finden wollen. Sollte man sich nicht geirrt haben, so wäre solche Darstellung bekannter Privatpersonen, zumal wenn der Gegenstand ihrer Komik so ganz partikulär ist, dem Verfasser in jeder Weise als durchaus unschicklich, unstatthaft und geistlos vorzuwerfen. Wir können deßhalb nicht glauben, daß Herr Wolff in der That sich dieser Geistlosigkeit schuldig gemacht habe, und wissen ihm durch keine andere Erklärung besser unsere Verehrung an den Tag zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Mai 1828.

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Goethe.

Dichten *).

Wenn der Jüngling geht an's Dichten,
Ist das Herz ihm übervoll,
Und er weiß nicht, was berichten,
Was er von sich sagen soll.

In sich selbst ist er versunken,
Die Erfahrung ist ihm fremd,
Und von sich singt er nun trunken,
Halb mit Stolz und halb verschamt.

Doch das eigne junge Leben
Ist zu arm an That und Kraft,
Drum muß Poesie verweben
Dem Gefühl die Leidenschaft.

Seiner Seele Kraftgebilde
Hüllt ein Trauerschleyer ein,
Immer muß die Qual, die wilde,
Und die Pein zuhanden seyn.

Seiner Dichtung Luftgestalten
Fließen nächtig grau in grau,
Ohne klar sich zu entfalten
In ein wolkenloses Blau.

Unter Schlacken fließt der Goldquell,
Wendern kann es nur die Zeit,
Bis die Edelerze goldhell
Endlich allen Schlamm's befreyt.

In die zweyte Periode
Tritt der Jüngling nun mit Lust,
Wo der Liebe kühne Ode
Neu befestigt seine Brust.

Seiner Liebe engverwachsen
Ist das All', und Welt und Zeit
Dreht sich um die Zauberachsen
Seiner Liebesseligkeit.

Was an Schmerz zurückgeblieben,
Wird der Liebe jetzt vereint,
Weil von allen, die da lieben,
Jeder manchmal heimlich weint.

Aber Lieder und Gedanken
Sind bestimmter schon und klar,
Denn es ist kein irres Wanken,
Und das Ziel ist offenbar.

Nur noch eine Umgestaltung,
Daß es überall werde Licht:
Und dem Bilde fehlt die Haltung,
Leben dem Gedichte nicht.

Da durchzuckt mit tausend Strahlen
Die Natur ihn und das All,
Und es bricht zu tausend Malen
Dieses Licht sein Herzkristall.

Ueberall ist nun andre Farbe,
Alles hat den rechten Schein,
Und sogar die Wundennarbe
Muß zum edeln Schmuck sich weihn.

Die begeisternden Ideen,
Die der Schooß der Schöpfung trägt,
Läßt er bildend auferstehen,
Durch die Hoheit angeregt.

*) Eine Probe aus dem zweyten Bändchen meiner Romanzen, Lieder und Sonette, das im Juni l. J. bey Kronberger und Weber in Prag erscheint.

D. Verf.

Alles Halbe wird vollendet,
Den Geblüden kommt die Ruh,
Alles, was er strebet, wendet
Sich der Lebenssonne zu.

Denn es kann nur Dichter geben,
Die Natur hat aufgesäugt,
Weil der Poesie das Leben
Erst die wahre Größe zeigt.

Manfred.

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Fortsetzung.)

Die polirten Metalle sind unter allen bekannten Körpern diejenigen, welche den Thau am wenigsten anziehen, und diese Eigenschaft der Metalle ist so auffallend, daß sie geschickte Physiker bewog zu behaupten, der Thau benetze dieselben niemals. Wells hat jedoch unter sehr günstigen Umständen eine leichte Lage von Feuchtigkeit an der Oberfläche einiger Spiegel von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platina, Eisen, Stahl, Zink und Bley bemerkt; aber man findet dabey fast nie auch nur die äußerst kleinen Tröpfchen, welche auf dem Gras, dem Glase u. s. w. die ersten Augenblicke des Niederschlags der Flüssigkeit bezeichnen. Die Metalle widerstehen indessen nicht alle in gleichem Grade der Bildung des Thaues. So sieht man z. B. zuweilen Platina, Eisen, Stahl und Zink deutlich mit Feuchtigkeit bedeckt, während Gold, Silber, Kupfer und Zinn, obwohl in gleicher Lage, vollkommen trocken bleiben. Ein mit Fleiß benetzter Metallspiegel trocknet zuweilen da, wo andere Gegenstände sehr feucht werden.

Diese Unfähigkeit der Metalle, sich mit Thau zu bedecken, theilt sich den Körpern mit, welche auf ihrer Oberfläche ruhen; so wird sich ein Büschel Wolle, einem heitern Himmel ausgesetzt, auf einem Metallspiegel weniger mit Feuchtigkeit tränken, als wenn er auf eine Glasplatte gebracht wird. Gegenseitig aber haben auch die Körper, auf welchen die Metalle ruhen, einen eigenen Einfluß auf die Menge des Thaues, welcher die letzteren benetzt.

Auch der mechanische Zustand der Körper hat einen Einfluß auf die Menge von Thau, welche sie anziehen. Sehr kleine Spähne z. B. werden in einer bestimmten Zeit viel feuchter als ein dickes Stück Holz von derselben Art. Die nicht gesponnene Baumwolle scheint auch etwas mehr Thau anzuziehen, als die Wolle, deren Fasern im Alige, meinen weniger fein sind. Nun hängt aber die Menge von Thau, welche sich auf die Körper niederschlägt, nicht blos von ihrer Beschaffenheit und ihrem Zustande ab, sondern auch von der Lage, in welcher sie sich in Bezug auf benachbarte Gegenstände befinden, und man kann den Grundsatz aussprechen: überhaupt alles, was den Himmelsraum vermindert, welcher von der Stelle aus, die ein Körper einnimmt, übersehen werden kann, vermindert auch die Menge des Thaues, womit sich der Körper bedeckt. Folgendes mag zum Beweise dienen: Wolle brachte in einer ruhigen und heitern Nacht 10 Gran Wolle auf ein gemaltes, 1¼ Meter langes, ¾ Meter breites und zwey Centimeter dickes Brett, das mehr als einen Meter hoch über dem Grase von vier sehr dünnen und gleich hohen hölzernen Stützen getragen wurde; zugleich befestigte er 10 Gran Wolle mitten auf der untern Fläche. Die beyden Büschel waren folglich zwey Centimeter von einander entfernt und der Wirkung der Luft gleich sehr ausgesetzt. Am andern Morgen fand sich jedoch, daß der obere Büschel sich mit 14 Gran Feuchtigkeit beladen, während der untere nur 4 Gran angezogen hatte. In einer zweyten Nacht waren diese Mengen von Feuchtigkeit 19 und 6 Gran; in einer dritten 11 und 2 u. s. f.; immer war es die auf dem oberen Theile des Brettes befestigte Wolle, die am meisten Gewicht erlangte. Man bemerkte aber geringere Unterschiede, wann der untere Büschel nicht, wie bey dem angeführten Versuche, einen Platz einnahm, von wo aus man fast keinen Theil des Himmels übersehen konnte. So erlangten 10 Gran Wolle, auf das Gras senkrecht unter dem Brette gelegt, in der ersten Nacht einen Gewichtsüberschuß von 7 Gran, in einer zweyten von 9 Gran, in einer dritten von 12. Das Brett verdeckte beym ersten Versuche beynahe den ganzen Himmel, weil die Wolle mit seiner untern Fläche in unmittelbarer Berührung war; beym zweyten, in der Entfernung von mehr als einem Meter, war ein beträchtlicher Theil des Himmels von dem Platze aus sichtbar, welchen die Wolle einnahm.

Man könnte sich vielleicht einbilden, der Thau falle nach Art des Regens und das Brett schütze die Wolle blos mechanisch, ob es gleich bey dieser Voraussetzung schwierig wäre, zu erklären, wie der an der untern Fläche des Brettes angebrachte Büschel dennoch feucht geworden ist. Um übrigens jeden Zweifel in dieser Hinsicht zu heben, setzte Wells einen an beyden Enden offenen Cylinder von gebrannter Erde, beynahe einen Meter hoch und ein Drittel Meter im Durchmesser haltend, senkrecht auf das Gras. Ein Büschel von 10 Gran Wolle, welcher die Mitte des untern Theiles des Cylinders einnahm, belud sich in einer Nacht nur mit 2 Gran Feuchtigkeit, während für einen ähnlichen Büschel, der aber ganz offen dalag, die Vermehrung 16 Gran betrug, und doch hätten, da während des Versuches nicht der geringste Wind ging, die beyden Büschel Wolle zuverlässig dieselbe Menge von Thau erhalten, wenn derselbe, wie einige Physiker angenommen haben, senkrecht herabfiele. Man könnte allenfalls behaupten, ein beträchtlicher Theil der Feuchtigkeit, womit ein Büschel Wolle sich die Nacht hindurch beladet, komme einfach von der Einsaugung der Feuchtigkeit, der sogenannten hygroskopischen Wirkung der, welche die Fasern auf den atmosphärischen Dunst ausüben; aber Wells hat bemerkt, daß an Orten, von welchen

Digitized by Google

aus der Himmel nicht gesehen werden kann, 10 Gran Wolle in einer Nacht auf keine merkliche Weise an Gewicht zunehmen. Die Wirkung ist noch geringer, wenn das Wetter trübe ist, obgleich gerade dann, wegen des Ueberflusses an Dünsten, die hygroskopische Wirkung der Wolle ihren höchsten Grad erreicht haben muß.

Ganz gleiche und in einerley Lage gegen den Himmel befindliche Körper können sich jedoch mit ungleichen Mengen von Thau bedecken; es genügt hiezu, daß sie nicht einerley Lage gegen den Boden haben. 10 Gran Wolle, niedergelegt auf einem Brette einen Meter über der Erde, erhielten in einer Nacht einen Gewichtsüberschuß von 20 Gran, während ein gleicher Büschel, 1½ Meter über der Erde aufgehängt, nur 11 Gran Feuchtigkeit verschluckte, ob er gleich der Luft eine größere Fläche darbot.

(Die Fortsetzung folgt.)

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortsetzung.)

„Das sind die Folgen unüberlegter Maskeraden!“ sagte mit ernstem Vorwurf der Doktor vor sich hin; aber die Worte des Grollenden galten dem bestürzten Arthur, der, auf dieses Nein! nicht gefaßt, trostlos und grübelnd der Ohnmächtigen nachsah, wie sie von Maximilian und dem Vormund nach ihrem Zimmer getragen wurde.

„Welch ein Räthsel!“ seufzte Arthur. „Es ist noch kein Irdisches ungelöst geblieben,“ entgegnete Ogger mit Betonung; „warten Sie es ab.“

„Sie stehen unthätig hier?“ brauste Mar, der bestürzte, den Doktor an. „Am Bette meiner Braut ist Ihre Stelle. Die Ohnmacht ist zwar ein bedenklicher Zufall, allein die Anwesenheit der geladenen Zeugen erfordert, daß die Handlung heute Abend oder doch morgen früh stattfinde.“ — „So?“ versetzte der Doktor gleichmüthig, und ging, dem Wunsche des Barons zu genügen.

„Ein Wort zu dir, Arthur,“ sagte nun Maximilian ernst und dringend. „Nun der fremde Mensch weg ist, frage ich dich auf dein Gewissen, was du von der Begebenheit hältst? Nein! ruft die Unglückliche, und indem sie die Augen aufschlägt, ihre Hände von den meinigen umschlossen fühlt, drückt sie meine Finger, sendet mir einen himmlischen Blick und flüstert: Vergebung! Willst du nicht die Meinige seyn? frage ich leise entgegen, und sie nickt mit dem Kopfe und lispelt: „Ich muß mit Ihnen allein sprechen, mein Freund!“

„Nun, so erwarte aus ihrem Munde die Lösung des sonderbaren Auftritts,“ erwiederte Arthur sanft und tröstend; „es scheint einem bösen Geiste, der hier wohnen muß, zu gefallen, all das, womit ich dir Freude machen will, tückisch zu zerstören. Daß mein Wille rein und ohne Falsch ist, sollte du wissen; oder ists der Argwohn, der deine Stirn in krause Falten zieht?“

Wie ein ertappter Knabe schlug Maximilian die Augen nieder und versetzte seufzend: „dein Scharfsinn gleicht deiner Sanftmuth. Mit dir verglichen, bin ich ein böser Mensch, dem das Mißtrauen, der verwirrende Dämon, stets näher ist als der fromme, zuversichtliche Glaube. Vergib meinem wildbewegten Herzen.“

Schmerzlich gerührt, reichte ihm Arthur die Hand, sagend: „Möchtest du doch einmal einsehen, daß ich nur dein Glück begehre, daß ich Hinterlist nicht kenne.“

Der Doktor trat wieder ein, ernst, verschlossen und still; „wie befindet sich die Kranke?“ riefen ihm die Brüder entgegen; „das Fräulein ist kränker als ich vermuthen konnte;“ erwiederte Ogger. „Ich will zu ihr!“ sprach Mar leidenschaftlich.

„Nicht doch,“ versetzte der Doktor; „Herr von Maienbrunn ist dort. Er wird sich bey Ihnen als Bote einstellen. Das Fräulein ist, kaum von seiner Ohnmacht genesen, im Begriff Ihnen zu schreiben.“ „Zu schreiben?“ fragten Arthur und Maximilian erstaunt. Dem letztern stieg das Blut gewaltsam zu Kopfe; Ogger fühlte theilnehmend seinen Puls. „Sie sind in äußerst heftiger Bewegung,“ sagte er, „Sie bedürfen schneller Verbindung ihres Körpers. Wünschten Sie nicht ein Glas Orangenwasser zu genießen?“

„Wenn ich bitten darf,“ versetzte Mar, und riß sich stürmisch Frack und Weste auf. Der Doktor nahm einige Orangen aus dem silbernen Körbchen, das noch, von Dessertellern umgeben, auf dem Tische stand, und begab sich hinweg. Mar, nachdem er leidenschaftlich hin- und hergegangen, stellte sich vor Arthur, nahm krampfhaft dessen Hände und sprach: „was bedeutet das, mein einziger, theuerster Freund? Amalie hat den Wunsch aufgegeben mit mir zu reden. Sie will mir schreiben; fühlst du das Niederschlagende dieses Worts? was werde ich erfahren müssen? ich sehe schon das süße Band, kaum wieder angeknüpft, zum zweyten Male zerreißen. Amalie ist eine böse Fee, die uns beseelegt, um uns desto grausamer zu ermorden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Gleichzeitig mit diesen Lustspielen sollten auch ein vieraktiges „die Seifensiedender.“ und eine Posse „der verliebte Bürgermeister.“ von dem in Luft-, Schau- und Trauerspielen unerschöpflichen Raupach, auf der Königsstädter Bühne eine Lokalposse von Angely, „das Fest der Handwerker.“ und ein rührendes Drama von L. Robert, „der Waldfrevel.“ stellen

Digitized by Google

Fuß. Wir wollen, um nicht den Leser zu ermüden, das nächste Mal von diesen neuesten Berliner Produktionen weiteren Bericht erstatten. Sie erhalten sich bis dahin gewiß noch als neu und beliebt. Auch der Werner'sche „vierundzwanzigste Februar," dieser Vater des Fluchs in der Tragödie, ist noch länger Ruhe einmal wieder hervorgesucht worden, und hat im Februar und März die Bühne mit seiner Gräßlichkeit erfüllt. Doch das Publikum ist diesen Mißgeburten schon entfremdet; sie haben nur kurze Zeit hindurch den gefunden, deutschen, poetischen Sinn verstricken und verfinstern können. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als seyen diese ungeschickten Geschichtsdramen schnurstracks denen entgegen, welche die Ironieperiode durch Tieck und den verwandten Heinrich von Kleist zu Tage gefördert hat, doch innerlich sind sie verwandt, wie es Seitenverwandte, auch wenn sie sich feindlich trennen, nicht verläugnen können. Man kann im Allgemeinen sagen, daß es jener Tieckischen Periode besonders darauf ankommt, die Freyheit des Menschen in sich, die Freyheit seines Geistes, seines Gemüthes, die Willkühr, irgend ein Lebensverhältniß, einen Lebensinhalt für wesentlich anzuerkennen oder auch nicht, dieses Belieben in die Poesie einzuführen und darzustellen. Das nächste Geschäft dieser Poesie besteht darin, die Koxebue-Iffland'sche Stufe, diesen Edelmuth, diese Tugend, dieses bestimmte, bürgerliche Leben, diese Strohblatten u. s. f., als prosaisch lächerlich zu machen und herunterzusetzen, und die Genialität in diesem Gegensatzchen des bisher allein Hochgeachteten beurkunden zu wollen. Eine andere Seite thut sich dann in Darstellung des Schwankens aller fonst festen Charaktere her vor. Am Ende thun alle Gestalten jedesmal das Entgegengesetzte als im Anfang, sie zerkehren sich durchaus, und nur in der Anschauung solcher Verkehrung sollen Leser und Zuschauer sich befriedigen. Die unsittliche Auffassung religiöser Gefühle, das wortlose Verschweben vom Verlassen jedes bestimmten Inhalts, beschließt den Kreis dieser Darstellungen. Das Gemeinschaftliche aller aber liegt in der Forderung, daß nichts Menschliches und Göttliches gelten solle, weil solchem Inhalte seiner Natur nach Gültigkeit zuzuschreiben sey; sondern weil das Gemüth ihm bewußlosen will und sich in Uebereinstimmung damit findet. Diese Macht der zufälligen Stimmung, Meynung, Beliebigkeit, auch des göttlichen Dingen, kann als der Grundsatz angesehen werden, der alle diese Gestalten durchgeht, und das Genialität kann diese Macht nur dadurch bewiesen, daß es sich von allem wesentlichen Lebensinhalte frey macht, und mit seinen unbestimmten Willkürlichkeiten, seinem inhaltlosen Behagen, Sehnen, Bangen, seiner Begeisterung, seinen Offenbarungen, Sympathieen, Thränen und Umgewandlungen sich als das unnahbar Höchste hinstellt. In jenen Werken dagegen, deren Grundstag der vierundzwanzigste Februar ist, den sie, etwa nur der Seltenheit wegen, auf den neunundzwanzigsten verlegen, scheint diese Freyheit durchaus verletzt, und der Adel der menschlichen Natur knechtisch der Macht irgend eines Fluches, einer alten Prophezeihung, einer Zugehörigkeit u. s. f. unterworfen zu seyn. Doch dieß ist nur Schein; in der That bleibt die Willkühr nicht nur häufig erhalten, sondern sie wird im Gegentheil noch mehr als je gepflegt und gepflegt. Denn diese neuen Helden sind nicht etwa mit irgend einem tüchtigen Lebensinhalt erfüllt, der nicht der Zufälligkeit und dem Belieben anhängt, den sie durchsetzen wollen, und dadurch in Schuld und Unglück gerathen, sondern sie sind von Hause aus Schurken und schlechte Kerle, die rein nur ihren Trieben, Neigungen und Einfällen folgen; diese Schlechtigkeit wird ihnen aber nicht etwa angerechnet, sondern sie ist so heilig gehalten, daß sie von irgend einem Verbrechen oder irgend einer andern Zufälligkeit als einer Bestimmung Gottes, als ein Schicksal hergeleitet wird. In solcher Weise sind diese poetischen Missethäter dem Publikum als unschuldige, bemitleidenswerthe Opfer eingeschwärzt worden. Die Verehrung der Beliebigkeit und Zufälligkeit erscheint hier in der zweyfachen Gestalt, erstens, daß kein Kampf wesentlicher Lebensverhältnisse die tragische Kollision hervorführt, sondern daß der Dichter aus der Machtvollkommenheit seiner Einfälle irgend einem unwesentlichen Zufalle die Kraft des tragischen Hebels verleiht, und diesen unsterblichen Helden sodann den Stein greifen, interessanter Leute, und im Ganzen schuldlofer, tiefen Gemüther gibt. Dieß ist der allgemeinste Zusammenhang, den man zwischen jenen anscheinend heterogenen Ausbildungen deutscher Poesie angeben könnte.

Leipzig, im April.

Je näher die Zeit der Auflösung unseres Theaters rückt, desto mehr fanden wir Gelegenheit, den Werth einzelner Talente, welche das Personal desselben in sich faßte, durch Wiederholung einiger Vorstellungen, welche unser Publikum schon früher ausgezeichnet hat, so wie durch einige neueinstudirte Stücke in ihrem günstigsten Lichte zu sehen, da es an vielseitigem Eifer der Bessern nicht fehlte.

Die zuletzt neu einstudirten Schauspiele waren: „Hans Sachs," von Deinhardstein, „drey Tage aus dem Leben eines Spielers," der „Diplomat," Lustspiel nach dem Franzosischen, bearbeitet von Th. Hell. Ueber die ersteren beyden ist in allen Blättern schon so viel gesprochen worden, daß noch mehr davon zu sagen, fast überflüssig ist.

In den „drey Tagen aus dem Leben eines Spielers" ist das Gräßliche und die Verworfenheit so gefliessentlich gehäuft, daß wir nur noch den transparenten Gazon vermissten. Und all' dieses Gräßliche geht nicht einmal aus jener Spielsucht wesentlich hervor; wir haben es vielmehr von vorne herein mit einem verkehrten Charakter zu thun, von dem wir uns mit Abneigung abwenden. Einzelne Züge haben eine schauderhafte Wahrheit und erinnern an gewisse Porträts, welche diese darstellen; so der Zug, daß die Spieler in der höchsten Gefunkenheit und Unverbindbarkeit an ihre Wiederverlehung durch Spielglück denken. Herr Devrient suchte die schaudervolle Wahrheit zu porträtiren; wir bedauern die Kraftanstrengung eines Künstlers bey solcher Aufgabe. Die kleine Rolle des Vaters wurde von Hrn. Genast mit ausgezeichneter Haltung und Wahrheit ausgeführt.

Der „Diplomat," eine Persiflage der geheimnißvollen Wichtigkeit unter den Diplomaten, erfreut durch eine feine, mit äußerster Geschicklichkeit behandelte Intrigue. Das unserem Theaterpublikum die Anschauung eines Diplomatenkreises zu fern liebt, hinderte eine größere Wirkung dieses Lustspiels. Der Hauptinhalt des artigen Stückes besteht darin, daß ein junger Offizier durch Zufall in eine solche Situation gebracht wird, daß man ihn für einen Meister in der Diplomatenkunst halten muß, während er doch selbst nicht weiß, wovon eigentlich die Rede ist und wie er zu diesem Ruhm gelangt, aber dem Zuschauer sollte es doch am Schlusse klarer seyn. Stein spielte den Offizier mit lebendiger Laune, Brand den alten Diplomaten, der den Gegenstand bildet und durch sein geheimnißvolles Mißtrauen lächerlich wird, nicht ohne Wirkung. Die Tochter des letztern ist für diese Erziehung doch zu einfach, man möchte sagen einfältig geschildert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Mai 1828.

Ich sah entzückt
Die schönen Bande zwischen euch sich flechten! —
Der blut'ge Mord kam deiner schönen Liebe
Zuvor. — Jetzt kannst du nichts mehr, als ihn rächen.
Schiller.

Waldemar's Söhne.

Von Spindler.

(Fortsetzung.)

Arthur erschöpfte alle Ueberredungsmittel, um die düstere Ahnung aus der Brust seines Bruders zu reißen, aber seine Beredsamkeit scheiterte. Er sprach für eine Sache, die er selbst schon verloren gab. Das kühlende Getränk wurde gebracht; mit Begierde neyte Maximilian damit seine dehenden Lippen, verdrießlich setzte er es weg.

„Mein Herz ist so tief vergiftet," sagte er, „daß seine Bitterkeit auf meine Zunge tritt und diesen süßen Saft zu einem Wermuthbecher umschafft."

„Der Konditor des Herrn von Maienbrunn ist ein Künstler in seinem Fache," äußerte Arthur lachelnd; „er wird an diesem Kühlungstranke seine Meisterschaft nicht geschändet haben, und was deine wählige Zunge verwirft, soll mir, dem vom unnützen Reden Erschöpften, herrlich schmecken."

Er leerte das Glas mit einem durstigen Zuge. „Es hat gemundet," sagte er, es wegstellend; „diese süße Fluth erscheint mir als ein Trank des Lebens."

„Möge er deine Melancholie heilen!" entgegnete Maximilian mit inniger Theilnahme. „Meine Seele lechzt nur nach dem Becher, den mir der Herr von Maienbrunn überreichen wird; sey er nun mit elysischem Quell oder mit stygischer Glut gefüllt, gleichviel. Ungewißheit ist die höchste Pein."

Amaliens Vormund trat in das Zimmer. Hastig griff Maximilian nach dem weichen, duftenden Billet in seiner Hand. Zu Arthur gewendet, sprach Maienbrunn: „Ich finde mich nicht in meine Mündel. Unter Seufzern und Thränen hat sie die wenigen Zeilen geschrieben, deren Inhalt sie mir verhehlte. Ich fürchte ein Hiobsbote zu seyn. Bemerken Sie, wie Ihr Bruder erbleicht, wie das Papier in seiner Hand zittert?"

Arthur sprang auf den Erschütterten zu, der sich trostlos in einen Sessel warf, und die Hände vor die Augen drückend ausrief: „Leset, o leset, meine Lieben! hier sprudelt kein elysischer Quell! Es ist aus! an eines Weibes Laune geb ich zu Grunde!"

Arthur erhaschte das zur Erde schwebende Blatt. Ein zerrümmertes Gemüth sprach aus den Worten, eine im Kampfe unterliegende Hand aus den fast unleserlichen Zügen:

„Von einem grausamen Verhängniß geschleudert, muß „ich Ihnen ein Bekenntniß thun, das meine Angst gerne „noch länger aufgeschoben hätte, daß die heutige Ueberra„schung mir entreißt. Ich kann nicht den Namen Walde„mich führen, kann nicht Ihre Gattin seyn. Der Him„mel beglücke Sie! Mein Schmerz führt Ihre Rache!"

„Mein Gott! was spukt in dem Kopfe dieses Mädchens!" rief Maienbrunn unwillig und gekränkt. „Welche Scene in meinem Hause! Welche Muthmaßungen werden die Gäste mit sich fortnehmen? Die Leute sind gleich mit einer Historie fertig, während wir, die Nächsten, vor dem

Digitized by Google

unbegreiflichen Mädchen stehen, wie vor einer unauflöslichen Hieroglyphe! Welch ein unseliger Tag!“

„Ja wohl unselig!“ seufzte Arthur, indem er den in sich versunkenen Bruder verlassend, nach dem Sofa wankte. „Bester Maienbrunn!“ fuhr er fort, „wollten Sie nicht meinen Wagen besorgen lassen? Ich muß nach der Stadt, ich möchte sonst . . .“

„Herrgott!“ versetzte Maienbrunn, den Freyherrn recht ins Auge fassend, „wie verändern Sie sich, mein Freund? Ihre Wangen bleich, Ihre Stirne mit eisigen Tropfen besäet! Ihre Glieder zittern, was ist Ihnen?“

„Der Tod ist mir nahe, meyne ich,“ sagte mit einem mühsamen Lächeln Arthur, der Ermattung nachgebend.

„Der Tod?“ schrie Maximilian auf, emporspringend und sich über den Bruder werfend; „Allmächtiger, wäre es möglich, du solltest von mir gerissen werden?“

„Ich scheide nicht freudig von dir, mein Lieber!“ flüsterte Arthur, „ich hinterlasse dich ja nicht glücklich; aber ich fühle es, das höchste Gebot ruft mich. Ich fürchte, die Erkältung, die ich mit jener Limonade in meine kranke Brust trank, reißt mich von hinnen.“

„Jene Limonade?“ rief Maximilian schaudernd, und stand versteinert vor einer tief verhüllten Frevelahnung.

Indessen hatte des Hausherrn Hülfruf das ganze Schlößchen durchdonnert. Diener flogen, wie auf einem Gewitterstrahle fuhr Doktor Ogger herbey. „Was ist hier vorgegangen?“ stammelte er außer sich, den Todtkranken erblickend; „in welchem Zustande finde ich Sie, Baron Arthur?“

„Ich werde aufhören zu seyn,“ erwiederte leise und gefaßt der Kranke. „Wollen Sie Ihre Kunst noch an mir versuchen?“

„Ich meyne, sie hat sich hier erschöpft!“ sagte Maximilian ernst und drohend, dem Doktor, dessen Gesicht, wie Arthurs, ein hippokratisches wurde, in die Augen starrend.

Ogger stotterte, von dem Schauspiel sehr ergriffen, ungereimte Sätze her, fühlte zitternd nach Arthurs Pulsschlägen, gab noch nicht alle Hoffnung verloren, schrieb mit konvulsivisch bebender Hand ein Rezept, eilte hinweg, um damit einen Boten nach der Stadt abzufertigen, und sprengte selbst, kaum hatte dieser den Hofraum verlassen, wie ein Rasender hinter ihm drein. Er überholte den Vorreiter, in zwanzig Minuten war er am Stadtthore. An Waldberichs Hôtel vorüber flog der gehetzte Gaul. Vor dem Hause des Notars Alben hielt der tolle Reiter. Wie ein dem Schwerte Entronnener drang der Doktor in die Schreibstube des Notars, der, aus seinem Kabinette kommend, scheu nach dem Begehren des Verstörten fragte. „Baron Arthur liegt am Tode; sein verwirrter Sinn spricht Wahnsinn; sein Mund fabelt von einem Testamente, das er bey Ihnen niedergelegt haben will. Im Interesse seines Bruders frage ich nach der Existenz dieses Dokuments.“

„Sonderbar!“ erwiederte der Notar; „der Freyherr hat erst gestern seinen bey mir deponirt gewesenen letzten Willen kassirt und ein anderes Testament errichtet, dessen Abschrift er heute mit sich genommen, um es seinem Bruder mitzutheilen.“

Der Doktor stand wie vom Blitze getroffen. Ein neuer elektrischer Schlag gab ihm die Empfindung wieder; aber welche Empfindung? welches Gefühl?

(Die Fortsetzung folgt.)

Obrist Fabvier und die Griechen.

(Fortsetzung.)

Fabvier regalirt zuweilen. An den gewöhnlichen Tagen bekommen seine Offiziere drei Oliven, aber an Festtagen vergrößert sich das Mahl durch ein Schaf. Wie alle griechischen Hauptleute zerlegt er das Thier, das im Freien an einem hölzernen Spieß gebraten worden, mit dem Säbel und den Händen; er reißt das Fleisch in Stücke und vertheilt sie unter seine Leute alle. Als er einst einen vornehmen Abgeordneten des Komités bei sich hatte, machte er so wenig Umstände mit dem Essen als gewöhnlich; da der Tisch der platte Boden war, stemmte er in Gedanken den Fuß auf den Braten. „Nehmt Euch doch in Acht!“ sagte einer seiner französischen Offiziere zu ihm, es ist ein Fremder da, der an so etwas nicht gewöhnt ist; er bringt 600,000 Franken, und da darf man schon auf ihn Rücksicht nehmen.“ — „Nun, was gibts denn?“ — „Ihr habt ja die Füße auf dem Schaf.“ — „Ach! sonst nichts? könnt Ihr Euch denn von Euren zarten europäischen Begriffen gar nicht losmachen?“

Um einen sichern Ort für sich und die Seinigen zu gewinnen, und wäre es gegen die griechische Regierung selbst, mit der er manchmal im Streite lag, wollte Fabvier den Türken Negroponte entreißen. Diese Insel hängt mit dem festen Lande durch eine Brücke zusammen, welche von der Citadelle von Carababa vertheidigt wird. Der Zufluchtsort war gut gewählt und er führte sein kleines Heer von 1200 Mann, das im Oktober 1826 nur noch 800 Mann zählte, dahin. Aber Fabviers Armee hatte noch kein Feuer in freyem Felde erlebt; der Soldat, gewöhnt sich hinter einem Meterithe (Verschanzung) zu schlagen, seinen Angriffs- und Vertheidigungsplan selbst zu entwerfen, konnte im Feuer nicht Stand halten und zu einer Maschine werden, welche der Kopf des Anführers in Bewegung und Ruhe setzen, der er allein Willen, Furcht, ja das Feuer des Muths einflößen muß. Fabviers Heer hatte das europäische Exercitium gelernt; seine Pallikaren waren ganz fein, so weit es sich von Sold, Lebensunterhalt, der Art

Digitized by Google

die Flinte zu tragen, Exerciren, Märschen, Gegenmärschen handelte; aber dem türkischen Geschütz gegenüber siegte die alte Gewohnheit. Pallikare und ein braver Junge ist Eins, ein Mensch, bereit zu kämpfen, bereit zu fliehen, begabt mit allen Eigenschaften zum Sehen und Handeln, die man von einem Krieger verlangen kann; mit Flügeln an den Füßen und einem Gesicht, das auf eine Stunde weit sieht, ein Mensch, der Fuß zu fassen und zu weichen, zuvorzukommen und zu erwarten, zu fliehen und sich durch das Feuer zu schlagen weiß, kurz ein Mensch, der Herz und Verstand mit in den Kampf bringt. Dieß sind nun Dinge, wodurch ein Regiment eben nicht zu einem Regiment wird, und kaum war das Fabvierſche im Angesicht eines Feindes, dessen Stärke doch der General allein berechnet hatte, gegen den er allein einen Plan entwerfen konnte, liefen Offiziere und Soldaten davon, die ersten wiesen den andern den Weg, und Fabvier stand allein mit ein Paar Franzosen. Sie waren von Türken umzingelt und wären verloren gewesen, hätte sich nicht das zweyte Korps des Fußvolks, das sie im Kampfe sah, gesammelt und blindlings eine Gewehrsalve auf den Haufen gegeben, in dessen Mitte sie sich befanden; die Ungläubigen liefen auseinander und die Nacht begünstigte den Rückzug des Obrists und seiner Offiziere. Bey diesem Streifzug gegen Enbôa zerstreute sich auch die Reiterey, welche der Sohn von Raynaud de St. Jean d'Angely mit so vieler Mühe gebildet hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Fortsetzung.)

Vergleicht man das, was über das Wärmestrahlen der Körper gesagt wurde, mit den obigen Beobachtungen über den Thau, so wird man leicht bemerken, wie viele Aehnlichkeit zwischen der Fähigkeit aller dichten Körper, sich mit Thau zu bedecken, und ihrer nicht minder bemerkenswerthen Eigenschaft, sich in ruhigen und heiteren Nächten weit mehr als die Atmosphäre zu erkälten, stattfindet. Wenn die Erkaltung der Körper dem Ansatze von Thautropfen auf ihrer Oberfläche vorausgeht, so wird die Erklärung dieser Erscheinung keine Schwierigkeit darbieten, denn man wird darin ganz einfach einen Niederschlag von Feuchtigkeit erblicken, ähnlich demjenigen, welcher sich auf den Wänden eines Gefässes zeigt, dessen flüssiger Inhalt kälter ist als die Luft.

Ein Körper von irgend einer Temperatur, welcher in eine merklich wärmere Atmosphäre getaucht wird, erkältet plötzlich die Luftschichte, die ihn berührt; enthält nun diese Schichte viele Feuchtigkeit, so setzt sie sogleich einen Theil davon auf der Oberfläche des Körpers ab, weil bekanntlich die Wassermenge, welche eine Luftart im aufgelösten Zustande enthalten kann, um so geringer ist, je mehr die Temperatur des Gases sich erniedrigt. Ein leichter Hauch oder dergleichen führt aber bald die erste Luftschichte weg, eine neue tritt an ihre Stelle, erkaltet gleichfalls durch die Berührung des Körpers und läßt gleichfalls alles Wasser zurück, das ihre neue Temperatur ihr zu behalten verbietet. Dieselbe Erscheinung erneuert sich sehr oft in sehr kurzer Zeit, und bald ist die Oberfläche des Körpers, die Ursache seiner ersten Erkaltung mag gewesen seyn, welche sie will, mit Tröpfchen oder sogar mit einer zusammenhängenden Lage Wassers bedeckt, das die atmosphärischen Schichten darauf niedergelegt haben.

Damit diese einfache Erklärung ganz auf den Thau anwendbar sey, bleibt nun nur noch die Frage zu untersuchen übrig: Geht die in einer ruhigen und heiteren Nacht an der Oberfläche fast aller irdischen Körper beobachtete Kälte der Erscheinung der kleinen Tröpfchen, oder gehen die Tröpfchen der Kälte voraus?

Im ersten Falle wird die Kälte unmittelbare Ursache des Thaues seyn, bey der entgegengesetzten Annahme könnte man sich einbilden, wir haben uns bisher über den Ursprung der nächtlichen Erkaltung getäuscht, und sie sey Folge des Niederschlages der Flüssigkeit. Folgender Versuch von Wells entscheidet den Streit: Bey sehr trokkener Witterung waren sechs Gran auf einem hochgestellten Brette befestigter Wolle bereits über sieben Grade der hundertheiligen Scale kälter als die Luft, ehe sie den geringsten Zuwachs an Gewicht erhalten hatten, was durch eine Wage untersucht wurde, die ein Sechszehntels-Gran zum Schwanken brachte; die Kälte geht also dem Thau voraus; unter andern atmosphärischen Umständen dagegen führte eine weit geringere Verschiedenheit der Temperatur auf denselben Büschel Wolle beynahe zwanzig Gran Thau, so daß sein Gewicht verdreyfacht wurde; also geht der Thau nicht der Kälte voraus, weil sonst noch reichlichem Thau eine noch weit bedeutendere Kälte hätte eintreten müssen, als bey der obigen Erfahrung, bey welcher ja die Kälte schon stattfand, ehe überhaupt Thau gefallen war.

Sobald nun auf diese Weise bewiesen ist, daß die Kälte der Erscheinung des Thaues vorausgeht, so ist dieses Meteor, über welches so viel geredet worden ist, zurückgeführt auf die einfachste, am besten erklärte und am deutlichsten erwiesene natürliche Erscheinung, d. h. auf den Niederschlag der Feuchtigkeit, wie man ihn auch im Innern grosser Gebäude bemerkt, wenn die den Winter über nach und nach erkälteten Mauern beym Austhauen plötzlich von der warmen Luft der äußern Atmosphäre berührt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

(Fortsetzung.)

Unser Opernrepertoire erhielt noch zuletzt zwey Opern, welche hier zuerst auf die Bühne kamen. Die erste war: die „Sonnenmänner." Musik von unserm Schauspieler Genast, welche schon andern Blättern reichen Stoff zur Persiflage hat hergeben müssen. Unsere Meynung ging dahin, daß eine solche Arbeit, die ein junger Schauspieler in seinen Mußestunden übernimmt, eine ehrenwerthe Beschäftigung ist und ihm seiner Kunst selbst nützen bringt. Ob ein solcher Versuch sogleich auf die Bühne gebracht werden soll, kann die Frage seyn. Größere Nachsicht darf er allerdings hoffen, wenn es die Bühne ist, um welche er Verdienste hat, und das Publikum, mit welchem er vertraut geworden ist. Aber hier schadete wohl, wie oft geschieht, der übertreibende Beyfall der Fremde; die gelungenen Einzelnheiten, welche von Studium und Kombinationsgabe des Komponisten zeugen, konnten das gebeutete und durch Anklänge an Spontini und Eberwein gestörte Ganze nicht halten, und was von diesem, in der dramatischen Poesie bewanderten Schauspieler unbegreiflich ist, er hatte an einen elenden Text eines namenlosen Poeten seine große Mühe verschwendet. Die zweyte Darstellung war die letzte. Ich setze nur hinzu, daß es Stücke in dieser Oper sind (z. B. ein Duett der Liebenden, einen Chor der Knappen, einen marschartigen Chor am Eingange des dritten Akts), welche man, für sich betrachtet, gern hören wird.

Entschiedenes Glück hat die zweyte Oper, der „Vampyr." Text (nach der bekannten, Lord Byron beygelegten Novelle) von Wohlbrück, Mitglied des Magdeburger Theaters. Musik von Heinrich Marschner, vormals Musikdirektor der Dresdner Oper, gemacht. Der Stoff ist teuflisch grausenhaft, und die Hauptperson ist es, die dieses Grausen erregt, ohne alles weitere menschliche Interesse. Lord Ruthven, der den Dienste der „Heren und Geister," man erfährt nicht warum, verfallen ist, erhält von dem Meister derselben die Erlaubniß, noch ein Jahr unter den freyen (!) Menschen zu wallen, wenn er ihm bis zur nächsten Mitternacht drey Bräute als Opfer darbringe. Wenn aber der Lord sehen ein Vampyr ist, wie er im Text genannt wird, warum soll er erst jene Erlaubniß erhalten, da er doch nur unter Menschen ein Vampyr seyn kann? Der Lord verspricht es, und es gelingt ihm wirklich zwey Opfern das Blut auszusaugen, das dritte wird gerettet und die Hölle zur Schande. Man kann die dramatische Geschicklichkeit des Hrn. Wohlbrück bey Anordnung dieses Stoffs nicht verkennen, die sich besonders in der Folge der Scenen zeigt, und in der Verschränkung beyder, was in der gedachten Novelle vorgeht, auf einen engen Raum. Aber die Idee? wird man fragen; diese, scheint es, wollte der Operndichter, statt sie durch das Ganze durchleuchten zu lassen, erst fast am Schlusse der Oper in dem Duett Malvinens und Ruthvens wörtlich so aussprechen:

Wer Gottesfurcht im Herzen trägt,
Im Busen reine Liebe hegt,
Dem muß der Hölle dunkle Macht entweichen.
Kein böser Zauber kann ihn je erreichen.

Das ist zum zwar wahr, in sofern es keine solche Teufelei gibt, aber in dem Bisherigen bildet ihre Existenz doch die Voraussetzung, und da kann man fragen, wie kann der liebe Herrgott die schwache Menschennatur und durch solche Teufeley prüfen wollen? Höchst grausenhaft ist dieß Hinabziehen ins Verderben, diese Blutsaugerey, und noch mehr, wenn sie in einer handelnden Figur vorkommt; denn da sie doch nicht vor unsern Augen vorgehen kann, so muß sich in den zwey ersten Fällen das Beseitigetseyn wiederholen, wodurch sie sich wieder der dramatischen Darstellung entzieht. Hätte sie einmal die schaurige Grundlage eines Opernmährchens bilden sollen, so hätten, dünkt uns, die zwey ersten Fälle in die Vorabel fallen und nur in der Erzählung vorkommen sollen, und die Handlung hätte dann in dem wirklichen Kampfe des Lord Ruthven um die dritte Braut bestanden; mit andern Motiven und Episoden wäre sodann der Raum der Oper ausgefüllt worden. Indessen müssen wir doch gestehen, daß, so grausenerregend diese Oper jetzt nun ist, so war sie uns auf die ebengenannte Folgend fast eine Erholung, und zwar darum, weil man sich hier immer noch der phantastischen Grundlage bewußt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Mai.

In Deutschland, besonders im Norden von Deutschland, hält man das Volk für verderbt, weil es zu viel liest, und in Italien, weil es zu wenig liest. Wo liegt die Wahrheit? Hier in Rom wird nicht gelesen, und die Regierung muß dadurch die allerschlimmsten Maßregeln anwenden, um den Pöbel von den Weinschenken abzuhalten und vor den Unglücksfällen zu bewahren, die sich hier zu ereignen pflegen. Selbst die gebildeten Klassen lesen nicht. Nach den Begriffen der Römer gegen das Lesen müßte also in Rom das irdische Eden seyn. Aber auch hier bereitet sich in Folge der Zeiten und, wie der Hr. von Pradt zu sagen pflegt, der Natur der Dinge eine allmälige Aenderung vor, doch nicht sowohl für die Romanenlesereyen, obgleich nicht nur von Lafontaine; sondern auch von Walter Scott eine Uebersetzung angekündigt ist, als für die Politik; denn dem positiven Römer wird die phantastische Fasteley der Romanenwelt noch lange eine terra incognita bleiben. Daß die politische Wühlerey in Rom steigt, davon habe ich mich in sechs Jahren vollkommen überzeugt. Von meiner Ankunft ward in den hiesigen Kaffeehäusern keine andere politische Zeitung als das hiesige Diario di Roma, und auch dieses nur in den vornehmsten gehalten, höchstens gab es noch die und da drey oder vier andere, worunter sich auch die Genueser Zeitung befand. Nach und nach hat sich dieß so geändert, daß im gegenwärtigen Augenblicke das Dario di Roma von allen Kaffeehäusern, selbst von einigen auf den Bergen (ai Monti, wie man hier die von lauter geringen Leute bewohnte Gegend um, auf und zwischen den Bergen Esquilinus und Viminalis zu nennen pflegt), und von den meisten auf dem Corso sogar in doppelten Exemplaren, anderdem noch von allen denen, welche dentro Roma liegen, die Genueser und Florentiner, ja von einigen auch die Ticinoser Zeitung (zu Lugano gedruckt) gehalten wird. Seit ein Paar Jahren haben sogar drey oder vier abwechselnd einige französische Zeitungen anzuschaffen, Anfangs von diesigen Gesandtschaften als Ueberwundene, dann aber, da sie auf diesen Wege zu mangelhaft ankamen, durch die Post kommen lassen. Früher waren dieß die liberalen Pariser Blätter; seit aber diese, wenigstens im öffentlich gelesen zu werden, in Rom verboten worden sind, ist an deren Stelle die Gazette de France getreten, und diese wird wirklich, trotz der damit verknüpften bedeutenden Unkosten von zwey Kaffeehäusern auf dem Corso durch die Post bezogen. Es steht aber zu befürchten, daß dieses Blatt, welches mit dem Austritte des Hrn. Villèle aufgehört hat ministeriell zu seyn, gleich den übrigen verboten werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Mai 1828.

Es staunt der Geist,
Von Ehrfurcht, Mitleid fühlt er sich vernichtet,
Er schauet des Geschickes Höh' und Sturz,
Er mißt den Abgrund von dem Ruhm zum Nichts;
Doch mitten durch die Trauer sieht der Blick
Entzückt und weinend alter Schönheit Spuren.

Lamartine,
Harolds Pilgerfahrt.

Obrist Fabvier und die Griechen.

(Beschluß.)

Die Anhänglichkeit der Soldaten an Fabvier ist bey alle dem groß und rührend; Jeder spricht mit Begeisterung von seiner Aufopferung, seiner Geradheit, seiner Gerechtigkeit, den Entbehrungen, denen er sich unterzieht. Er selbst will keine Wachen um sich, aber trotz seiner Befehle belagern wenigstens hundert Mann die Thüre seines Zelts, um es zu bewachen, wie sie sagen. „Schafft mir die Leute vom Halse," ruft Fabvier seinem Adjutanten zu, „ich will Ruhe haben!" Aber es hilft alles nichts, sie bleiben aufgepflanzt, und Niemand kommt, unter welchem Vorwand es sey, vor den Obrist, außer in Begleitung eines der vornehmsten Offiziere. Er entschlüpft etwa durch eine Hinterthüre, um sich am Meeresufer zu ergehen; er kommt an den Strand und meint sich auf den Sand strekken und allein in Ruhe seinen Gedanken überlassen zu können; er wendet den Kopf und sieht in einiger Entfernung zwey bis dreyhundert Mann stehen, die ihm nachgegangen sind und ihn nicht aus den Augen lassen. Zu Athen machte er Madame Goura den Hof, er schlich sich zuweilen Abends weg und schlug heimlich den Weg zur Citadelle ein. Eines Nachts findet einer seiner Offiziere, als er die Runde macht, am Fuß der Akropolis vor einer kleinen heimlichen Thüre einen Theil des Regiments Taktikos; sie sangen, spielten, schwatzten, erzählten Paramethia (Geschichten) im Mondschein. „Was Teufel thut ihr hier? was gibts? wie lautet der Befehl?" — „Seht einmal, Goura ist nicht sicher, und der Obrist ist oben; es könnte leicht ein Unglück geben, und da sind wir hier und wollen sehen wie es geht."

Die Mittel zur Unterhaltung seiner Truppen bestritten fast ganz allein er und seine nächsten Freunde. Einst kam, als er fast zehn Monate Sold schuldig war, das Geld eben zur rechten Zeit, er zahlte aus und nun war großes Fest im Lager; man tanzte drey Tage lang dem General und dem Vaterland zu Ehren. Singen, Tanzen, Wettlaufen, Schießen, darin bestehen die Belustigungen der Palikaren; Trunkliebe und Lüsternheit im Essen sind ihnen fremd. Diejenigen indessen, die sich aus Missolunghi gerettet, blieben drey Monate in den Schenken von Napoli liegen, betranken sich und erzählten ihre Leiden, aber ganz ruhig; es war, als seyen sie gegen den Kummer wie gegen Wunden und körperliche Schmerzen abgehärtet. Sie sagen einem wie die gleichgültigste Sache von der Welt: „Ich habe Vater, Mutter, Brüder in Missolunghi verloren; ich bin jetzt ganz allein." Man konnte keinem Missolunghier begegnen, der einem nicht die Hand hinstreckte, und durchaus nicht bettelnd, sondern ganz ungezwungen sprach: „Kapitän, ich brauche einen Piaster, gebt ihn mir," und er bekam ihn. Singend zogen sie von Missolunghi ab, denn sie besingen Alles, Sieg und Niederlage, den Tod der Freunde wie den Tod der Feinde. Gleich den Türken verachten die Griechen die Europäer und nennen sie lateinische Hunde. Vor den Fran-

Digitized by Google

zosen haben sie indessen etwas mehr Achtung. In den von einer übermäßigen, unordentlichen, ausgehungerten Menge dichtgedrängten Straßen von Napoli weichen die Griechen aus, um Fahrer Platz zu machen, und begrüßen ihn, die Hand an der Stirne, nach Art des europäischen Soldatengrußes; auch vor seinen Landsleuten setzen sie sich ein wenig in Positur.

Ein europäischer Offizier, der lange in Griechenland gelebt hat, erzählt von den unglücklichen Eingebornen viele Züge von Grausamkeit. Er mußte sich daran gewöhnen, die Griechen so glatt wie die Muselmänner Köpfe abhauen, Gefangene niedersäbeln, ihnen den Bauch aufschlitzen zu sehen, und wenn er ihnen zurief: „Wie doch! wozu nützt es, den Elenden zu zerfleischen? schneide ihm den Kopf ab und damit gut!“ die Antwort zu erhalten: „Schweig! ungläubiger Hund!“ Fahrer selbst muß sich in die Landessitten fügen und sehen, wie seine Soldaten ihm nach dem Gefecht die Köpfe der Feinde bringen. Sie werfen sie ihm gleichgültig vor die Füße und der Obrist muß in die Tasche greifen und dem Pallikaren ein Paar Paras reichen. Dieser schleudert das Geld in die Luft, fängt es wieder über seinem Kopfe auf, den er hoch und stolz trägt, und singt: „Victoria! ich habe meinen Feind besiegt, ich habe ihm den Kopf abgeschnitten, hier ist das Geld zum Beweise!“ — Empört von den Metzeleyen von Tripolitza, Monembasia und Salona wendet man sich von der gerechtesten Sache gerade um der Ursachen willen ab, die einen dafür gewinnen sollten; denn aus der Barbarey des Sklaven sieht man, wie groß die Barbarey seines Unterdrükkers war.

Griechenland ist das Land der Besuche. Beträte es eine Europäerin, so würden alle Frauen ihr die Aufwartung machen. Für die Männer, welche in den Häusern der Griechen Höflichkeitsbesuche abstatten dürfen, besteht der Gebrauch, daß sie nicht sprechen; auf dem Teppich zu platter Erde sitzend, darf man die Damen nur verstohlen ansehen, sonst heißt es in einer Viertelstunde in der ganzen Stadt: „Wißt ihr wohl? der Herr ** hat die Frau *** angesehen;“ es entsteht großer Lärm, ja es kann gefährlich werden. Die Hausfrau reicht auf einem silbernen Teller jedem Besuchenden eine ganz kleine Tasse Kaffee mit sammt dem Satz. Man wechselt kein Wort, höchstens sagt vielleicht eine Frau zu der andern: Pos echeis? (wie befindest du dich) und die Befragte antwortet langsam: kala, kalétera (gut, sehr gut). Der Besuch darf nicht über fünf Minuten währen und wird eine Stunde darauf erwiedert. Trotz dieser Zurückhaltung geben die Frauen zuweilen Bälle und laden die fremden Offiziere dazu ein; aber diese bekommen keine Frau zu Gesicht, außer etwa durch das Schlüsselloch, durch welches sie mit vieler Mühe im anstoßenden Zimmer die Frauen gravitätisch langsame, in wollüstigen Stellungen und Wendungen bestehende Tänze aufführen sehen. Die beyden Geschlechter tanzen und belustigen sich jedes in einem besondern Zimmer; und hören gegenseitig den Schall ihrer Tritte; dieß ist das einzige Gemeinschaftliche bey ihren Ergötzlichkeiten. Die Männer sind herrlich; aber die Frauen! mit nackten Füßen, ohne Schnürbrust, ohne Anmuth, ohne Haltung, den ganzen Tag auf dem Boden gelagert! Sie sind übrigens sehr unglücklich, werden sehr hart behandelt und in ihre Häuser eingesperrt, in die man nicht geht wie man will; ein Pallikare schreit einem zu: „Unten geblieben, es sind Weiber hier!“ wollte man Gewalt brauchen, könnte man leicht einen Pistolenschuß davontragen, denn die Griechen, die sonst nicht leicht morden, verstehen in diesem Punkte keinen Spaß.

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Fortsetzung.)

„Lieber? sieh da! Sie hier?“ sagte die tiefe Stimme eines lebhaft aus dem Kabinette Tretenden, und vor seinem Anblicke vergingen dem Doktor die kaum aufgeflackerten Sinne.

„Ich fordere Sie auf, diesen Menschen auf Ihre und meine Verantwortung zur Haft bringen zu lassen,“ fuhr der Fremde, zu dem Notar gewendet, fort: „Er ist ein Mörder! In meines Vaters Hause in Esthland als Hofmeister aufgenommen, hat der Entsetzliche meine Schwester verführt und die Unglückliche sammt der zarten Hoffnung, die sie trug, durch Gift begraben. Er entfloh spurlos, aber der rächende Himmel wollte, daß aus dem weitentfernten Lande mein Geschäft mich hieher führen muß, um mit Ihnen zu negoziren und dieses Ungeheuer zu entdecken!“

In dem Augenblicke drangen Gerichtsdiener ins Haus. Maximilian, von ahnendem Rachgefühl und von der Aussage des Konditors geleitet, welcher unter Thränen beschwor, Doktor Ogger habe größtentheils allein die Limonade gemacht, war dem Verbrecher wie ein Zornengel gefolgt, hatte seine Habhaftwerdung verlangt, und führte ihn wieder, in Begleitung des esthländischen Kavaliers und eines Untersuchungskommissärs nach Maiendrunn vor das Sterbelager des unglücklichen Arthur. Die mühsame, lügnerische Fassung, die sich Ogger aufgedrungen, verließ ihn abermals in Arthurs Nähe. Mit einer Thräne der Angst im Auge, mit bebenden Lippen sagte er: „Das wollte ich nicht. An diesem kranken, dem Tode verfallenen Leben wollte ich nicht freveln. Vergeben Sie mir, Arthur, und Sie, Maximilian, danken Sie dem Zufall Ihre Rettung!“

„Ungeheuer!“ fuhr Max wild auf; „was hab ich dir gethan, daß du nach meinem Tode lechzest?“

Digitized by Google

„Das Geschick hat mich fein betrogen," versetzte Dagger bitter und eiskalt. „Es spiegelte mir vor, Waldersichs Reichthum sollte mein werden. Mein Gefühl hat mich jedoch tölpisch verrathen. Ich wählte That und Stunde sehr ungelegen. Die Leidenschaft macht blind; ein Paar Wochen später wäre Alles besser gelungen. Arthur war sterbend, Maximilian kraftvoll; seine Ehe zerschnitt meine Hoffnungen, er sollte weg. Noch wählte ich das Mittel; die Ueberraschung von heute mengte sich gefährlich in meinen Plan. Sie, Baron Maximilian, wollten Amalien sprechen, Sie durften es nicht; meine eifersüchtige Hand fand in meiner Westentasche das Gift, das ich mitgenommen hatte, um es an einem Jagdhunde zu erproben. Ihre Limonade wurde davon gesättigt; Alles war recht, da spielt mir die Empfindsamkeit einen Streich. Ich erwartete, Sie mit dem Tode ringend zu finden, und ich wäre kalt dabey geblieben; aber statt dessen . . . ich kann dieses Sterbenden Anblick nicht aushalten, bringen Sie mich fort!"

„Unglücklicher!" redete ihn Arthur, schon jetzt ein verklärter Engel, an. „So stürzt Ihre Habsucht mich und Sie ins Grab!"

„Ich hätte verdient reich zu werden," entgegnete Dagger, „ich wollte erröthen, was meinem großen Wissen die Natur versagt hat. Doch mehr als der Reichthum blendete mich Eifersucht. Maximilian wollte mir die Braut entreißen, ich wehrte mich."

„Die Braut?" riefen Max, Arthur, Mayenbrunn, und Dagger antwortete hohnlächelnd: „Fragen Sie die Dame selbst, sie kömmt."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Fortsetzung.)

Von der künstlichen Bildung des Eises in Bengalen. Es gibt in Bengalen unter Breitegraden, wo der Thermometer in der Luft nie auf 0 sinkt, Fabriken, welche täglich ziemlich bedeutende Mengen Eis liefern. Bisher hatte man angenommen, die Verdunstung spiele die Hauptrolle bey diesem künstlichen Gefrieren; wenn man aber die Umstände, welche dabey eintreten müssen, mit Aufmerksamkeit beobachtet, so wird man sich leicht überzeugen, daß diese Einbildung ihren Grund beynahe allein in der nächtlichen Strahlung hat. Hier die Beschreibung einer solchen Manufaktur, welche der Engländer Williams besuchte, und wobey dreyhundert Menschen angestellt sind.

Ein gut geebneter Platz von ungefähr vier Morgen ist in Vierecke von einem Meter Länge und anderthalb Meter Breite abgetheilt, welche mit einem kleinen Rand von Erde von ungefähr einem Decimeter Höhe umgeben sind. In diese Abtheilungen, welche mit gewöhnlichem Stroh oder mit trockenem Zuckerrohr bedeckt sind, setzt man so viele mit Wasser gefüllte Töpfe, als sie fassen können. Diese Töpfe sind nicht glasirt, aber man fettet ihre inneren Wände; sie sind sehr breit und nicht tief; das Eis bildet sich an ihrer Oberfläche.

Man hätte um so weniger Ursache anzunehmen, daß sich das Wasser der Töpfe nicht bey Nacht durch eine Strahlung gegen den Himmel nach Art aller übrigen irdischen Körper erkälte, da nach den eigens hiezu von Leslie angestellten Versuchen diese Flüssigkeit ein sehr beträchtliches Strahlungsvermögen hat; auch handelt es sich hier nicht darum, ob dieses Strahlen einen Theil an der Erscheinung habe, sondern vielmehr, ob es nicht die hauptsächliche Ursache derselben sey, und dieß wird aus folgenden Betrachtungen hervorgehen: 1) nach dem Zeugnisse von Backer und Williams ist der Wind, welcher die Verdunstung so sehr begünstigt, in Bengalen ein solches Hinderniß für die Erzeugung des Eises, daß, wenn er auch nur ein wenig stark ist, das Gefrieren gänzlich aufhört. 2) Die wirksame Ursache der Schwächung des nächtlichen Strahlens, d. h. die Gegenwart einer großen Menge von Wolken, hindert auch das Wasser durchaus am Gefrieren. 3) Ein auf das Stroh zwischen die Töpfe gestellter Thermometer sinkt nicht auf 0 in dem Augenblicke, da das Eis sich bildet, und dieß beweist, daß die äußeren Wände dieser Gefäße nie sehr kalt sind, und daß sie nicht auf die Weise der Alcarazas, der porösen und erkältenden Krüge des Orients wirken, was man übrigens hätte zum Voraus wissen können, weil die inneren Wände der Töpfe gefettet sind. 4) Bey der Annahme, daß die Verdunstung Ursache der ersten Lage von Eis sey, womit sich das Wasser bedeckt, mußte man immer noch einen Grund für die Erscheinung suchen, daß die Dichtigkeit des Eises die Nacht hindurch allmälig zunimmt, während doch schon alle Verdunstung durch die erste Eisschichte unterdrückt ist. 5) Endlich, seit man weiß, daß diese Erscheinung des nächtlichen Gefrierens Indien nicht eigenthümlich ist, hat Wells bewiesen, und dieß hebt alle Schwierigkeit, daß in London das Wasser zuweilen bey einer Temperatur friert, die höher als 0 ist, ohne das Geringste von seinem Gewichte zu verlieren, wie dieß doch der Fall seyn müßte, wenn die Ausdünstung irgend Theil an dieser Erscheinung hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Künste und Wissenschaften scheinen sich die Hände gereicht zu haben, um die Schätze, welche sich etwa in und um Rom herum befinden könnten, auszubeuten. Zu den Nachgrabungen auf dem Forum und einer neuen Unternehmung von Giovanni Angelini und Antonio Fea, welche von allen in der Umgegend vorhandenen antiken Denkmälern Zeichnungen in Umrissen nebst beschreibenden Texte versprochen haben, kommt jetzt ein Werk, welches, mit Geist und Fleiß ausgeführt, der Archäologie, ja selbst der Geschichte, vom größten Nutzen seyn dürfte. Ein Herr Marochini, aus Imola gebürtig, hat treue Abzeichnungen aller möglichen, an öffentlichen und Privatbauten vorhandenen Inschriften angefertigt. Nach seiner Versicherung hat er darüber zwanzig Jahre zugebracht, und jede Abschrift in eigner Person an Ort und Stelle gemacht. Endlich ist in diesen Tagen von dem hier wohnenden bekannten englischen Antiquare und Geographen William Gell, vermaligem Begleiter und Kammerherrn der unglücklichen Königin Caroline von England, eine sehr ausführliche Karte der nächsten Umgebungen Roms herausgegeben und von Nibby mit einer Beschreibung versehen worden. Beym ersten Anblicke dieser Karte fällt eine Eigenheit auf, welche den Standpunkt, auf welchem die jetzige römische Antiquarische Kenntniß steht, gewaltig herabsetzen und für letztere sehr demüthigend werden könnte. Bisher wurde nämlich von allen Antiquaren und auch vom erwähnten Nibby das alte Alba Longa an die Stelle versetzt, wo sich von Castell Gandolfo aus über den See weggehenden, gerade gegenüber das Franziskanerkloster Palazzuolo befindet. Nun tritt Gell auf, und auf einmal, wie durch eine Zauberruthe versetzt, sehen wir es bey Weitem mehr links und in der Richtung nach Marino liegen. Welche Gründe die Verfasser zu dieser Versetzung gebabt haben, wird sich in ihrer Beschreibung finden.

Die Frühlingstheaterzeit hat hier, wie gewöhnlich, mit dem Montage nach dem weißen Sonntage begonnen. Die spielenden Theater sind Valle und Pace. Ersteres hat sowohl seine Schauspiel- als Operntruppe von Grund aus erneuert, dabey aber, so viel bis jetzt scheint, in Hinsicht letzterer durchs aus verloren und mit ersterer nicht viel gewonnen. Unter den Sängern ist Niemand von einigem Rufe als die, auch in Deutschland bekannte, Clelia Pasteri, welche ehemals in Stuttgart als Hofsängerin angestellt gewesen ist. Diese noch junge Person erregte vor einigen Jahren die größten Erwartungen und ward auf denselben Theater Valle, wo sie jetzt abermals engagirt ist, mit ungemeinem Beyfalle aufgenommen. Aber schon als sie im vorletzten Karneval im unachtenen Argentina sang, bemerkte man an ihr eine gewisse Entkräftung und Heiserkeit der Stimme, welche, obgleich die Schuld davon auf das große Lokal geschoben wurde, den Kennern ein mißrathender Vorbote vom nahe bevorstehenden Stimmverluste der Sängerin zu seyn schien. Diese Befürchtung ist, leider, nur zu bald eingetroffen. Die übrigen Sänger verdienen nicht genannt zu werden. So ist es nicht zu verwundern, daß schon von der siebenten Vorstellung an nur der erste Akt von Rossinischen Barbier bat gegeben werden können, obgleich die Schuld davon auf die Kürze der Nächte geschoben wird. Die Schauspielertruppe ist gleichfalls sehr mittelmäßig, es ihr gleich der berühmte Komiker Vestri, der einzige Schauspieler, welcher nach der Marini, Italiänischen Ruhm in Italien besitzt, als Direktor vorsteht. Vestri ist allerdings ein Künstler, mit großen Naturgaben ausgestattet, und wäre er eben so sehr Denker als Naturalist, man könnte ihn mit Iffland vergleichen. Denn nicht selten finden sich Anklänge in ihm, welche unwillkührlich an jenen Künstler erinnern, der im Komischen der Typus ist, welchen in Deutschland nicht leicht wieder ein Schauspieler erreichen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, im April.

(Fortsetzung.)

Die Musik von Marschner zum „Vampyr“ ist voll Feuer und Geist, und dadurch hat sich diese Oper bey uns Eingang und den glänzendsten Erfolg verschafft. Selbst diejenigen, die den Teufelsven seit der Volksfindlucht abhold sind, mußten das wackere Aufstreben eines in diesem Gebiete bisher noch unbekannten Komponisten anerkennen, und es ist ein seltener Fall, daß eine neue Oper, ungeachtet des Widerwillens, mit welchen einen großen Theil des Publikums das Gräßliche des Vorganas erfüllt, ungeachtet sie viel, vielleicht zu viel Musik hat, die weder in der Ausführung noch in der Auffassung leicht ist, dennoch in wenigen Wochen so oft und mit ungeschwächtem Beyfall aufgeführt werden konnte. Dazu kommt aber auch noch, daß diese Musik sich im Geist zunächst an die Operndruktionen des so gefeyerten Weber, nämlich an dessen „Euryanthe“ und „Freyschütz“ anschließt; eine gelungene Nachahmung würde diese Wirkung nicht haben hervorbringen können. Und in der That, es ist mir jetzt kein junger Komponist bekannt, welcher im Stande wäre, mit solchem Glücke auf Weber's Bahn fortzuschreiten wie Marschner; nur ist ihm bald ein Operngedicht zu wünschen, das von einer menschlichen Grundidee durchdrungen und belebt ist, ein Stoff, der das Gemüth erhebt und erbeitert, statt es unter die Gewalt finsterer Naturmächte niederzubeugen. Möge sein Schwager Wohlbrück, der in dem Buch zum Vampyr wenigstens gezeigt hat, daß es ihm nicht an theatralischer Gewandtheit fehle, ihm einen solchen Stoff bearbeiten.

Ich will hier nur noch einige der ausgezeichnetsten Stücke der Oper anführen. Die Ouverture schon ist ein brillantes Stück, kann aber erst nach mehrmaligem Anhören verständlich werden, besonders da auch unser Komponist die Melodieen, welche auf Hauptmomente der Oper fallen, in derselben als Hauptmaterie zusammengefaßt hat. Höchst originell und vortrefflich deklamirt ist der zweyte, auf das Melodram folgende Chor der Herren: „Leise, leis' beym Mondenschein ꝛc.“ Eben so ist die Schilderung in der Scene, wo dem Lord Ruthven die Kräfte abstehen in der furchtbaren Oede, und dann, wo Aubry bey dunklem und Höhe hinaufsteigt, und die Mondesstrahlen ihm wieder beleben, von schauerlichem Effekt. Hier zeigt sich Marschner als glücklicher Nachfolger Webers in der charakteristischen Instrumentirung. Die Arie Malvinens, deren Gang an den Freyschütz erinnern mußte, und das darauf folgende Duett zwischen Malvina und Aubry ermuntern und erheben den Zuhörer wieder; beyde könnten indeß durch Verkürzung noch gewinnen. Ungemein lieblich ist im Finale der Gliederwiegungschor: „Blumen und Blüthen im Zephyrgekose.“ Im Finale des ersten Akts, in welchem unter anderm ein schöner, aber schwer auszuführender vierstimmiger Canon sich befindet, hat der Komponist wohl ein wenig zu stark aufgetragen und von den Sängern zu viel gefordert, weshalb uns dieses Finale, besonders nach dem Schlusse hin, nie durchaus klar geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 23. Mai 1828.

Die Hauptcharakterzüge eines Volks bleiben sich gleich, wie Kinder den Vätern und Großvätern gleichen; machen euch die beweglichen Züge der leidenschaftlichen Zeitgenossen und eigene Leidenschaft irre, so betrachtet die ruhigen Gesichter im Ahnensaal der Geschichte.

Villemain.

Frankreich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Aus dem gleichzeitigen Reisebericht eines Schottländers mitgetheilt

von

Gustav Schwab *).

Frankreich ist, nach seinen alten Gränzen geschätzt, beynahe die größte Provinz Europa's. Alles Land, was vom Rheine, vom Ocean, von den Pyrenäen und Alpen umschlossen ist, war Gallien. Und noch auf der andern Seite der Alpen reichte es bis an den Rubico, und lastete auf dieser Seite auf dem Nacken der Römer. Denn die tapfersten Gallier drangen in Italien ein und verursachten durch die Eroberung und Einäscherung Roms solchen Schrecken, daß nachmals festgesetzt ward, so oft die Gallier einbrächen, sollten selbst Priester und Greise nicht frey vom Waffendienste seyn. Hinwiederum aber ward auch Gallien von den Römern bezwungen, jedoch nur Theil für Theil und so, daß innerlicher Zwiespalt benutzt wurde. Nie lernte es vereint seine Kräfte kennen und versuchte dieselben gegen Italien. Nachher brachen die Franken mitten aus Deutschland ein, und schienen Gallien in eine zweyte Sklaverey stürzen zu wollen. Bald jedoch vermischten sich die Sieger mit dem besiegten Volke und schienen nicht sowohl die Gallier, als die Römer in Gallien besiegt zu haben.

Jezt ist das alte Gallien in verschiedener Fürsten Gebiet getheilt, und das, was die alten Franken behalten haben, führt den Namen Frankreich. Dieses Volk der Franken ist durch Tapferkeit und Heldenthaten so ausgezeichnet, daß es nicht unverdient erscheint, wenn seine Schriftsteller, um ihren Stamm zu preisen, eine nichtige, aber allgemein verbreitete Fabel benützen, und sich Nachkommen und Ueberbleibsel der Trojaner nennen.

Von allen westlichen Ländern ist dieses Land das gesegnetste; es wetteifert in der Güte seines Bodens mit dem Charakter und den Anlagen seiner Bewohner. Wein und Getreide erzeugt das Gefilde an allen Enden; auch der Oelbaum und das edelste Obst, das rauhe Luft nicht ertragen kann, bilden seine Zierde da, wo es an die Alpen gränzt, wo es sich dem ligurischen Meere zudehnt und vom nahen Westen gewärmt wird. Keine Provinz auf Gottes Erdboden gewährt nach Maßgabe der Gränzen den Einwohnern so viele Reichthümer. Die Waaren fremder Handelsleute nimmt das Land blos zu seinem Vergnügen auf, denn nur der Luxus ist es, der die Seide, die von jenseits der Alpen kommt, bey ihm in Aufnahme gebracht hat, und auf die Kunstwerke deutschen Fleißes ist das reiche Volk nur aus Ueppigkeit aufmerksam geworden. Eine Ausnahme machen die englischen Waaren, denn obgleich es auch dieser eigentlich nicht bedarf, so gewähren ihm doch die vollen Schiffsladungen derselben keinen geringen Nutzen;

*) S. Morgenbl. Nro. 60.

Digitized by Google

das Bley, das Zinn und der Safran, die aus England kommen, dienen sowohl seinen täglichen Bedürfnissen als der höheren Eleganz.

Frankreich hingegen theilt außer den Ernten, mit welchen es der Unfruchtbarkeit Spaniens aushilft, auch seine Weine der kälteren Nachbarschaft mit, und reich an Flachs und Hanf, liefert es den meisten Völkern die nöthigen Segeltücher, Ankertaue und was sonst von Seilwerk zur Ausrüstung von Flotten gebraucht wird. Durch diese und andere Naturgaben empfängt es mit reichlichem Ertrage das Gold, das es in seinen Metalladern nur spärlich findet, so daß diejenigen, die dasselbe mit ängstlicher, quälender Sorgfalt ausgraben und vom Ende der Welt herbeyschleppen, nur für Galliens Wohlstand Knechtsdienste zu leisten scheinen.

In einem so ausgebreiteten, aus einem so mannigfaltigen Gewebe von Provinzen zusammengesetzten Gebiete hat die Wohlthätigkeit der Natur kaum eine Erdscholle unfruchtbaren oder ungebauten Bodens übrig gelassen, denn selbst einige öde Gegenden zwischen der Garonne und den Pyrenäen sind weder unbewohnt, noch unangenehm, sondern mit Fichtenwäldern bedeckt, deren Harz und Holz kostbar ist; Vögel, die unter die Leckerbissen gerechnet werden, fliegen schaarenweise auf, so daß jene Gegenden der Luft gerade so viel verdanken, als ihnen der Sand von dem gehörigen Ertrage des Erdbodens entzogen hat.

Frankreich gränzt an beyde Meere, es wird vom Ocean bespült und von dem Theile des Mittelmeeres, das von der Meerenge zwischen Spanien und Afrika an bis nach Egypten die Länder trennt; eine vortreffliche Lage für die Schifffahrt, die ihm erlaubte durch die Meere aller Namen und an alle Küsten seine Handelsflotten zu entsenden, wenn die Gallier sich mit eben dem Eifer an das Seewesen gewöhnen könnten, wie an die Pferdezucht, und wenn sie im Staude wären, weitaussehende Hoffnungen eben so zu pflegen, wie sie sich an schnell erfüllbare machen.

Das ganze Volk der Franzosen zeigt große Liebe und unbedingten Gehorsam gegen den Herrscher. Dort ist das wahre Königthum zu Hause, und für einen Frevel wird gehalten, sich nur zu besinnen, wie viel dem König erlaubt sey. Es ist ein in den Waffen tüchtiges Geschlecht, doch rüstiger im Kampfe zu Roß; die Treulosigkeit kennt es nicht, besonders in öffentlichen Entschlüssen; auf sich selbst beschränkt, ist es eine unbezwungene Masse, strömt es aber über nach außen, so vergißt es gar bald seine Kraft; daher hat es auswärtige Gewalt nie lange geübt und ist nur zu seinem eigenen Verderben mächtig. Oberitalien, Neapel, Sicilien, eine Menge anderer Länder haben sie durch häufige Siege unterworfen. Bald aber fingen sie an, die bald unterjochten Feinde zuversichtlicher, als klug war, zu verachten, oder ihnen, wenn sie Gehorsam heuchelten, mit unbesonnener und schlaffer Gutmüthigkeit zu glauben. Dann bedienten sie sich des Siegs mit Ausschweifung und trieben, der Sinnesweise jener Völker ganz zuwider, ihren Muthwillen; zuletzt vergaßen sie der Waffen oder blickten zurück nach ihrem Vaterlande, dessen Ferne sie nicht lang ertragen können. Durch solche Fehler wurden sie die Beute eben derjenigen, über welche sie triumphirten, und den fröhlichen Anfang ihrer Kriege verdarb immer ein unglücklicher Ausgang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Walderich's Söhne.

Von Spindler.

(Beschluß.)

Mit fliegenden Haaren stürzte Amalie herein, warf sich an Arthurs Lager nieder, küßte seine matt herabhängende Hand, benetzte sie mit Thränen. „Du gehst von hinnen, Arthur!“ fragte sie schluchzend. „O, so scheide wenigstens nicht, ohne zu wissen, wie ich dich geliebt! Erfahre wenigstens, daß das Recht, das ich diesem Entsetzlichen eingeräumt, mich Braut zu nennen, keine trübe Quelle hat! Mit deinem Tode springt die Fessel, die er geschickt um mich gewunden. Sein Verbrechen, das mein schaudernd Ohr erst jetzt vernahm, trennt mich auf ewig von ihm.“

„Enthüllen Sie das Räthsel,“ bat hochaufathmend Arthur, und alle lauschten.

„Ich bekenne vor aller Welt, nachdem ichs bisher Allen verborgen,“ sagte Amalie, „daß Sie, Arthur, mein Herz gerührt, so daß es fast gebrochen wäre in sehnsuchtsvollem, hoffnungslosem Schweigen. Meine Mutter wählte Ihren Bruder, meine Tochterpflicht sagte Ja, und Freundschaft, wenn auch nicht Liebe, fühlte ich für den raschen, edeln Mann. Da betrat jener Teufel in der Unschuldsgestalt unser Haus. Den Zwist der Brüder benutzend, bethörte er die Mutter und mich. Den noch immer Geliebten vor dem Tode zu retten, willigte ich in der Mutter Wunsch, die dem Armgewordenen die Thüre wies. Nach dem Sterben meiner Mutter boten Sie mir Ihre Hand, Arthur, aus Edelmuth ohne Zweifel. Die Freude pochte an mein Herz, aber ich bezwang mich, meines Unrechts gegen den früheren Bewerber, der noch lebte, bewußt. Mit blutender Brust verschmähte ich den Gelobten, um gegen Beyde gerecht zu seyn. Der Doktor trat ziemlich offen an Ihre Stelle. Dem Vormund hielt er seine Neigung geheim, mir entdeckte er sie fruchtlos. Mein Vertrauen hatte der redlich Scheinende gewonnen, meine Liebe war nur Einem geweiht. Endlich überlistete er mich. Von meinem Vormund, der mir Alles wohlbedächtig verschwiegen, hatte er vernommen, daß um meinet-

Digitized by Google

wollen die Brüder sich zu schlagen begehrten; er hinterbrachte mirs; es erfüllte Angst und Schmerz meine Seele. Ich flehte den Doktor an, seine Freundschaft zu benutzen, die Zornentbrannten zu trennen, ehe noch Blut geflossen. Hätte ich es doch dem Vormund mitgetheilt! allein ich hielt ihn für unwissend in der Sache und fürchtete seine Vorwürfe, eine Beschimpfung meiner Familie. Oggo versprach, die Sache beyzulegen, forderte jedoch als Lohn seiner Bemühung meine Hand. „Sie lieben," sagte der Abscheuliche, „Arthur oder Maximilian, vielleicht Beyde; Sie wollen nicht, daß Einer sterbe, aber Sie begreifen, daß Sie für Beyde verloren seyn müssen, indem die Verbindung des Einen der Tod des Andern ist. Nach einem solchen Eclat nun wird sich nicht leicht ein Freyer finden. Wählen Sie daher mich, und halten wir die Verbindung geheim, bis Sie die Volljährigkeit erreicht, weil Ihr Vormund ein entschiedener Feind von Mesalliancen ist. Nur um diesen Preis verhüte ich ein Unglück!" Ich gab mein Wort, und schweige über alles Folgende, wie mich Maximilians neue Bewerbung überraschte, Arthurs Seelengröße entzückte, wie ich zögerte, aufschob . . . bis heute; o kein Wort mehr! Bin ich aber vor dir gerechtfertigt, lieber Sterbender?"

„An diesem reinen Wesen scheiterte deine Verführung, Elender!" donnerte dem Doktor der Esthländer zu, und auf einen Wink Arthurs entfernte man den Unmenschen aus dem stillen Kreise, um seine früheren Unthaten zu begründen und zu bewahrheiten.

Arthur richtete sich mühsam auf, sah mit hellen Augen Amalien an, drückte schwach ihre Hand und sagte: „Weinet nicht um mich, meine Lieben alle, und heißet mich nicht unglücklich, weil ich früher hingehe denn ihr! Ich bin ja glücklich, denn ich erfuhr noch die Liebe dieses Engels. Ich bin glücklich, denn ich gebe ja mein Letztes, mein Alles, mein Leben für dich, mein Maximilian. Erkenne mich doch ohne allen Argwohn für deinen guten Bruder und liebe mich über das Grab hinaus! Besuche nicht darum meine Ruhestätte, weil du mein einziger Erbe bist, sondern weil ich für dich gestorben bin, und nichts freudiger thun konnte als dieses, und wieder nichts Höheres als dieses. Denke, dir sey jetzt die Mutter erst gestorben, und dir, Amalie, der Bruder."

„Ach, die Mutter!" seufzte, in Thränen aufgelöst, der Bruder, und betrachtete und küßte wehmüthig die immer verklärter schimmernden Züge Arthurs, dessen Augen zugingen, wie die eines Schlafenden, und dessen ruhiger Mund noch im Scheiden die Worte lispelte: „Segen mit euch, die ihr mein Leben erfreutet! Segen mit mir, den ihr geliebt! Segen auch mit dem Unglücklichen, der mich heute schon ins Todtenreich gerufen, denn sein Ruf ist sanft, und nicht rauh die Pforte zum Jenseits!"

Und er hatte sie mit einem leichten Athemzuge überschritten. Die Familie Walderich erbaute dem Gestorbenen ein ernstendes Denkmal auf dem Friedhofe der Stadt, aber sein Angedenken wird freundlicher erhalten werden in der Sage des Volks, das Arthurs Bruderliebe elegisch besingt in einfachen, eigenthümlichen Weisen. Auf seinem Hügel sitzen die Eltern mit ihren Kindern, und prägen den lauschenden Geschwistern das große Beyspiel brüderlicher Eintracht und Aufopferung ein. Nahen sich alsdann Freyherr Maximilian und seine Gattin Amalie und ihre Söhne, um mit feuchten Augen lebenswarme Kränze um den kalten Aschenkrug zu winden, so entfernt sich theilnehmend das Volk, um ihnen Platz zu machen. Vor der Kirchhofsmauer schaut jedoch ein Jeder scheu zur Seite nach einem einsamen, kahlen Hügel, und ein Jeder schlägt verstohlen ein Kreuz. Dort schläft, gebändigt, still und verlassen, der Doktor.

Um Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land.
Fängt träumend an der Berge Wand;
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.
Und leiser rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Nacht, der Mutter, ins Ohr
Vom Tage!
Vom heute gewesenen Tage!

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd'.
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwung'nes Joch;
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es sprechen die Wässer im Schlafe noch fort
Vom Tage!
Vom heute gewesenen Tage!

Eduard Mörike.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Anfange sind die sechsten Musikstücke, welche allgemein entschiedenen Beyfall gefunden haben. Er beginnt mit den aus voller Brust hervorstrebenden Tönen der Frühlingslied (Chor der Trinkenden), alles geht lustig durch einander wie bey den Trinkgelagen, die uns bildlich die niederländischen Meister geschildert haben, und steigert sich mit ungemeiner Kraft; darauf folgt die liebliche Arietta der sanftsinnen Braut. (Nr. 14.) welche ihren Bräutigam grollend erwartet; dann die ein leises Grauen erweckende Romanze derselben. (Nr. 12.) welche vom Vampyr handelt. und welche der Romanze von der weißen Dame in der Oper dieses Namens in eigenthümlicher Stärkheit gegenübersteht. Das dann folgende Terzett, in welchem Rudwon Georgs Braut durch Schmeicheley an sich zieht. dieser aber von Ferne mit komischem Aerger zusieht. ist eines der reizendsten Musikstücke und hat einen sehr melodiösen Fluß, wie man ihn in neuern Opernstücken selten findet, ohne der Bedeutsamkeit der Harmonie etwas zu

Digitized by Google

vergeben. In dem dann folgenden Stücke hat der Komponist für den bedeutenden Moment, wo Lord Ruthven den Zustand eines Vampyrs schildert, ein durch kräftige Deklamation und durch Koloririung der Instrumentalbegleitung gleich ausgezeichnetes, ja meisterhaftes Recitativ geschaffen, welches von Genast sehr wacker vorgetragen, den ergreifendsten Eindruck hervorbrachte. Das Duett, in welchem der Vampyr Emmy mit sich fortzieht: „Leise dort zur fernen Laube ꝛc.“ ist wiederum sehr tief gegriffen, und vielleicht das reizendste Musikstück. Ein gebrummtwohles Grauen misst sich in das Verlangen. Das einfache (vierstimmige) Trinklied, was darauf folgt: „im Herbst muß man trinken,“ sprach sogleich an, und mußte bey mehrern-wiederholten Aufführungen der Oper zweymal gesungen werden; auch ist es schon in den Mund des Volks übergegangen. Das hierauf folgende Quintett zeigt des Komponisten glückliche Anlage für das Komische, es erreicht in dem Lachchor den höchsten Grad ausgelassener Fröhlichkeit, und wirkte immer unwiderstehlich auf das Publikum; um so greller tritt darauf der Trauerchor ein, wo die Musik wohl auch den Uebergang dramatisch hätte bewirken sollen. Das Finale der Oper hat dramatische Bewegung, doch wird die Entwicklung zu lange aufgehalten.

Der Komponist veranstaltet jetzt den Klavierauszug der Oper, von welchem der Verleger (Fr. Hofmeister) schon einzelne beliebte Stücke (Ouvertüre, Emmys Ariette und Romanze Nr. 11 und 12. eine Arie Aubrys Nr. 15. und das ausgeführte Trinklied) in dieser Messe ausgegeben hat. Wahrscheinlich wird diese Oper, welche übrigens ein gutes Orchester und Sängerpersonal erfordert, bald auf mehrern Theatern erscheinen.

Was die Aufführung anlangt, so war dieselbe besonders von Seiten des Orchesters sehr gelungen. Herr Musikdirektor Marschner hatte die Proben selbst geleitet und die Direktion in der ersten Aufführung übernommen. Ihm wurde die in diesem Falle seltene Ehre zu Theil, hervorgerufen zu werden. Unter den Darstellern zeichnete sich Hr. Genast als Vampyr aus. Sein gewandtes Spiel vereinigte sich mit guter Recitation. Den Darstellern dieses Unholds, der hier die Hauptfigur ist, ist für die Zukunft zu rathen, das Gräßliche nicht zu sehr in das Aeußere zu legen, da Lord Ruthven zufolge der Erzählung einen zwar beym ersten Augenblicke unerklärlichen Schauer einflößt, aber doch als ein äußerlich liebenswürdiger Mann erscheinen soll.

Mit den letzten Tagen der Ostermesse ging auch die Theaterunternehmung des Hofrath Küstner zu Ende. Die Hauptvorstellungen während derselben waren außer „Oberon“ (die letzte Vorstellung dieser Oper war die 42ste) und der „weißen Dame,“ der „Vampyr,“ der „Wanrer,“ ein welchem Sinapisel Frau v. Zieten von glücklichen Fortschritten ihrer Gesangsbildung Beweise gab) „Hans Sachs“ und „Hermann und Dorothea.“ In einem Festspiele von W. Gerhard, die „Wiegenweihe“ betitelt, wurde die erfreuliche Geburt eines königl. sächsischen Prinzen, Friedrich August Albert, auch auf unserer Bühne gefeyert. Die letzte Vorstellung dieser Unternehmung wird Sonntag den 11. Mai stattfinden, und dann Calderons „Leben ein Traum“ gegeben werden.

Auch die diesigen Abonnementskonzerte wurden für dieses Mal in der Ostermesse geschlossen. Sämmtliche Hauptwerke Beethovens waren in diesem Abonnement aufgeführt worden. Seine letzte große Symphonie mit dem Chore wurde diesmal wieder vollständig gegeben. Unser Urtheil ist aber, obgleich die Aufführung um vieles ausgearbeiteter war als die frühere, im Wesentlichen dasselbe geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Mai.

(Beschluß.)

Erste Aktrice ist die Internari, welche schon früher hier engagirt war. Es ist sonderbar, daß die vorzüglichste Altsängerin Italiens, die Pisaroni (jetzt in Paris), und die vorzüglichste recitirende Schauspielerin, die Internari, ohne Zweifel die häßlichsten Personen ihres Landes sind, ein Umstand, der dem Geschmacke der Italiener und der Achtung, welche sie, abgesehen von allen blos körperlichen Vorzügen, dem Talente zollen, die größte Ehre macht. Die Internari hat das Unglück gehabt, daß ihr ein herabfallender Vorhang das Nasenbein zerschmettert und ihr Gesicht dis zur Häßlichkeit entstellt hat. Diese Schauspielerin ist unstreitig eine der wenigen Künstlerinnen Italiens, welche sich nicht blos dem Instinkte oder der momentanen Eingebung hingeben, sondern auch reflektiren und berechnen. Im übrigen Europa wäre dieß wirklich eine gute Eigenschaft, in Italien, wo die Naturen so vortrefflich organisirt sind, daß sie der Kunst entbehren können, nämlich im Allgemeinen erst noch darüber gestritten werden könnte, ob ein Bischen Kunst und ein Bischen Natur zu etwas Anderem als zur Affektation führen kann. Der Rest der Truppe ist theils mittelmäßig, um nicht schlecht zu sagen. Die dargestellten Stücke beweisen, wie mit jedem Jahre, ja mit jeder Theaterzeit, auch in Italien dem Publikum der elende Geschmack an den Melodramen und an ähnlichen Mißgeburten immer mehr aufgedrungen wird, denn man sieht offenbar den Ekel, den die Zuschauer davor empfinden, und wie sie sich gegen eine Gattung sträuben, welche mit ihrem Volkscharakter so wenig übereinstimmt. Man dürfte in diesem Widerwillen des Publikums gegen dergleichen Stücke und in der Bevorrichtigkeit der Direktionen, sie aufzuführen, einen Widerspruch finden wollen; er ist aber leicht zu lösen. Meist sind diese Stücke aus dem Französischen übersetzt und dann, wenigstens in ihrem äußern Zuschnitte, auf Wirkung berechnet, auch entwickelt sich nicht selten eine gewisse, wenn auch nur rohe Kraft, mitunter sogar Leidenschaftlichkeit darin, lauter Reizmittel, von welchen das Publikum nicht allein zum ersten Male angezogen, sondern auch, obgleich angeekelt, in der Hoffnung, daß die folgenden Male der Ausdruck aufkommen werde, zum Wiederkommen eingeladen wird. An vernünftigen Stücken, an Stücken, wo der Komfikt gegensteigender Charaktere oder gegenseitiger Interessen wirksame Scenen schafft, und wo die Komik aus den Situationen und nicht aus den Worten, am wenigsten aber aus elenden Wortspielen hervorgeht, gebricht es in Italien wie in Deutschland. Italien hat seinen Geldvoll, aber wen hat Deutschland? Geldvoll wird auch von ganz Italien geliebt, verehrt, und seine Stücke erregen noch immer einen wahren Enthusiasmus, aber sie werden gespielt seyn. Dieß ist ein zweyter, noch trostloserer Grund, warum die Direktionen zu den Melodramen greifen, in welchen auch der armseligste Stümper, wenn er nur brave Lungen hat, mitspielen kann. Ein solches vernünftiges Stück, betitelt „L'Ambiziosa.“ (die „Ehrsüchtige.“) vom bekannten Advokaten Nota, ist in diesen Tagen gegeben worden, und hat, obgleich nur von der Internari und Bestri gut gespielt, die größte Sensation gemacht, welche dadurch am sichtbarsten bewerden ist, daß, obgleich das Stück bis zwey und ein halb Uhr nach Mitternacht dauerte, nur sehr wenige Personen vor Ende desselben das Theater verlassen haben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Mai 1828.

Schöner grünt des Lorbeers Ranke,
Die dein Scheitel trägt,
Wenn der Freyheit Hochgedanke
Deine Brust bewegt.

Wagner.

Wieland an Archenholz.

Weimar, 1786.

Alle Anscheinungen müßten mich sehr betrügen, wenn es nicht Ihr guter Genius war, der Ihre Wahl eines Wohnorts für Hamburg bestimmte. Außer vielen andern Vortheilen, die ich nicht zu nennen brauche, so Sie dabey gewinnen, scheint mir der einzige Umstand, daß man in H. Luft der Freyheit athmet, für einen Geist wie der Ihrige und für einen Schriftsteller, der auf das sari quae sentiat (wie billig) einen so hohen Werth legt, sehr wesentlich zu seyn. Ich bin, wie Sie wissen, kein Freygeist in dem Sinne, worin man dieß Wort nimmt, wenn es ein Schimpfwort seyn soll; aber ich bin überzeugt, daß ohne gänzliche Freyheit der Vernunft, und ohne soviel Freedom of Wit and Humour, als mit den Gesetzen der Wohlanständigkeit und den Prinzipien aller bürgerlichen Gesellschaft bestehen kann, nichts Gutes unter den Menschen gedeihen kann.

Sie sprechen mir, liebster Archenholz, von einem die deutschen Musen liebenden Könige, und scheinen sich von diesem Geschöpfe Ihrer Imagination viel Herrliches für das Schicksal der deutschen Literatur zu versprechen. Ich schreibe dieß auf die Rechnung der rosenfarbenen Einbildungskraft eines Bräutigams, der in acht Tagen Hochzeit zu machen gedenkt, oder Sie müßten sich im Namen geirrt und etwa den König Endymion im Mond, einen guten Bekannten meines Freundes Lucian, gemeynt haben. Ich schreibe nicht gerne für noch wider die Könige, quia non nescio longas regibus esse manus; aber die Zeit wird das Wenige, was ich gesagt habe, bald genug überflüssig und nur zuviel rechtfertigen. Ich meines Orts mache keine Ansprüche an die Könige, und erwarte um so weniger von ihnen, da ich nichts um sie verdient zu haben glaube. Aber dafür, daß ich kein Unterthan dessen, von dem die Rede ist, geboren bin, dafür danke ich meinem Schicksal.

Joseph haben Sie vermuthlich zu Wien selbst gesehen, wiewohl Sie mir nichts davon schreiben. Ich wünsche Ihrer Bittschrift den rühmlichsten Erfolg, getraue mir aber nicht, Ihnen viel Erfreuliches darüber zu weissagen, zumal da Sie mir sagen, es sey die kühnste, die vielleicht seit Cäsar Augusts Zeiten an einen seiner Nachfolger gestellt worden. In der That, liebster Freund, ich begreife nicht, wie Sie sich oder der Literatur von einem solchen Mittel etwas versprechen können. Henri IV. ist der einzige mir bekannte Monarch, dem der einzige Sully auch unangenehme Wahrheiten, zuweilen mit der größten Kühnheit sagen durfte; aber ich kenne unter allen Fürsten von Nimrod an nur einen einzigen Henri IV.

Was sagen Sie dazu, mein liebster Freund, daß ich mich, je ne sais pas trop comment, auch in die dermalige Anti-Maurerische und Anti-Jesuitische Debatten habe hineinziehen lassen? Doch ich konnte es gewissermaßen nicht vermeiden, und ich bin wirklich in vollem Ernst einer

Digitized by Google

von denen, die es für Pflicht halten, Parthey gegen Alles, was sich in Mysterien einhüllt und unter Grund arbeitet, zu nehmen, und die Aufdeckung des großen Mysterii iniquitatis, die immer näher herbeykommt, beschleunigen zu helfen. Die Sache scheint mir zu einer entscheidenden Krisis reif zu seyn.

Ohne Zweifel, lieber Archenholz, werden Sie bey einer zweyten Auflage Ihrer Briefe über England im Anfang des vierzehnten Abschnitts wo nicht einige Veränderungen, doch wenigstens Erläuterungen und nähere Bestimmungen dessen, was Sie von der schrecklichen Lage, worin sich dieses Reich befinde, gesagt haben, für dienlich halten. Ich las z. B. nicht gern die Worte: Die Epoche des brittischen Flors ist indessen unwiederbringlich vorüber. Alle Probleme, die in dieses Fach gehören, scheinen mir viel zu kompliciert und das, was einer solchen Nation möglich ist, zu informenionrabel zu seyn, als daß man, auch mit der exactesten Kenntniß der Sachen, sich so gar positiv ausdrücken dürfte, ohne die Gefahr aller Propheten zu laufen, die ihre Weissagungen früher als die Ereignemens sich wirklich ereignet, von sich gegeben haben. Es scheint mir nichts weniger als unmöglich, daß eine große Exertion des National-Patriotismus, wofern dieser jemals in der Folge der Zeit, durch große Veranlassungen aufgeschürt, in ein allgemeines Feuer ausbrechen sollte, Mittel und Wege zu Wiedererlangung des imperii maris fourniren könnte, über welche die Welt erstaunen würde. Ein freyes Volk, bey dem der Privatreichthum so ungeheuer groß ist, sollte, dächte ich, nie verarmen können. Was für eine immense Summe müßte z. B. herauskommen, wenn sich in einem Nothfalle des Staats alle reiche Leute in England entschlössen, zehn Jahre lang aus Faventz zu essen und alles ihr Silbergeschirr in die Münze zu schicken? Entweder sind die Engländer die energischen Menschen nicht, wofür wir sie zu halten Ursache haben, oder sie müssen solcher Efforts fähig seyn, zumal da sie sehr sicher seyn könnten, durch solche Schritte Alles wieder zu gewinnen. Weisen Sie mich zurecht, lieber Freund, wenn ich extravagiere.

Den zweyten Heft der Thalia habe ich noch nicht gesehen, zweifle aber nicht, daß die darin befindlichen Schillerschen Gedichte mir eben so wie Ihnen gefallen werden. Die lyrische Poesie mag wohl das wahre Fach dieses Mannes seyn, dessen Kopf viel zu warm für das Dramatische ist.

Wieland.

Frankreich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Es gibt keine Sterblichen, die mehr zu zierlich schöner Männlichkeit geschaffen wären als die Franzosen. Sie zeichnet ein Ausdruck von Unerschrockenheit in der Miene und ein Anstand in Geberden und Bewegungen aus, der sich auf den ganzen Körper erstreckt. Und dieser äußere Schmuck ziert das Verdienst großer Männer, kleinen Seelen hingegen dient er zu einer Art von Schminke, gleichsam zu einem natürlichen Bollwerke, hinter dem sie die eigne Niedrigkeit verbergen oder mildern. So ganz zur Artigkeit geschaffen, mögen sie aus der endlosen, stets wechselnden Reihe ihrer Moden, wie aus einer unerschöpflichen Vorrathskammer, eine Kleidung hervorsuchen, welche sie wollen, mögen zu beliebigem, künstlichem Gruße ihren geschmeidigen Körper beugen, immer wird man meynen, nichts sey natürlicher, nichts passender als eben jene Mode. Die Nachbarvölker aber, von einem lächerlichen Irrthume betrogen, glauben durch die bunte Nachahmung derselben Kleider und Bewegungen sich auch ihren Sitten zu nähern; sie wissen nicht, daß durch die Macht der Anmuth und der Grazie bey gewissen Menschen Alles einen und denselben Charakter gewinnt, Alles gefallt, bey andern hingegen, denen die Natur eine solche Beweglichkeit im Aeußern versagt hat, die Nachahmung und Affektation derselben Anmuth lächerlich und widermärtig wird. Denn Tugenden und Laster, überhaupt Zustände, die ihren Grund in der Tiefe des Gemüthes selbst haben, können von uns ohne besonders mühsame Verstellung gedeuchelt werden, weil unsere Gesinnung ihrer Wurzel nach in so tiefen Schlupfwinkeln der Seele sich verbirgt, daß nicht leicht einer entdecken wird, ob die Gemüthsbewegungen, die wir blicken lassen, wahr oder für den Augenblick erdichtet sind; so wird es einem leicht werden Demuth zu heucheln, so Haß, Liebe, Frömmigkeit; hingegen von demjenigen, was nicht blos von der Herrschaft der Seele, sondern auch von der sichtbaren Schmiegsamkeit und Nachgiebigkeit des Körpers abhängt, von dem wirst du, wenn die Natur dir widerstrebt, kein lebendiges Bild auf dich übertragen können. In diese Klasse gehört Gewandtheit und äußerlicher Anstand, anmuthige Leichtigkeit im Scherzen, dann jede Art von Beredsamkeit, die ihren Sitz nicht im Herzen, sondern auf dem Rande der Lippen hat: dieß Alles ist in Frankreich durch Natur und Gewohnheit zur Virtuosität gediehen; du aber wirst dich vergebens bestreben, dasselbe durch Nachahmung zu erreichen, wenn dein Genius nicht von selbst durch die Anlage dich dafür empfänglich gemacht hat.

Im Uebrigen kann die Welt der französischen Gastlichkeit nie genug Dank wissen; denn sie scheint einen

Digitized by Google

Tempel der Menschlichkeit zu eröffnen, in welchen sich das Glück aller Auswärtigen flüchten darf. Sie schätzt an den Menschen den Geist, nicht das Vaterland, und theilt nicht den Irrthum anderer Länder, die an Fremdlingen und Beysassen das Loos ihrer Geburt bestrafen. Mit reiner und ungeschminkter Liebe zur Tugend bewundert Frankreich ohne Neid ausgezeichnete Männer, woher sie stammen mögen, unterstützt sie gern aus seinem Ueberfluß, und trägt als Lohn seiner großen Menschenfreundlichkeit einmal den öffentlichen Ruhm eines solchen Betragens davon, dann auch das Geld und den Ruf so vieler Fremdlinge, die durch keine unwürdige und unnütze Abortion Mitglieder der gallischen Familie werden. Auch haben diese Gäste dort nicht nöthig, ihre vaterländischen Sitten zu verlernen oder sie nach dem Muster der französischen zu modeln; nur Uebermuth oder barbarischer Mangel an aller Bildung muß ferne bleiben. Denn gerade dadurch, daß man sich öffentlich zu fremder Sitte bekennt, wird man das Interesse des neugierigen Volkes rege machen, das mit weniger Vorurtheil über Fremdes urtheilt als über Eigenes, und selbst Unarten und Untugenden, wenn sie nur aus der Fremde kommen, für eine Tugend anrechnet. Denn oft sah ich dort, daß die Beredsamkeit eines fremden Menschen, wenn er noch so oft in der Sprache irrte, Lob erhielt, und daß man eine große Meynung von seiner Weisheit hegte, weil man ihn nicht verstand.

Das gemeine Volk hat einen ungeheuchelten Respekt vor den Reicheren, der nicht blos von Furcht oder von altem Herkommen abzuleiten ist; hinwiederum werden die Großen des Reichs auf gleiche Weise von jenen geehrt, die nicht den gleichen Vorzug des Ansehens und des Geschlechtsadels haben. Nur Stolz und Uebermuth ertragen sie nicht; sobald du dich als Despot geberdest, gröthen sie über ihre Knechtschaft. Freundlichkeit, die mit künstlich heiterer Stirne, mit gnädigem Leuchten der Augen, mit vertraulicher Rede schmeichelt, wird die Seite der Großwürdenträger sicherer mit Clienten umgeben, als die Größe ihrer Macht es thun kann. Alle Schätze, ja das Blut selbst gilt ihnen weniger als die Ehre. Hauptsächlich des Adels Hochmuth wächst oft zu seinem und des Vaterlandes Verderben, während selbst die Erfahrung der Armuth keinem von ihnen erlaubt, durch Handel oder Fabriken einträglichen Erwerb zu suchen. Sie lieben es, mit verkehrtem Ehrgeize der Größe ihrer Ahnen nachzueifern, und glauben das Blut ihres Stammes werde befleckt, wenn sie durch ihre Lebensweise sich dem Volke nähern. So trösten sie sich selbst unter den bittersten Sorgen des Lebens mit ihrem eiteln Adelstitel und mit dem Glanz eines vornehmen Müßigganges. Und doch befleckt sich dieser hochfahrende Geist, so sehr sie sich darin gefallen, so sehr sie von beschimpfendem Schmuz aller Art sich ferne dünken, zuweilen mit beynahe nothwendigen Schandthaten, indem er sie bey der kläglichen Bedrängniß ihrer Vermögensumstände treibt, in den Unruhen ihr Gewerbe zu suchen, so daß sie bald durch öffentliche Gewaltthätigkeiten, bald durch geheime Frevel schimpfliche Armuth von sich zu entfernen bestrebt sind. Der Handel steht bey ihnen nicht in der Ehre, die ihm als einer höchst nützlichen Sache gebührt, als dem ersten Mittel, durch welches Humanität über die Erde verbreitet wird; und so schämt sich das benachbarte Italien desselben nicht, das seine Schätze gerade durch den Handel unter die edelsten Familien vertheilt. Auch England glaubt edles Blut durch jenen Beruf nicht geschändet. In Frankreich hingegen scheuen nicht nur die alten Geschlechter diesen Austausch des Nutzens, sondern als ob die Handelsleute sich ihrer selbst schämten, bestimmen auch diese, sobald das Glück sie begünstigt hat, ihre Söhne sogleich zu einer andern Lebensweise, und heissen sie einen andern, größern Schauplatz für ihr Leben suchen, als der väterliche war.

Nirgends aber kann man die Eitelkeit und den hochstrebenden Geist der Franzosen wirksamer sehen, als in der Bewerbung um Ehrenstellen, von welchen beharrlicher Diensthandel das Verdienst der Armen schon lange ausgeschlossen hat. Ihre Familien erschöpfen, Schulden machen, Geld und Kredit vergeuden, alles däucht ihnen ehrlich, wenn sie nur den Vorzug eines eiteln Titels erhalten, oder ein Amt davon tragen können, das den Ruin ihres Hauswesens durch verstohlene Einnahmen wieder gut macht. Und es leidet keinen Zweifel, daß diese Titelsucht, wenn sie nicht in sich selbst untergeht, zuletzt Senate, Gerichtshöfe, Präfekturen mit unedlem Blute und niederträchtigen Gesinnungen besteckten wird.

(Der Beschluß folgt.)

Winternacht.

Im tiefen Schlummer lag ich
In süßer Leibesruh',
Da stiegt heran der Wintersturm
Und brauset ab und zu.

Von meinem Bette reißt er
Den holden Schlaf mit Macht;
Auf Flügeln führt er ihn hinaus
Weit in die schaurige Nacht.

Von Wunder kann ich sagen
Bey diesem Mißgeschick;
Mir blieb der kleine Engel Traum
Jetzt ohne Schlaf zurück.

Den kümmert nicht das Stürmen,
Wie laut es brausen mag;
Er malt nur fort und immerfort
An seinem Frühlingstag.

A. Schöll.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

(Beschluß.)

Die Messe, welche in diesen Tagen zu Ende geht, hat den Erwartungen, die man in Hinsicht des Handels von ihr hatte, nicht entsprochen. Der Verkehr der Buchhändler aber schien belebter als je, und es sollen fünfzig Buchhandlungen mehr als in der vergangenen Jubilatemesse gegenwärtig gewesen seyn. Die bildende Kunst, vornehmlich die Malerey, ging diesmal fast leer aus, indem der Kunsthandel nur wenig brachte. Andere Seltenheiten, die in der Messe gab es fast nicht; das Meiste, was sich in den Buden zeigte, war schon oft besser da gewesen. Für die größte Merkwürdigkeit auf der Messe hielt man das Spiel des Virtuosen Hindle aus Wien auf dem Contrebasse, den er seltsamer Weise als Solovinstrument mit staunenerregender Fertigkeit spielt, und man muß auch gestehen mit Geschmack behandelt. Sein Vortrag von Variationen im letzten Abonnementskonzerte fand ungemeinen Beyfall. Er gab darauf ein eigenes, und was jetzt eine Seltenheit ist, sehr besuchtes Konzert, welches sich auch durch mehrere andere Leistungen auszeichnete. Herr Promberger aus Wien produzirte nehmlich in demselben das von seinem Vater gebaute Pianoforte, genannt Eirenien, welches seiner angenehmen, wenig Raum erfordernden Form wegen, die vor den bisher bekannten, aufrecht stehenden Instrumenten noch den Vorzug verdient, Beyfall gefunden hat. Er spielte darauf Variationen von Moscheles mit bedeutender Fertigkeit. Der Ton ist stärker, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, aber im Basse nicht von gleicher Kraft mit der Mitte. In demselben Konzerte trat der junge geniale Violinspieler Wallenstein aus Dresden auf, und spielte ein Concertino für die Violine von Pechatschek; Kraft und Geschmack, mit Feinheit verbunden, zeichnen ihn vor vielen Talenten seines Alters aus. Herr Hindle war in dem Concertino von Romberg nicht ganz glücklich, denn von dem Glücke hängen derley Produktionen auch ab, glücklicher in den Rhodeschen Violinvariationen, auf dem Contrebasse gespielt. Er würde nachher aufgefordert noch einmal auf dem Theater zu spielen.

Da von bedeutenderen literarischen Werken mir noch nichts zu Gesicht gekommen ist, so will ich hier nur auf einige ausgezeichnete Neuigkeiten in der musikalischen Literatur aufmerksam machen. Im Fache der großen Kirchenmusik setzt Haßlinger in Wien seine Prachtausgaben von Haydens und Hummels Messen fort. Von ersterem erschien nun drey Messen, ein Requiem, mehrere Gradualien und Offertorien. Bey Breitkopf und Härtel ist ein dreystimmiges Requiem von Neukomm angekündigt. Von Ouvertüren wird uns Beethovens Ouvertüre zu König Stephan (Op. 117) in einer schönen Partitur gebracht; die große charakteristische Ouvertüre (138 Op.), welche sich unter seinem Nachlasse gefunden, ist noch unter der Presse; von den Ouvertüren zu Fidelio (Leitner und neuere) hat die Breitkopf und Härtelsche Verlagshandlung Partituren geliefert; dieselbe liefert Dotzlorns neue Oper „le colporteur“ im Klavierauszuge, und die Ouvertüre auch in Orchesterstimme. Probst in Leipzig lieferte die sieben ersten Symphonien Beethovens von Czerny, mit seiner bekannten Geschicklichkeit für vier Hände arrangirt, in brillantem Notenstich. Solche Arrangements haben den Nutzen, zum genauern Verständniß solcher Meisterwerke beyzutragen und sie dem Liebhaber näher zu bringen. Mehrere andere Arrangements Beethovenscher, Mozartscher, Spohrscher Werke in dieser Form lieferte Breitkopf und Härtel. Den Liebhabern ärmer Konzertstücke für Instrumente bietet sich Haßlingers „Oberon“ dar, dessen siebzehnte Lieferung ein gefälliges Potpourri für die Flöte von Luntpaintner enthält. Czerny liefert ein Konzert zu vier Händen (Op. 153) bey Probst. Das wahrhaft gediegene Pianofortekonzert von Moscheles g moll (58 Op.) in Stimmen und im Arrangement besitzt nun Haßlinger, der auch ein Konzert aus e dur von Piris bringt. In der leichteren Gattung der Pianofortekompositionen rivalisiren noch Kalkbrenner (von der vollständigen Sammlung seiner Werke lieferte Probst das siebte Heft in einer sehr eleganten Ausgabe) und Piris (Variationen auf ein englisches Lied lieferte Haßlinger), ferner Herz und Czerny. Herz scheint jedoch mit seinen eleganten Potpourris und Neudeaur-Variationen nicht so lange in der Mode zu bleiben als Czerny, der in seiner bedeutenden Fruchtbarkeit immer noch einen großen Vorrath schöner Melodien zeigt. Dieß beweist vornehmlich seine bey Probst unter dem Titel Decameron herausgegebene Sammlung, in welcher mehrere vierhändige Variationen aufgezeichnet schön sind. Gegenwärtig erwirbt er sich auch um die Anfänger im Pianofortespiel ein ausgezeichnetes Verdienst, namentlich durch seine 200 Uebungsstücke mit Fingersetzung (in vier Heften bey Haßlinger in Wien erschienen) und durch seine drey leichteren Sonaten (bey Probst). Für schon gebildete Klavierspieler hat Moscheles das zweyte Heft seiner Studien geliefert. Nächstens erscheint nun auch des Pianofortemeisters Hummel große Pianoforteschule oder ausführliche theoretisch praktische Anweisung zum Pianofortespiel vom ersten Elementarunterrichte an bis zur vollkommensten Ausbildung, auf welche man mit vier Bänden pränumerirt. Von kleinen interessanten Pianofortestücken sind zu empfehlen mehrere neue Werke des originellen, oft aber auch Originalität suchenden Franz Schubert, z. B. sein Impromptu (bey Haßlinger), seine Polonaise à 4 mains (75. Werk, Wien bey Diabelli), die brillanten Walzer von Reßler (bey Probst), die Rondinos von Liet, und drey Nocturnes von C. Claudius (bey Breitkopf und Härtel); Liedervompositionen erschienen neuerdings sehr wenige, unter ihnen gehören die von Franz Schubert (bey Haßlinger) und einige von Kreuzer (bey Probst) zu den bessern.

W.

Auflösung des Räthsels in Nro. 119:
Märsel.

Räthsel.

Ein Wort von dreyerley Bedeutung.

Wir treiben, was nicht fort will
Gewaltig an zum Gehen;
Wir wiegen schwere Lasten.
Wie Ammen Kinder wiegen;
Wir springen auf, wie Helden,
Will man Gewalt uns antun.

Wir tanzen gar vergnüglich
Wenn wir ins Freye dürfen;
Oft treibt man uns zusammen
Und steckt uns dann in Säcke,
Es drücken sechte Mädchen
Uns an die Lockenköpfchen,
Wenn und der Himmel wohl will.

Wir trinken manches Schöckchen
Aus unsern kleinen Täßchen
Und geben dann zu trinken.
Oft schon durch unsre Röhren
Selbst Amor seine Pfeile.

Hieron, mit spitzigem Munde.
Gab eine von uns Euch Kunde.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Mai 1828.

Du Schloß dort auf dem Felsen,
Du stehst so ernst und treu.
Die dunkeln Wogen wälzen
Sich unten still vorbey.
Mir ists, als hört' ich Worte
Wie aus vergangner Zeit
Vom hohen Felsenorte.

Th. Körner.

Auf dem Güssenberge.

Lust'ger auf des Berges Höhen
Klingt des Dichters Saitenspiel,
In der Lüfte rein'rem Wehen,
Denn im Thal ist's dumpf und schwül.

Lieblich ist's umherzuschauen
Von der alten Burg Gestein.
Dörfer dort, hier grüne Auen,
Saatenfelder, Thal und Hain,

Bächlein, die gleich Silberstreifen
Durch der Matten frisches Grün
Murmelnd sich in Schlangenläufen
Zwischen bunten Ufern zieh'n,

Kähne dort, auf Silberspiegeln
Ruhig gleitend, Schwänen gleich,
Heerden hier an duft'gen Hügeln,
Blöckend weidend durch's Gesträuch,

Und im Kampf mit wilden Wellen,
Sausend unter ihrer Last,
Dort der Mühle Rad im schnellen
Bogenschwunge sonder Rast,

Graue Thürme alter Vesten,
Die aus düstrem Tannengrau'n
Schaurig in verlaßnen Resten
Aus der Fern' herüberschau'n.

Auf die moosbewachsnen Trümmer
Ruht des Dichters Seherblick
Der erlosch'nen Größe Schimmer
Aus vergang'ner Zeit zurück;

Sieht die alten Kampfgenossen
In der blanken Panzer Glühn
Zum Turney auf stolzen Rossen
Aus des Schlosses Pforte zieh'n,

Und bis sie sich ferne wenden,
Von der Felsenwarte Höh'n
Ihnen nach in zarten Händen
Weiße Schleyer winkend weh'n.

Sinnend läßt er die Gestalten
So an sich vorübergeh'n,
Neues wechselt mit dem Alten,
Und das Alte war auch schön!

Und die Saiten tönen wieder,
Was, von Phantasie'n umspielt,
Er, der Sänger frommer Lieder
In bewegter Brust gefühlt.

Magenau.

Frankreich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Gleichwie ein Weib, je besser er im Alter wird, desto unruhiger gährt, so lang er neu ist, so pflegt auch die Jugend und das erste Mannesalter bey diesem Volke, das seiner Anlage nach zur edeln Menschlichkeit geschaffen ist, und dessen ältern Leute Muster von Klugheit sind, in unsinnigen, vollkühnen Streichen auszutoben. Bey den Jünglingen herrscht daher eine haltungslose Freyheit, die sich bald in unschuldigern Scherzen, bald in einem muthwilli-

Digitized by Google

gen Drange, Bekannte und Unbekannte ohne Unterſchied zu necken, zeigt, und die allenthalben übermäßigen Anſpruch auf Strafloſigkeit macht. Auch ſind ſie gar flüchtiger Gemüthsart, laſſen ſich von jedem Gerüchte hinreißen, die Ruhe iſt ihnen unerträglich, aber auch des Lärms ſind ſie bald ſatt. Mit ihrer Liederlichkeit prahlen ſie auf eine unnatürliche und alberne Weiſe; ihr unbeſonnener Spott ſchont Niemanden; nie können ſie ihre Kraft ruhig in ſich bewahren, ſie bricht nach allen Seiten in mannigfacher Beweglichkeit aus. Einige von ihnen jedoch brüſten ſich mit einer nicht natürlichen und ebendeßwegen übertriebenen Klugheit; als wäre in ihnen die Weisheit zu früher Reife gediehen, laſſen ſie ein Wort nach dem andern langſam aus dem Munde gehen, mit feyerlichem Geſichte, auf dem ſich Feinheit und Zurückhaltung bey aller Höflichkeit ausſpricht. Die Sache hat dieſem Betragen den Namen gegeben: ſie nennen's Kälte (Froideur). Allein in dieſem Falle macht die Erheuchelung der Tugend einen unangenehmen Eindruck, und die noch ſo geſchickt einſtudirte Rolle verdirgt doch nicht lange den Leichtſinn, der keinen Schleyer duldet. Nur die glückliche Anlage, die in der Mitte liegt, und die gewiß auch bey den Franzoſen vorkommt, nämlich die überſtrömende Fröhlichkeit eines reichbegabten Geiſtes, der jedoch eine nicht erkünſtelte Klugheit Zügel anlegt, nur ſie hat wahren Werth, nur ſie ſtellt ein Bild von Weisheit und Heiterkeit zugleich dar.

Das aber iſt ein unglücklicher Flecken an den franzöſiſchen Sitten, daß ſie das Wohlwollen, das ſie gegen Fremdlinge in ihrem eigenen Lande mit ſo vieler Nachſicht beweiſen, wenn ſie ſich außerhalb ihres Vaterlandes befinden, kaum gegen ihre eigenen Landsleute üben. Wer ſollte es glauben, daß ein ſo gebildetes Volk auswärts ſich nicht recht zu benehmen weiß? Auch Vögel weyen, ins Käfich eingeſchloſſen, ihren Schnabel nicht und laſſen ihren Zorn nicht aus, und wenn wilde Thiere außerhalb der Wälder Beute ſuchen, ſo macht ſie das gemeinſame Geſchick einig. Nur die Franzoſen liegen, wo irgend in fremdem Lande ſie ſich niedergelaſſen haben mögen, zumal wenn ſie im Unglück und fremder Hülfe bedürftig ſind, einander mit der grimmigſten Eiferſucht in den Haaren. Da regt ſich verſteckte Bosheit, häßlicher Neid, unverhohlener Haß kommt zum Vorſchein, und ihre ungeſchlachte Händelſucht, welche Mitbürger ſelbſt vor fremde Tribunale rief, wird zum Geſpötte. So wird das Volk bey Leuten, die es nicht näher kennen, übel berüchtigt, als wäre ihm Neid und Haß angeboren, als wüßte es nichts von der Ruhe und Liebe, durch welche die Natur Bürger Eines Vaterlandes mit geheimen Banden aneinander geknüpft hat.

Noch ſchlimmer aber verſündigen ſich, im Innern Frankreichs ſelbſt, diejenigen, die hier und dort, wie zum öffentlichen Kampfſpiel verdammte Klopffechter, in plötzlichem Haſſe zu den Waffen greifen und im Zweykampf auf Leben und Tod ſich ſchlagen. Ein leichter Wortwechſel, den das Ehrgefühl der Streitenden ſteigert, oft ein in Wahrheit unſchuldiger Scherz, ſehr häufig aber die Ungeduld, mit der ein unruhiger Kopf nach einem Rufe ſtrebt, das Alles treibt die wahnſinnige Jugend jener abſcheulichen Sitte gemäß, die ein Schandfleck unſeres Jahrhunderts iſt, oft zum ſchrecklichſten Mord, und verödet ganze Geſchlechter. Mit ſolchen Sitten haben wilde, aus der Barbarey ſtammende Völker den Erdkreis jetzt ſchon ſeit Jahrhunderten beflecket. Von ihren Gebräuchen ſchreibt ſich die unſinnige Sitte, die noch unſer Zeitalter unſicher macht, und die jetzt ihre eigenen Gränzen überſchritten hat: denn ehemals war ſie doch von der Entſcheidung der Obrigkeit abhängig, heut zu Tage aber laſſen Privatleute durch ſie nach Herzensluſt ihre Wuth aus. Ja, ſie begehen jenen Frevel ſogar ohne ſelbſt beleidigt zu ſeyn, ſondern fremdem Haſſe zulieb opfern ſie oft ſich ſelbſt und ihre theuerſten Freunde auf; denn von Solchen, die nicht allein ſterben wollen, werden Andere zur Theilnahme an dieſem Todesſpiel eingeladen, wie ins Theater oder zum Abendſchmauß.

Doch dieſe Untugenden, und wenn ſich ſonſt eine Makel dem Charakter der Franzoſen angehängt hat, kann man in den Kauf nehmen zu den Tugenden, welche reiferes Alter oder Meiſterwerdende Weisheit in ſolcher Miſchung ihnen verleiht, daß die Gewalt der einheimiſchen Fehler ſie nicht überwältigen kann. Bey ihnen iſt ausgezeichnete Artigkeit zu Hauſe, nicht jene geſchminkte, die tückiſch gegen diejenigen angewandt wird, denen ſie ſchmeichelt. Nicht dem Betruge, nicht dem geheimen Haſſe geben ſie ſich hin. Wer Zutritt zu ihnen wünſcht, wer etwas wiſſen will, den nehmen ſie gütig auf; einem Jeden erweiſen ſie ſeine Ehre nach Standesgebühr. Ihrem Umgang iſt jeder Fremdling willkommen, wenn er nur kein offenkundig ſchlechter oder kein alberner Menſch iſt; ſo daß, während man anderswo die fremden Sitten beobachtet, ob ſie uns nicht ſchaden können, man bey der reifen und feinen Bildung der Franzoſen mehr auf ſich ſelbſt aufmerkſam ſeyn muß.

Ueber das nächtliche Wärmeſtrahlen der Körper.

(Fortſetzung.)

Ueber den Nutzen der Matten, womit die Gärtner die Nacht hindurch ihre Pflanzen bedecken. Ehe die Phyſiker mit der wichtigen Rolle bekannt waren, welche das nächtliche Strahlen bey den Erſcheinungen der Temperatur ſpielt, glaubten ſie gar nicht an den Nutzen dieſer leichten Bedeckungen, mit Hülfe deren die Gärtner ihre zarteſten Gewächſe vor der Einwirkung der Kälte zu ſchützen hoffen. Es ſchien in der That unmöglich, daß eine dünne Matte, welche vor einer

Digitized by Google

Pflanze aufgehängt ist, bewirken könnte, daß das Gewächs die Temperatur der Atmosphäre nicht annehme, theils weil diese Matte nach allen Richtungen der Luft ausgesetzt ist, theils weil eine so zarte faserige Decke sehr schnell von der atmosphärischen Temperatur durchdrungen werden muß; hier aber ist, wie in so vielen andern Dingen, die Erfahrung der Theorie vorausgegangen. Die Matte würde in der That nur einen beschränkten und sehr zweydeutigen Nutzen haben, wenn die Kälte der Luft allein zu fürchten wäre; man wird aber gleich sehen, wie ganz anders die Frage sich stellt, sobald man auch äußerdem die Wirkungen des Strahlens in Anschlag bringt.

Wells befestigte auf einer Wiese in den vier Winkeln eines Viereck von zwey Fuß vier dünne Pfähle, welche sich jeder sechs Zoll hoch senkrecht über die Grundfläche erhoben, spannte über ihnen ein feines Taschentuch wagerecht aus und verglich in heiteren Nächten die Temperatur des kleinen Viereck von Rasen, das unter diesem leichten Schirme lag, mit der der benachbarten, vollständig freyen Theile. Der durch das Taschentuch vor dem Strahlen geschützte Rasen war oft sechs Grade wärmer als der andere; wenn letzterer stark gefroren war, so hielt sich die Temperatur des vor dem Anblick des Himmels durch das dünne Gewebe, das ihn in sechs Zoll Entfernung bedeckte, geschützte Rasen noch mehrere Grade über 0. Bey vollständig bedecktem Wetter dagegen brachte ein Schirm von Batist, Matten oder anderm Stoffe eine kaum merkliche Wirkung hervor. Ein Schirm schützt den Boden gleich gut, er mag in einer Höhe angebracht seyn in welcher er will, wenn seine Größe mit der Entfernung zunimmt, so daß er beständig denselben Umfang des Himmels bedeckt. Man muß jedoch alle unmittelbare Berührung vermeiden. Auf einem Rasenfelde war das Gras, auf welchem ein Stück Leinwand auflag, drey Grade kälter als das, blos in der Entfernung von einigen Zollen mit einem leichten Stück Leinwand bedeckte.

Noch ein wichtiger Versuch von Wells ist folgender: Man spannte mit Hülfe zweyer Stäbe ein Taschentuch senkrecht auf einer Wiese aus, und bemerkte sodann bey heiterm Himmel, daß ein beym Fuße des Tuches auf der Seite, wo der Wind herkam, auf das Gras gestellter Thermometer 3° 5′ mehr als ein benachbarter freystehender Thermometer zeigte. Dieser Versuch beweist, daß die Mauern der Spaliere die Pflanzen nicht blos dadurch schützen, daß sie ihnen bey Nacht einen Theil ihrer den Tag über eingesogenen Wärme mittheilen und die kalten Winde mechanisch aufhalten, sondern daß sie auch als Schirm wirken und den großen Wärmeverlust vermindern, welchen die Pflanzen durch ihre Strahlung erlitten haben würden, wenn die Mauern ihnen nicht einen großen Theil des Himmels verdeckt hätten. — Eine merkwürdige, die Theorie der Strahlung bestätigende Thatsache findet sich im Novemberheft der Annales de la Société Linnéenne de Paris. „Ein Gartenliebhaber macht seit 1824 Gebrauch von Netzen, welche aus den Fäden des spanischen Ginsters (Spartium junceum) gestrickten sind, um seine Spaliere vor Frost zu schützen, und er befindet sich sehr wohl dabey. Diese Netze werden in schiefer Richtung an Stangen von der Höhe der Mauer und in der Entfernung eines Meters von dem Spaliere angebracht; sie brechen die Stärke der kalten Winde und der Schlagregen, und benmen die Wirkung des Frostes. Es ist ein ganz eigener Anblick, wenn man am Morgen eines Reifes über die Fläche dieser Netze hinblickt; jede Masche ist mit Eisnadeln besetzt, welche bey den ersten Sonnenstrahlen schmelzen. Der Spalierbaum, auf diese Weise geschützt, leidet durchaus nichts von den so verderblichen Frühlingsfrösten. Er genießt vollkommen den günstigen Einfluß der Luft und der Wärme; die Früchte, die er trägt, sind vortrefflich und erreichen eine beträchtliche Größe. Die Verfertigung dieser Netze ist gar nicht kostbar; sie ist das Werk von Greisen und Kindern in den langen Winterabenden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Gepriesen sey Herr Braun, Professor der deutschen Syrache an der hiesigen polytechnischen Schule! denn was Franzosen, Engländer, Italiener, kurzum alle Völker bisher vergebens gesucht hatten, nicht etwa den Stein der Weisen, noch die Quadratur des Circels, sondern etwas viel Besseres und Nützlicheres, ich meyne die Kunst die Luftballone zu lenken, versichert unser Landsmann aufgefunden zu haben. Er hat es an den Minister des Innern geschrieben, der Minister des Innern hat es an die königl. Akademie der Wissenschaften geschrieben, diese aber hat es an Niemand weiter geschrieben, sondern still geschwiegen, wie sie oft thut, wenn ihr etwas Unerwartetliches und Unerwartetes gemeldet wird. Die Akademie macht es wie ein kalter prosaischer Mensch, der bey allen poetischen Ausdrucksungen und Versprechungen eines Liebhabers kaltblütig antwortet: wir wollen schon sehen! Da also von der königl. Akademie keine Antwort zu erwarten war, so hat sich der Erfinder an das große Publikum gewandt, und in einer Ankündigung versprochen, er wolle auf dem geräumigen Champ de Mars in Paris in die Luft steigen, seine Richtung nach Calais hin nehmen, über die Meerenge hundertelenen oder fliegen, sich in London niederlassen, dort die vom Parlamente ausgesetzte Belohnung von tausend Pfund Sterling sich ausbitten, und dann vermuthlich mit diesem Schatze wieder ins geliebte Paris herabfallen. Hat man je einen kühneren Deutschen gesehen? Käme die Ankündigung von einem Franzosen her, so würde sie eben nicht viel Aufsehen erregen; allein man denke! ein stiller, unbekannter Deutscher, der sich mit nichts als mit Grammatik zu beschäftigen schien, und es nur mit den Sautern der polytechnischen Schule zu thun hatte, tritt mitten in den großen Paris auf, und will etwas leisten, das man schon für eine Unmöglichkeit angesehen hatte. Ob es ihm aber auch gelingen wird? Dieß wird man erfahren, sobald sich nur eine hinlängliche Anzahl von Subskribenten wird eingefunden haben, um die Kosten des Ballons und vermuthlich manche an-

Digitized by Google

bere Auslagen zu decken; dafür werden dieselben dann auch die Freude haben, den Herrn Brann bey hellem Tage auf dem Marktfelde durch die Luft abfahren zu sehen, um die tausend pfündige Prämie aus London zu holen. Wie schade sich dann die Akademie schämen, daß sie nicht gesprochen hat, als es Zeit dazu war! Ob Paris also zum ersten Male das Schauspiel eines wahren Luftfliegers genießen wird, hängt von der Zahl der Subscribenten ab. Wer weiß, ob nicht Deutschland aus purem Patriotismus subscribirt, damit der Versuch desto eher zu Stande komme? in Paris ist man leider etwas mißtrauisch gegen vielversprechende Ankündigungen geworden, denn die Zahl der mißlatteten Versuche und Erfindungen ist Legion. Auch hat schon ein verwöhntes Journal die Pariser an den Wiener Mechanikus Degen erinnert, welcher vor ungefähr fünfzehn Jahren mit großen Fittigen auf dem Marksfelde, in Paris das von Fliegen wollte, trop aller Mechanik doch nicht die Erde verlassen konnte, und kaum besser flog als der Vogel Strauß. Den Franzosen geht es in dieser Hinsicht nicht besser als den Deutschen in Paris. So sollte vor drey Jahren eine schöne Hängebrücke über die Seine, dem Invalidenhotel gegenüber, nach den Champs élysées zu, anacleyt werden; die Zeitungen kamen den Plan nicht genug rühmen, schon ehe die Brücke angelegt wurde, war sie in Kupfer gestochen zu schauen, und nahm sich wirklich sehr hübsch aus. Es fehlte nun weiter nichts, als daß man den Plan vom Papier ins Werk setze. Da wurde denn gebaut, Eisen gegossen, die Brücke rückte schnell vorwärts, allein eben als man erwartete, sie werde zum Gebrauche gedffnet werden, rutschten die Pfeiler auf den Ufern, das Kettenwerk mußte abgenommen werden, das Publikum murrte, die Unternehmer schoben die Schuld einer auf den andern, diejenigen, die das Geld gesammelt hatten, kamen um ihre Auslagen und um ihre Hoffnungen, und dieß war das Ende der Geschichte. Niemand hatte auf der Seine wieder ein Versuch mit einem sogenannten Bateau remorqueur, d.h. einem die Schiffe den Strom hinaufziehenden Boote statt; das war das zweyte oder dritte dieser Art; bey den ersteren waren die Unternehmer ebenfalls zu kurz gekommen. Diesmal sollte ein kleines Dampfboot die schwimmenden Bäder, die wenigstens fünfzig Schuh lang sind, den Fluß hinaufziehen. Anfangs ging das Ding gut, allein als Bäder und Boot recht mitten in den Strom gelangt waren, konnte keins von beyden weiter fort, und das bey blieb der Versuch stehen. Auch ist es nicht lange her, daß der Ex-Pedneur, der am Conservatoire des arts et métiers eine Anstellung hat, einen Dampfwagen von seiner Erfindung in Gegenwart sachkundiger Personen versuchen ließ. Der Wagen wog 8000 Pfund und seine Dampfmaschine hatte eine Kraft von sechs Pferden. Auf ebenem Boden lief der Versuch nicht übel ab, allein auf einem etwas sich erhebenden Erdreich konnte der Wagen kaum fortkommen. Der Mann läßt sich jedoch durch den ersten gewordenen Erfolg nicht abschrecken, und er will nun einen zehntausendpfündigen Wagen mit einer Dampfkraft von zwölf Pferden verfertigen. Vielleicht gelingt es ihm mit diesen besser; wozu aber so schwere Wagen? was soll man damit auf den Landstraßen anfangen? Indessen muß man den Mann nicht muthlos machen; denn vielleicht, nachdem er lange nachgedacht, probirt und wieder angefangen hat den wird, gelingt es ihm einst, einen bäbschen, eleganten Wagen zu verfertigen, der ohne Pferde und Kutscher mit dampfender Ehe über die Landstraßen dahinrollt und die Reisens den schnell von einer Poststation zur andern schafft, indeß die Braunschen Patentballone über unsern Köpfen dahin fliegen, und sich von Deutschland nach Frankreich oder England, von Europa nach Asien begeben, wovon die Erdumspitatoren mit den Händen im Rocksche zusehen und sich ärgern, daß sie nun fast nichts mehr zu thun haben. In der Erwartung dieser Wunder hat das Pariser Publikum, für dessen Bequemlichkeit von allen Seiten her gesorgt wird, wieder ein neues Hülfsmittel bekommen, um schnell und wohlfeil von einem Punkte der großen Hauptstadt zum andern zu gelangen. Ein Spekulant hatte schon vor länger als einem Jahre zu Nantes, das lange Kays an der Loire hat, Diligencen für zwölf bis fünfzehn Personen anacleyt, welche die Kays entlangs fuhren, und für einige Sous die Leute von einem Ende zum andern brachten. In Bordeaux waren diese Wagen, die der Unternehmer Omnibus nannte, seitdem auch eingeführt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April und Mai.

Im Gebiete der Oper war den ganzen Winter hindurch nichts Neues zum Vorschein gekommen, und so wurde denn das erste hier noch nicht gesehene Werk, die „Abencragen,“ eine ältere Oper Cherubini's, mit großem Pomp angekündigt. Daß der Generalmusikdirektor, Herr Ritter Spontini, die Aufführung leiten werde, war ungewohnter Weise mit großen Buchstaben auf dem Theaterzettel zu lesen. Dieß konnte bey dieser Oper mehr als bey andern befremden. Denn bisher hatte man Spontini hier häufig für ein Genie anerkannt, das sich eine ganz eigene neue Bahn bricht, und alle andern überflügelt; wie ein Meteor waren seine Opern in ihrem uns fremden Charakter an dem dürftigen musikalischen Himmel erschienen, zumal seit der Kompromiß zu uns herübergekommen war. Aber bey dieser Cherubinischen Oper, welche nicht, wie die früher hier bekannten, der „Wasserträger“ z. B. und „Lodoiska,“ für die kleineren Opernitheater, wie das théâtre Feydeau, sondern für die große Oper, die académie royale, geschrieben ist, zeigte es sich wiederum deutlich, daß Spontini wie Cherubini nur dem seichten Typus der großen französischen Oper gefolgt ist. Wir wollen einige Züge dieses Typus hervorheben, und zwar nach dem Zeugniß eines musikverständigen Franzosen. Rousseau läßt in der neuen Heloise den St. Preux, als dieser so eben zum ersten Mal durch den Sänger des Lord Edward italienische Musik gehört hat, seiner geliebten Julie schreiben: „Verliere keinen Augenblick, sammle sorgsam deine Opern, deine Cantaten, als deine französischen Musikten, mache ein schönes, hochaufloderndes Feuer an und das hinein werfe diesen ganzen Plunder (latras), und suche das Feuer fleißig, damit soviel Eis hier brennen und doch wenigstens einmal Wärme verbreiten könne.“ Man wird den leichtsinnig lodernden Feuerstoße dieß harte Urtheil um so leichter vergeben, als er es mit guten Gründen unterstützt. Bey den Italienern entzückte ihn besonders der stete Fluß der Melodie, die Seele des Tons, die Melodie aber, sagt er, ist es gerade, was den Franzosen fehlt, „welche nur die Effekte der Harmonie und die eclats de voix (Stoßseufzer und Freudenzuschreyen des Gesanges) kennen, und so unglücklich in ihren Ansprüchen sind, daß diese Harmonie selbst, welche sie suchen, ihnen entweicht; sie wollen nur belauben, und verlieren die Auswahl und wissen nicht mehr was Effekt macht; sie verderben sich das Ohr, und haben nur noch Sinn für Geräusch.“ Man sollte meynen, der feurige Liebhaber komme so eben von einer der letzteren Spontinischen Opern her. An andern Orten sagt Rousseau von Rameau, dem berühmten Musiker: „man muß ihn die Kunst ungestelten, seine eigenen Gedanken vielmehr umzudrehen, dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Freudigkeit.“ Ich thunte man nicht glauben, unser italienischer Generalmusikdirektor sey bey dem alten Franzosen in die Schule gegangen, und habe sich dessen Charakter durchaus anzueignen verstanden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage; Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Mai 1828.

Ja! wunderbar gezeichnet und verwoben
Ist das Geschick der beyden Könige!

Uhland.

Bruchstücke aus dem ungedruckten Schauspiel: Die Gegenkaiser, oder Tyll Eulenspiegels Kriegsthaten.

Von C. M. Rapp.

Der Verfasser dieses Stückes wünschte in einem dramatischen Werk das national-historische Interesse mit dem Humor einiger komischen Volkscharaktere zu vereinbaren, in der Weise, wie uns dafür Shakespeares Heinrich IV. als ewiges Musterbild vor Augen steht. Es ist eine historische Zufälligkeit, daß die komische Figur des Tyll in die Zeit des Kronkampfs zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Oestreich gesetzt wird, die der Komposition an sich freylich keine Rechtfertigung zuführen kann noch soll. Zudem möchte der Name des Volkshelden dem Eindruck um so gefährlicher seyn, als der Charakter desselben nicht getroffen ist und in dieser militärischen Sphäre eigentlich nicht am Platz war. Noch gefährlicher aber ist vielleicht ein weiterer Versuch, noch ein drittes, ganz heterogenes Element in die historische Tragi-Komödie einzuführen, nämlich obligate Liedermusik. Die zerstreuten Liederweisen von Weber, deren nationale Bedeutung längst anerkannt ist, suchte der Verfasser in sein buntes Gemälde zu noch mehrerer Buntheit zu verweben, um, falls seine Arbeit einige Theilnahme des Publikums in Anspruch nähme, theils diese damit in den bedeutendsten Partheien zu schmücken, ja völlig zu tragen, theils auch diesen Weisen selbst eine Art von Einigung zu gewinnen, die ihnen in ihrer Zerstreutheit unbillig abgeht. Aus dieser wunderlichen Zusammensetzung theilen wir hier einen Theil des dritten Akts mit, der die Kulmination des Stückes, die Mühldorfer Schlacht im Jahr 1322 behandelt, indem die beyden vorhergehenden nur die Vorbereitung auf diese, der noch folgende vierte aber die Aussöhnung der Fürsten enthält, welche, Kraft poetischer Licenz, unmittelbar hinter der Schlacht, mit Uebergehung der Gefängnißjahre Herzog Friedrichs, angeheftet wurde.

Zwischen Friedrichs und Ludwigs Heeren kommt es zur Schlacht bey Mühldorf am Inn, ohne daß Friedrich seinen Bruder Leopold, der ihm vom Rhein her zu Hülfe kommen soll, erwartet; der Burggraf von Nürnberg fällt unter östreichischem Banner Friedrich in den Rücken; dieser wird geschlagen und muß sich seinem Nebenbuhler gefangen geben.

* * *

Erste Scene.

In der Niederung.

Ludwig, Schweppermann, der Burggraf, Albrecht v. Kindsmaul und andere Ritter. Eine Schaar bayerischer Lanzenknechte, Trommel und Pfeifer voraus. (Alle blau montirt, stellen sich rückwärts auf.)

Ludwig. Sie folgen uns rasch, Herr Seyfried.

Schwep. O König, welch ein lichter, freudenreicher Tag wird das! Da fällt der Hochmuth recht buchstäblich in seine Grube. Wohlauf, Herr Burggraf, jetzt

Digitized by Google

haben wir die Höhe gewonnen, wo ihr euch rasch hinterm Wald wegschleichen könnt.

Burgg. Wohl, wohl, Herr, ich reite.

Schwep. Aber Landsmann, wohlbedacht! Es kann euch ein Heer und einen Kopf und eurem Land einen Kaiser kosten, wenn ihr fehlreitet und nicht auf die rechte Minute erscheint. Vertraut ihr euch auch?

Burgg. Herr, ich finde den Weg, so gewiß ich den zur Schule im vierzehnten Jahr auswendig gewußt. Wenn der Himmel nicht einfällt, so erscheinen des Burggrafen Kürassiere pünktlich um Mittag dicht überm Föhrenholz und werden zu fällen wissen.

Schwep. Und die weiß und rothe Fahne?

Burgg. Soll ihre Rolle spielen, ohne darum schamroth oder schreckenblaß zu sehen. Gott befohlen, mein König und Herr Feldhauptmann.

Ludw. Recht fröhlichen Ritt, du trefflicher Reiter.

(Schweppermann reicht ihm die Hand und er geht.)

Albr. v. Rindsm. Die östreichischen Reiter streifen schon auf unsere Nachhut und höhnen wacker drauf los, daß wir uns die Sohlen schmieren, ehe wir sie probiert haben.

Schwep. Nur Geduld, sie sollen heut noch die Wichse bezahlen. Seht ihr den Herzog noch?

Albr. Er reitet keck hinter den ersten Posten daher, in glänzender, herrlicher Rüstung aus pur Gold, im Purpurmantel und den geflügelten Reichsadler mit der Krone hoch auf dem Helme führend. Er reitet einen stahlschattigen Zelter, und von einer tollen Schaar junger Weißröcke umschwirrt, rast er wie verhert vor seiner Front, bald rechts, bald links, immer voran und den Berg nieder. Ihr hört seine Trompete schon von der Höhe.

Schwep. Laßt ihn mir nicht aus'm Aug, das leg ich euch aufs Gewissen, Ritter, daß ihr mir jeden Augenblick berichten könnt, wo das Thier sein Leben herbergt. Hört ihr?

Albr. Wohl, mein Feldherr, ich will ihn hüten, daß er euch keine Rübe aus dem Acker stehlen soll. (Ab).

Schwep. (zu einem Ritter). Die Böhmen sollen sich hinter dem Buchenschlag postiren und den ersten Widerstand thun. Reitet zum König Johann, daß ers nicht versäumt; wir kriegen auf dieser Seite nicht gleich einen andern Haltpunkt. Ich denke, er wird auch die ungrischen Tolmange nicht so grimmig fürchten. Sie sind ja neben einander aufgewachsen und dabey hält kein Wunder Stand. Reitet! (Ritter ab) So hoff' ich denn zu Gott, Herr König, daß der Trumm richtig eingefädelt ist, und meine fünfzigjährige Rechenkunst müßte irr seyn, wenn er so leicht abrisse.

Ludw. Man würde den Boten ins Gesicht schlagen um der Lüge willen, der erzählte, Herr Seyfried Schweppermann habe sein zwanzigstes Treffen verloren. Da seht nur meine Bayern an, sie hängen ihre Blicke an eur' Augenlied, als wollten sie sagen, da läßt sichs mit Lust unsers Herzogs Haus decken, wenn solche Säule unterstützt ist. Hört ihr denn die östreichische Trompete auch, Kinder?

Ein Pfeifer. Ja, Herr Herzog, und wir reden uns schon lang ab, wie man die falschen Bläser zu Schanden mache. Entweder sie haben ihr Notenbuch vergriffen, oder sie sind nicht mit fünf gesunden Sinnen vom Nachtquartier ausgeritten, denn sie blasen so falsch wie des Oestreichers seine Dreyer oder seine Redensarten sind. Sey so gut, Herzog, und laß uns ein ander Stückchen drein spielen, das die Burschen da zu singen gelernt, um sich für die Schlacht einzufeuern, und wir blasen und trommeln zwischen ein was Lustig's, und gib Acht, es läßt sich hören.

Ludw. Ei, wißt ihr denn, was für 'nen Heiligen wir heut haben? Ist kein Kalenderfester drunter?

Ein Soldat. Sankt Michel, Herr, 's ist mein Patron.

Ludw. So, Kamerad, und da wirst du viel Namensvettern haben im Regiment, und ich sag euch denn, all ihr Michel, daß ihr an eurem Ehrentag eurem Heiligen, hoff ich, keine Schande machen werdet, und eure Kameraden, denk ich, werden euch schon um guter Brüderschaft willen in dem Vorhaben ein Bissel unterstützen. Ich sag euch, der Erzengel Michael ist, wie Gott bekannt, einer der ersten Vorfechter des dreymal heiligen Thrones, und wenn er uns Schwert und Lanze segnet, sind wir wohl beschlagen. Und darum, Kinder, Sankt Michel, der reisige Streiter Gottes, sey unsre Losung, und laßt euren Kriegsgesang drein erschallen, dann ziehen wir uns gemach über das Blachfeld und lassen den Feind seitwärts herbeykommen. Lustig, Kinder!

Pfeifer. Sankt Michel und unser Ludwig für alle Bayern hoch, hoch! (Vivat und Tusch mit Trommeln und Pfeifen.)

Chor der Soldaten.

(Melodie: Schwerdtlied von Körner.)

Wir beugen uns zumeiste
Dem Vater Sohn und Geiste,
Daß er durch Schuß und Stich
Uns führe väterlich
Zum Sieg, zum Sieg, zum Sieg.

(In den Durschlußakkord dieser Mollmelodie fallen die Trommeln ein und spielen mit den Pfeifen eine muthige Marschpassage aus diesem Durton und enden im Wirbel. So nach jedem Vers.)

Dem heil'gen Dionysen,
Sankt Christoffel, dem Riesen,
Die gutem Kampf getreu
Stehn dem Gerechten bey
Zum Sieg, zum Sieg, zum Sieg;

Digitized by Google

Dem heiligen Georgen
Vertraun wir unsre Sorgen.
Gilts uns das Herzensblut,
Send' er uns Sterbensmuth
Zum Sieg, zum Sieg, zum Sieg.

Wird einer aufbehalten,
Der schwöre brav zum Alten,
Und folg treu bürgerlich
Dem Herzog ewiglich
Zum Sieg, zum Sieg, zum Sieg!

(An der fortgesetzten Passage der Trommeln und Pfeifen marschieren sie von der Bühne.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Komet von 1832.

Die civilisirte Welt glaubt es seit geraumer Zeit den Astronomen auf ihr Wort, daß die Kometen keine im Himmelsraum umherjagelnden Brander sind; die Planetarzusammenkünfte und Finsternisse haben seit noch längerer Zeit das Privilegium verloren, die Völker der Erde in noch weit unvernünftigere Angst zu setzen. Von diesen großartigen Schrecken bleibt nun gar nichts übrig, als die allerdings unbestreitbare Möglichkeit des Zusammentreffens der Erde mit einem Kometen; die Wahrscheinlichkeit dieses Zufalls ist aber so unendlich klein, daß kein vernünftiger Mensch sich deßhalb beunruhigt; diejenigen aber, welche vor Kurzem, als Olbers verkündete, im Jahr 1832 werde ein Komet nahe an der Erdbahn vorübergehen, die Erdbahn mit der Erde selbst verwechselten und die öffentliche Berichtigung dieses Irrthums veranlaßten, werden zugeben, daß sie für ihre Unbesorgtheit keine bessern Gründe haben, als ihre Vorfahren für ihre Angst.

Die Bahn des Kometen, der im Jahr 1832 erscheinen wird, und der alle 6¼ Jahre wiederkehrt, wurde in Frankreich berechnet, und diese Beobachtungen in Deutschland bestätigt und berichtigt. Im Jahr 1832 wird dieser Komet, wenn er der Erde am nächsten ist, noch acht Millionen geographische Meilen von ihr entfernt seyn; er dürfte ohne Schaden noch zehn Mal näher kommen, denn im Jahr 1770 kam ein Komet auf 750,000 französische Meilen heran. Lalande schätzt, daß erst bey einer Annäherung auf 13,000 französische Meilen ein Komet merkliche Unordnungen auf der Erde veranlassen würde. Aber an der Erdbahn wird der Komet von 1832 ziemlich nahe vorbeygehen, nämlich in der Entfernung von fünfthalb Erddurchmessern oder etwa 6700 geographischen Meilen. Im Jahr 1773 wurde Lalande auf ähnliche Art die unschuldige Ursache eines noch weit größern Schreckens. Newton hatte, als er von den Folgen sprach, welche das Zusammenstoßen der Erde und eines Kometen haben müßte, geäußert, die Vorsehung habe alles so eingerichtet, daß ein solches Zusammentreffen unmöglich sey. Lalande war anderer Meynung; allerdings kannte man keine Kometenbahn, die sich mit der Erdbahn kreuzte, allein die planetarischen Anziehungen können die Bahnen beträchtlich verändern, überdieß kannte man bey weitem nicht alle Kometenbahnen; wäre es also nicht verwegen, gewiß zu behaupten, daß keine der nicht berechneten Kometenbahnen mit der Erdbahn zusammentreffen, und daß keine der bekannten so verändert werden könne, daß sie die Erdbahn schneiden müßte? So dachte Lalande, und die Zeit hat seine Worte bestätigt, denn der Komet, der je nach 6¼ Jahren wieder erscheint, geht so nahe an der Erdbahn vorbey, daß sich bey der geringsten Perturbation die zwey Bahnen schneiden könnten. Soll aber ein Unglück geschehen, so müssen nicht allein die Bahnen, sondern die Himmelskörper selbst am Durchschnittspunkt zusammentreffen, und die Wahrscheinlichkeit, daß dieß nicht der Fall seyn wird, ist unendlich groß. Lalande hatte nun einen Aufsatz dieses Inhaltes für eine öffentliche Sitzung der Akademie in der Tasche; da er aber in der Reihe der Vortragenden weit hinten zu stehen kam, wurde die Zeit zu kurz, und die Abhandlung blieb ungelesen. Aber der Titel: Betrachtungen über die Kometen, die der Erde nahe kommen könnten, interessirte natürlich die meisten Zuhörer; man fragte sich, was der Aufsatz enthalte, man erfuhr, er handle von den Folgen des Zusammenstoßens eines Kometen mit der Erde, und bald dieß es überall, der Komet komme wirklich, Lalande habe es prophezeiht; allgemeiner Schrecken! schwache Personen starben vor Angst, Weiber kamen nieder und gewisse Leute wußten im Trüben zu fischen und verkauften Plätze im Paradies zu hohen Preisen; der Lärm wurde so allgemein, daß der Polizeylieutenant die Abhandlung zu lesen verlangte; er fand nichts darin, was den Schrecken des Publikums rechtfertigen konnte und ließ sie sogleich drucken; aber nun dieß es allgemein, der Verfasser habe die böse Prophezeihung unterdrückt, um die Welt nicht durch Verkündigung eines Unglücks, gegen das es kein Mittel gebe, in Furcht zu setzen.

Abgesehen von der unendlichen Unwahrscheinlichkeit des Zusammentreffens eines Kometen mit der Erde, sind die neuen Beobachtungen über die Natur dieser Himmelskörper sehr geeignet, der Menschheit von den Folgen eines Zusammentreffens mit einem Kometen andere Begriffe als bisher beyzubringen, denn diese Himmelskörper sind wirklich aus so leichtem Stoffe gebildet, daß man Sterne erster und zweyter Größe durch sie durchschimmern sieht; auch die ausnehmend schnelle Bewegung der Kometen ist ein Umstand, der einen über den möglichen Schaden, den sie anrichten könnten, sehr beruhigt, denn eine nothwendige Folge dieser Schnelligkeit ist, daß ihre Wirkung auf die Erde von sehr kurzer Dauer seyn müßte; nach Dusejours Berechnung würde sie in zwey, höchstens drey Stun-

Digitized by Google

den vorübergehen; manche Leser werden aber denken, dieß sey mehr als genug, um zu ertrinken oder zu ersticken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Eine Anstalt wie die Omnibus war nun in Paris noch weit nützlicher als zu Nantes und zu Bordeaux, denn wenn gleich 1200 Miethkutschen und 800 Kabriolets dem Publikum auf den Straßen und Plätzen täglich zu Diensten stehen, so sind doch diese Fuhren für den wenig Bemittelten, besonders wenn er keinen sehr langen Gang zu machen hat, viel zu theuer, und ist es sehr schlechtes Wetter, so kann man oft weder für Geld noch für gute Worte irgend eine der 1200 Miethkutschen auftreiben und zum Fahren bewegen. Man hat die Miethkutscher daher auch mit vorarlistigen Fremden verglichen, die immer bereit stehen, wenn man ihrer nicht bedarf, und die in der Zeit der Noth alle verschwinden. Diligencen, die von einem Ende der Stadt zum andern, oder vom Mittelpunkte aus nach den Barrièren, oder die Kays und die Boulevards entlang fahren, warten alle feinerwegs etwas überflüssiges in einer so großen Stadt, wo so viel Verkehr und so viel Geld ist, und wo die meisten Bewohner leicht einige Sous aufgeben können, um sich das Gehen zu ersparen, oder Zeit zu gewinnen und schnell von einem Punkte zum andern zu gelangen. Die Unternehmung war für das Publikum so bequem, als sie für den Unternehmer ersprießlich zum werden mußte; dieß war aber noch kein Grund um sie unter dem wenigen Polizeypräfekten ins Werk setzen zu können. Denn der mit Recht wenig beliebte de Lavau begünstigte nur, was von der Jesuitenparthey herkam, und sein schlechtes Betragen bey dem Aufstande im November vorigen Jahres, da er auf die Bolksmenge ohne hinreichenden Grund schießen ließ, bewieß, wie wenig ein solcher Mann verdiente an der Spitze eines Departements zu stehen, dessen Pflicht es ist, für die allgemeine Wohlfahrt, das heißt für die Sicherheit, Gesundheit und Bequemlichkeit der Pariser Volksmenge, zu sorgen. Dieser de Lavau verweigerte also die Ertheilung zum Anlegen der Omnibus in Paris, oder er hielt doch wenigstens den Unternehmer mit allerley Einwendungen hin, so daß nichts aus der Sache wurde. Zum Glück für Frankreich, für die Pariser und für die Omnibus mußte aber endlich das Jesuitische Ministerium abziehen, und bey dieser Gelegenheit wurde dann auch die Stadt Paris ben unerträglichen Polizeypräfekten los; an seine Stelle kam ein billigerer, leutseligerer Mann, welcher sogleich den Vorbeleit der vorgeschlagenen Anstalt einsah und seine Einwilligung dazu gab. So fingen denn letzte Ostern die Omnibus an in Paris herumzufahren. Eine Stadtdiligence war etwas ganz Neues, daher denn auch diese Wagen allgemeine Aufmerksamkeit erregten; jeder wollte das Vergnügen haben, für seine fünf Sous eine Poststation in der Stadt abzumachen, und auf diese Art zu reisen, ohne das liebe Paris zu verlassen. Bald wurden die Omnibus voll; indessen hat der Unternehmer sie noch nicht alle in Bewegung gesetzt, denn er will deren hundert liefern, und täglich hat er bey den Boulevards angefangen, wo der meiste Verkehr stattfindet, und wo also die beste Hoffnung ist, die Pariser an den Gebrauch des neuen Fuhrwerkes zu gewöhnen; beständig fahren seitdem Omnibus von den bestimmten Punkten ab, und bringen die Leute für ihre fünf Sous ungefähr eine halbe französische Lieue, etwa eine Viertels deutsche Meile weit; wo sie stille halten, ist dann wieder eine andere Diligence da für diejenigen, die weiter wollen. Auf- und absteigen kann unterwegs jeder wo er will; vermittelst einer mechanischen Vorrichtung wird eine Trompete geblasen, um die Leute vom Abgange des Wagens zu unterrichten, ohne daß der Kutscher nöthig hätte deßhalb seine Lungen zu erschöpfen. Ein Kondukteur im Wagen empfängt das Geld und läßt die Leute auf- und absteigen. Dieß und die schon seit einigen Jahren eingeführten kleinen Frachtwagen, welche für fünf Sous ein Paket von irgend einer Gegend in Paris zu einer andern fortschaffen und den Leuten ins Haus bringen, sind zwey vortreffliche, ganz dem Bedürfnisse einer großen Hauptstadt angemessene Anstalten, die nothwendig, wofern die Unternehmer stets bedacht sind, das Publikum wohl zu bedienen, guten Erfolg haben werden. Da in Paris über alles gespaßt wird, so haben auch die Omnibus dieser Spaßlust nicht entgehen können. Ein kleines Journal gab eine Scene im Omnibus zum Besten zwischen einem Herrn und seinem Schuster, den er im Omnibus antrifft, und welcher die Gelegenheit benutzt, um ihm das Maß zu einem neuen Paar Stiefeln zu nehmen. Natürlich werden die Omnibus für Handwerker, die große Gänge zu machen haben, und denen das Zeitersparen wichtig ist, von großem Nutzen seyn, und man wird daher sehr oft auf denselben Schneider, Schuster, Putzmacherinnen und Nätherinnen antreffen; allein auch für andere Stände werden sie sehr gut seyn und es gebraucht werden. Dieß haben auch die Eigenthümer der Miethkutschen oder sogenannten Fiakers bald eingesehen, und sich vorgenommen der Einführung der Omnibus nicht wenig beförderlich zu seyn. Einige wollten die neue Anstalt dadurch stürzen, daß sie sich erboten für drey Sous zu fahren, allein dabey hätten sie sich eher zu Grunde gerichtet als die neuen Wagen. Da dieß aber nicht ging, vereinbarten sie sich, um eine Besowerde beym Polizeypräfekten gegen die Omnibus einzureichen. Dieß ist denn auch geschehen; was der Präfekt den Miethkutschern geantwortet hat, weiß ich nicht, er konnte ihnen im Grunde nichts anders sagen als dieses: was jetzt geschieht, ist die Geschichte aller neuen Erfindungen; diejenigen, die sich auf die alte Art eingerichtet hatten, oder von ihren lang beobachteten Privilegien zehrten, verlieren ihre Kunden; als die Druckerey eingeführt wurde, klagten die Schreiber, die neue Kunst werde ihr Handwerk zu Grunde richten; als die Strumpfwebestuhl anfing, bekam das Strumpfstricken einen harten Stoß; bey der Wiederherstellung der Pressebreyheit verlor die Censur ihr Handwerk, und wenn einmal allgemeine Handelsfreyheit eingeführt werden wird, so werden die Mauthen noch längern Vortrabend bekommen als ihr Herrn Miethkutscher. Dieß ist aber so der Weltlauf. Vor allem muß auf die Bequemlichkeit und Zuträglichkeit des Publikums gesehen werden; was diesem ersprießlich ist, verbient immer den Vorzug, und sollten auch gelbe Handbierungen darüber eingehen. Wenn ihr Herrn Miethkutscher jetzt nicht alle mehr von eurem Handwerke seyen könnet, je nun, so versuchet eure Pelsche gegen den Pflug oder gegen ein anderes Werkzeug, oder suchet euch als Kutscher bey den Omnibus anstellen zu lassen, und hiermit Gott befohlen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 123, Seite 491, Spalte 1, Zeile 5 von unten lies Erscheinung statt Einbildung.

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Mai 1828.

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt!
Den Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den flicht die Nachwelt dem auf's Haupt.

Goethe.

Die Gedächtnißfeyer Schillers zu Stuttgart.

Die nach den Statuten des hiesigen Gesangvereins jährlich an seinem Todestage wiederkehrende Gedächtnißfeyer Schillers fand auch diesmal, von der heitersten Witterung begünstigt und von einer ungewöhnlich zahlreichen und glänzenden Versammlung verherrlicht, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten im Freyen unter dem Blüthenschmucke der Natur statt; Frauen und Jungfrauen verschönten diesmal den Gesang. Die freywilligen Beyträge, welche ohne vorausgegangene Aufforderung von den Theilnehmern zu dem bezweckten Denkmale des Dichters dargebracht wurden, bezeugten auf eine höchst erfreuliche Weise die warme Theilnahme an dem Zwecke dieser Feyer. Von dem Gesangvereine dazu aufgefordert, sprach dabey Hofrath Reinbeck, Mitglied des Gesang- und des Schillervereins, unter Schillers Büste, die zwischen zwey blühenden Bäumen aufgestellt war, folgendes:

Hochverehrte!

Zum vierten Male kehrt der Frühling mit seinen Blumen wieder und schmückt die Feyer, die uns vor dem hehren Bilde des großen Mannes vereint, den Würtemberg mit gerechtem Stolze im engern Sinne den Seinigen nennt. Diese Feyer — ihr würdiger Zweck ist bekannt, aber diese Feyer gilt nicht seiner Ehre, sie gilt unserer, sie gilt des Deutschen Ehre. Schillers Name wird leben, so lange deutsche, ja so lange geistige Kultur der Menschheit überhaupt fortlebt; er tönt nicht blos in Deutschland, er tönt durch die ganze kultivirte Welt, und überall wird ihm die Ehrfurcht gezollt, welche dem echten Genius gebührt; er ist angereiht den großen Namen der Vorwelt, die als leuchtende Sterne am Horizont der gebildeten Menschheit prangen. Auch feyern wir nicht seinen Todestag — der Genius sieht keinen Tod! — wir feyern den Tag seines Uebertritts in die höhere Sphäre, zu welcher er früh gereift war, weil seine Seele, immer auf das Höchste gerichtet, rastlos nach dieser Reife rang. Ein verehrlicher patriotischer Sinn wollte an diese Feyer gern ein Denkmal knüpfen, das würdig sey, die Gefühle, von denen unsere Brust für den Unsterblichen beseelt ist, auszudrücken, damit auch die Nachwelt wisse, daß seine dankbare Mitwelt reif genug war, die Größe des Genius zu fassen, der sie so hoch verherrlicht hat und dem sie so viel verdankt. Es bedurfte nur der Aeußerung dieses Vorsatzes, und der Erfolg war entschieden; denn dieser hängt einzig von dem festen Willen ab. Der ächte Wille ist That; zwar vermag er nur nach den vorhandenen Kräften vorzuschreiten; allein diese wachsen im Vorschreiten und er gelangt bestimmt zum Ziele. Der rastlos sprudelnde Quell, dem sich in seinem Laufe, wenn auch an sich nur unbedeutende Bäche mit unermüdeter Treue zuneigen, schwillt bald zum hehren Strome an, der auf seinen Wogen spielend die größten Lastschiffe trägt. Und gewährt der Anblick dieser glänzenden Versammlung, der edle Eifer, der sich überall zur Verherrlichung der Gedächtnißfeyer ihres unsterblichen Landsmannes beurkundet, nicht den sprechendsten Beweis, daß die Treue für

Digitized by Google

den patriotischen Zweck noch unerschöpft ist, und daß in dieser allein ein unversiegbarer Quell fließt, der, sollten selbst keine andern Zuflüsse stattfinden, dennoch, wenn auch minder rasch, zum ersehnten Ziele führen würde? Allein unserm frohen Blick erscheint das Ziel nicht so in der Ferne mehr, wir sehen uns ihm bedeutend genähert. Die Zeit, welche zwischen der letzten Feyer an dieser Stätte und der gegenwärtigen verflossen ist, hat unsere Schritte bedeutend gefördert. Der landesväterliche Sinn unsers erhabenen Monarchen erlaubte, daß die königliche Hofbühne allen deutschen Bühnen, dem glänzendsten Schauplatze des gefeyerten Sohnes Württembergs, ein vorleuchtendes Beyspiel geben und eines seiner unsterblichen Meisterwerke zur Darstellung bringen durfte, deren Ertrag dem Denkmale des Dichters geweiht war. Mit patriotischem Eifer entsprach Stuttgart und die Umgegend einer so erwünschten Aufforderung, seine Liebe und Verehrung für den großen Landsmann zu bethätigen, und die ermunternde königliche besondere Theilnahme an dem hehren Zweck sprach sich in der eigenen großmüthigen Beysteuer aus. Dadurch ermuthigt, erging an alle Bühnen Deutschlands die Aufforderung, sich selbst zu ehren in der Beförderung eines Denkmals für einen Dichter, dem sie ihren glänzendsten Aufschwung verdanken und den sie so oft und so innig zurücksehnen mit seiner ästhetischen Kraft, einer Kraft, die immer mehr in unsern dramatischen Dichtern zu ermatten scheint und die der bloße Verstand nicht zu ersetzen vermag. Der kunstliebende Sinn des erhabenen Monarchen Bayerns, der eine neue Aera deutscher Kunst und Wissenschaft zu begründen scheint, beurkundete sich auch hier in der huldreichen Bewilligung einer ähnlichen Darstellung in München, die sogleich erfolgte und nicht minder glänzende Resultate der Theilnahme an dem würdigen Zwecke gewährte. Andere große Bühnen, das königliche Hoftheater zu Berlin, das zu Dresden, und selbst Bühnen mit kleinern Mitteln, ja bloße Privatunternehmungen faßten in großartiger Gesinnung und mit edlem Enthusiasmus die an sie ergangene Aufforderung auf, und erklärten sich mit höchst verehrlichen Aeußerungen bereit, einen so schönen deutschen Gemeinzweck nach allen Kräften zu befördern und zum genügenden Gelingen den günstigsten Zeitpunkt zu wählen*). Wer könnte zweifeln, daß ein gleicher Sinn für Nationalehre in der dankbaren Anerkennung eines Genius, welcher des gesammten Deutschlandes hohe Zierde ist, alle übrigen Bühnen, deren Verhältnisse es nur irgend zulassen, beseelen werde, und besonders da, wo diese Bühnen von der Huldigung königlicher oder fürstlicher Gesinnungen für Deutschlands Ehre abhangen, eine Bestimmung, für welche, wie sichs hier und in München bewährt hat, jedes deutsche Herz so empfänglich ist.

Doch nicht blos in diesem Kreise hat sich unser Zweck der Theilnahme zu erfreuen gehabt; wie viele erhebende Beweise der Verehrung und der Liebe für den großen deutschen Dichter und darunter wie manches rührende Scherflein ist ihm zugeflossen! und wenn der Dichter mit so innig gefühlter Wahrheit sang:

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleyer
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand —“

und in einer der folgenden Strophen des herrlichen Liedes:

„Aber wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau —“

so hat die aus eigenem freyen Antriebe von edeln zartfühlenden Frauen in Königsberg in Preußen eingegangene Beysteuer den sprechendsten Beleg zu den Worten des Dichters gegeben.

So sind wir dem Ziele bedeutend näher gerückt, wenn wir es gleich auch jetzt noch nur in nicht unbedeutender Ferne erblicken. Es war von Anfange hoch gesteckt, denn es sollte durch alle deutsche Gauen, ja über diese hinaus als ein Wahrzeichen dastehen, daß es dem gesammten Deutschlande angehöre, wie der Unsterbliche, dem es geweiht ist, als ein Wahrzeichen, wie Deutschlands Völker sich selbst im deutschen Genius zu ehren wissen. Der Gegenstand schon hielt alle Kleinlichkeit fern. Ein weiter freyer Raum wird das Denkmal selbst in seiner Mitte auf einer geräumigen Erhöhung empfangen, hoffentlich das kolossale erzgegossene Standbild des Gefeyerten, dessen Züge die Meisterhand seines Freundes so genial treu aufgefaßt und der Nachwelt in einem unsterblichen Werke überliefert hat. In einfacher Größe wird es den ganzen weiten Raum beherrschen, der in geraden Linien von hochbelaubten Bäumen dasselbe umgeben wird, nach der Rücksicht, daß es ein ungetheilter Raum seyn solle, der eine größere Menschenmenge unvereinzelt zu einem bestimmten gemeinsamen Zwecke aufzunehmen hat, und dessen Mittelpunkt das Bild des Gefeyerten ist, das überall gleich sich dem Blicke darbieten muß. Ein frischer Rasen wird das Auge mit seinem energischen Grün erquicken. Breite Gänge mit Ruhesitzen werden in ihre Schatten einladen, und bey künftigen Feyern ähnlicher Art wie die gegenwärtige genügenden Raum darbieten. Diese einfache, der Würde des Gegenstandes angemessene Idee liegt der bereits getroffenen Anlage des Raumes zum Grunde, der absichtlich in der Nähe der Stadt und in der Nähe der Oerter gewählt wurde, wo sich die Erinnerung an die frühere Periode der Entwicklung des großen Geistes*) nicht

*) Diese verehrliche Zusage ist von der hohen Intendanz des königl. Theaters zu Berlin bereits durch die am Sterbetage des Dichters veranstaltete dramatische Akademie aus seinen Werken auf das Glänzendste erfüllt worden.

*) Das Gebäude, in welchem die hohe Karlsschule war.

Digitized by Google

blos dem Einheimischen, sondern auch dem Fremden lebhafter darbietet. Ist der Blick von diesem Raume aus nicht sehr ausgedehnt, so ist dieser Raum ja nicht zu einem gewöhnlichen Vergnügungsorte bestimmt und umfaßt das, was zu dem Gegenstande, der hier vorherrschen soll, in der nächsten Beziehung steht.

Der Raum ist nun zu seiner Entwicklung für den beabsichtigten Zweck der Natur und der Zeit anvertraut: er bedarf nur noch der Pflege, die in treuen deutschen Händen liegt. Was das Erste und Vorzüglichste als Grundbedingung war, ist so bereits zur Wirklichkeit gelangt; die weitere Ausschmückung hängt von den Kräften ab, die ausser der Beförderung des Hauptzweckes darauf werden verwandt werden können. Der Raum ist bereitet, er erwartet das hehre Bild, das ihm seine Bedeutung und seine Weihe geben soll. Dieß ist nun der deutschen Treue und Liebe anvertraut, und diese wird nicht täuschen, denn sie läßt nie von dem, in welchem sich Deutschheit im edelsten Sinne des Wortes, deutscher Geist, deutsches Gemüth, deutsche Bildung verherrlichte, wie selten in einem ausser ihm. Bedarf es wohl noch dafür eines Beweises? Muß ich schildern die Verdienste Schillers, des lyrischen Dichters von der Tiefe des Gefühls, wie es in der „Klage der Ceres“ ertönt? oder des epischen Dichters von der Hoheit und der plastischen Kraft, wie sie sich in den Balladen „der Kampf mit dem Drachen,“ „die Kraniche des Ibycus,“ und in so vielen ähnlichen Meisterwerken seiner epischen Muse offenbart; oder des schildernden Dichters von der reichen Phantasie idealer Anschauungen, wie in seinem „Spaziergange,“ in seinem „Herkulanum und Pompeji;“ oder des didaktischen Dichters von dem kühnen Schwunge zum Erhabenen, wie in dem Gedichte „die Künstler,“ oder in dem in allen Literaturen einzigen, „die Glocke;“ oder des dramatischen Dichters mit dem geweihten Blicke für menschliche Hoheit, Liebenswürdigkeit und Schwäche, wie in „Don Carlos,“ in „Wilhelm Tell,“ in „Maria Stuart,“ in „Wallenstein?“ Wem von Ihnen schweben nicht die Zaubergestalten vor, in wem tönen nicht die Zauberworte, mit denen dieser Dichter Geist und Herz uns fesselt, und so großer Dichter wir uns auch sonst rühmen dürfen, bey welchem von ihnen ist dieß in gleichem Maße der Fall? Oder soll ich Ihnen Schiller den Geschichtschreiber vorführen, mit dem seinen großen Stoff in aller seiner Ausdehnung, Verwicklung, Höhe und Tiefe beherrschenden Schärfblick, mit der hohen Ansicht von der Menschheit, und mit jener pragmatischen und anziehenden Darstellung, welche als hohes, schwer erreichbares Muster für Geschichtsdarstellung in seiner leider unvollendeten „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,“ oder in seiner „Geschichte des dreyßigjährigen Krieges“ dasteht? Oder soll ich die Verdienste Schillers des philosophischen Denkers beleuchten, dessen Scharfsinn die verwickeltsten Windungen der Spekulation zu verfolgen vermochte, der das Gesuchte nie entschlüpfen ließ, und nicht eher ruhte, bis er es erreicht hatte? Oder soll ich Sie mit Schiller, dem ästhetischen Erzieher der Menschheit bekannt machen? Soll ich nachweisen, wie durch ihn in allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft die Idee herrschend wurde, und welch ein erhabenes Ideal diesem Schöpfergeiste vorschwebte? Oder soll ich Ihnen Schiller den Menschen in seiner höchsten Würde zeigen, der im Aufstreben nach Wahrheit keine Hemmung kannte, und der selbst das Leben einsetzte, nur um Großes und Würdiges zu schaffen und zu wirken? Oder soll ich Ihnen Schiller den Menschen in seiner höchsten Liebenswürdigkeit zeigen als Gatte, Vater, Freund, als ermunternder, belehrender Führer aufkeimender Talente, als freundlicher Warner gegen Verirrungen und Abwege? Welch einen reichen, ja unerschöpflichen Stoff bietet dieser Einzige dar für das Talent, das ihn in seiner ganzen Höhe und Tiefe aufzufassen und darzustellen vermöchte. Meine Kräfte möchten, auch wenn ich es versuchen wollte, dazu nicht hinreichen; aber es bedarf auch dessen nicht, Sie, Hochverehrteste, zu überzeugen, daß der jetzt lebende Deutsche sich selbst und seine Zeit nicht würdiger ehren kann, als wenn er seine Verehrung und Liebe für diesen großen Deutschen in einem würdigen Denkmal auf die Nachwelt bringt.

O daß ich alle Deutsche in diesem feyerlichen Augenblicke vor mir sähe, die fühlen und denken, und Sinn, nicht für Nationaleitelkeit, für Nationalehre haben; daß meine Stimme über ganz Deutschland hinreichen könnte! ich würde ihnen zurufen: Blickt auf dieses Bild, den Abdruck der sterblichen Hülle, die sich die Seele des Unsterblichen schuf; es sind Schillers Züge, die Ihr seht, der Genius der Freundschaft hat sie aufgefaßt, die Liebe *) hat sie für die seinigen erkannt. Seht diese erhabene, freye, gewaltige Stirn des Denkers, die Geburtsstätte seiner reichen und hohen Ideale; seht, welch ein tiefes Gefühl aus diesen Augen strahlt, obgleich sie des belebenden Sternes ermangeln; seht wie freundliche Milde um diesen Mund lächelt. Für Euch dachte und bildete diese Stirn, für Euch glühte dieses Gefühl, für Euch flossen die Worte der Weisheit und Tugend und des seelenvollsten Gemüths von dieser Lippe. Als sein irdisches Auge sich schloß — ach! wir Gegenwärtigen fühlen in diesem Augenblicke, wo abermals

wo Schiller seine vielseitige Bildung erhielt, und der Spielplatz der Jugend, auf welchem auch Er sein Gärtchen hatte, liegen ganz in der Nähe.

*) Seine Gattin und seine Freunde bezeugten die hohe Aehnlichkeit in der kolossalen Büste, dem Meisterwerke seines Jugendfreundes Danneker.

Digitized by Google

ein unersetzlicher Verlust das Vaterland betroffen hat, *) wir fühlen mit schmerzlich erneuter Lebhaftigkeit, was es heißt, wenn zwey Augen sich schließen, aus denen dem Menschen Liebe, Glaube, Hoffnung, die höchste Menschenwürde strahlte — als diese Augen sich schlossen, da war es ein Schrey des Schmerzens durch ganz Deutschland, und wo nur ein deutsches Herz auf dem ganzen weiten Erdkreise schlug, da fühlte es den großen, allgemeinen Verlust als einen eigenen. In deutscher Brust erhaltet die Liebe nicht. Ein Vierteljahrhundert ist bald verflossen, und noch begeistert der Name Schiller jedes deutsche Herz, denn jedes deutsche Herz verdankt ihm die beseligendsten Regungen für Wahrheit, Schönheit, Tugend. Ihr sucht mit edlem Eifer die Vergessenheit früherer Jahrhunderte gutzumachen, und errichtet kostbare Denkmale frühern Verdiensten; Ihr werdet nicht künftigen Jahrhunderten die Ehre der öffentlich beurkundeten Anerkenntniß dessen überlassen wollen, der vor allen Euer war. Und dieser Ruf, er muß ein antwortendes Echo in jeder deutschen Brust finden, und vor Allen in der Brust seiner Landsleute, in Ihrer Brust, Hochverehrteste, die Sie zunächst von seinem Glanze überstrahlt werden. Sein Vaterland wird durch seine nie erkaltende Beförderung des hohen Zweckes sich würdig zeigen, daß Deutschland ihm das Denkmal seines Schillers anvertraut.

Ja, Unsterblicher, das theure Abbild deiner irdischen Hülle, die dein hoher Geist beseelte, wird sich erheben in der Halle der Natur, welche deines Volkes Dankbarkeit dir weiht; es wird den Schauplatz deiner Entwicklung verherrlichen, dessen herzerhebende Feyer wir vor wenigen Monden von den würdigsten Greisen und Männern des Vaterlandes, nicht ohne Sehnsucht nach dir, dankbar begehen sahen **) und den dem deine Erinnerung im reifern Alter oft mit Rührung weilte; es wird dein Blick diesen Schauplatz zu überschauen scheinen, und ihm für jedes deutsche Herz eine höhere Bedeutung geben. Vielleicht ist und das Glück vergönnt, daß wir, deine gegenwärtigen Verehrer, unter denen noch mancher dir auch im Leben nahe stand, selbst noch zu deinen Schatten wallen, welche die süßen Schauer deiner Gegenwart erfüllen werden. Wenn nicht, so werden die kommenden Geschlechter hinwallen, und Väter und Mütter werden ihren Kindern dein Bild zeigen und sagen: Sehet, dieß ist Schiller, und dieses Heiligthum hat ihm seine dankbare Mitwelt geweiht!

*) Durch den Tod des durch Wissenschaft, Geist und Gemüth gleich ausgezeichneten königl. Leibarztes, Dr. Carl Christian Friedrich v. Jäger, der gerade am Todestage Schillers, am 9. Mai erfolgt war.

**) Die am 11ten Februar von den noch lebenden ehemaligen Lehrern und Zöglingen der hohen Carlsschule zu Stuttgart veranstaltete Feyer des hundertjährigen Geburtsfestes Herzogs Carls, des ertauchten Stifters dieser Anstalt.

Schiller an Archenholz. *)

Jena den 10. Juli 1795.

Schon mehrere Wochen, mein vortrefflicher Freund, habe ich mit jedem Postage auf einen Aufsatz von Ihrer Hand gehofft, wozu Ihr letzter Brief mir eine sehr nahe Hoffnung machte, und habe deßwegen immer verschoben, Ihnen zu antworten. Beynahe aber fürchte ich, daß Sie mich vergessen haben, und will also meine Antwort nicht länger verschieben.

Ihre Darstellung von der Räumung Toulons ist ein treffliches Stück, und wer es weiß, was dazu gehört, für eine so verwirrte und wilde Masse den rechten Standpunkt zu finden; und die Partieen zu ordnen, der muß den Verstand bewundern, womit es angelegt und entwickelt ist. Auch der Geschichtschreiber muß wie der Dichter und Historienmaler genetisch und dramatisch zu Werk gehen; er muß die produktive Einbildungskraft des Lesers ins Spiel zu setzen wissen, und bey der strengsten Wahrheit ihr den Genuß einer ganz freyen Dichtung verschaffen. Dieses haben Sie hier, und wahrhaftig nicht hier allein, in hohem Grade erreicht, und es müste ein schlechter Maler seyn, der nach Ihrer Darstellung nicht in Stand gesetzt wäre, ein ausdrucksvolles Gemälde jener fürchterlichen Begebenheit hinzuwerfen. Ich bin ein zu schlecht belesener Historiker, als daß ich über Ihre historische Treue urtheilen, oder wenn ich es auch thäte, daß mein Urtheil darüber für Sie einen Werth haben könnte; aber daß Sie die historische Kunst mehr als irgend einer in Ihrer Gewalt haben, dieß ist ein Zeugniß, das ich Ihnen, öffentlich und im Stillen, zu geben bereit und begierig bin.

Auf das, was Sie über Polen sagen werden, bin ich sehr neugierig. Auch in der Wahl Ihrer Stoffe habe ich Sie öfters beneidet: aber vielleicht ist es nicht der Stoff, sondern der Geist, womit sie ihn beleben, was ihn fruchtbar macht.

Ist Ihnen noch nicht die Idee gekommen, ein kurzes, gedrängtes Tableau von dem amerikanischen Freyheitskrieg aufzustellen? Ich kenne nichts in der neuern Geschichte, was unter der Hand eines guten Meisters so allgemein anziehend werden könnte; denn die französische Revolution ist wenigstens vor der Hand noch nicht reif für die historische Kunst.

Ganz der Ihrige

Schiller.

*) Um dieses Blatt ganz Schillers Andenken zu widmen, haben wir einen Brief verzeichnet, den er als Herausgeber der Horen an den Herausgeber der Minerva geschrieben hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Mai 1828.

Heil dir, lächelnder Mai,
Blumenschöpfer,
Herzenfeßler,
Wecker des Vergnügens,
Heil dir, lächelnder Blüthenmond!

Hölty.

Frühlingslieder.

Von Karl Felder.

Frühlingsleben.

Glücklich an den Blüthenbusen
Sink' ich, Maienerde, dir;
Nicht bedarf ich euch, o Musen,
Dichtet doch der Frühling hier!

Lüfte säuseln, Wellchen fließen
Leise murmelnd durch's Gestein,
Vögel durch die Wipfel schießen,
Klangerfüllet hallt der Hain.

Grün- und goldne Käfer eilen
Emsig hin durch Gras und Kraut;
Selbst das Schneckchen will nicht weilen,
Wo es Alles rege schaut.

Dann die trauten Blümchen alle,
Gelb und blau und weiß und roth,
Drängen sich am Wasserfalle,
Fast thut es um Räume Noth.

Und wie um dieß süße Blühen,
Bienen, euer Tönen summt!
Ja, genug nun aller Mühen,
Jeder Kummer sey verstummt!

In die webende Bewegung
Um mich hier in Wald und Gras
Mische sich des Herzens Regung,
Lieben, Hoffen ohne Maaß!

Und nur Eine sey der Sorgen:
Zu genießen Wald und Flur,
All die Lust seit diesem Morgen
Liebe, Frühling und Natur!

Rath.

Ja! nur dieß ist nun das Rechte,
Sich im Nacht- und Lichtgeflechte
Grüner Wälder auszuruhn!
Hell die Augen aufgeschlagen,
All die Frühlingsluft zu tragen,
Sey dein stilles, schönstes Thun!

Frühlingslehre.

Fort, du Kram, an dem ich hafte!
Alles steht in vollem Safte
Und ein allgemeines Blühn
Lacht und winkt aus jungem Grün.

Draußen reden andre Blätter,
Lehrt ein himmlisch Frühlingswetter
Mehr als alle Bücherlast,
Was du, Leben, Süßes hast.

An die Vögel.

Lieben Vögel, laßt euch zanken!
Was verbrachen die Gedanken
Meines Ernstes, daß ihr sie
Mir verwirrt, ich weiß nicht wie?

Lieben Vögel, ihr seyd Diebe;
Wenn ich gern gebunden bliebe,
Stehlt ihr mich von Tisch und Haus
Unversehns zu euch hinaus!

Digitized by Google

Frühlingspoesie.

Welch ein Summen, welch ein Schwärmen,
Welch ein leis melodisch Lärmen
Tönt um mich in Einem Lied!
Dichten wollt' ich, doch nur hören
Soll ich nun von Bienenchören:
Welchen Lenz uns Gott beschied.

Bruchstücke aus dem ungedruckten Schauspiel:

Die Gegenkaiser, oder Tyll Eulenspiegels Kriegsthaten.

(Fortsetzung.)

(Auf der Höhe des Grundes erscheinen Trompeter Friedrichs blasend und stellen sich daselbst auf; seine Ritter kommen herabgezogen und singen rasch unter voller Trompetenbegleitung.)

Chor der Ritter.

Steig, stolzes Licht,
Schimmernde Panzer vergülde,
Röthe die Helm' und die Schilde,
Jeglich Gesicht.

Leucht uns die Bahn,
Die unsers Aaren Gefieder
Stürmend zum Kampfgefild nieder
Brauset voran.

Nimmer gewankt,
Taucht euch in schmutzige Farben,
Deckt uns der Lorbeer die Narben,
Sind wir bedankt.

Adelaar ficht!
Niedrige Nebel durchrungen
Bist du zur Sonne gedrungen,
Ewig im Licht.

Friedrich.

Von dannen, Kinder, und vorwärts. (Soldaten ziehen ab.)

Marschall Plichendorf.

Herzog, höre mich!
Halt ein auf dieser Hügelkette hier,
Laß deine Schützen neckend auf den Feind
Sich werfen und übermüthig sie zur Rache
Bergaufwärts locken, dann sind sie geworfen.
Um alle Heil'gen steig nicht tiefer nieder!

Friedrich.

Siehst, alter Graubart, denn du einzig nicht
Die hohlen Rücken uns'rer flücht'gen Feinde,
Die Hasen beym Treibjagen gleich den Grund
Hinunterschleichen mit verhängten Ohren?

Marschall.

Um drunten ja als Füchse sich zu wenden,
Und euch im Anlauf tück'sch ein Bein zu stellen;
Ihr seyd verloren, wo ihr tiefer zieht.

Friedrich.

Steh denn, wer sich im Podagra gebettet
Und Bley in Füßen schleppt, ich kann nicht kleben
Am Koth, wenn mir der Schlachtengott im Lorbeer
Hochauf von Wolk' in Wolke schwebt voran
Und mir die Rechte beut.

Marschall.

Ja recht, so ist's!
Ein höllisch Nebelbild hat dir den Sinn
Verwirrt und neckt durch Gaukeleyen dich
Zum Abgrund. Herzog, hör noch eins:
Ich hab' mir jetzt die Fahrt vom Bodensee
Mit Fleiß berechnet und glaube, daß dein Bruder
Noch heut' eintreffen kann. Halt ein, mein Fürst!

Friedrich.

Was, bist du rasend? Sieh, so hat mich doch
Der Traum bismal nicht irrgeführt. Ich sah
Den Bruder auf einem rabenschwarzen Roß
Dahergebraust, der faßt mich bey
Des Helmes Busch und riß mich aus 'nem Strome
Von Blut. So kommt er wahrlich! Marschall denkst du,
Er soll uns, Hand' im Schooß, beym Feuerheerd
Ueberraschen, nicht im Beruf, im Kriegeshandwerk nicht?

Marschall.

Du bist mit Blindheit fürchterlich geschlagen, Fürst,
Und reunst mit wig'gem Aberwitz in dein
Verderben —

Friedrich.

He! sorg wer für den alten Plichendorf,
Er ist mit Siebzigen in's Kinderwammst
Zurück und läßt sich Christkindsfuchen backen.
Ist wer, der mit dem Aar zur Sonne zieht,
Um mich?

Die Ritter.

Hoch! König Friedrich, hoch!

(Ziehen stürmisch ab, Plichendorf mit. Die Trompeten auf der Höhe blasen dazu fort.)

Zweyte Scene.

Anderer Theil des Schlachtfeldes.

(Alarm. Kriegsmusik, rechter Hand Pfeifen und Trommeln der Bayern, links die Trompeten der Oestreicher hinter der Scene. Ehdre.)

Chor der Bayern.

Dem heiligen Georgen
Vertraun wir unsre Sorgen.
Gilts uns das Herzensblut,
Send' er uns Sterbensmuth
Zum Sieg, zum Sieg, zum Sieg.

(Trommel und Pfeifen.)

Chor der Oestreicher. (Mit Trompeten.)

Nimmer gewankt,
Taucht euch in blutige Farben,
Deckt uns der Lorbeer die Narben,
Sind wir bedankt!

(Ludwig und Schreppermann treten auf.)

Ludw. Nicht daß mir ein Zweifel aufstiege, lieber

Digitized by Google

Feldhauptmann, über dein Kommando, denn ich seh dich lächelnd und sicher regierend über die Ebene hinausblicken, die für mich nichts als Chaos und Konfusion ist, und ich bin recht gedemüthigt, daß ich von solchem Exempel, das mir die Krone herausrechnen soll, nicht mehr soll begreifen können als der geringste Knecht, und nicht ebensoviel wagen darf, wenn der beste Glückszug nicht gar eine Niete werden soll. Aber daß unsere Flanke hier immer weiter zurückkommt und du gleichwohl von Glück und Sieg sprichst, sollt' ich doch um ein Kleines besser einsehen dürfen.

Schwey. Verehrter Herr Herzog, glaubt ihr, daß der rechte Flügel auch so zurück sey?

Ludw. Wissen kann ichs nicht.

Schwey. Warum vermuthet ihrs, Herr?

Ludw. Ich kann mich vom Gegentheil darum nicht überzeugen, weil der tolle Wirbelwind uns all den Staub übers Feld durcheinanderjagt, daß kein Haufe sicher ist, bald rechts bald links in die Blöße zu gerathen.

Ein Bote (kommt). Herr Feldhauptmann, deine Nürnberger, die sich bis jetzt unverrückten Fußes gehalten, da doch die Böhmen längst von ihrer Seite gewichen, lassen dir vermelden, daß es nicht länger möglich, nach dieser Richtung zu fechten. Die wilden Ungarn haben ihnen entgegen schon dreymal die Mannschaft gewechselt und sie haben alle bestanden, aber das sey der ringere Feind; was ihnen das Tageslicht schwinden mache, sey, daß ihnen dieses selbige jetzt zwey volle Stunden in die Augen blitze und aller Staub des Feldes vom Wind aus derselben Unglücksecke der ihnen wie Schuppen sich übers Gesicht lagere.

Schwey. Vergönnt ihr mir, Herr Herzog, noch zwey Boten abzuwarten, eh ich mich gebührend gegen euch rechtfertige?

Ludw. Ich weiß von keiner Rechtfertigung, werther Herr.

Schwey. (zum Boten) Meine Nürnberger sollen Fähnlein für Fähnlein links in die Flanke ziehn und sich im Winkel nach dem Inn zu in Front stellen bis herüber. Verstehst du?

Bote. Noch weiter zurück, Herr?

Schwey. Ich laß meine Landsleute grüßen und sie seyen wohl geborgen. Sag ihnen das. (Bote ab.)

Ludw. Sie werden frohlocken und sagen; Heida, unser Hauptmann wacht über unsern Häuptern für alle Schaden und es ist kein Mangel an uns, den er nicht herstellen, keine Bravour, die er nicht zu nützen wissen wird. Darum, Brüder, fällt kein Streich in die Luft, den wir führen, und so laßt uns treu und handig an die Lese, der Schweppermann kletert und der Ludwig; Feldhauptmann!

Schwey. Mein verehrter Herzog, was meint ihr?

Ludw. Der Ludwig kostets und freut sich dessen, was mit Schweiß und Blut erkauft ist.

Schwey. Ei, ihr dankt, eh der Dienst gethan ist. Ihr baunt mir den Sieg aus der Hand durch euer voreilig Beschreyen.

Ludw. Mann, der du den Sieg an sieben Ketten gefesselt lenkest, wie soll er dir entgehen?

(Gehn ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Fortsetzung.)

Wie der Schnee den Frost verhindert, tief in die schneebedeckte Erde einzudringen. Die Tiefe, bis auf welche in strengen Wintern die Kälte in den Boden eindringt, ist um so geringer, je früher und reichlicher die Erde mit Schnee bedeckt ist. Die Landleute haben diese schützende Kraft, welcher sie öfters die Erhaltung der Saaten verdanken, längst kennen lernen; so actor z. B. in dem strengen Winter von 1789, nach den Erfahrungen von Teissier die Erde bis auf die Tiefe von zwey-und-zwanzig Zoll an den Orten, welche mit Schnee bedeckt blieben, während an ganz nahe liegenden Stellen, die der Wind von Schnee entblößt hatte, der Frost zwölf Zoll tiefer eindrang. Aber erst seit wenigen Jahren besitzen wir die Grundlagen, auf welche sich eine genaue Theorie der verschiedenen Wirkungsarten dieses Meteors bauen läßt.

Bleiben die atmosphärischen Schichten unveränderlich an demselben Platze, so würde die Temperatur der Erde von einer Sonnenwende bis zur nächstfolgenden auf eine regelmäßige Art abwechseln, die kleinen, von größerer oder geringerer Reinheit des Himmels herrührenden Veränderungen abgerechnet; wenn dieß nun aber nicht der Fall ist, so liegt der Grund darin, daß die Winde öfters die Atmosphäre des Nordens nach Süden, und die des Südens nach Norden führen; daß senkrechte Strömungen die äußerst kalten Schichten der höheren Regionen mit den im Allgemeinen gemäßigteren an der Oberfläche der Erde vermischen. Wenn ein eisiger Wind an einem bestimmten Orte anlangt, so erkältet er schnell die Oberfläche aller Körper, die er trifft, und diese Erkältung theilt sich mehr oder minder schnell mittelst der Leitung den unteren Schichten mit. Wenn die Oberfläche der Erde nackt ist, so empfindet sie unmittelbar die Wirkungen des Windes, und die innere Erkältung, die daraus folgt, kann beträchtlich seyn. Ist sie dagegen bedeckt, so trifft die unmittelbare Erkältung ihre Hülle, und die Schichten der Erde nehmen um so weniger Theil daran, je dichter diese Hülle und je geringer ihr Leitungsvermögen ist. Nun ist aber der Schnee einer der schlechtesten Wärmeleiter, er wird also dem Uebergang der Kälte der Luft in den von ihm bedeckten Boden ein fast unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen. Aber sein Nutzen beschränkt sich nicht

Digitized by Google

hierauf, der Schnee thut auch den Dienst eines Schirmes, und verhindert durch seine Gegenwart, daß der Boden, welchen er bedeckt, nicht in heiterer Nacht durch Strahlung gegen den Himmel eine Temperatur erlangen kann, die mehrere Grade niedriger ist, als die der Luft; diese Art von Erklärung geht dann auf der Oberfläche des Schnee's vor, und wegen seines schlechten Leitungsvermögens nimmt der Boden fast keinen Theil daran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Passender noch ist das Urtheil Rousseaus über Rameau in Betreff auf das Orchester. „Er hat das Orchester, es sey wie es will, sagt Rousseau, mißbraucht; er machte die Begleitung so tonlos, so überladen, so häufig, daß einem bey der Aufführung seiner Opern der Kopf von dem unendlichen Gerölse der mannichfaltigen Instrumente bersten möchte. Man würde die Opern mit Freuden hören, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Weil das Orchester immer spielt, ergreift es, trifft es nicht und verfehlt fast immer seine Wirkung. Die überladenen Begleitungen bewirken gerade das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Anstatt die Aufmerksamkeit festzuhalten, zerspittern und zerstören sie dieselbe. Man wird mich nicht berechen, daß bey oder vier Motive durch eben so viel verschiedene Instrumente übereinander gehäuft, lobenswerth seyen, wenn man mir nicht erst bewiesen hat, daß drey oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig seyen. Doch Niemand hat besser als Rameau den Geist des Einzelnen erfaßt und besser die Kunst der Kontraste verstanden; zu gleicher Zeit aber hat er seinen Opern jene so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt." Wenn Rousseau wieder unter uns träte und den Auftrag erhielte, eine kurze Charakteristik Spontinis zu liefern, er würde diese Worte wiederholen können. Auch dasjenige, was er den Sr. Preuß von Paris aus seiner Gitelkeiten über die große französische Oper schreiben läßt, würde er hinzufügen dürfen. „Es steht, schreibt er, nicht Jedem so frey als du es glaubst, seine Meynung über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen. Man darf hier über alles reden, nur nicht über Musik und die große Oper. Die französische Musik erhält sich nur durch eine sehr strenge Inquisition; die Dikreteffen schweigen und wagen nur, wenn sie unter sich sind, darüber zu lachen. Die Sänger und Sängerinnen, es ist wahr, sind Leute, die das Publikum bezahlt, und die sich dem Anschaun und der Kritik Preis geben; aber alles dieß ändert seine Natur, in sofern dieß eine königliche Akademie der Musik, eine Art souveränen Hofes ist, der ohne Appellation in seiner eigenen Sache Recht spricht, und sich nicht eben sehr pünktlich Gerechtigkeit handzuhaben. Alles kündigt in diesem Lande die Härte des Ohrs an. Was mich anbetrifft, so bin ich überzeugt, daß man das Gekreische einer Opernsängerin wie die Kraftstücke eines Gauklers auf der Messe bekatschet; man leidet, so lange es dauert, und man ist so zufrieden es ohne Unfall enden zu hören, daß man gern seine Freude bezeugt. Stelle dir vor, daß die Musen, Grazien, Amoretten, ja Venus selbst in dieser Weise singen. Für die Teufel ginge es noch; diese Musik hat etwas Höllisches, welches ihnen nicht übel stehen würde. Die Ballette sind der glänzendste Theil dieser Opern, und für sich betrachtet, gewähren sie ein nen angenehmen Anblick, aber sie gehören zu den weitläuftigen Theilen des Stückes, und in dieser Eigenschaft muß man sie betrachten. Gewöhnlich wird bey jedem Akt die Handlung im interessantesten Augenblick durch ein Fest unterbrochen, das man den sitzenden Schauspielern gibt, und welches das Parterre stehend mit ansieht. Die Personen des Stückes sind gänzlich vergessen, oder die Zuschauer blicken auf die Sänger, die wor anders hinsehen. Die Art, solche Feste vorbeygeführen, ist einfach; ist der Prinz fröhlich, so nimmt man Theil an seiner Freude und tanzt, ist er traurig, so will man ihn erheitern und tanzt. Aber es gibt auch noch viel andere Anlässe zum Tanzen, denn die wichtigsten Handlungen des Lebens werden tanzend vollbracht. Die Priester tanzen, die Soldaten tanzen, die Götter tanzen, die Teufel tanzen; man tanzt bis zum Begräbniß, und alles tanzt à propos von allem." Wir sehen, die neuesten Spontinischen Opern sind auch von dieser Seite der nur die Wiederholung der alten französischen. Den Hauptzug aber dieser großen Opern, wie der französischen Musik überhaupt, hat Rousseau nirgends angegeben. Man kann diese Musik vorzugsweise die charakteristische nennen. Durch das Streben jedem Wort des Textes zu folgen, nicht nur die allgemeine Stimmung auszudrücken, sondern alle ihre Nüancen, und in eine Arie z. B. vielerley Empfindungen hineinzuzwängen, vermag die Melodie nicht sich frey zu entwickeln, wird überall unterbrochen, mehrere werden nebeneinander aufgehäuft, und keine weiß das Ohr recht festzuhalten und zu verfolgen. Durch dasselbe charakteristische Streben werden sie oft hart, gewunden, unmelodisch, und überall schimmert das Knochengerüst der harmonischen Grundlage, des Tactes, stark markirten Rhythmen u. s. f., als die Hauptsache hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Fiaker wollen nicht nachgeben; sie sollen Berathschlagung gepflogen haben, und es heißt, sie wollen jetzt nicht mehr durch Klagen und Bittschriften, sondern dadurch gegen die Omnibus kämpfen, daß sie es ihnen an Pracht zuvorthun. Da nämlich die Fiaker meistens alte und schmutzige Kutschen sind, wogegen die Omnibus sich als wahre Elegans darstellen, so wollen die Eigenthümer der Fiaker eine Revolution in ihrem ganzen Wesen hervorbringen. Die alten Wagen sollen bey Seite geschafft, und dagegen ganz neue, die Omnibus an Eleganz noch übertreffende Kutschen verfertigt werden. Auch die bald zerlumpten Kutscher sollen gegen einbrmig wie Herrschaftsbediente gekleidete Leute, oder eigentlich ihre Kleidung gegen eine Livree umgetauscht werden, und außerdem soll noch ein Junge als Jockey hinteraus stehen. Dafür sollen dann die Preise der Miethfuhren erhöht werden, so daß die Fiaker alsdann für die Begüterten, die Omnibus aber für die minder bemittelten Pariser dienen würden. Unterdessen arbeiten die Baudevillesdichter an einem kleinen Schwanke über den Wettstreit der Fiaker und der Omnibus. Laßt uns nun den Fiakern und den Omnibus auch Glück und gute Reise wünschen, und zu einem andern Unternehmen übergehen, das uns etwas Großes verspricht. „Ist es nicht zu verwundern, daß zu einer Zeit, da man Eisenbahnen anlegt, Wagen ohne Pferde und Kutscher dazu über derselben läßt, da man die Straßen mit Gas beleuchtet, kurz, da so viele erstaunungswürdige Erfindungen ins Werk gesetzt werden, das Ausbrüten der Eyer fast noch auf demselben Punkte steht, als zu jener Zeit, da der Mensch noch daarauf ging und aus der hohlen Hand trank? Heutzutage wie damals ist man noch nicht weiter gelangt als bis zu dem Verfahren, der Henne ein Nest zu bereiten und sie da zu ausbrüten zu lassen."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 30. Mai 1828.

Das Reich der Osmanlis, dieser kranke Staatskörper erhält sich nicht durch milde, mäßige Diät, sondern durch gewaltsame Mittel, die ihn fortwährend erschöpfen und untergraben.

Montesquieu.
lettres persanes.

Türkische Staatsverwaltung *).

Die türkische Regierung ist der Despotismus mit seinem ganzen, vollen, furchtbaren Egoismus. Der Sultan vereinigt wie die ersten Kalifen alle Gewalten in sich, er macht die Gesetze, läßt sie ausführen und steht auch an der Spitze der Religion.

Mahomet pflegte oft zu sagen: eine Scheide kann nicht zwey Säbel zugleich enthalten. Dieß Wort ist von seinen Nachfolgern festgehalten worden, und jetzt wird damit in der Türkey die Einheit und Untheilbarkeit des Reichs und der Macht bezeichnet und ausgesprochen. Hiernach wird die oberpriesterliche Hoheit des Sultans von Konstantinopel und seine Eigenschaft als oberster Iman von allen Moslemfürsten und Herren anerkannt, wenn sie die vier orthodoxen Gebräuche beobachten. Einige, z. B. der Kaiser von Marocco, die Fürsten Arabiens und des übrigen Orients, huldigen seiner geistlichen Hoheit, die andern aber, wie die Dey's in Afrika, erkennen auch seine weltliche Oberherrlichkeit.

Indessen darf der Sultan doch nicht ungestraft die Gesetze des Propheten übertreten, eben so wenig wie manche von der Zeit geheiligte Gebräuche. So kommt es, daß die Sultane auf das Korps der Ulemas oder Doktoren der Rechte sehr viel, oft bis zur Schwäche Rücksicht nehmen. Der Sultan, der ungehindert jedem Vorübergehenden den Kopf abschlagen, seine Frauen und Söhne umbringen lassen kann, wagt es nicht öffentlich ein Glas Wein zu trinken.

Unter den Titeln des Großherrn findet sich auch der des Hunkiars oder Mörders, weil ihm das Gesetz freye Macht und Gewalt über das Leben seiner Unterthanen gibt; es läße sich ihm nicht einmal als Verbrechen vorwerfen, wenn er täglich 999 Menschen ohne Ursache tödtete. Wer aber sollte es glauben, daß sich Moslem nach der Ehre sehnen, von des Sultans Hand zu fallen, denn sie haben die Meynung, der Tod von seiner Hand oder auf seinen unmittelbaren Befehl gebe das Märtyrerthum.

Eine despotische Regierung muß mehr denn jede andere über die Mittel verfügen können, die blinden Gehorsam auferegen, sie muß beym geringsten Widerstand vernichtend eingreifen können. Darum theilen auch die Beamten diese Gewalt ihrer Regierung, und jeder hat über seine Untergeordneten eine unumschränkte Gewalt, die von Stufe zu Stufe herabgeht.

Der Muphti steht als Civil-Autorität unter dem Vezir, ist ihm aber übrigens gleich. Dadurch zerfällt die Regierung in zwey Hauptabtheilungen. Die des Vezirs umfaßt alles, was auf die Regierung im engern Sinn Bezug hat, die des Muphti aber beschränkt sich auf die Justizverwaltung.

Der Groß-Vezir regiert im Namen des Sultans, dessen Stellvertreter er ist und dessen Siegel er führt. In keinem Lande findet sich eine ähnliche Stelle. Nur die Auslegung der Gesetze gehört nicht in seinen Bereich. Aber

*) Aus Mano's Vorlesungen in Genf.

Digitized by Google

je mächtiger er iſt, deſto mehr Verantwortlichkeit hat er. Zu dieſer hohen Stelle gelangen gewöhnlich nur Lieblinge des Sultans; aber in dem Augenblick, wo der Liebling Vezir wird und die Allgewalt ſeines Herrn übernimmt, wird er dem Sultan verdächtig; denn von nun an ſieht er in ihm nur einen Feind, der nur auf die Gelegenheit wartet, ſeinem Herrn zu ſchaden oder ihn vom Thron zu ſtürzen. Der Vezir iſt für Alles verantwortlich, das während ſeiner Verwaltung vorfällt, und der Tod droht ihm, ſo wie er dem Volk mißfällt, oder ſo wie der Sultan dringenden oder doch dringend ſcheinenden Verdacht gegen ihn hegt. So lebt er immer zwiſchen Furcht und Allgewalt, und ſeine Zeit geht faſt in Bemühungen hin, um ſein Leben gegen die Umtriebe der Großen zu ſichern. Die Vezirswürde verdankt dem Sultan Amurat II. ihre Entſtehung. Er wollte damit einen ſeiner Generale belohnen, der Adrianopel erobert hatte. Nach der Konſtitution des Reichs ſollen die Vezirs aus allen Klaſſen der Unterthanen gewählt werden können. Dieß war für die frühere Zeit weiſe, denn damals war die Taktik noch in der Wiege. Damals, wo Muth, Tapferkeit, Stärke und das Zutrauen der Soldaten bey einem General die Hauptſachen waren, ward natürlich der ſtärkſte, tapferſte und unerſchrockenſte Moslem zum Stellvertreter des Sultans ernannt: er führte ſeine Brüder und Waffengefährten zum Kampf und Jeder ſtrebte, ſich ſeiner Nachfolge würdig zu zeigen. Wenn er zu Gericht ſaß, war es immer auf Kriegesart, und das Schwert zerhieb gewöhnlich den Knoten. Was brauchte ein Vezir damaliger Zeit die Lage anderer Länder zu kennen, da ſeine religiöſe und politiſche Pflicht war, ſeines Herrn Feinde zu bekämpfen, wo er ſie immer fand? So blieb es aber nicht. Die türkiſchen Sultane wurden der Eroberungen müde und gründeten eine feſte Niederlaſſung. Dadurch änderte ſich das Verhältniß und die Stellung des Großvezirs, andere Forderungen konnten nun an ihn gemacht werden, und ſeine Pflichten wurden ganz anderer Art. Der Sultan hätte ſeine erſten Miniſter nun eher unter den Geſetzgeslenten, als den unterrichtetſten Männern des Landes, ſuchen ſollen. Dabey aber fürchtete ſich der ängſtliche Despot, die Macht ausſchließlich dieſer Klaſſe anzuvertrauen, wodurch die Ulemas zu Herrn werden konnten. Er fürchtete aber auch ſeinen Vezir aus der Armee zu nehmen und dieſe dadurch zu ſehr zu begünſtigen, zumal es augenſcheinlich war, daß ſie der Frieden entnervt hatte, und daß ſie dem Sultan nicht mehr wie ſonſt mit vollem Zutrauen ergeben war, ſeitdem er ſich nicht mehr ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres ſtellte. Sollte er dagegen ſeinen erſten Miniſter immer aus dem Volke wählen? Der ſo aus den Ketten, in denen er geboren und erzogen war, erhobene Sklave würde durch ſeinen Kleinmuth immer das Spielwerk der Prieſter und der Armee ſeyn. Darum haben die Sultane den alten Gebrauch beybehalten, ihre Miniſter bald aus dieſer, bald aus jener Klaſſe zu wählen, um wenigſtens in der Einbildung das Gleichgewicht herzuſtellen. Dieſen Verſuch erneuern ſie auch durch die Ernennung eines neuen Vezirs, ſo oft das Gleichgewicht bedroht oder unterbrochen ſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke aus dem ungedruckten Schauſpiel:

Die Gegenkaiſer, oder Tyll Eulenſpiegels Kriegsthaten.

Dritte Scene.

Enger Weg.

(Friedrich mit verbundenem Kopf vom Marſchall hereingeführt. einige Ritter folgen.)

Friedrich.

Bringt mir den Rappen auf die Beine wieder,
Herr Marſchall. O es iſt nicht Raſtens Zeit.
Reitet zurück und fragt die Ungerſchützen,
Was ſie erſchreckt, was ſo unrühmlich ſie
Die Sohlen wieſen. Gott im Himmel, ſagt
Mir's nur, was hat ſo wieder allen Sinn und
Ermeſſen uns ſo plötzlich leck geſtoßen?

Marſchall.

O Herr, 's iſt ein ſpitzbübiſcher Feind,
Er hat nicht Männer gnug von deutſchen Sehnen
Uns bieten können, da allerr er ſich
Mit dem verbotnen Bann der Wetterkräfte,
Und ſendet uns ſtatt Hagels ſpitzer Pfeile
Des Sonnſtrahls wüthende Skorpionenſtiche,
Des Wirbelſtaubs verblendend tück'ſchen Regen,
Das unverwundlich Nackende
In unſere männerſpähnden Kriegeraugen.

Ein Ritter.

Ja, Herr,
Des Feindes ſchmutzgedeckten Waffenſtaat
Generte kein Reflex der irren Lichter;
Doch unſre Harniſche ſo wetterleuchtend
Von Schien' auf Schiene, goldnem Helm auf Helm
Und Tartſch' auf Tartſche je des Nebenmanns,
Warf ſolch ein Flitterheer irrleuchtender
Geſpenſterfunken in unſre ſtolzen Reih'n,
Daß wir genarrt und ſelbſt und unſre Brüder,
Den Streich nicht ſchauend, den das Herz erzielte,
Im falſchgeführten Wechſelſtoß zerhackten.

Marſchall.

O es iſt hart, geblendet und betäubt,
Wie arme Sünder ſich zur Schlachtbank ſchleppen!

Friedrich.

Und gar ſich ſchleppen laſſen von Beblendeten
Zur Schlachtbank, iſt ein härter Schickſal noch;

So willst du sagen, Plichendorf; sag's nicht,
Ich weiß es. (Er setzt sich nieder.)

Marschall.

Beym Teufel, Herr, so solltet ihr
Nicht reden. Magst du mich 'nen Hund doch schelten,
Daß ich trotz deinem Hohn mit grauem Haar
Dir in die Schlacht gefolgt. Ich sch auch gran
Im Uebelnehmen und geb' nicht viel mehr drauf.
Denn nur das Eine steht mir licht und funkelnd,
Jed' andres überstrahlend, was mein Leben lang
Ich deinem Haus geschworen und auch
Gehalten hab', das Vollmaß meiner Pflicht.
(Kehrt sich ab.)

(Pause. Ferne Trompetenmusik läßt sich hören. Chor von Stimmen dazu, mit voller Trompetenbegleitung.)

Mel. Husarenlied.

Was klingen doch Trompeten
So übermüthig hold,
Hell durch die Trommelstörten,
Und glitzern pur wie Gold!
Send ihr in Herzensangst und Nöthen,
Laßt unverweilt trompeten, trompeten.

Friedrich (hat sich hordend aufgerichtet).

Die Luft streicht aus Südwestwest, Plichendorf,
Nach Oeting zu stand doch mein linker Flügel,
Der sey geworfen ja mein linker Flügel,
War's nicht so? ganz geworfen und zerstreut.
Marschall, kann man nicht rechnen, daß vom Bodensee — ?
Habt ihr nicht selbst — ? Marschall, sprich, hilf und rede!

Marschall.

Bey dem Lebend'gen, 's ist kein Trauerlied,
Das da hereinbricht, recht der Ton von Männern,
Die ungeständen Schubs noch den gestampften
Tanzplan betreten und unermüdete
Spielleute stellen. 's ist beym großen Gott
Kein Bauermarsch; Steigt, Herr, auf jenen Strunk!
Ihr müßt zum mindesten die Banner aus
Der Gasse ragen sehn, wenn sie sich nahn.
(Ein Ritter steigt auf den Baumstrunk.)

Chor (wie oben, näher.)

Auf Windeschwingen flattern
Gleich Vögeln sie heran,
Und kapitolisch schnattern,
Dem sie als Freunde nahn.
Was pfeift und quiekt in Feld und Städten,
Das überschrey'n Trompeten.

Marschall.

Was seht ihr?

Ritter.

Noch ist's unerreichbar, Herr,
Für's Aug, was doch dem Ohr so traulich nah.
Der Staub des Feldes, in den Rauch des brennenden
Vorwerks geschlevert, hat ein dicht Gewebe
Von nachtem Licht gebreitet über die
Gesammte Landschaft, daß auf dreyßig Schritt
Kein Baum sein Laubgeäst heraberbietet.
Doch, doch, hört ihr? der Hufe hohles Trotten
Am Grund? sie wenden sich hieher, es dringt
Ein Banner durch den Nebel!

Friedrich.

Banner! Engel!
Die Farbe? Plichendorf! die Farbe, Farbe, Farbe!

Ritter.

Herr, 's ist ein Nebelbild, der graugeführte
Contur nur reißt sich auf wie Schattenspiel
Im Dampf. Ich ahne keiner Farbe Spur.

Friedrich.

O ständ' ich oben, zög ich mir den Schatten
Des Bannerś mit des Rasens Zauberwunsch
An's Aug heran. Ich sendete, was meine Seele je
Von Kraft gefühlt, im einz'gen Sehnerv auf
Die straffste Bogensenn' und schleudert es
Hinaus ins Nebelwetter, daß es königlich,
Wie Blitz einfallen in die Mitternacht,
Das Licht sich schäf' und Farben zündete!
O eines Knechtes Aug ist Finsterniß,
Wo Sonnen sich begrüßen!

Ritter.

Herr Gott, da bricht ein rother Sonnstrahl durch!
Silberne Helm' an Hunderte, o Himmel, hell,
Wie Frühlingsschollen sich vom Eise lösen,
Und mehr und mehr, das Banner glänzt!
O Heiland — ich —

Friedrich.

Wahnsinniger, sprich!
Willst du wie Weltgerichtsengel deine Lust
An ewiger Verdammniß kühlen?

Ritter.

O lieber Herr,
Mir warf der Glanz und Schrecken die Besinnung
Zusammen. Das Panier ist roth und weiß,
s' ist Oestreichs Fahne!

Marschall.

Hört ihrs, hört ihrs, Herr?
O weich ein Bruder! weich ein gnäd'ger Himmel!

Chor.

Nur traut nicht allzurüstig,
Gar tugendsam und sittg
Versteckt der Böse listig
Den Schweif im Vogelflttg.
Auch Winseln, Fluchen, Heul'n und Beten
Vertuschen die Trompeten.

Friedrich (zu einem Ritter).

Nimm den Demanten, den der Ehni mir
Vererbt, der nie besiegte Habsburgskaiser,
Flieg mit gen Salzburg, bort vom Fürstenhof
Blitz meilenweit ein sehnsuchtglühend Auge

Entgegen dir und dürftet heiß nach Kunde.
Still ihm den Herzkrampf, meinem Weib schrey zu,
Daß mir auch eine Marchfeldschlacht geworden,
Daß fürder ich keinen Rudolf mehr beneide.
Eine Welt zum Lohn, laß dich nicht weiter blicken!
(Ritter ab).

Marschall.

Fürwahr, mein Kleinmuth hat sich nach Verdienst
Gelohnt. Dir hat der Gott im sichern Busen
Gesprochen, dich hat dein Gestirn getrieben,
Mein Fürst! Da weichen irdisch ausgegrübelte,
Bedenklich kluge Stimmen. Du vergiftst mir?
(Ein Ritter kommt verwundet aus der Gasse.)

Ritter.

Flieht, wem die letzte Kraft noch dran zu setzen!
S' ist alles, alles hin!

Friedrich (stößt ihn nieder).

Spar dir dein Lezzes,
Du Abtreichsritter und streich dein Ritterthum
Aus meinen Siegstrophäen!

Ritter.

Mein Heiland sey mir gnädig!
Du hast mich falsch gemordet, König, 's war
Dein lezzes Häuflein, die den Hohlweg wir
Gedeckt, bis uns auch von der dritten Seite
Der Feind umzingelte. Dein Bruder Heinrich
Hat mit dem Banner sich ergeben. Armer Fürst!
Dich hat die Fahr getäuscht wie uns; du denkst
Dich Sieger! Ich möcht wohl meinen lezten Hauch
Dir so verhaßt nicht machen. Es ist der
Burggraf von Nürnberg, der so lügnerisch
Mit falschen Wimpeln segelte und uns
In Grund gebohrt. Leb wohl, Herr, rette dich! (Stirbt)
(Der Chor von des Burggrafen Kürassiren zeigt sich auf der Höhe unter Trompeten und Gesang.)

Doch klingen die Trompeten
Recht übermüthig hold,
Hell durch die Trommelhöhen
Und glänzen nur wie Gold.
Stellt jede Sorge zu zertreten,
Ich sags, blast uns Trompeten!
(Friedrich ist dem Marschall regungslos in die Arme gesunken.)

Marschall.

Ich seh noch eine schmale Straße, Herr,
Die uns vielleicht noch freisteht. Großer Gott,
Welch fürchterliche Wendung! (Stützt ihn ab.)
(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, April und Mai.

(Fortsezzung.)

Wie die Franzosen malen und dichten, komponiren sie auch; sie sind die beste Widerlegung für jene Theorie, welche das Charakteristische einseitig als den ganzen vollständigen Begriff dessen, was die Kunst zu leisten habe, aufstellen wollte. In ihre großen Oper war aber zu Rousseaus Zeit so viel sinnlose Pracht, so viel affectirter Ausdruck, verzierter Effekt u. s. f. hereingekommen, während der ächt charakteristische Ausdruck durch den, wie die Franzosen sagen, nur pfuschenden Lulli und den gelehrten Rameau noch nicht gefunden war, daß Männer wie Diderot nun auch in der Kunst das laute Feldgeschrey: Natur! Natur! erhoben; der natürliche Schrey der Leidenschaft sollte diesem neuen Gebote zu Folge nachgeahmt, alle Empfindungen, welche die menschliche Brust nur zu hegen vermag, sollten nach der Art und Weise ihrer natürlichen Aeußerung ausgedrückt werden. In diese Zeit fällt auch die Entstehung der sogenannten Buffooper, welche Duni nach Paris brachte, und welche sich später auch auf dem theâtre Feydeau besonders als eine neue Gattung der französischen Musik ausbildeten. Ein Genüsch von Leidenschaften wurde leicht, melodisch, gefällig, ohne tiefe gelehrte Kenntniß der Musik, naturgemäß und charakteristisch dargestellt. Dieses neue Genre als die wahrhafte Kunst darzustellen, bemühten sich Rousseau und Diderot mit allen ihren Kräften. „Diese beliebten Feindseiten der Kunst, sagt Rousseau, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bäße, diese Gegenfugen sind nur ungeschickte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Kirche verweisen sollte." In diese kleinern Opern flüchtete sich alle Melodie, deren die Franzosen fähig sind, und in diesem Genre haben sie viel Lieblliches, Freundliches, durchaus aber immer Charakteristisches geleistet. Es kommt den Franzosen durchweg mehr auf den Inhalt an als auf seine Ausdrucksweise; sie wollen nicht eine gutgearbeitete Arie, eine sodne Melodie, sondern sie wollen ganz in entgegengesezter Weise als die Italiener diesen oder jenen Inhalt, Zorn, Schmerz, Muth, Entzücken, Verzweiflung u. s. f. hören. Dieß Hervortreten des Inhalts als der Hauptsache zeigt sich auch besonders in den Ensonsss, von denen Rousseau sagt, wenn die Franzosen Gefühle zu malen wüßten, würden sie nicht Spiele des Verstandes singen. Doch es ist Zeit zu Cherubini, von dem wir ausgingen, zurückzukehren. Die größte Umgestaltung der französischen Oper haben die Franzosen dem Streite der Gluckisten und Piccinisten zu verdanken. Melodie und sodnste, frewste Verbindung derselben mit charakteristischem Ausdruck hat den Sieg davon getragen; doch gerade diese Verbindung im höchsten, vollendetsten Grade ist nur den Deutschen gelungen und bey ihnen heimisch geworden; die Franzosen sind in ihre alten Fehler wieder zurückgefallen; die französischen Fehler, auf jenen besseren Gluckschen Boden gesäet, bringen Früchte hervor wie die Abenteuerlagen und die Spontinischen Opern, nur daß bey Spontini alles aufs Extrem hinausgetrieben ist, was bey dem älteren Cherubini noch Maaß hält. Man kann Cherubini in den Abenteuerlagen nicht den Vorwurf leichter Melodien und durchaus melodieloser, schreyer, mühsam aneinander gereihter Harmoniegänge, phantastischer, erkünstelter Effekte machen; was Spontini in dieser Weise ganz auseinander treten und mit einander abwechseln läßt, weiß er noch besser zusammenzuhalten; der Takt und Rhythmus ist bey ihm noch nicht, wie an manchen Stellen bey Spontini, der alleinige Herrscher, seine Instrumentirung ist ausgezeichnet, und noch nicht so überladen; daß die unendliche Mühe dieser Ausarbeitung als ein bloses Gelärm und Getöse auf das Ohr klänge; er glaubt noch nicht, daß bloses Geräusch, als z. B. Klappen auf die Schilde, Stoßen auf den Brettern boden, Musik sey, und, was ihn bey andern Vorzügen einerwerth macht, er arbeitet gründlicher. Nur Arien, im Sinne Mozartscher, Gluckscher, weiß er nicht zu machen. Doch wir dürfen nicht in den jezt allgemein gewordenen Fehler verfallen, über die Musik die Kunst selbst und alle andern Künste zu vergessen, und brechen daher lieber ab.

(Die Fortsezzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Mai 1828.

Fürchtet nicht
Für Euer Leben! senket nicht den Blick!
Ihr habt mit Ruhm gefochten, stolzer Held!
Uhland.

Bruchstücke aus dem ungedruckten Schauspiel: Die Gegenkaiser, oder Tyll Eulenspiegels Kriegsthaten.

(Beschluß.)

(Bayerische Trommeln und Pfeifen. Von einer Seite Ludwig, Schweppermann und Krieger, von der andern Albrecht v. Rindsmaul mit seiner Schaar. Sie gehen dem im Hintergrund an der Spitze seiner Reiter vorkommenden Burggrafen entgegen.)

Ludw. Wo ist der zweyte Paladin, auf den ich meines Thrones Säulen stütze?

Burggr. Glück zu, mein Herzog, Heil euch, Feldhauptmann! Nun, hab' ichs recht gemacht?

Schwep. Fürwahr, Herr Friedrich von Zollern, ihr seyd eurem Dienst entwachsen, unsern Nürnberger Krämern die Burg zu hüten und den Jahrmarkt zu bewachen. Ihr müßt euch unter den Thronen umsehen und meine fünfzigjährige Physiognomik führt mich irr, wenn nicht eure Stirnrunzeln trotzige Kronzinken in sich bergen für die künftigen Alter.

Ludw. Wo ist mein Vetter?

Schwep. Wer weiß von Herzog Friedrich? Albrecht!

Rindsm. Was Herr? Ich war den ganzen Tag ihm auf der Fährte und jagt ihn hier ins Enge. Da kreuzt mir der Burggraf die Spur und ich bin irr. Aber nur Geduld, Herr, ich stöbr' ihn wieder auf und führ ihn euch zu Füßen, eh der Tag sich neigt. Er kann unmöglich weit seyn.

Ludw. Du willst durchaus das Kleeblatt meiner Tafelrunde füllen. Junger Held, nimm dirs nicht zu früh heraus und hüte dich!

Rindsm. Auf Wiedersehen, König. Kommt Kameraden. (Mit seinem Zuge ab.)

Schwep. Herr, du hast uns gedankt, so laß auch dem, dem Alle schulden, unser Loblied klingen.

Ludwig.

Ja, Bayern, eu'r Triumphlied, euern Sieg,
Viktory singt! Auf, meine Kinder! ihr steht
Ja rosenglühnd und jede Freude muß
Erblühn zum Sonnenlicht. Singt, Kinder, singt!

(Trommeln und Pfeifen. Drauf die Trompeten des Burggrafen.)

Chor der Stimmen (folgt.)

Mel.: Hör uns Allmächtiger.

Dir Benedeyete,
Der wir geweihete
Bleiben für's ewige Leben,
Sinken wir in den Staub,
Daß in der Feinde Raub
Uns deine Hand nicht gegeben.

Hast uns Unwürdige
Sündig Gebürtige
Gnädig durch's Schlachtfeld gelenket,
Uns nicht gebührt der Preis,
Allzeit verkündet sey's,
Wie du der Deinen gedenket.

(Trommeln und Pfeifen, die Trompeten wiederholen.)

Digitized by Google

Vierte Scene.

Vor einem Wirthshaus an der Straße. Tumult von Flüchtlingen.

(Marm. Herzog Friedrich wankt schwer verwundet herein, vom Marschall geſtützt. Zwey Ritter. Tyll und der Spielmann bauen ihm durch ein Häuflein feindlicher Lanzenknechte, die ſie verjagen.)

Tyll. Zum Henker, ihr Satansknechte! Da haſt du deine Nummer auf den Buckel und du auf die Naſe und ſo packt euch und ſagt zu Haus, ihr ſeyd von Königswegen ritterlich ſortirt worden.

Marſch. (zum Herzog). Hier iſt eine Bank, Herr. Wir ſind los für den Augenblick. Eure Lippen lechzen. Seht nach einem Glas Waſſer, wo's zu haben iſt. (Ein Ritter ab ins Haus.)

Tyll. Da bin ich wohlfeil losgekommen. Ein einziger Finger hat ſich das Rothkäppchen über die Ohren gezogen.

Ritter (mit dem Glas zurück). Hier iſt ein Trunk, Herr, friſch genug für den heißen Tag.

Herzog (trinkt).

Alarm. Rindsmaulsstimme. Hier, Kinder, dran, dran! das iſt warme Spur! Seht, Königsblut wird doppelt purpurn gezapft. Dort ſtutzt unſer Wild. (Er bringt ein mit ſeiner Schaar, ſtürzt pfeilſchnell auf den Herzog und reißt ihm den Becher aus der Hand.) Weß Geſundheit, Herr?

Marſch. Menſch, raſeſt du?

Rindsm. Auf Avemariaslänge ja, Freund. Weß Geſundheit, Herr? (ſetzt ihm das Schwert auf die Bruſt.)

Marſch. Stech' ich ihn nieder?

Herz. Er meint es gut, Marſchall. Wer wollte auch länger auf der Fortuna Transportrad geſchmiedet ſeyn und kugelum laufen, zumal wenn's des Wagens fünftes Rad iſt? des Kaiſers, Herr.

Rindsm. (gibt ihm den Becher zurück.) Auf des Herzogs Gedeihn. Sein Nam' iſt Ludwig. (Das Gefolge wird entwaffnet.)

Herzog (hat getrunken). Nun, das Gift iſt gerecht. Ihr führt auch den Dolch gleich mit oder ſolls den Strang gelten? Ihr treffet keine Anſtalten, Herr.

Rindsm. Was iſt euer Begehr, Herr Herzog?

Herz. Deinem Herrn einen treuen Diener zu ziehn. Ich ſcheu den Tod nicht.

Rindsm. Euren? ei aber ich, Herr. Des Kaiſers ausdrückliches Wort war, ſeinem lieben Vetter ſey kein Haar gekrümmt.

Herz. Was hab' ich zu thun?

Rindsm. Er wirds euch ſelber ſagen. Doch weiß ichs, glaub ich. Wenn ihr verſprecht, eure Parthey auseinander zu bringen und perſönlich Herzog Leopolden zur Ruhe verweiſt, kann eurer Freyheit ſchwerlich ein Hinderniß im Weg ſtehen.

Herz. Ich ſtand eurem Herrn nach Kron und Leben. Wißt ihr das?

Rindsm. Hat nichts auf ſich, Herr, ich kenne den Herzog.

Herz. Und ich ſoll mein Land behalten?

Rindsm. Ich glaub' es.

Herz. So ſcheint doch noch eine Habsburger Sonne droben. Plichendorf, hörſt du?

Marſch. Mein hoher Herr!

Herz. Du biſt betrübt? Fehlt uns denn was?

Marſch. (Sieht ihn ſchmerzlich lächelnd an.)

Herz. (Sieht auf ſeinen Purpurmantel.) O mein Weib und meine Welt! (hält die Hände vors Geſicht.)

Marſch. Ihr werdet erlauben, daß wir den Herrn ein wenig zur Ruhe hier in das Haus bringen und ihm die blutenden Wunden auswaſchen?

Rindsm. Wenn ich dienen kann, herzlichſt. (Sie führen ihn ins Haus.)

Tyll. Ja, ja, wenn dem Stier das Hirn eingeſchlagen iſt, legt er ihm den Pfeil unter. Was flicken nur wir in der Geſchwindigkeit in dieſe laufige Zeit, um unſere Stunden voll zu bringen, bis der offenbare Jammer über uns einbricht? Wie, mein Haus, wenn wir unſerer Trübſal die ſinnloſe Geſchichte von der Schmützelputzhäuſer Wirthſchaft vorſängen, ſo möchten wir uns tröſten, daß auch im Reich der Poeten und Sternzucker, die ſich doch ihre Lügen ſo ſchön austapezieren möchten als zu wünſchen wäre, nichts viel beſſeres als wieder Noth und Angſt und Mißverſtand zu finden iſt. Was denkſt? auch dem Herzog mag unſere Narreteibung vielleicht ein Lächeln abzwingen über das Fortunasrad, das und ſo lächerlich in die Pfütze getugelt hat.

Spielm. Du fällſt aus dem Spaß, Tyll.

Tyll. In den Scherz, hoff ich. Nichts von Grillen! Laß uns Arm in Arm dieſe Verrücktheit durchwandern, und du, kleiner Trömmler, dir haben ſie doch dein Schnetkenhaus auf dem Rücken gelaſſen, und ſo ſchieb's vor dich und wirbl' uns den Chorus drein, daß doch einige Vernunft in die Hiſtorie kommt. Hörſt du? Zu ſtimmen haſt du Gottlob nicht viel und ich werde dich bey den Ohren im Takt halten. Brich auf, Haus, und wir folgen dir.

Duett.

So geht es in Schmützelputzhäuſel,
Da ſingen und tanzen die Mäuſel,
Und bellen die Schnecken im Häuſel.
In Schmützelputzhäuſel da geht es ſehr toll,
Da ſaufen ſich Tiſch und Bänke voll,
Pantoffeln unter dem Bette.

(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

Türkische Staatsverwaltung.

(Fortsetzung.)

Ehemals gab es neben dem Großvezir sechszehn Staatsminister, die Vezire des Divans genannt wurden. Aus ihnen bestand der Kabinetsrath, und sie sagten ihre Meynung frey und ungescheut, wenn sie auch der des Großvezirs entgegen war. Unter dem Sultan Achmet III. war Ibrahim Pascha Großvezir. Ihm gefiel die Controle der andern Minister nicht, darum schaffte er sie unter dem Vorwand der Ersparniß ab. Jetzt machen nur noch drey Minister den Divan aus, der des Innern, der des Aeußern und der Finanzminister. Die andern Minister sind nichts mehr als Generaldirektoren. Jedes Ministerium hat seine Divisionen und Subdivisionen. Wer sich in den Bureaux auszeichnet kann Minister werden, und an der Spitze aller Bureaux steht der Reisseffendi. Die Minister und die Generaldirektoren vereinigen sich zweymal in der Woche zum gewöhnlichen Rath, wobey der Großvezir oder der Muphti den Vorsitz hat. Darin legen die Generaldirektoren die Angelegenheiten ihres Departements dar, sie werden in ihrer Gegenwart besprochen, und der Beschluß des Raths, vom Präsidenten unterzeichnet, wird dem Sultan vorgelegt. Die Ulemas wohnen dem Rath durch zwey Cazi-Asciers bey, die von Rechtswegen Sitz und Stimme darin haben. Da die Türken keine abendländische Sprache verstehen, so muß die Pforte für alle Geschäfte mit Europa einen öffiziellen Dollmetscher oder Dragoman haben. Diese Stelle war ehemals in den Händen der Fanarioten, jetzt versieht sie ein Neugrat.

Die Paschas sind die Civil- und Militärgouverneurs der Provinzen; Civilverwaltung und Kriegsangelegenheiten sind also in ihren Händen. Als Insignien ihrer Würde werden ihnen Roßschweife vorgetragen, die an Stangen gebunden sind, welche Gonfalon heißen. Der Ursprung dieses Gebrauchs stammt aus den Zeiten Abu-Bekr's. Nach dem Verlust einer Schlacht verliessen ihn seine Truppen und flohen nach allen Seiten. Da die Fahnen verloren waren und einer der Offiziere doch die Leute wieder sammeln wollte, fiel er auf den Gedanken, seinem Pferd den Schweif abzuschneiden und ihn an eine lange Stange zu binden; er erhob und schwenkte das blutrothe Zeichen; es sammelten sich die Truppen wieder um ihn her, denn sie hielten es für das Merkmal irgend eines günstigen, unerwarteten Ereignisses; der Feind wurde von Neuem angegriffen und entschieden geschlagen. Von nun an ward der Roßschweif ein sehr ehrenvolles und geachtetes Zeichen bey den türkischen Heeren, er wurde das Zeichen der Paschas, die nur durch die Zahl der Schweife von einander unterschieden werden. Am Höchsten stehen die Paschas von drey Roßschweifen, die das Recht über Leben und Tod haben; ihr Wille ist unbeschränkt, und die ihnen anvertraute Militärgewalt steht mit ihren Einkünften im Verhältniß; wenn sie vom Sultan zum Heerbann aufgefordert werden, führen sie ihre Leute selbst an. Geringer ist die Macht und der Geschäftskreis eines Paschas von zwey Roßschweifen, denn wenn er zu Felde zieht, muß er sich an einen Pascha von drey Roßschweifen anschließen und seinem Befehl gehorchen. Es gibt nur wenige Paschas von einem Roßschweif. Am mächtigsten sind die Paschas von Romelien und Anatolien. Unter ersterem stehen alle Paschas der europäischen, und unter letzterem alle Paschas der asiatischen Türkey. Die Waevoden sind Befehlshaber von Städten, unabhängig von den Paschaliks. Im Nothfall ziehen sie an der Spitze ihrer Soldaten ins Feld und vereinigen ihre Truppen mit denen eines Paschas von drey Roßschweifen.

Ein großer Uebelstand in der Administration liegt in den häufigen Absetzungen und Einsetzungen aller hohen Civil- und Militärbeamtten, wobey immer nur besondere Rücksichten des Sultans oder des Großvezirs, nicht Talentr und Verdienst zum Grunde liegen. Zeigt sich ein solcher Uebelstand allzusehr, so sollen schnelle und häufige Exekutionen demselben abhelfen.

Ein Volk, das so fern von aller europäischen Brise ist, kann keine Regierungsform und keine Regierungsgrundsätze aus Europa annehmen. Dahre besteht auch in der Türkey kein eigentliches Finanzsystem. Das ganze Geheimniß des Fiskus zeigt sich in den Mitteln, den großherrlichen Schatz auf alle Weise und auf Kosten der Unterthanen zu füllen. Dieß falsche System aber, wenn man dem türkischen Finanzwesen je diesen Namen geben kann, bringt die Regierung um alles Vertrauen und mindert täglich seine schon unglaublich gesunkenen Hülfsquellen. Wenn man die Geringfügigkeit der Steuern in der Türkey kennt, wird man geneigt zu glauben, daß in keinem Staat Europas die Steuern so gering seyen. So wäre es auch, wenn nur diese bezahlt werden müßten. Aber der Art, wie die Steuereinnahme geschieht, zahlen die Unterthanen dreymal mehr als anderwärts, denn die Paschas und andere Beamte fordern außer der Staatssteuer noch Uebersteuern für sich, in den Staatsschatz fließt aber nur die gesetzlich bestimmte Summe. Uebrigens darf auch der Privatschatz des Großherrn nicht vergessen werden; er ist ein Schlund, in den alle die unzähligen Konfiskationen fließen, denen ihrer Zeit eben jene Paschas und andere Beamten unterworfen werden, wenn sie reich geworden und ihre Betrügereyen zu öffentkundig geworden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Wer spricht so kühn spottend zum Publikum? Es ist der Herr Borne, von dem vielleicht keiner der Leser gehört hat, der aber nichts desto weniger ein großer Reformator ist. Schon vor einigen Jahren habe ich des in Paris angestellten Versuchs erwähnt, nach egyptischer Weise Eyer in Backöfen ausbrüten

Digitized by Google

zu lassen. Die Oefen waren damals in den Champs Elysées angelegt, und manche Neugierige begaben sich dahin, um das sinnbetörende Verfahren mit eigenen Augen zu beschauen. Hinter diesen Backöfen nun stak der Hr. Borne, ein unbemittelter Mann, der sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, es müsse mit dem Ausbrüten in Frankreich so gut gelingen, als es in Egypten gelingt. Es fehlte dem Manne an Geld, um seine Versuche ins Große zu treiben; er fand aber einen begüterten Mann, welcher sich erbot die Kosten zu einer größern Anlage zu bestreiten. Es wurde nun eine Eyerdörrerey zu Auteuil neben Paris angelegt. Der Unterschlupf ist aber gestorben, und die Erben haben seine Güter verkaufen lassen, so daß sich Hr. Borne nunmehr wieder ohne Backofen befindet und doch immer noch große Lust hat, Eyer auszubrüten. Er hat sich also ans Publikum gewandt mit einer Notice sur la formation d'un établissement modele ayant pour objet l'incubation artificielle, worin er seine geliebte Incubation recht beredsam dem Publikum ans Herz legt. Ist es nicht eine sämmerliche Sache, daß eine Henne so lange hier ihrem Oo verbrütet, indeß der Backofen das Ding mit Hülfe eines Holzhaufens vollendet? und was kömmt denn am Ende beym langen Brüten der Henne heraus? ein Dutzend Küchlein, zuweilen auch nur ein einziges. Des Hrn. Bornes Backöfen können deren 6000 auf einmal liefern. Freylich wenn man die Hühner wird laufen lieſse, so würden sie nur zu einer gewissen Zeit des Jahres, dann aber auch viele Eyer zugleich ausbrüten; wir aber haben den Hennen andere Gewohnheiten gegeben. Noch besser ist es jedoch, den armen Hennen die Mühe des Brütens ganz zu ersparen, und der Hr. Borne hofft, daß einmal die Zeit kommen wird, da jedweder Bauer und Landeigenthümer neben seinem Backofen auch einen Brütofen besitzen wird. Am Ende jeden Jahres kann die Brütarbeit beginnen, im Januar kommen die Küchlein aus dem Backofen, und im März sind sie so weit großgezogen, daß sie auf den Tascln der Reichen aufgetragen werden können. Wenn der Bauer also nicht weiß, was er mit allem seinem Korn anfangen soll, so darf er ja nur einige hundert Küchlein aufziehen und sie dann an den Mann bringen, wenn er kann. Ueber das Anbringen der Hunderte und Tausende von Küchlein hat sich der Hr. Borne nicht ausgelassen; vermuthlich wird dieß voraussetzt, auch äussert er, daß er in seiner Brütfabrik sich mit dem Aufziehen der Küchlein gar nicht abgeben könne; er wolle die Eyer ausbrüten und weiter nichts, das Uebrige ginge andere Personen an. Er wünscht also nur, er möge Unterstützung genug finden, um die Anstalt im Großen anlegen zu können. Auch hat sich bereits ein ehemaliger Bantier bereitwillig gefunden, ein Lokal in der Umgegend von Paris dazu herzugeben. Man hat also Hoffnung, daß es mit dem Brüten bald Ernst werden wird; er selbst wäre erbötig, gegen ein billiges Honorar Brütöfen anzulegen und das Verfahren jedermann zu lehren. König Heinrich IV. wünschte die Zeit herbey, da jeder Bauer sein Huhn am Sonntag in den Topf stecken könne; nunmehr wird, falls Bornes Brutöfen Nachahmer finden, bald jedermann in Stand gesetzt werden, am Sonntage sein Küchlein an den Bratspieß zu stecken. D. g.

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Daß der Säculartag des Todes Albrecht Dürers auch in Berlin würde aufs Feyerlichste begangen werden, ließ sich erwarten, da unsere Akademie der Künste vor sieben Jahren schon am Todestage Raphaels ein glänzendes Erinnerungsfest gefeyert hatte. Man kann zwar nicht sagen, daß der jetzigen deutschen Malerey Dürer, der große deutsche Meister, näher stände als der italienische. Seit Winkelmann und Raphael Mengs haben sich die Deutschen besonders wieder nach Italien, dem Lande der schönen Formen in der Malerey, hinübergewandt. Wie wenige wallfahrten statt nach Rom, nach den Niederlanden, um dort die Meisterwerke altniederländischer Kunst zu studiren, oder versenken sich ganz in die Werke Dürers, Holbeins u. s. f., selbst von den Genremalern nehmen sich nur wenige die späteren Holländer zum Muster. Es ist eigen, daß die Deutschen die fremde Entwicklung der Kunst höher achten als die einheimische. Nun eine sehr kleine Anzahl moderner Altdeutscher verachtet die Sudelarbeit der Formen aus der klassischen Periode italienischer Malerey, aber auch diese geringe Anzahl nimmt sich mehr die älteren Italiener als die ölnischen, die niederländischen und oberdeutschen Meister zu Vorbildern. Einen Grund für diese Erscheinung anzugeben, möchte mißlich seyn. Im Allgemeinen geht es der Malerey jetzt so, wie es auch der Poesie geht; es ist kein eigenthümlicher Inhalt vorhanden, der in den Gemüthern arbeitet, und der sich auch in Farben und Gestalten und Tagelicht heraus zudrängen trachtet. Ist aber solch ein Inhalt vorhanden gewesen, so wird vornehmlich darauf gesehen, jedweden Inhalt, welcher nun eben gewählt werden mag, in den schönsten Formen mit höchster technischer Geschicklichkeit darzustellen. Eigenthümliche Gestalten werden wenige erfunden, und der Rückblick auf die gesammte Welt der schon vorhandenen schönen Formen und Gestalten ist der Meister, dem der jetzige Maler folgt. Das Eigenthümliche der jetzigen Malerey besteht vielleicht nur darin, ohne eigenen, nur ihr gehörigen Inhalt aus diesem universellen Ueberblicke hervorzugehen. Man könnte, wenn Vergleiche früherer und späterer Perioden nicht immer zugleich etwas Schiefes und Unrichtiges mit sich brächten, die jetzige Epoche von einer Seite her mit der Periode der Carracci u. s. f. vergleichen. Die Hauptaufgabe der italienischen Malerey war gelöst, die Erscheinung des Göttlichen in irdischer Gestalt, dieß Wunder, das fünfzehn Jahrhunderte früher unmittelbar in die Wirklichkeit trat, war von der Malerey noch einmal in ihrem Gebiete wiederholt worden; doch wenn schon Correggio dem Technischen den Vorrang eingeräumt hatte, kam dieß nun später mehr und mehr hervor, und wird immer mehr vorrücken, wenn der Kunst an der Darstellung mehr liegt als am Inhalt. Und das dieses Hintenansetzen des Inhalts überall das Verderben der Kunst mit sich bringe, zeigt sich auch hier; als nach den schönsten Gestalten mit höchster Mühe getrachtet wurde, begannen sie mehr und mehr zu verschwinden. Aber daraus ist noch nicht dieß sich Zurückwenden der jetzigen deutschen Maler zu den Italienern erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 125:
Federn.

Logogryph.

Fliehend der Sonne Pracht,
Lieb' ich die finstre Nacht;
Dennoch den weisen Mann
Deut' ich im Bilde an;
Aber noch einen Laut
Füget am Ende zu,
Nenn' ich, dem Licht vertraut,
Den großen Deuter euch.
Der ohne Rast und Ruh'
Forschte im Räthselreich,
Bis sich ihm fesselnd
Leuchtend sein Ziel erschloß.

Th. v. Haupt.

Beylage: Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 132.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Juni 1828.

Hier auf diesem Boden standen,
Die zur Freyheit sich verbanden.
Ruf. o Blut vom Schlachtfeld, sey
Ewig, Schweizer! stark und frey.

Lavater.

Sempach*).

1386.

1.

Zu Sempach auf der Höhe,
Bedeckt vom grünen Wald,
Da steht der Eidgenossen
Streitmuthige Gewalt:
Viel Männer der Waldstädte
Und an Luzernern viel,
Von Entlibuch und Gersau
Und Zug ein bunt Gewühl.

Da schwebte manches Banner,
Da strahlte manches Schwert,
Das in der Ahnen Händen
Sich tapfer hat bewährt,
Und manche Hellebarde,
Die in dem großen Streit
Morgartens einst erglänzte,
Sie glänzte wieder heut.

Die Enkel kühner Ahnen
Aus jener heil'gen Schlacht,
Derselbe Muth, der männlich
Das Vaterland bewacht;
Dasselbe Blut, das willig
Für Land und Freyheit floß,
Dasselbe Volk, im Streite
So wie im Frieden groß;

So standen sie gewärtig
Des Feinds, die Schwerter blank,
Viel Helden grau und bärtig,
Viel Männer jung und schlank,
Den Arm beschirmt durch Schilder,
Wo's Noth an Schildern that,
Ein Brett an Arm gebunden
Des Schildes Stell' vertrat.

Und gegenüber ihnen,
Im tiefen ebnen Thal,
Des Herzogs Ritter alle
Im hellen Waffenstrahl,
Bewehrt mit eh'rnen Lanzen,
Gar schwer und überlang,
Gedeckt mit hohen Schildern,
Durch die kein Schwertstreich drang.

Die stunden eng beysammen,
Wie eine Mauer stark,
Mit all den langen Wehren,
Ein dichter Lanzenpark;
Denn all die langen Spieße,
Sie wurden eingestämmt
Und allenthalb dem Feinde
Weitreichend vorgedämmt.

So harrten sie, gewappnet
In festen blanken Stahl,
Den Schweizern überlegen
Zu dreymal an der Zahl,
Die Rosse rückgesendet,
Mit festem Fuß im Feld,
Und in dem sta ken Heere
Manch kühner Waffenheld.

*) Eine Probe aus dem zweyten Bändchen meiner Romanzen, Lieder und Sonette, das im Juni l. J. bey Kronberger und Weber in Prag erscheint.

D. Verf.

Vor allen aber strahlte
Der Herzog Leopold hell,
Gar hochgemuth und männlich,
Siegfeurig, heldenschnell,
Der sich aus manchem Strauße
Den Lorbeer heimgebracht,
Er sehnte rachedürstend
Sich, brausend, nach der Schlacht.

Er steht mit kühnem Trotze
Am Passe der Gefahr,
Er führt zum ernsten Gange
Die mutherfüllte Schaar;
Nicht will er rückstings sehen,
Wie seine Helden sterben,
Er will zugleich mit ihnen
Sieg oder Tod erwerben.

Die Eidgenossen aber,
Sie stehen eng vereint,
Sie sehen unverzagt
Den überstarken Feind;
Der Große ob den Alpen,
Er hat sie muthdurchglüht,
Und dem Ureyʼgen tönet
Jetzt vor der Schlacht ihr Lied:

„Du Vater deinen Kindern,
„Bey deinem harten Tod,
„Hilf uns, den armen Sündern,
„Aus dieser Schmach und Noth!
„Wollʼ gnädig uns erretten
„Freyheit und Vaterland,
„Oder uns würdig betten
„In vaterländʼschen Sand!“

Manfred.

Türkische Staatsverwaltung.

(Fortsetzung.)

Die Staatseinkünfte zerfallen in zwey Abtheilungen, nämlich in die des Sultans, die gar nicht berechnet werden können, und die des Staatsschatzes, die weniger betragen, aber auch noch zur Verfügung des Großherrn gestellt sind. Des Sultans gewöhnlichen Einkünfte bestehen: in einem monatlichen Gehalt, den der Staatsschatz dem Sultan zahlt, welcher Djepp Humasonne, oder Tasche des Sultans heißt, und sich auf 500,000 türkische Piaster beläuft; im Ertrag aller liegenden Gründe, genannt kaiserliche Moneateas; in den Geschenken, die alle Paschas und höhern Beamten dem Sultan täglich machen, sie bestehen in Gegenständen aller Art, welche von dem Großherrn oft in Geld umgesetzt werden; in allen Konfiskationen, davon sind jedoch diejenigen ausgenommen, die der Sultan zu irgend einer Ausgabe bestimmt; endlich in dem Vermögen aller erblos sterbenden Staatsbeamten, welches dem Großherrn nach dem Gesetz gehört. Diese ungeheuren und unberechenbaren Einkünfte sind zum Theil zur Erhaltung des Luxus und der Pracht im Innern des Serails bestimmt, mit dem sich nichts vergleichen läßt. Davon führen wir nur die Ausgabe für eine Promenade des Sultans an; sie heißt Beneeh und jede kostet dem Schatz 50,000 Piaster. Sie werden jedoch nur in der schönen Jahreszeit gehalten.

Andere Revenuen hat der Staat selbst. Dazu rechnet man die Kopfsteuer von Christen und Juden, die Grundsteuer, die von dem Ertrag der Ländereyen erhoben wird, den Ertrag der Zölle, die Abgaben von Wein, Branntwein, Tabak und Fischerey, und die jährlichen Tribute Egyptens, der Moldau, Wallachey und Serviens. In Konstantinopel sind die Auflagen sehr gering; sie sind aber bedeutender, je weiter eine Provinz von der Hauptstadt entfernt ist, denn da dürfen die Paschas und andere Gouverneurs die härtesten Bedrückungen wagen.

Die Staatseinnahmen sind unveränderlich und nehmen keine Rücksicht auf die Umstände. Da die Türken keine Geburts- und Sterbelisten führen, so kann die Bevölkerung durch Pest oder durch einen andern Zufall sehr verringert werden, ohne daß die Regierung bey den Auflagen darauf Rücksicht nimmt. Sie muß gerade so viel steuern wie in den vorigen Jahren, und auf die Verminderung wird durchaus keine Rücksicht genommen. Eben so ist es mit den Abgaben von Getreide. Dabey findet in schlechten Jahren, bey Wetterschäden u. s. w. kein Erlaß statt. Der Ackermann muß in Hungerszeiten so gut und so viel zahlen wie in Jahren des Ueberflusses. Es besteht aber noch ein größerer Uebelstand. Will sich ein Pascha gegen die Pforte auflehnen, so erhebt er zum Voraus alle Einnahmen, die dem Fiskus gehören. Wird der Pascha besiegt und abgesetzt, so fordert die Pforte den Unterthanen des Paschalits alle rückständigen Steuern ab, d. h. die, welche noch nicht in den Staatsschatz geliefert worden, wiewohl sie auch das ganze Vermögen des Empörers konfiscirt, worunter sich doch die zum Voraus eingenommenen Steuern befinden.

Alle indirekten Auflagen werden verpachtet. Wenn deßhalb die Pachtsumme vom Rath bestimmt worden ist, so wird das Geschäft dem überlassen, der dem Vezir oder den Ministern am meisten Geschenke gibt, eine Einnahme, die nicht unbedeutend ist, da die Pachtung gewöhnlich alle Jahre erneuert wird.

Bedenkt man nun die Unordnung in den Finanzen, die Unkenntniß der einfachsten Rechnung und die tägliche Verschwendungen, so wird es begreiflich, daß die Türkey von allen europäischen Regierungen die ärmste ist, und nicht einmal genug hat, um ihre nothwendigen Ausgaben zu decken. Die größten Ersparnisse, beym Innern des Serails und des Harems angefangen, wären vonnöthen, um dem Finanzübel nur etwas abzuhelfen.

Zu dem Allem kommt noch der immer mehr herabsinkende Werth des Geldes und die zunehmende Verarmung der Einwohner, so daß man wirklich staunen muß, wie sich

Digitized by Google

die Regierung bis jetzt hat halten können. Sie schreibt nie neue Steuern aus, so groß auch ihre Verlegenheiten seyn mögen, sondern macht ein gezwungenes Anlehen, das aber nie zurückgezahlt wird. Die Münze verliert täglich mehr von ihrem Werth, denn immer vergrößert sich der Kupferzusatz. Er hat in den letzten Jahren so zugenommen, daß der türkische Piaster, der unter dem letzten Sultan 2 französische Franken 50 Centimen galt, jetzt auf 40 Centimen 6 Deniers herabgesunken ist. Aus dieser Münzverringerung folgt, daß alle Nahrungsmittel im Preis steigen und der unvermögende Handwerksmann sich und die Seinigen kaum mehr erhalten kann.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Fortsetzung.)

Vom Gefrieren der Flüsse.

Die nächtliche Strahlung scheint verschiedene Umstände beym Gefrieren der Flüsse zu erklären, welche den Beobachtern längst aufgefallen waren, deren Ursache sie aber bis jetzt nicht anzugeben vermochten. Wenn man die Erscheinung des Gefrierens der Flüsse beobachtet, hat man, so scheint es, blos auf folgende Punkte zu achten: 1) auf die Stärke des Frostes; 2) auf seine Dauer; 3) auf den höhern oder niedrigern Wasserstand; 4) auf die Schnelligkeit der Strömung. Sieht man aber z. B. die Register über den Wasserstand und das Gefrieren der Seine nach, so findet man bald, daß es noch andere Momente geben muß, welche darauf Einfluß haben.

Im Dezember 1762 war der Fluß vollständig zugefroren, und zwar nach einem sechstägigen Frost, dessen mittlere Temperatur 3° 9′ unter 0 betrug, ohne daß dabey die größte Kälte über 9° unter 0 stieg; im Jahr 1748 dagegen war der Fluß nach einer achttägigen mittleren Temperatur von 4° unter 0 noch frey, die größte Kälte hatte über 12° betragen. Die Höhe des Wasserstandes unter der Brücke la Tournelle, und nach dem Wasserstand richtet sich ja bey jedem Flusse die Schnelligkeit der Strömung, war aber zu beyden Zeiten dieselbe. Wie erklärt sich nun jene bedeutende Verschiedenheit? Wir können dieß vielleicht, wenn der Zustand der Atmosphäre im Jahr 1762 und im Jahr 1748 nicht derselbe war, nach der einfachen Beobachtung, daß das Thermometer in freyer Luft nicht immer genau die Temperatur der festen oder flüssigen Körper, die sich an der Oberfläche der Erde befinden, angibt. Nun findet man aber wirklich, daß 1762 die sechs Tage vor dem vollständigen Gefrieren des Flusses vollkommen heiter waren, während 1748 der Himmel wolkigt oder völlig bedeckt war; denkt man nun zu der Kälte, die 1762 das Thermometer zeigte, 10 bis 12 Grade als Wirkung des Strahlens des Wassers gegen den Himmel hinzu, so wird sich ergeben, daß, trotz der Angabe des Instruments, das Wasser in diesem Jahr an seiner Fläche einer weit stärkern Kälte ausgesetzt war als 1748, und auf diese Weise verschwindet aller Widerspruch.

Im Jahr 1775 trieb die Seine Eis am 6. Februar, nach einem fünftägigen Frost, dessen mittlere Temperatur 6° und die niedrigste 10° unter 0 betrug; im Jahr 1776 zeigten sich die Eisschollen erst am 19. Januar, und doch fror es seit dem 9ten, und vom 15ten an betrug die mittlere Temperatur 8°, die niedrigste 13° unter 0. Der Wasserstand kann auch hier die Erscheinung nicht erklären, denn 1776 betrug er 4¼ Fuß über dem mittlern Stand, 1775 dagegen stieg er auf acht Fuß. Es bleibt also nur noch der Zustand der Atmosphäre zur Erklärung übrig; der 3te bis 6te Februar waren 1775 fast beständig heitere Tage, 1776 dagegen entwölkte sich der Himmel vom 9—19ten Januar nur auf kurze Augenblicke. Die nächtliche Strahlung ist es also auch hier, was allein zu erklären vermag, wie trotz eines weit höheren Wasserstands und einer geringern Kälte der Fluß im Jahr 1775 leichter überfror als 1776.

Im Jahr 1709 herrschte zu Paris fast die strengste Kälte, die man beobachtet hat, seit man sich der Thermometer bedient, und in diesem Jahr blieb die Seine bey Kältegraden von 25° in der Mitte beständig frey. Die obigen Beyspiele berechtigen uns vielleicht, diese Sonderbarkeit, die damals zu so vielen Hypothesen Anlaß gab, einmal aus dem hohen Wasserstand und sodann aus der Schwäche der Strahlung in Folge eines bedeckten Himmels zu erklären. Die zahlreichen Schriften über den Frost von 1709 geben uns aber keine Mittel an die Hand, dieß außer allen Zweifel zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel.

Ueber den letzten Ausbruch des Vesuvs. Als wir zu Anfang Aprils den Vesuv zum ersten Mal bestiegen, bemerkten wir auf der südlichen Seite des 250 Fuß tiefen, fast eine Stunde im Umfang messenden Kraters gegen Torre del Greco hin eine kleine Oeffnung von etwa einem halben Schuh Durchmesser, aus der von Zeit zu Zeit eine schwache Rauchsäule aufstieg. Als wir acht Tage darauf den Berg noch einmal bestiegen, schien der Rauch etwas stärker geworden zu seyn, auch hatten sich noch einige kleine Oeffnungen gebildet. Doch dieß war immer noch kein Zeichen eines baldigen Ausbruches, denn vor dem großen Ausbruch im Jahr 1785 war der halbe Horizont zwey Jahre lang mit Rauch bedeckt gewesen.

Digitized by Google

Als wir von einem dreyfachen Ausfluß nach Pästum bisher zurückkehrend, den Neapel wieder aus dem Bergen betraten, und der Blick auf den Vesuv frey zu werden begann, bemerkten wir von der Höhe des Berges, dessen oberste Spitze verhüllt war, in südlicher Richtung weithin eine graulichte Rauch- oder Wolkenmasse; es mußte das eine oder das andere seyn. Da wir an keinen Ausbruch mehr dachten, so lag die Idee eines dichten Nebels am nächsten. Aber es zeigten sich Wirbel in der Masse wie in einem dichten aufsteigenden Rauche, und die Farbe ging da und dort in einen gelblichen Schimmer über. Unsre Meynungen waren getheilt, der Vetturin mit den andern entschied für Nebel, ich vielleicht mehr nach meinen Wünschen als dem Anschein der Sache, für einen Ausbruch. Wir wetteten endlich, und bald zeigte sich meine Meynung als die richtige, denn als wir an Pompeji vorüberfuhren, trafen wir Leute, die uns mit bedenklichen Stimmen zuriefen: der Berg speit Feuer aus. So viele tausend Reisende kommen nach Neapel, aber nur wenigen ist dieser Anblick vergönnt; wir, kaum vor einigen Tagen in Neapel angekommen, sollten also unter der Zahl dieser wenigen seyn. Bald überzeugten wir uns von der Wirklichkeit des Ausbruchs durch eigene Anschauung. Ein ungeheurer Rauch wogte auf dem Schlunde empor und bedeckte einen Theil des Horizonts; Feuer sah man aber nicht, weil es Tag war. In Neapel angekommen, begaben wir uns so schnell als möglich auf den Hafendamm oder Mole. Hier erwarteten wir den Abend; es war Freitag der 21ste April. In dem Maße, wie das Licht des Tages erlosch, begann der Vulkan zu glühen. Bald leuchtete nur eine sehr schwache Röthe über dem Kegel, bald flammte mit kaum übrbarem Getöse ein großer Feuerstrom doch in die Luft auf und verkärte mit seinem Widerschein den Gipfel. Man kann wohl nichts Schöneres sehen. Wir hörten, daß viele Fremde von Neapel aus den Berg bestiegen; wir aber waren zu müde von der Reise nach Pästum, und die Mhalichkeit des Hinaufsteigens blieb uns immer noch für den kommenden Tag. Um zehn Uhr Abends nahmen wir eine Barke und fuhren mit auf den Berg gerichteten Blicken über den glatten, von keiner Luft bewegten Meer hin. Ein langer Lichtstreif des Widerscheins zog sich über den Wasserspiegel hin, aber das innere Toben des Bergs war wegen der Entfernung kaum vernehmbar. So dauerte es die ganze Nacht, doch stog an diesem ersten Tage kein Stein auf. Die Dörfer am Berg hin, Portici, Resina, Torre del Greco u. s. w. waren indessen in banger Furcht; das Giornale di Napoli vom Samstag kündigte an, daß nach der Meynung der erfahrensten Vulkanisten ein mit Ausschreiben der Lava begleiteter heftiger Ausbruch sehr wahrscheinlich sey, daß die Meynung allgemein auf dem Berge Wachen angestellt haben, und daß die Einwohner der Dörfer bey den ersten Zeichen kommender Gefahr in die Stadt flüchten würden. Am Samstag den 22sten April war der Vulkan den Tag über in Zwischenräumen bald ruhig und kam mit einigem Rauche bedeckt, bald wirbelten aber wieder mächtige Säulen auf ihm empor, besonders um Mittag. Gegen Abend verschwand der Rauch allmählig wieder. Wir machten uns gegen vier Uhr auf den Weg; man fährt nach dem nicht völlig zwey Stunden entfernten Resina und dort nimmt man Esel bis zum Eremiten hinauf, der auf einer eine Viertelstunde vom Kegel entfernten Anhöhe haust. Die Straßen von Resina waren voll von Mauthirern und Führern, und wir hatten Mühe nach getroffener Wahl die Zudringlichen abzutreiben. Es geht durch die Weinberge der Lacrymä Christi auf steilen Pfaden hinauf, bis man auf die Lavafelder kommt, welche von früheren Ausbrüchen her den untern Theil des Berges bedecken. Hier hörten wir auf einmal das furchtbare Brausen im Innern des Bergs. Und bald sahen wir auch glühende Steine aus dem Schlunde herausspringen und über den äußern Theil des Kegels hinunterfallen. Schon dauchte uns, das Besteigen möchte nicht mehr möglich seyn, welche Besorgniß unser Führer vielfach bestärkte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Umkehr hat schon der niederländischen Kunst ihren Untergang gebracht. Denn im Ganzen hat sich die eigenthümliche deutsche Malerey um klassisch schöne Gestalten nie gekümmert; sie will das innerste, religiöse, deutsche, gläubige Gemüthsleben darstellen, und das Gemüth, das Nachdenken über göttliche Dinge kümmert sich wenig darum, wie es aussieht, ob es schöne äußere Formen hat oder nicht. Malen die alten Niederländer Gott Vater oder Christus, so geschieht dieß entweder ganz situationslos, und nichts als die Gestalten stehen, ewigen Ernstes und wandelloser Gleichheit drückt sich aus, nirgends ein Streben nach schönen Formen; diese Formen sind typisch, die kleinen Christkinder, fast nur zur Andacht für die Darbringenden hingestellt, machen auf Schönheit der Gestalt nicht den mindesten Anspruch; steifere, plumpere Kinder sind fast nirgends zu finden. Auch Dürer zeigt nie den Trieb nach dem, was man ideale Schönheit zu nennen pflegt, und wenn Lukas Kranach in seinen Lustreisen hin und wieder über die sächsischen Alltagsgesichter und Gestalten hinaushegen will, vermag solcher treuherzige Versuch in seinem Müßiggehen und nur ein Lächeln abzugewinnen. Weltliches Leben, die Kraft, alle Zwecke des Lebens thätig vollführen zu können, die Andacht solcher Gemüther, das Sinnen, Forschen, selbst das Grübeln über religiöse Gegenstände, diese innerste Thätigkeit des Geistes, für welche selbst die schönste Form von Hand und Fuß, Wange, Auge u. s. f. mehr oder weniger gleichgültig ist, finden sich in deutschen Bildern älterer Zeit ausgedrückt. Solcher Inhalt aber ist jetzt nicht mehr der Inhalt unserer Malerey, das religiöse Leben, die Interessen der Reformation und der Religion überhaupt liegen unsern Malern im Ganzen fern, sie haben keinen Drang sie darzustellen, dieser eigenthümliche Inhalt ist nicht mehr der Inhalt unseres Lebens; die Rückkehr zum Katholicismus vermag ihn, wie mannigfache Beyspiele zeigen, nicht wieder anzufrischen, das Anschwerdrausen moderner Gesichtsmythik kann sich zu bestimmten Gestalten, nicht ausbreiten, und in diesem Mangel an Eigenthümlichkeit bleibt nichts übrig, als auf die Zeit wieder hinüberzuschielen, welche schöne Gestalten zu erschaffen wußte, und diese Gestalten, ohne die Tiefe des Ausdrucks, in ähnlicher Weise, in neuerfundenen Situationen zu jedem beliebigen Inhalt zu verwenden. Die deutsche ältere Malerey hat nur durch die bestimmte Weise des Gemüthslebens, das sie darstellt, Werth; ist diese bestimmte Auffassungsweise der Welt und des religiösen Lebens nicht mehr die des Malers, so hat es keinen Sinn mehr, diese Gestalten nachzuahmen. Und hierdurch möchte sich die Rückkehr zur italienischen Malerey im Ganzen rechtfertigen lassen. Diese Rückkehr kann nicht gelänget werden und gab allen Dürerfesten etwas Gezwungenes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwei und zwanzigster Jahrgang.

1828.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbrittannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gabe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir hoffen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder unangemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unser Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gempach, von Manfred. 132. 134. 137.
Pfand und Band, von Zimmermann. 136.
Frühlingszug, von Schdl. 139.
Mein Kahn, von Schdl. 141.
Frühlingsabend, von Schdl. 142.
Wanderlieder, von A. Felder. 145.
Der Seemannergen, von G. Schwab. 147.
Aus dem neuen Lustspiel: der romantische Oedipus, v. Grafen v. Platen. 150.
Wunsch, von G. Zimmermann. 151.
Myrologen. Die Stimme der Wüste. 153. 155.
Logogryph. Leben. Lieben. 157.
Räthsel. Fest. 143. — Oktave. 149. — Strophe. 155.

Erzählungen und Romane.

Die Abenteuer Hassi Baba's. 155. 156. 157. 159. 140. 141. 145. 141. 156.
Das Judasband, von L. Kruse. 141. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 151. 155.

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Staatsverwaltung. 132. 135.

Reisen.

Die beyden Salève. 134. 135. 136.
Bilder aus Frankreich. 138. 140. 141. 142. 145. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151.

Naturwissenschaftliches.

Ueber das nächtliche Wärmeathmen der Körper. 132. 134.
Von der Selbstverbrennung des menschlichen Körpers. 133.
Vom Zustand der Naturgeschichte bey den alten Egyptern. 152. 153. 154.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus Jean Pauls Nachlaß. 135. 140. 147. 155.
Das Liederfest zu Eßlingen. 138. 139. 140.
Charlotte, verwittwete Königin von Portugal. 142. 143.
Moderne Mumien. 146.
Der Aufstandsgeist im nördlichen Frankreich. 148.
Charles und Marat. 154.
Zur Geschichte der Kunst Getränke abzukühlen und Eis zu bereiten. 156.

Korrespondenz.

Neapel. 132. 133. 134. — Berlin. 132. 133. 134. 135. 139. 140. 141. 142. 144. 145. 146. — Paris. 133. 136. 137. 138. 139. 148. 149. 150. 151. 155. 156. — London. 136. 137. 138. 147. 148. 149. 150. — Brüssel. 140. 141. 142. 143. — Hamburg. 145. — Basta. 144. 145. 146. — Rom. 147. — Luzern. 151. — Dresden. 151. 152. — B. im Mai. 152. 153. — Bern. 154. — Gotha. 155. 156.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.
Alte Denkmale in Venedig, v. Rink. (Forts.) — Kunstgeschichte. Allgemeine deutsche Taschenbibliothek, v. Lüdemann. (Beschluß.)

Nro. 45.
Der Saal der Muse und der Niobidensaal in der Glyptothek zu München. — (Forts. mit einem lithographirten Blatt.) Umrisse nach altitalienischen und altdeutschen Gemälden

Digitized by Google

im Beitze von C. F. Wendelstadt. — Rom. — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 46.

Kaiserlich königl. Bildergallerie im Belvedere in Wien. — Beschluß. — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 47.

Der Saal der Muse und der Niobidensaal. (Forts.) — K. k. Bildergallerie im Belvedere. (Beschluß.) — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 48.

Der Saal der Musen und der Niobidensaal. (Beschluß.) — München. — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 49.

Neueste Ausgrabungen in Pompeji (mit einem lithographirten Blatt). — Aus Böhmen. — Etwas von landschaftlichen Farben.

Nro. 50.

Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinns, von J. G. v. Wessenberg. — Etwas von landschaftlichen Farben. (Beschluß.)

Nro. 51.

Die christlichen Bilder, von Wessenberg. (Beschluß.) — Münzkunde. — Andeutungen über bildende Kunst.

Nro. 52.

Einige Bemerkungen über das Erscheinen des natürlich Lockenden und des Unschönen in der Malerey. — München. — Andeutungen über bildende Kunst.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Der heimliche Mauff. Drama von L. Bauer. — Pestalozzische Blätter für Menschen- und Volksbildung, von Dr. Niederer.

Nro. 46.

Aesthetik. — Der heimliche Mauff. (Schluß.)

Nro. 47.

Aesthetik. (Beschluß.) — Georg Kastriotto, eine biographische Skizze der Vorwelt.

Nro. 48.

Französische Theater-Literatur.

Nro. 49.

Französische Theater-Literatur. (Beschluß.) — **Rapport sur l'école des petits enfans à St. Gervais.**

Nro. 50.

Sprachkunde. 1) Baierisches Wörterbuch, v. A. Schmeller. a) **Dizionario del dialetto veneziano di G. Boerio. Vocabolario mantovano-italiano di P. Cherubini.** 3) **Glossaire génevois.**

Nro. 51.

Sprachkunde (Beschluß). 4) **A critical pronouncing dictionary by John Walker.** — 4) Zusammensetzung der Wörter in den Sprachen der amerikanischen Indianer. — Dramatische Literatur. Amalie von Hallberg, von G. J. Krahe. — Panegyrische Literatur. 1) Tschirners Denkmal, von Professor Krug. 2) H. G. Tschirner, Skizze seines Lebens, von J. F. Glück.

Nro. 52.

Buch der Lieder von H. Heine. — **Napoléon en Egypte, ein Heldengedicht in sechs Gesängen, v. Barthelemy und Mery.**

Anzeigen.

[297] So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Von Friedrich Ludwig Kreysig. Zweyte, verbesserte Auflage. 8. 22 Bogen auf Schreibpapier. 1 Thlr. 8. Gr.

Leipzig, den 15ten Mai 1828.

F. A. Brockhaus.

---

[294] Herabgesetzter Preis
von der göttlichen Komödie des Dante Alighieri, übersetzt von Karl Streckfuß, 3 Theile, gr. 8., 1824, 1825, 1826.

Der zeitherige Absatz dieses Werkes, und die von selbigem gemachte starke Auflage erlauben uns, dem Antrage des Herrn Uebersetzers, welcher durch einen mäßigeren Preis auch den minder Wohlhabenden den Ankauf möglich gemacht zu sehen wünscht, zu genügen.

Wir ermässigen daher für alle diejenigen Exemplare, welche von jetzt an bis zum 1sten April 1829 gekauft werden, den Preis für das ganze Werk

auf Drey Thaler,

und für jeden einzelnen Theil

auf Einen Thaler Zehn Silbergroschen,

wofür es jede Buchhandlung liefern kann.

Nach Ablauf des festgesetzten Termines treten aber unwiderruflich die bisherigen Ladenpreise von 6 Thaler für das Ganze, und 2 Thaler für den einzelnen Theil wieder ein.

Halle, den 1. Juni 1828.

Hemmerde und Schwetschke.

---

[295] In der Heinsius'schen Buchhandlung in Gera sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vittoria Colonna. Eine römische Erzählung aus dem neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Englischen frey bearbeitet von O. L. B. Wolff, 3. Thle. 8. 3 Thaler 6 Gr.

Vittorio, oder Bekenntnisse eines römischen Improvisators. Aus der italienischen Handschrift, übersetzt von —a —r. 8. 1 Thaler.

Wolffs, O. L. B., des deutschen Improvisators Erzählungen. Zweyte Folge, nebst einem lyrischen Anhange. 8., 1 Thlr. 18 Gr.

Digitized by Google

N°. 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Juni 1828.

Meine Lehre
Erhebt den Geist, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerschütterlich, und mein Gesetz
Erschafft sich Helden!

Goethe.
Mahomet.

Türkische Staatsverwaltung.

(Beschluß.)

Die Regierung hat den abendländischen Kaufleuten ihre Niederlassung in den Häven der Levante sehr erleichtert. Sie zahlen auch weniger Zoll als selbst türkische Unterthanen; demungeachtet hat der Handel mit dem Abendlande der Türkey nicht nur keinen Vortheil gebracht, sondern entschiedenen Nachtheil, und er ist wesentlich an ihrer Verarmung schuld. Die von den Abendländern eingeführten Waaren haben alle großen Werth, was aber die Türken dagegen geben, ist von geringerem Betrag. Sie müssen also den großen Ueberschuß mit Gold, Silber, Diamanten u. s. w. decken, wodurch das Land natürlich immer mehr verarmt. Außerdem haben seit fünfzig Jahren fortwährende unglückliche Kriege die Türken im Allgemeinen, aber besonders Konstantinopel sehr verarmt.

Jeder Moslem ist schon durch seine Geburt Soldat. Das eigentliche Heer aber bestand, ehe die abendländische Militärdisciplin eingeführt wurde, aus den Janitscharen und der Mannschaft, welche die Paschas in ihren Provinzen aushoben. Die Janitscharen entstanden schon unter Amurat I.; unter Bajazet ließen sie sich den fünften Theil der Gefangenen zuschreiben; später erhielten sie den zehnten Theil der Christenkinder zur Rekrutirung. Dieser Gebrauch hörte jedoch unter Amurat IV. auf. Indessen war das Korps schon bedeutend, weil unter Soliman I. 160 Kohorten oder Ortas von 3—400 Mann bestanden. Die Zahl der Leute in diesen Ortas nahm immer zu, denn vor ihrer Auflösung hatte jede 2 bis 3000 Mann; darunter wurden jedoch nur Moslem und Christen aufgenommen, die sich freywillig einschreiben ließen. Alle Städte des Reichs hatten ähnliche Milizen, die in Kameradschaften oder Odas (Zimmer) eingetheilt waren. Wer unter den Janitscharen eingeschrieben war, mußte sich auf Erfordern stellen, hatte aber auch einen regelmäßigen Sold, der alle drey Monat mit gewissen Feyerlichkeiten in Gegenwart des Großherrn ausgezahlt wurde, denn dieser war selbst und von Rechtswegen Janitschar der ersten Orta, und empfing bey dieser Gelegenheit seine eigene Bezahlung. Die Ortas hatten alles, was sie bedurften, und manche ihrer Offiziere waren Köche und Wasserträger. Täglich erhielten sie in ihrer Kaserne eine Ration Brod, Fleisch, türkisch zubereiteten Reis und eine Art von Zuckerwerk, das aus Saffran und Honig bereitet war. Wenn sie gegen den Großherrn oder die obern Behörden aufgebracht waren, so versammelten sie sich zu Ete-Meydan oder dem Fleischfeld in Konstantinopel, verweigerten die Annahme ihrer Rationen und stürzten zu dessen Zeichen ihre Kessel so lange um, bis man ihre Beschwerden abgestellt und sie befriedigt hatte. Bey alledem war der Janitscharen Achtung vor der herrschenden Ottomanenfamilie sehr groß, und so oft sie sich auch gegen dieselbe aufgelehnt haben, so dachten sie doch nie daran, die Ordnung der Thronfolge zu ändern und das Diadem einem andern zu übertragen, als dem vermuthlichen Thronerben.

Digitized by Google

Es ist auffallend, aber bey der ungeheuern Gewalt und dem Druck des Despotismus in allen seinen Zweigen fast natürlich, daß sich in der Türkey nie das Volk selbst gegen den Herrscher aufgelehnt hat, denn alle Meutereyen und Unruhen gingen immer von irgend einem Großen oder Vornehmen aus; dieser besticht einige Imams, um ihre Stimmen gegen den Sultan zu erheben und diesen folgen dann die Truppen blindlings.

Da das Janitscharencorps eine Menge Vorrechte hatte, so ließen sich viele Reiche darin aufnehmen und einschreiben. Sie erhielten keine Löhnung und es wurde ihnen leicht der Kriegsdienst erlassen. Was für ein Verbrechen ein Janitschar auch verübt hatte, so konnte er doch nicht anders als nach dem Gesetzbuch der Janitscharen gerichtet werden. Wollte aber der Sultan oder der Vezir einen Soldaten ohne ordentliches Urtheil und Recht bestrafen, so wurde er heimlich in eine der Vestungen geschickt und da erdrosselt. War dieß geschehen, so fiel ein Kanonenschuß zum Zeichen.

Für die Landarmee ist die Rekrutirung in der Türkey freywillig. Bricht ein Krieg aus, so wird ein Aufruf an die Moslem erlassen, und sie reihen sich dann unter die auf den öffentlichen Plätzen aufgesteckten Fahnen. Von diesem Augenblicke an erhalten sie Löhnung und dürfen nach Belieben von einem Corps zum andern übergehen, ohne daß dieß als Desertion ausgelegt werden kann. Dieser Umstand nöthigt die Regimentschefs zu großer Milde und Nachsicht, denn sonst würde ihnen Niemand bleiben.

Das vorzüglichste Reitereycorps hieß vor Zeiten Spahis und zeichnete sich durch Rang, Ruf der Tapferkeit und Disciplin aus. Dadurch und durch ihr großes Ansehen im Reiche wurden die Spahis so mächtig, daß sie sich oft gegen die Sultane erhoben und verschworen. Mahomet IV. wußte aber dem Corps auf kluge Weise sein drohendes und gefährliches Ansehen zu nehmen. Er gab den Janitscharen immer den Vorzug und ertheilte ihnen bedeutende Privilegien; dadurch mußten die vornehmen Offiziere der Spahis ihrem Dienst entfremdet werden und den Hof so viel wie möglich vermeiden. Die andern Spahis folgten ihrem Beyspiel, zogen sich in die Provinzen zurück, oder lebten nur während der Musterung in Konstantinopel. Der Sultan gebrauchte nun auch andere Truppen zu Pferd gegen den Feind. Seit dieser Zeit haben sie das Recht verloren, ein Reservecorps für die Bewachung des Sultans zu bilden, und die Janitscharen traten hierin an ihre Stelle. Bald aber mißbrauchten auch diese das in sie gesetzte Vertrauen; darum verloren sie ihr Vorrecht, und den Postenthis wurde das Recht, den Sultan in seinem Serail zu bewachen und in Kriegszeit sich um sein Zelt zu lagern. Sie bilden ein Korps von ungefähr 12,000 Mann. Die Spahis zerfallen in zwey Klassen, die alten und die neuen. Letztere nennen sich ganz bescheidentlich Diener der andern. Ungeachtet ihrer jüngern Entstehung werden sie aber doch mehr geachtet als die Alten, und haben auch auf dem Marsch vor ihnen den Rang. Dieß ist eine Belohnung, die ihnen von Mahomet III. ward zum Lohn für ihr ausgezeichnetes Betragen und ihre Tapferkeit in einem Augenblick, wo die übrige Armee fast ganz vernichtet und der Sultan selbst schon auf der Flucht war; sie allein standen fest, stellten die Ordnung wieder her und brachten den Sieg an ihre Fahnen. Außer ihnen gibt es noch zwey andere Kavallerieкorps, die Zaëmes und die Taimariotes, die Ländereyen des Großherrn als militärische Lehen innehaben, dafür aber zum Heerbann verpflichtet sind, wenn ein Krieg ausbricht.

Die Türken sind beym ersten Angriff voll Feuer und Kraft, aber beydes nimmt bald ab, und Unordnung reißt unter ihnen ein. Da sie auch jetzt, ungeachtet Mahmuds Bemühungen, wenig von Taktik verstehen, so gehorchen sie mehr dem Aufruf im Namen Gottes. Die Offiziere rufen ihnen zu: Moslem, das Paradies ist euch offen! Sie schrieen sonst die Spanier: Heiliger Jakob, hilf uns, und die Franzosen: Montjoie und St. Denis steh uns bey; die Griechen rufen die Heiligen Georg und Nikolaus an. Ueberall bedeutet dieß: Laßt euch zu Ehren des Gottes tödten, der alles Blutvergießen verbotten hat.

Auch die Seesoldaten sind nicht stehend, sondern werden im Augenblick des Bedürfnisses durch Matrosenpressen zusammengebracht, sie bleiben aber nur für einen Feldzug in Dienst. Auch sie sind, wie die andern türkischen Soldaten, ohne Disciplin und zu Meutereyen geneigt.

Von der Selbstverbrennung des menschlichen Körpers.

Kann wohl von allem Schrecklichen, dem des Menschen Körper ausgesetzt ist, etwas furchtbarer auf die Einbildungskraft wirken, als der Gedanke an einen Menschen, der sich bey lebendigem Leibe durch inneres Feuer verzehrt? und daß der menschliche Körper wirklich aus innern Ursachen unter Flamme und Rauch verbrennen kann, ist unläugbar, wenn gleich manche Naturforscher die Erscheinung in ihrer ganzen Ausdehnung in Zweifel zogen, und man wird diese Unglaubigkeit begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Fälle, die man, seitdem die Wissenschaft Erscheinungen der Art nicht mehr spurlos vorübergehen läßt, wirklich beobachtet hat, nicht über fünfzehn steigt, und daß zu der Bestätigung des einzelnen Falls so viele übereinstimmende und umständliche Zeugnisse erforderlich sind. Die neuesten Forschungen über diesen wichtigen Gegenstand gehören dem Franzosen Julia-Fontenelle an. Statt einzelne Beyspiele anzuführen, fassen wir die Haupterscheinungen und Umstände zusammen, die in den verschiedenen Fällen bemerkt wurden.

Die Menschen, welche an der Selbstverbrennung star-

den, waren meistens solche, welche sich an den übermäßigen Gebrauch geistiger Getränke gewöhnt hatten, sie kommt indessen weit seltener bey Männern als bey Weibern vor, und die Weiber waren dann fast immer bejahrt; jedoch ist ein Beyspiel von einem siebzehnjährigen Mädchen bekannt. Der Fall ereignet sich weit häufiger Winters als Sommers, und die Verbrennung ist meistens allgemein, kann jedoch örtlich seyn. Die Verbrennung entwickelt sich plötzlich und verzehrt den Körper in wenigen Stunden, wobey der Leidende eine sehr heftige innere Hitze empfindet; Rumpf und Eingeweide werden beständig verbrannt, Füße, Hände, Schädel blieben dagegen fast immer unversehrt. Es ist durchaus nicht erwiesen, daß es eines äußern brennenden Körpers bedarf, um dieses innere Feuer zu entzünden, sondern alle Umstände weisen sogar auf das Gegentheil hin; auch wirft das Wasser hier so wenig als Löschungsmittel, daß es die Zerstörung zu befördern scheint, und wenn auch keine Flamme mehr sichtbar ist, lodert doch das Feuer im Innern fort. Um einen Leichnam auf gewöhnlichem Wege einzuäschern, bedarf es bekanntlich eines beträchtlichen Holzstoßes. Bey der Selbstverbrennung aber äthert sich der Körper ein, ohne daß die brennbarsten Gegenstände ganz in der Nähe Feuer fangen; so theilte sich in einem äußerst merkwürdigen Fall, wo zwey in demselben Zimmer befindliche Personen zugleich verbrannten, das Feuer weder dem Zimmer noch dem Geräthe mit. Im Fall einer allgemeinen Verbrennung ist noch nie ein Mensch gerettet worden, wohl aber bey einer örtlichen, theilweisen. Die Ueberbleibsel dieses Verbrennungsprozesses sind eine fette Asche und ein schmieriger Ruß von durchdringendem schlimmem, sich weit verbreitendem Geruch, die sich überall im Zimmer anlegen und in das Hausgeräthe dringen.

Es war wohl natürlich, daß die meisten Beobachter, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigten, wenn es sich von Erklärung der merkwürdigen Erscheinung handelte, ihre Aufmerksamkeit besonders auf das Uebermaaß der meistens genossenen geistigen Getränke, namentlich des Branntweins richteten, und sich dachten, der Branntwein durchdringe vom Magen aus nach und nach den ganzen Körper und sättige ihn endlich so, daß die Annäherung einer brennenden Substanz hinreiche, denselben in Brand zu stecken. Diese vorgebliche Sättigung der Organe mit Branntwein bey den Säufern ist indessen durch nichts erwiesen, und ferner würde nach Versuchen von Julia-Fontenelle selbst diese Sättigung den Körper noch nicht brennbar machen; er tränkte Ochsenfleisch mehrere Monate lang mit Branntwein, sogar mit Weingeist, ohne daß das Fleisch brennbar wurde.

Das Wasserstoffgas oder die sogenannte brennbare Luft, die sich in größerer oder geringerer Menge gewöhnlich in den Eingeweiden bildet, brachte deutsche und französische Aerzte auf den Gedanken, im Falle der Selbstverbrennung eine krankhafte Entwicklung dieser Luftart im ganzen Körper, namentlich im Zellgewebe, anzunehmen, das Gas würde dann zufällig durch einen fremden brennenden Körper oder auch durch Entladung der im Körper krankhaft angehäuften Elektricität entzündet. Eine interessante Beobachtung könnte, scheint es, dieser Ansicht zur Bestätigung dienen; als der französische Arzt Baillo den Leichnam eines Menschen öffnete, der an einer allgemeinen Luftgeschwulst gelitten hatte, strömte ein Gas aus, das angezündet mit blauer, oft sechs Zoll langer Flamme brannte. Dieser Meynung stehen indessen ähnliche Gründe, wie der von der Sättigung mit Weingeist entgegen; außerdem, daß jene Luftentwicklung im Körper nicht erwiesen und unwahrscheinlich ist, werden dünne Fleischstücke, noch so lange in brennbarer Luft aufbewahrt, nie brennbar.

Nachdem Fontenelle die bisherigen Theorien von der Selbstverbrennung widerlegt oder doch in ihrer Allgemeinheit unwahrscheinlich gemacht hat, stellt er eine eigene, gleich unerweißliche auf und betrachtet die Selbstverbrennung als keine wirkliche Verbrennung, sondern als eine von äußern Einflüßen ganz unabhängige Zersetzung der weichen Körpertheile, deren Produkte in ihrer Vereinigung Erscheinungen hervorbringen, die mit der wirklichen Verbrennung Aehnlichkeit und die Hauptcharaktere gemein haben. Die Menge von Wärme, welche verschiedene Körper bey der Verbrennung entwickeln und ausströmen, ist außerordentlich verschieden, und so könnte sich der merkwürdige Umstand, daß bey der Selbstverbrennung niemals ein noch so brennbarer äußerer Körper in Brand gesteckt wird, daraus erklären, daß die Produkte, die sich bey dieser Zersezung des Körpers bilden, sehr brennbar sind, aber weniger Wärmestoff fahren lassen als alle bisher bekannten Körper. Allein nach scheinen besonders Weiber zu dieser eigenthümlichen Zersetzung geneigt zu seyn, und diese Anlage durch die Schwäche, welche Alter, sitzende Lebensart und Mißbrauch gebrannter Wasser mit sich bringen, noch vermehrt zu werden; der Branntwein spielt auf jeden Fall nur als Beförderungsmittel der Krankheit, nicht als unmittelbare Ursache eine Rolle dabey, und dieß geht schon daraus hervor, daß Menschen auf diese Art umkamen, welche keine Säufer waren. Erst wiederholte Beobachtungen und die Fortschritte der Physik und Chemie werden über diese räthselhafte Krankheit Licht verbreiten; es ist indessen nicht zu wünschen, daß der schreckliche Zufall durch öftere Wiederholung sich der Volksphantasie bemächtige, der er blos durch seine Seltenheit fremd geblieben, und die Wissenschaft verschonen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel.

(Fortsetzung.)

Nach drey Stunden gelangten wir zum Eremiten. Sein Haus war zur Herberge einer zahllosen Menge von Leuten aus

Digitized by Google

allen Nationen geworben. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, die Effiziere der neapolitanischen Schweizerregimenter drängten sich durcheinander. Der gute Cremit hatte für diese segenbringende Zeit drei Kellner angenommen, und verkaufte seinen Wein unter dem Namen Lacrymae Christi für hohe Preise. Als ich ihn fragte, ob er keine Furcht habe, sagte er, Gott habe dieses heilige Haus immer beschützt, es habe eine gute Lage. Wirklich muß diese Heiligkeit mehr im Hause als in dem gegenwärtigen Besitzer liegen. Um zehn Uhr brachen wir von der Eremitenwohnung auf, die Fackeln wurden angezündet, und ein langer Streifen solcher leuchtenden Punkte zog sich nach dem eine Meile entfernten Kegel hin. Immer noch flogen Steine aus dem Krater heraus und über den Kegel herunter, und wir durften uns nicht verbergen, daß ein Stein, der traf, tödten mußte. Am Fuße des Kegels angekommen, fanden wir viele leere Mauthhüte und hörten, daß ihre Meister oben seyen, und da und dort sah man eine Fackel den Berg hinaufklimmen. Bekanntlich ist der Kegel des Vesuvs eine runde, sehr steile, aus Asche und Lava bestehende Höhe in Zuckerhutsform, und ein rüstiger Fußgänger braucht immer eine halbe Stunde um hinaufzustimmen. Der Wind blies glücklicher Weise mit großer Gewalt gegen die Seite, an der wir aufstiegen, und wir durften daher erwarten, daß alle Steine, die etwa aufstiegen mochten, auf die entgegengesetzte Seite getrieben werden würden. Die Ungeduld beschleunigte unsere Schritte, und bald standen wir, etwa um elf Uhr, am Rande des Kraters. Die Spitze des Kegels bildet einen dreyviertel Stunden im Umfang haltenden Rand, der an den meisten Stellen kaum einen Schuh breit, an andern ganz scharf ist, indem auf der einen Seite die innere Kluft abschäßig sich öffnet, auf der andern Seite der Kegel sich steil nach außen senkt. Nur auf der westlichen Seite, wo man gewöhnlich aufsteigt, ist er etwa zwölf Schuh breit und gegen den Schlund hin durch eine vorstehende Felsenzacke begränzt. Die Tiefe des Kraters oder Schlundes beträgt 250 — 300 Schuh, aber schon hatte sie durch das Steigen der Lava merklich abgenommen. Auf den beschriebenen breiteren Theile des Rands bes fanden wir 30—40 Personen, die herausgestiegen waren, um das Schauspiel zu genießen, und zwar lauter Fremde, keine Italiener, sondern Deutsche, Engländer oder Franzosen. Man hörte beynahe nur deutsch und englisch reden. Unten in der Tiefe des Kraters glühte eine Lavadecke, welche die ganze, etwa 400 Fuß im Durchmesser haltende Grundfläche des Schlunds bedeckte. Diese Masse war an den meisten Orten oben mit Asche bedeckt, und ließ nur durch kleine Ritzen das Feuer durchblicken, an andern aber lag die Gluth ganz zu Tag. In dieser Masse zeigte sich auf der Südseite eine Oeffnung oder ein Trichter von beyläufig fünfzehn Schuh Durchmesser, welcher oben mit einem Lavadeckel wie mit einem Deckel geschlossen war, der nur da, wo er nicht auflag, die Oeffnung in die Tiefe sehen ließ. Um ihn herum zeigten sich da und dort kleinere Trichter. Der Berg war eben ruhig, der größte Theil der Zuschauer lag auf dem Rande hingestreckt. Ich streckte mich ebenfalls, vom Aufsteigen ermüdet, neben einem festen Engländer hin, voll Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Kaum hatten wir sechs bis acht Minuten in dieser Lage zugebracht, als man eine Bewegung an dem Lavadeckel über dem Trichter bemerkte. Alle fuhren wie mit einem Schlage auf, der Boden hob sich langsam etwa sechs Schuh in die Höhe, so daß er nur noch an einem Punkte die Lavadecke berührte, und nun fuhr mit einem Getrach, das man sich kaum denken kann, ein Feuerregen glühender Lava in kleinen Stücken von allen Seiten des Trichters in Gestalt einer Feuergarbe in die Höhe. Ich glaubte gewiß getroffen zu werden, aber alle Steine flürzten, nachdem sie sich in eine Höhe von 200—300 Schuh erhoben hatten, wieder in den Krater zurück; wenigstens trat auf unserer, durch den Wind geschützte Seite kein einziger. Das heftigste Krachen des Donners ist nichts gegen das entsetzliche heftige Getöse aus dem Bauche des Vesuvs heraus, und der Blitz nur ein schnell vorübergehender Strahl gegen diesen Feuerstrom. Ich kann diesen mit nichts vergleichen als mit der Girandola in Rom an Ostern oder dem Peter und Pautsfest in dem Augenblicke, wo die unzählige Menge von Raketen und Schwärmern nach allen Richtungen von dem Kastel St. Angelo aufführt. Doch gilt diese Vergleichung nur für die Form, denn das Verhältniß ist bey dem Naturereignisse unendlich kolossalen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, April und Mai.
(Fortsetzung.)

Ein vaterländisches Kunstfest sollte gefeyert, deutsche Kunst gepriesen, in Reden vertheidigt und erhoben werden, während wir Deutsche selbst deren Auffassungs- und Darstellungsweise verlassen haben, und nach dem Auslande mit unserem Geschmacke ausgewandert sind. Die schöne Feyer unternahm der wissenschaftliche Kunstverein an seinem gewöhnlichen Sylvestergastage, der für den Monat April auf den 8ten fiel. Den Anfang der Stiftung machte die Vorlesung einer Abhandlung, welche, der Tendenz des Vereins nach, mehr den Geist der Dürerschen Werke hervorzuheben bemühet war, als sich auf die Betrachtung ihrer technischen Vollkommenheiten beschränkte. Besonders ward hier festzustellen versucht, durch welche Auffassungsweise sich die deutschen Maler von den italienischen, und die oberdeutschen wiederum von den Kölnern und allen Niederländern, Dürer aber von den früheren Oberdeutschen so wie von Lukas Kranach unterschiede. Als Hauptcharakterzug in Dürers sechs Bildern ward die besondere Hinneigung zu der Lehre der Reformatoren bezeichnet, durch welche Dürer besonders den Drang des Forschens, Nachdenkens, in gewaltigen, kräftigen deutschen Gesichtern ausgedrückt habe. Diese Gestalten seyen auf allen seinen Bildern die beachtenswerthesten und gelungensten. Eine andere Abhandlung über die Campersche Gesichtslinie ward vom Herrn Direktor Schadow vorgelesen, der durch diesen Vortrag das näher erörtern wollte, was Herr Alexander v. Humboldt in seinen öffentlichen Vorlesungen über diesen Gegenstand nur flüchtig berühren konnte. Besonders erfreulich aber war es, daß Herr Professor Rauch, Mitglied des Vereins, das kleine Modell der für Nürnberg bestimmten Statüe Dürers ausstellte. Dürers Gestalt ist in diesem Modell fast die trostvollste, die dem Künstler je mag gelungen seyn; das lange, gerinnelte Hauptbaar fällt auf den mit einem Pelz kragen verbrämten Mantel herab, der dann ruhig in großen Falten den Rücken entlang bis zu den Knöcheln herabsinkt; sieht er bis zur Erde herab, um sich dort etwas umzusehen, so möchte vielleicht eine größere Mannigfaltigkeit der Draperie mit schöneren, geschwungeneren Linien anzubringen gewesen seyn. Die langbehaarhängenden Aermel reichen die Gestalt; nur, glauben wir, möchten sich die in spitzen Winkeln geöffneten Einschnitte in der Mitte der Aermel bey der rotzolosen Anschauung noch weniger gut ausnehmen als im Modell. Der Ausdruck des Gesichts ist durchaus kräftig und edel; die Stellung des rechten Arms, dessen Hand unter dem Vorderpelz fällt, frey und leicht, besonders sieht aber die des linken, der im Mantel auf der Brust ruht. Den Schlußpunkt dieses ersten Erinnerungsfestes machte, wie es sich nicht anders vorstellen läßt, ein Abendschmaus, bey welchem der Generalsekretär der Gesellschaft, Herr Dr. Fr. Förster, eine kurze Ansprache: „gegen die jetzige Muthlosigkeit in der Kunst,“ hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Juni 1828.

Die Streiter hofften nicht am ernsten Tage
Morgartens, noch der starke Winkelried
Bey Sempachs adelicher Niederlage,
Auf eines Barden Lied.

Tscharner.

Sempach.

1386.

2.

Auf einmal donnert es nieder,
Ein losgerißner Fels,
Ein angeschwollner Gießbach
Des hohen Alpenquells:
Die Eidgenossen stürzen
Auf ihren Feind herab,
Im Herzen Muth, im Schwerte
Vernichtung, Tod und Grab.

Die Aehren sind gereifet,
Die Zeit der Ernte naht,
Ha, wie die Schnitter jubelnd
Hinstürzen auf die Saat!
Doch wie die Schweizer toben
Im Angriff und im Sturm,
Die unten stehen kräftig,
Ein riesenfester Thurm.

Die langen Lanzen alle
Weit vor sich hingestreckt,
Gerüstet bis zur Sohle,
Mit schwerem Schild gedeckt:
So harren sie, unnahbar,
Ein Hellebardenwald,
Trotzend in ihren Waffen
Jedweder Streitgewalt.

Und wenn sie sich bewegen,
Ist's von der Seite nur,
Die Schweizer zu umfügeln
Halbmondiger Figur;

Die Mitte aber starret,
Ein felsenstarker Kern,
Und hält mit festem Arme
Jedweden Andrang fern.

Heiß wird's; die Schweizer suchen
Zwischen den Spießen Bahn,
Die Träger zu erfassen,
Doch ist's ein schweres Nah'n;
Da sinkt zur selben Stunde
Das Banner von Luzern,
Mit ihm der Gundoldingen,
Der edelste der Herrn.

Dort Stephan von Sillinen,
Der Altschultheiß von Moos,
Anton von Port und andre,
Jetzt sind es Leichen blos;
Und rücklings steht Bonstetten,
Das wissen die Schweizer gut,
Den Herzog unterstützend
Mit starker Hinterhut;

Was frommt ein sichrer Wurfspieß,
Wo unnahbar das Wild?
Was frommt ein muthig Kämpfen,
Wo es kein Kämpfen gilt?
Sechzig der tapfern Männer,
Sie liegen sterbend all,
Und ungebrochen steht noch
Der Feinde Lanzenwall.

Da springt mit einem Male
Ein Kühner aus den Reih'n,
Vom Herren auserkoren
Ein Retter heut zu seyn;

Digitized by Google

Ein Mann aus Unterwalden
Von tapferem Gemüth,
Von rieſenſtarkem Arme,
Arnold von Winkelried.

Von Winkelried, ein Name,
Bekannt im Lande Schweiz,
Von Winkelried, ein Ritter,
Geprieſen allerſeits,
Der kann das bange Harren,
Der kann die Schmach nicht ſehn,
Der will den Eidgenoſſen
Voran zum Tode gehn.

„Ich mach' euch eine Gaſſe,
„Beym Lenker des Gefechts!
„Gedenket meiner Kinder,
„Gedenkt meines Geſchlechts!
„Mir nach, ihr Schweizerbrüder,
„Mir folget feſtvereint!“
Und hat es kaum gerufen,
Und iſt ſchon an dem Feind.

Und wie er rieſenmäßig
Und groß und kraftbewußt,
Faßt er drey Hellebarden,
Und ſtößt ſie in ſeine Bruſt;
Greift nach den Waffenträgern
Mit ungeheurer Macht,
Und reißt ſie ſterbend nieder,
Daß Arm und Schiene kracht.

Da iſt der Bann gebrochen
Und offen iſt die Bahn,
Raſch ſtürmen hin die Schweizer,
Wo Arnold aufgethan;
Der Lanzenwald iſt offen,
Die Schweizer hauſen drin,
Die Bänme wohlgetroffen
Sinken zur Erde hin.

Die eignen Waffen ſelber
Sind jetzt der Träger Noth,
Der Eidgenoſſen Schwerter
Sind jetzt der Feinde Tod;
Zum Kriegesaltar aber,
Drauf Feindesblut jetzt glüht,
Die Stufe war der Leichnam
Arnolds von Winkelried.

Manfred.

Die beyden Salève.

Wer Genf geſehen, erinnert ſich vielleicht einer gar ſonderbaren Berggeſtalt an der Südſeite, die etwas Auffallendes, Zerriſſenes, Apokalyptiſches hat. In Genf ſcheint ſie ein langer, feſtiger Bergrücken, von grünen und ſteinigen Schichten maleriſch und bandartig durchzogen, denn vom großen paſſen ſie genau auf den kleinen Berg. Kömmt man aber von Oſten oder Norden, vom See-Savoyen, Vevey oder Lauſanne her, ſo ſtellen ſich beyde Berge wie ein gewaltiger gerade abgeſchnittener Felſen, wie ein groſſes leukadiſches Riff dar, hoch genug, um alle Nachbarn zu überragen und ſich als ungeheurer Block am Fuße der ſavoiſchen Vorderalpen hinzuſtellen.

Die Salève ſind eine wunderbare Bergnatur, die einige Jahrtauſende vor Genfs Entſtehung ein anderes Anſehen haben mußten, weil damals die Berge noch verbunden waren und ihren Fuß der See umflutheten, deſſen nächſtes Geſtade jetzt eine gute Stunde entfernt iſt. Sie ſcheinen aber ſo nahe bey der Straße, daß Rouſſeau als Knabe einen Stein gegen die Felswand werfen wollte.

Die Beſteigung des kleinen oder großen Salève iſt einer der anziehendſten Ausflüge, die von Genf aus gemacht werden können, denn ſie führen gleichſam in den Vorhof der höhern Alpen- und Gletſcherwelt von Chamouni, in das Periſtyl jener Wunderhallen, welche die Eis- und Schneebrücke zwiſchen Himmel und Erde zu ſeyn ſcheinen.

Es waren unſerer Fünf, die dießmal früh um ſechs Uhr dahin auszogen, und darunter eine franiſche Malerin mit ihrem Bruder aus Grenada. Noch jetzt, nach ſo vielen Geſchlechtern, war in ihren Zügen mauriſche Abſtammung ſo wenig zu verkennen wie in ihren Worten. Außerdem hatten wir noch zwey Griechen bey uns, worunter ein langhaariger, ſchnurrbärtiger Klephtenſohn. Von Genf bis Veiri, am Fuß des Bergs, fuhren wir in einem weiten Char de Coté mit aufgezogenem Leder, um nach beyden Seiten anſehen zu können und nicht das Schickſal eines ſpleenhaften, ſtummen Engländers zu theilen, der in einem nur auf der linken Seite geöffneten Char, die Fahrt um den Genferſee machen wollte, deßhalb zum Schweizerthor hinausgefahren, den Nacht in Lauſanne angekommen, am folgenden Tag wieder weitergefahren, ebenſo in Evian übernachtet haben, und über Thonon nach drey Tagen nach Genf zurückgekommen ſeyn ſoll, ohne den See geſehen zu haben, der immer hinter ſeinem Rücken lag. Wir ſahen die Landſchaft in vollem Frühlingsreiz, wie die rieſigen Kaſtanienſtuppeln auf breitgezacktem Laub liebliche Blüthenthürmchen wiegten und wie ſich das junge Akaziengrün gleich Kinderlocken in die ernſten Blättermaſſen flocht. Bey Chateanblanc ſchlugen aus den herrlichen Wieſengründen die Nachtigallen ſo anmuthig herauf, daß unſer grenadiſches Mädchen halten ließ und wir eine ziemliche Strecke zu Fuß gingen. Während uns in der Niederung die Sonne ſchon ſehr warm ſchien, glänzte der Schnee noch auf des Mote Spitze und dichter auf den ſüdlichen Firnen. In der Schlucht zwiſchen dem großen und kleinen Salève ſahen dagegen die gelben und grünen Saatfelder gar wunderſam aus. Zwiſchen Bougeries und Veiri liegen eine Menge lieblicher Landhäuſer. In einem Land, wo Kunſt und Eleganz eine untergeordnete Rolle ſpielen und das Sparen ſo zu Hauſe iſt, wie bei uns,

Digitized by Google

denke man ja nicht an die erhabenen, großartigen, leichten und zierlichen Campagnen anderer Länder, an ihre Treppen, Statuen, Balcone, Springwasser u. s. w. Von alledem ist bei uns nichts zu finden. Ein einfaches Wohnhaus hängt oft noch mit dem Wirthschaftsgebäude, mit Scheuer, Stallung und Heuboden zusammen. Gewöhnlich aber trennt man jetzt Beydes von einander; dann sieht das Ganze ziemlich hübsch aus. Etwas größer und kleiner, etwas freundlicher oder düsterer, das ist der ganze Unterschied im Canton Genf; ein Landhaus gehört aber bei uns zum täglichen Brod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das nächtliche Wärmestrahlen der Körper.

(Beschluß.)

Vom sengenden Mond (la lune rousse). Schon im vorigen Jahre ist im Morgenblatt etwas über diese vorgebliche Wirkung des Mondlichts mitgetheilt worden; der Vollständigkeit und des Zusammenhangs mit der Theorie von der Strahlung wegen, dürfen wir aber diese Erscheinung hier nicht übergehen. Wenn die Gärtner schon längst versichern und glauben, daß in gewissen Monaten das Mondlicht schädlich auf die Gewächse wirke, und daß namentlich in den Monaten April und Mai junge Blätter und Knospen, die dem Mondlicht ausgesetzt sind, rothwerden, d. h. erfrieren, so nahm die Meteorologie hiervon keine Notiz und warf diesen Glauben zu den Vorurtheilen, weil sie keinen Grund für die Erscheinung anzugeben wußte, daß Pflanzen erfrieren, während doch das Thermometer in freyer Luft überall mehrere Grade über dem Gefrierpunkt steht. Das Volk glaubte auch zu bemerken, daß, sobald das Mondlicht durch Wolken, ja selbst durch künstliche Schirme von den Pflanzen abgehalten werde, diese keinen Schaden leiden; was war natürlicher, als daß man sich vorstellte, das Licht unseres Trabanten besitze eine wesentlich erkältende Kraft, und daß die Physiker, welchen wohl bekannt war, daß das durch die stärksten Linsen concentrirte Mondlicht das empfindlichste Thermometer weder zum Steigen noch zum Fallen bringt, diese erkältende Kraft und damit die ganze Erscheinung läugneten? Nach der Theorie des nächtlichen Wärmestrahlens ist aber der Volksglaube leicht mit der Wissenschaft in Einklang zu bringen, indem man dem Mondlicht allerdings an sich keine Wirkung zuschreibt, sondern das Scheinen des Mondes nur als das Zeichen eines unumwölkten Himmels betrachtet, und sich erinnert, daß bey heiterem Himmel die Pflanzen mittelst der Strahlung gegen den Raum eine Temperatur erlangen können, die sechs bis acht Grade niedriger ist als die der umgebenden Luft, und daß dieser Unterschied verschwindet, sobald viele Wolken aufziehen. In den April- und Mainächten beträgt die Temperatur der Luft oft nicht mehr als vier bis fünf Grade, und die dem Mondlicht, d. h. dem heitern Himmel ausgesetzten Pflanzen können so trotz der Angabe des Thermometers erfrieren, weil sie durch die Strahlung sechs bis acht Grade Wärme verlieren. Den traurigsten Beweis, daß der Mond hier an sich keine Rolle spielt und daß die Beobachtung der Gärtner richtig, nur ihr Schluß falsch ist, gibt der Umstand, daß dieselbe Erscheinung stattfindet, ob das Gestirn sich über dem Horizont befindet oder nicht, wenn nur der Himmel wolkenlos ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Die zweyte, bey weitem mattere Feyer unternahm am 17ten April das Königsstädter Theater durch ein Gelegenheitsstück: „Hans Sachs oder Dürers Festabend.“ Als Verfasser nennt man Herrn Gubitz, Professer der Holzschneidekunst und Herausgeber des Gesellschafters. Als Farce kann man das kleine Gemälde hingehen lassen; es ist sogar eine Scene darin, über welche des komischen Spiels des Herrn Rebenfeld wegen gelacht werden muß, obschon es eine eigene Manier, zu „Albrecht Dürers Gedächtnißfeyer“ (wie der Zettel die Aufführung ankündigte) nichts anders vorzubringen, als den Panierfelbelden Dürer, der von seinem als Kamippe verschriebenen Weibe auf jede Weise gepeinigt, ihrem Keifen, ihrer Gewinnsucht, ihrer Gottlosigkeit, ihrem Geiz nichts als eine Lammesgeduld entgegensetzt, und überhaupt so sanft, still, nachgiebig und schwachsinnig, und nur hin und wieder mit biederen Redensarten von Trefflichkeit der Kunst, Gott u. s. f. aufgeputzt ist, daß jeder andere, der ein Dürer weder war, noch ist, noch seyn wird, wenn er ein keifendes Weib hat, diesem Porträte ähnlicher seyn müßte als Dürer. Einen Heros der Kunst zu seiner dreyhundertjährigen Gedächtnißfeyer einzig und allein von der mattesten, schwächsten Seite darzustellen, kann wenigstens als sonderbar angesehen werden. Und Herr Wagener gab den Dürer noch dazu so schwächerlich und jämmerlich, daß es zu erbarmen war. Hätte der Mann nicht die ungeheure braune Mingellocketperrücke aufgehabt, so hätte ihn Niemand ohne Zettel für den angesehen, der den Dürer spielen sollte. Geschicktermeise war das Haus ganz leer. Einer zweyten hörten Wiederholung haben wir nicht beygewohnt. Die eigentliche Feyer aber, welche das Berliner Kunstinstitut schon im Februarmonde angekündigt hatte, wurde von der Akademie der Künste im Saale der Singakademie begangen. Die Rückwand des Orchesters war zu diesem Behufe mit einer gemalten Pfeilerreihe dekorirt, in deren Mitte ein sechs Fuß hohes, von Herrn Professor Wichmann dem jüngeren modellirtes Standbild Dürers aufgestellt war; zu den Seiten standen in den anderen Zwischenräumen die sinkenden Statuen der Malerey, der Geometrie, Perspektive und Kriegsbaukunst, modellirt vom Herrn Professor Tieck. Nach einem Dürerschen Holzschnitte war der gekreuzigte Christus im Schooße Gott Vaters, um-

Digitized by Google

geben von Engeln mit den Marterwerkzeugen, in einem Halbkreise über der Tänzerstellung in Oel von Herrn Professor Dähling, und die dortige Malerey von dem Dekorationsmaler und Theatermeister, Herrn Gropius ausgeführt. Die Ausgabe des Ganzen hatten der geheime Oberbaurath Schinkel und der Direktor Spadow gemeinschaftlich übernommen. Eine Symphonie von Herrn Felix Mendelsohn-Bartholdy eröffnete das Fest auf charakteristische Weise; kraus, bunt, effektvoll, pikant und fein und wieder lärmend, zeigte sie, daß ihr der Sinn und Gehalt des Wannes, dessen Gedächtnißfeyer sie begingen sollte, so fremd sey wie den meisten Zuhörern. Nun trat Herr Professor Tölken, Sekretär der Akademie der Künste hervor, und hielt eine Rede, in welcher er weniger den Geist Dürerscher Werke als vielmehr sein äußeres Leben, seine Verdienste um das Technische der Holzschneide- und Kupferstecherkunst, um die Kenntniß der Perspektive, um die Proportionen des menschlichen Körpers u. s. f. mit sachgemäßerstreifter Gelehrsamkeit und patriotischem, würdevollem Vortrage zu entwickeln wußte. Doch wollten viele behaupten, die Rede würde sich besser gedruckt lesen lassen. Sie mochte für das gebildete Publikum zu lang seyn. Da sie im vierten Heft des Berliner Kunstblatts erscheinen soll, so werden Kenner der Kunstgeschichte sich überzeugen, daß hier in Betreff auf die genannten Punkte alles Bekannte und manches Neue mit vielem Fleiße und gründlicher Gelehrsamkeit klar und anschaulich zusammengestellt worden sey. Nach dieser Rede folgte eine Cantate von Felix Mendelsohn-Bartholdy nach dem Text des Herrn Professor Leeeyw. Seit seiner vor einem Jahre hier aufgeführten Oper war der junge Komponist mit nichts Neuem wieder hervorgetreten. Soll ein Urtheil über dieß neue Produkt gefällt werden, so muß man die Kürze der Zeit, in der es fertig werden mußte, so wie den Text berücksichtigen, der weder anzufeuern noch ein frisches, lebendiges Bild von dem Dürerschen Wirken und Schaffen zu geben vermochte. Kraft, Schwung, Fülle, Kenntniß des Orchesters waren nicht zu verkennen; der junge Komponist hat in guter Schule gelernt; doch was wir vermißten, war ein eigenthümlicher Geist. Nach dieser Arbeit, zu urtheilen, wird keine neue musikalische Epoche durch ihn anbrechen. Ein gewisser hin und herschwankender Eklecticismus ließ sich nicht verkennen. Nicht etwa daß man Reminiscenzen aus bekannten Oratorien oder Opern heraushören konnte, aber dieser Chor erinnerte an Händel, jene Arie an Gluck, plötzlich ward man durch den Klang Mozartischer Töne überrascht, bey andern glaubte man Graun zu hören, auch Spohr ließ sich erkennen. Sebastian Bach arbeitet sich mächtig hervor, vor allen andern aber machten sich Beethoven und Weber geltend, und Anklänge einer spuktoasten Genialität im Gespenstischen, wie sie mit Hoffmann noch nicht ganz ausgeforbten ist, brechen besonders in der Symphonie, oft Mißbehagen erregend, durch. Vor dieser letzten Abirrung mochte sich der jugendliche strebende Geist vielleicht am meisten zu hüten haben. Doch die gesunde kräftige Natur, die sich so vielfach in den Chören aussprach, wird ihn sicher davor bewahren, und dieß wäre um so mehr zu wünschen, da dieß musikalische Genie das einzige ist, auf welches die Deutschen hoffend und erwartungsvoll blicken können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel.

(Beschluß.)

Die Lava, welche bey dem Ausbruche aufflog, hatte sich theils von dem Rande des Trichters abgelöst, so daß dieser immer größer wurde, theils war sie aus der Tiefe herausgekommen. So wie der Ausbruch vorhin war, sank der Block wieder auf die Oeffnung zurück, doch schien er kaum ihre Seiten zu berühren, sondern trotz seiner Schwere vielmehr über ihr zu schweben. Wir erklärten uns diese Erscheinung dadurch, daß die im Bauche des Berges befindliche Luft durch die innere Hitze unendlich ausgedehnt, mit Gewalt einen Ausweg suche, und dadurch den Block, der die Verbindung mit der äußern Athmosphäre hinderte, in die Höhe halte. Diese Erscheinung kehrte nach Zwischenräumen von zwey bis drey Minuten wieder, oft stärker oft schwächer, oft auch von bedeutenden Phänomenen begleitet, denn oft bildeten sich um den größeren Trichter herum kleinere Löcher, warfen etwas Lava aus, und verschwanden dann wieder, oder vereinigten sich mit dem größeren, der dadurch bedeutend an Umfang gewann.

Sollte es nun zu einem Ausströmen der Lava in Masse kommen, so mußte sich die den Grund des Kraters bedeckende Lavadecke noch bedeutend heben, denn ihre Höhe mochte damals nicht über dreyßig bis vierzig Schuh betragen, und wir sahen wohl, daß dazu noch lange Zeit gehöre; aber um den Anblick vom Rande des Kraters zu schauen, war damals eben die einzig rechte Zeit, denn so wie das Toben des Vulkans überhand nahm, durfte sich Niemand mehr hinauswagen.

Nachdem wir etwa anderthalb Stunden oben zugebracht, brachen wir auf. Der Weg dunnter ist in sechs Minuten gemacht, denn man stürzt in großen Sätzen durch die lockere, weichende Asche des Kegels hinunter. Es war zwey Uhr nach Mitternacht, als wir bey dem Eremiten wieder ankamen. Unter den Zuschauern oben hatte ich drey englische Frauen erblickte die sich von Führern hatten hinaufschleppen lassen. Wer möchte nicht hierin eher unverbesserliche Verwegenheit als Muth erblicken? denn um von Schicklichkeit gar nicht zu sprechen, so ist im Fall eines unvorhergesehenen schnellen Ereignisses ein Mann zur Noth in drey Minuten den Kegel hinunter, aber wie eine Frau, bey hemmender Kleidung und geringerer Kraft? In der Eremitenwohnung erzählte man, daß ein Engländer schon seit vier-undzwanzig Stunden oft auf dem Rande des Kraters befinde. Ob dieß weitgetriebene Wißbegierde war oder der Wunsch von sich sprechen zu lassen, weiß ich nicht.

Sonntags den 23. April dauerte der Rauch fort, aber Nachts sah man schon kein Leuchten mehr, ebensowenig an den folgenden zwey Tagen, und am dritten hörte das Feuer ganz auf. Die Einwohner der unten am Vesuv gelegenen Orte waren diesmal mit dem Schrecken davon gekommen, weil kein Ausströmen der Lava nach außen erfolgte.

Ich blieb noch mehrere Tage in Neapel, in der Erwartung eines fernern, größeren Ausbruchs, aber vergeblich, und ich mochte gern auf diesen Anblick zu Gunsten der armen Bewohner verzichten, welche die Drohungen des Vulkans mit ganz andern Augen ansehen als die fremden Zugvögel. Als ich dem Besitzer des Hauses, in dem ich wohnte, einem alten gar furchtsamen Manne meinen Wunsch zu erkennen gab, das Ausströmen der Lava aus dem Berge zu sehen, sagte er zu mir: „spreche um Gotteswillen nicht so, denn von allen schrecklichen Dingen ist der Ausbruch eines Vulkans das Furchtbarste. Noch im Jahr 1821 glaubten wir, Neapel möchte ein Pompeji werden, denn zwey Schuh hoch lag die Asche in den Straßen und auf den Dächern unserer Häuser.“ Erfahrene Männer glauben indessen, daß es bald zu einem furchtbaren, mit Ausströmen der Lava begleiteten Ausbruche kommen könne; denn da und dort werden in der Halbinsel Erdbeben verspürt. Diese Zuckungen stehen oft mit Ausbrüchen der beyden Vulkane in Verbindung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Juni 1828.

Ich gestehe es, Nessir, es that mir im Herzen wehe, als Persien meinen Blicken entschwand, und ich mich in Mitten der treulosen Osmanlis sah; je weiter ich im Lande der Unheiligen kam, desto mehr ward mir zu Muthe, als würde ich selbst unheilig.

Montesquieu.

Die Abenteuer Hajji Baba's.*)

Wenn es wahr ist, daß diejenigen Romane die besten sind, welche von Menschen jeden Standes, von Hohen und Niedrigen, von Alt und Jung mit gleicher Lust gelesen werden, so hat wohl keine Manier mehr Hoffnung und Mittel, sich jene hohe Ehre zu erwerben, als jene Humoristische, welche mit leichterer oder tieferer, philosophischer oder satirischer Tendenz Menschen, welchen die europäische Civilisation völlig fremd ist, mit unsern Sitten in Konflikt bringt, und dieselben naiv und ihrem Nationalcharakter gemäß bey Erzählung unserer Gebräuche und Mißbräuche ihre Bewunderung und Furcht, ihre Freude und Verachtung aussprechen läßt. Dem Gebildeten, dem glücklichen Erben tausendjähriger Civilisation, wird bey einem geistreichen Werke der Art zu Muthe, wie einem Wanderer, der seine überstandenen Mühseligkeiten erzählen hört, aber noch nicht am Ziele ist, und ein einziger glücklicher Zug predigt hier oft mehr Wahrheit und Philosophie als ganze Abhandlungen; der gewöhnliche Leser ergötzt sich an den feinern oder derberen Späßen, welche die Situation an die Hand gibt; alle und jede aber finden, indem sie mehr oder minder die Bedeutung der mannigfachen Züge fassen, hinter denen sich Ironie oder Satire, Moral oder Politik versteckt, Gelegenheit, sich zum eigenen Scharfsinn Glück zu wünschen. Seit Montesquieus persische Briefe ganz Frankreich entzückten, seit die Pariser Buchhändler jeden Schriftsteller, den sie ihnen begegnete, mit den Worten am Ermel faßten: **Monsieur, faites-moi des lettres persanes**, hat dieses unerreichte Muster viele, zum Theil nicht unglückliche Nachahmungen gefunden, keine aber kam jenen berühmten Briefen an Geist und Konsequenz gleich. Das neueste englische Werk der Art von Morier, der zwey Reisen nach Persien gemacht hat, ist mit großer Kenntniß des Nationalcharakters der Kinder des Propheten geschrieben, und wenn es ihm auch die und da an Konsequenz gebrechen mag, so enthält es doch so viele treffende Züge, daß ein Paar Kapitel daraus willkommen seyn werden.

Schon längst hatte keine persische Gesandtschaft Frankistan betreten, da entschloß sich der Schach, „der Schutz des Weltalls," seinen Bruder, den Schach von England durch Abgeordnete und reiche Geschenke seiner Freundschaft versichern zu lassen. Mirza Firouz wurde zum Botschafter, Hajji Baba, der aus der Hefe des Volks erhobene Günstling des Vezirs, zum Gesandtschaftssekretär ernannt und mit Beschaffung der Geschenke beauftragt. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf Sklaven von seltenem Werth, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm endlich, einer schwarzen Sklavin, die sich das Schlafen abgewöhnt hatte, und eines männlichen Ungeheuers, Perlen für ein Harem, habhaft zu werden: das Uebrige, Pferde, kostbare Kleider, Shawls, Edelsteine u. s. w. war bald

*) Eine Uebersetzung dieses Werkes ist eben unter der Presse und wird in kurzem im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen.

Digitized by Google

angeschafft, und die Briefe des Schachs und seiner Banou (ersten Frau) an König und Königin von England geschrieben. Als das Verzeichniß der Geschenke dem englischen Elchi oder Gesandten vorgelegt wurde, wie staunten die Perser, denen ein König ohne Sklaven ein Körper ohne Hände und Füße war, als der Elchi sich bestimmt weigerte, Sklaven anzunehmen und ihnen die englischen Gesetze erklärte, aber mit Vergnügen sich die andern Artikel gefallen ließ. Der Gesandtschaft wurde ein junger gelehrter Ungläubiger, der, wie Hajji Baba sagt, gerade so viel Persisch verstand, um alles falsch zu verstehen, als Dollmetscher beygegeben, und als alles in Bereitschaft war, sagte die Karawane den Minarets von Tebran ein kummervolles Lebewohl und wandte die Köpfe ihrer Pferde nach dem Lande der Ungläubigen.

* * *

Nachdem wir, erzählt Hajji Baba, den langen und langweiligen Weg durch die Türkey zurückgelegt, in jedem Posthause gezankt und unsern Haß gegen Omars Anhänger vergrößert hatten, erblickten wir endlich die Kuppeln und Minarets der Hauptstadt des Bluttrinters*), das große und prächtige Konstantinopel. Die türkischen Beamten empfingen den Gesandten mit den gebräuchlichen Ceremonien und Achtungsbezeugungen und wiesen ihm und seinem Gefolge eine weitläuftige Wohnung in Skutari an. Der junge Unglückige, der uns begleitete und nun unsere Sprache erträglich genug verstand, verließ uns, um seine Wohnung bey seinen Landsleuten aufzuschlagen, und bald darauf ging er nach einer Stadt voraus, welche Giaour Ismir oder das ungläubige Smyrna genannt wird, um dort ein Schiff, das uns nach England führen sollte, zu bestellen.

Bald nach seiner Ankunft stattete der Gesandte dem Großvezir und hierauf den vornehmsten türkischen Beamten der Reihe nach seinen Besuch ab; mehrere derselben faßten eine große Neigung zu ihm und schienen viel Vergnügen an seiner Unterhaltung zu finden. So sehr ihm dieß auch gefallen mochte, so verließ ihn doch niemals sein Nationalhaß gegen die Türken und er versäumte keine Gelegenheit ihn auszusprechen, wenn es auf eine schickliche Weise geschehen konnte. Bey einer vertraulichen Zusammenkunft mit dem Großvezir, wobey es mir vergönnt worden war, gegenwärtig zu seyn, sprach dieser Minister, ein erzbigotter Muselmann, im Allgemeinen von der Macht der Franken, ihren Verfassungen und ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an ihren Glauben, und rief endlich, zu dem Gesandten gewandt, aus: „O Freund, wann wird die Welt von diesem verfluchten Geschlechte der Ungläubigen gereinigt werden? was kann man dazu thun?“ — „Ich will es Euch sagen,“ versetzte der Mirza, „Allah muß es thun, denn unter uns gesagt, ich denke nicht, daß Ihr es jemals thun werdet.“ Bey einer andern Gelegenheit, wo er dem Mufti einen Besuch abstattete, sagte dieses mächtige Haupt der Gesetze, nachdem er lange das unglückliche Geschick des Gesandten bedauert, welches ihn verurtheile, das Land des wahren Glaubens zu verlassen, um in den Regionen des Unglaubens zu wohnen: „Groß wird die Masse von Unreinheit seyn, welche sich vor Eurer Zurückkunft an Euch anhängen wird. Wie könnt Ihr Euch jemals davon reinigen?“ — „Inschallah! wenn es dem Himmel so gefällt,“ antwortete mein Herr, „indem wir nicht über Konstantinopel zurückkehren.“ Man lud den Gesandten einst in eine Gesellschaft von lustigen Gesellen ein, wo man Wein trank und Gesang und Saitenspiel ertönte. Dieß gab Anlaß zu einem Gespräch über die Schönheit der türkischen und der persischen Musik, und ein junger Effendi, der große Ansprüche auf Witz machte, sagte laut genug, daß wir es hören konnten: „Was die Wirkung anbetrift, die ihre Musik hervorbringt, so wissen wir wohl, daß sobald ein Perser singt, man immer auf Regen rechnen kann.“ — „Und wir haben in Persien beständig bemerkt,“ rief der Gesandte aus, „daß, wenn ein Türke singt, alle Esel um ihn herum ihm ihre Antwort zuschreyen.“

Da der Gesandte Nachricht von Giaour Ismir erhalten, daß ein Schiff bereit sey, ihn und sein Gefolge aufzunehmen, um ihn nach London zu führen (so heißt der Fuß des englischen Thrones), setzen wir unsere Reise auf dieselbe Weise fort, wie wir von Persien gekommen waren. Nachdem wir die beyden Städte Brousa und Manesia zurückgelegt und ein Land durchreist hatten, welches Alles, was zum Glück und dem Wohlseyn der Menschen erforderlich ist, besitzt, erreichten wir endlich den Ort unserer Bestimmung, der am Rande einer prächtigen Bay liegt und die Stadt der Ungläubigen genannt wird, wegen der vielen europäischen Kaufleute, Griechen und Armenier, die dort wohnen, öffentlich Wein trinken und deren Schweinen es erlaubt ist, in den Straßen herumzulaufen. Bey unserm Eintritt bliesen wir über unsere Schultern, um die Unreinigkeit der Bewohner von uns abzuhalten und nahmen dann unsere Wohnung in einem Hause, welches die türkische Regierung befohlen hatte zur Aufnahme des Gesandten einzurichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Titel, unter welchem der türkische Sultan in Persien bekannt ist.

Die beyden Salève.

(Fortsetzung.)

Auf unserm Wege lag kein Landhaus, das sich auszeichnete, aber die Natur ist wunderreich und mannigfaltig, besonders des Sierne, wo eine Holzbrücke über die Arve führt, und den Voiri, dem schönen Dorf am Fuß des Salève. Gleich darauf beginnt eine Wüste, aus dem Gestein und Gerölle gebildet, das vom Berge herabkommt in großen und kleinen Brocken. Da windet sich ein kümmerlicher Pfad zwischen

Digitized by Google

durch bis zum berüchtigten pas de l'échollo, oder dem Leiterpaß.

Wer diesen Paß nicht gesehen hat, erschrickt vor der Beschreibung, die Viele, besonders Genfer, davon machen, und wagt sich kaum hin. Dabey ist aber gar nichts zu wagen, denn der Pfad ist zwar steil und theilweise in Felsen gehauen, auch recht unbequem durch die großen Steine, auf denen man schreiten muß. Damit hat es jedoch keine Gefahr, denn am Rande ist durch Faschinen, Zäune und Hecken dafür gesorgt, daß Niemand herabstürzen kann. Ehemals waren hier, wie noch hie und da auf dem kleinen Salève, Leitern angebracht, auf denen man hinauf, und hinabklettern mußte, und da hatte die Sache mancherley Bedenken; daher der Name und Ruf. Nun hat zwar die sardinische Regierung, denn gleich hinter Voiri gelangt man auf savoyischen Boden, nicht das Geringste gethan, um den Pfad praktikabler zu machen, da hier für Douanen, Zölle und Kasernen nichts zu gewinnen war. Aber ein Paar arme Maurer aus Moneti nahmen sich der Sache an, haben den Pfad in den Felsen gebrochen, die Stufensteine gelegt, umhägten und sicherten ihn, und besserten den Weg bis auf den heutigen Tag sorgfältig aus. Sonntags lehren sie ihn sogar recht sauber für die zarten Damenfüße, die, Gott sey's geklagt, in Genf nicht zart sind, da auch unsere Frauen, wie unsere Handelshäuser, auf solide Basis halten.

Solcher Vorwurf traf Rosa, unser maurisches Mädchen nicht, und der steile Pfad schien eigends gemacht, um den ganzen Reiz ihrer spanischen Gestalt und Haltung zu zeigen, und ihr war dieß schon recht. Als wir beym Brunnen ankamen, erzählte ich ihr, daß man nur von einem einzigen Pferd wisse, das diesen Pfad auf, und — was am schwierigsten ist und unmöglich scheint — abwärts gemacht, und dieß Pferd war ein spanisches, gehörte einem Spanier und sein Herr saß keck darauf. Der Wagehals war Rocca, der Frau von Staël zweyter Mann, dessen ritterliche Kühnheit viel dazu beygetragen haben mag, ihm unsere Korinna zu gewinnen, die bekanntlich auch kühn war.

Bald hatten wirs überstanden, und links von einem kecken Felsenzahn des kleinen Salève traten uns die unendlich malerischen Ruinen des savoyischen Raubneſts Moneti entgegen, das im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das kleine Genf unsäglich ängstigte und peinigte, seine Kaufleute ausplünderte, der Stadt Quellen und Nahrungsmittel abschnitt, und überhaupt nichts unterließ, was jenen tapfern Herrn der guten alten Zeit gegen minder Mächtige erlaubt war. Jetzt steigen die reich, kräftig und glücklich gewordenen Genfer munter zu den zertrümmerten Mauern hinauf, um durch die weiten Fenster und Risse auf die reizende, freundliche Landschaft und das freye, rege Leben herabzusehen. Gewiß, das Bild muß einen solchen Rahmen haben, der historisch genannt werden kann. Jetzt gehört die Ruine mit einigen Acker Felsenboden einer Genfer Familie, die sich eben so sehr durch Geist, als durch ihren freng republikanischen und demokratischen Sinn auszeichnet.

Noch einige Schritte im Bergthor weiter an einigen ungeheuren Granitblöcken vorüber — der ganze Berg baut sich aus Kalkfelsen auf — standen wir vor der Schenke des Dörfchens Moneti, das vor einigen Jahren ganz abbrannte, durch die schleunige und bedeutende Unterstützung der Genfer aber schnell wieder aufgebaut ward. Darum ist auf einer schwarzen Marmortafel an dem neuen Pfarrhaus eine so schwülstig preisende lateinische Inschrift auf die Munificenz der Regierung, die nur wenige hundert Franken betrug, gesetzt worden. Glücklicherweise wurden die Genfer dadurch geehrt, daß man ihrer nicht darin gedacht hat.

Bey einem für Savoyen ziemlich reinlichen Eyerkuchen, trefflicher Sahne und schwarzem Brod, aber abscheulichem Wein, beschlossen wir gegen unsere frühere Absicht zuerst auf den großen Salève zu steigen, den kleinen aber auf dem Rückweg mitzunehmen, was allerdings einige Schwierigkeit hatte, wenns einer wörtlich ausführen wollte. Der Weg hinauf, den schwache Personen im leichten Char machen können, ist durch eine Menge kleiner und großer Steine beschwerlich, bietet aber einige sehr reizende Punkte dar, wo die beyden von einander gerissenen Berge ein weites Thor bilden, durch das man auf die Jurakette, den See und die Genfer Landschaft sieht. Oben reihen sich mehrere Sennhütten oder Chalets aneinander, und eine große Scheuer steht bey der Baumgruppe, die noch immer Treize arbres heißt, jetzt aber nur noch fünf Bäume aufzuweisen hat. Rosa wollte durchaus nicht in die rauchigen Hütten eintreten, in denen Elend und Schmutz in allen Gestalten und Stufenfolgen zu finden ist. Unzählige Kinder drängen sich da in engen Raum zusammen, und wenn man fünf bis sechs gezählt hat, so ist man gewöhnlich erst zur Hälfte oder zu zwey Drittheilen fertig. Da kriecht noch eins unter der Bauchschervor, ein Paar andere kauern im dunkeln Stall, ein Stückchen grauer Käserinde auf dem Knöpfeln verzehrend, und haben einem schmutzigen Holzaupf voll Milch zusprechend, den große schwarze Fliegen zur Schwimmschule gemacht haben. Den Eltern sieht man unverkennbar Beschränktheit, Armuth und Faulheit an.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Willst du einen jungen Mädchen- und Frauenzirkel fassen mit Worten und mit stärkern als mit solchen der Verläumdung, so sprich nur über Religion; alle fallen dir ben, und sie freuen sich eines atheistischen Joches los geworden zu seyn, wenn der Mann gläubig sprach.

Digitized by Google

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Mai.

Am letzten Sonntage war im Odeontheater schon ein Stück gespielt, und das Publikum wartete mit Ungeduld auf das zweyte, es polterte und verlangte ungestümm, der Vorhang solle aufgezogen werden. Allein der Theaterdirektor war dießmal ein wahrer Impresario in angustie; einer der Hauptsänger nämlich, Namens Lecomte, hatte eine Gehaltserhöhung an den Direktor, und erklärte bestimmt, er werde nicht eher spielen, als bis die Forderung berichtigt sey. Dieser sprach: Lecomte! morgen wollen wir alles in Ordnung bringen; jetzo renn Sie das ungeduldige Publikum beruhigen, geschwind, geschwind! Allein der „liebe Herr Lecomte" war unbeweglich; er ließ das Publikum toben und den Direktor sich den Angstschweiß von der Stirne wischen. Er wollte nicht spielen. Man bolte den Polizeykommissär, dieser versuchte Bitten und Vorstellungen; alles vergebens, Lecomte konnte all zu gut das Gitarrische „Morgen, morgen, nur nicht heute;" nicht vergessen machte ihn auf den morgigen Tag zu vertrösten. Es war nun kein Mittel übrig, als man mußte das Publikum mit dem Umstande oder Unfalle bekannt machen. Der Polizeykommissär kündigte an, der Sänger Lecomte habe gegen das Theatercregtement gefehlt und die Ordnung gestört, er wolle nicht spielen, und man sey genöthigt ihm zur Polizeyvollstreckung zu führen (Bravo, Bravo!); ob das Publikum einwilligen wolle, das der Souffleur mit dem Notenbuche in der Hand Lecomten Rolle absinge. Das Publikum, das so billig war, sich in die Lage des Theaterdirektors zu setzen, und es dem Polizeykommissär Dank wußte, daß er sogleich den vermeynten Sänger zur Rechenschaft gefordert, gab dieß zu, und so wurde die angekündigte Operette denn aufgeführt. Lecomte ist seitdem nicht aufgetreten, und wird gewiß, wenn er zum ersten Male wieder erscheinen wird, tüchtig ausgezischen werden. Dieß kann jedoch seiner Forderung nicht schaden, denn hat er gerechte Klagen gegen den Direktor, so muß dieser ihm doch wohl Genugthuung verschaffen. Einige Abende nach diesem Vorfalle ging es im Théâtre de Madame beynahe eben so; auch hier war schon ein Stück ausgespielet und ein zweytes sollte beginnen, als der Schauspieler Gonthier sich weigerte aufzutreten, bevor die Theaterdirektion in eine schon vertagte Gehaltserhöhung eingewilligt hätte. Auch hier wurde inständig gebeten, die Forderungsklage auf den folgenden Tag zu verschieben und vor der Hand zu spielen; Gonthier war unerbittlich wie Lecomte, und wahrscheinlich machte auch er den Gang zur Polizeyvollstreckung, was jedoch nicht viel auf sich hat, da die Polizey Niemand ohne einen richterlichen Urtheilsspruch länger als vierundzwanzig Stunden in Verhaft halten kann. Das Publikum wurde von der Verlegenheit der Direktion in Kenntniß gesetzt und gebeten, mit einem andern Stücke, in welchem man Gonthier entbehren konnte, vorlieb zu nehmen; dieß wollte aber das Publikum nicht, und somit blieb der Direktion kein anderes Mittel übrig, als daß es dem Publikum sein Geld wieder gab und den Saal schloß. Die Einnahme hatte sich, ungeachtet das Theater nicht sehr groß ist, auf 3000 Franken belaufen; diese ginzen also verloren. Bey einigen Theatern (vielleicht bey allen) haben die Direktionen viele Mühe mit den Schauspielern auszukommen, und dieß ist noch nicht ihre größte Noth; die Hauptsache ist, daß sie mit der Ein- und Ausnahme sich zurechtfinden. Bey der jetzigen Menge von Schauspielen in Paris geht der außerordentlich viel dazu, um ein Theater lange im Flor zu erhalten. Hat einmal ein neues Stück die Zauberkraft, das Publikum herbeyzuziehen, so geht es eine Zeitlang gut; wird dann aber nicht unterdessen für eine eben so zugute Geistesunterhaltung gesorgt, so bleibt das Publikum wieder aus, der Saal steht leer, die Ausgaben bleiben aber täglich dieselben. Die königl. Theater helfen sich in solchen Fällen durch die Unterstützung, die ihnen von Seiten der Regierung zu Theil wird, aus der Noth; allein bey den andern, die ganz auf Privatrechnung gestützt werden, häufen sich die Schulden, und das Unternehmen geräth in Stocken. Es ist unbegreiflich, wie man noch in den letzten Jahren ein neues Theater, das Théâtre des Nouveautés hat anlegen können, um Banquerottes aufzuführen, da schon drey Theater nichts anders als dieß aufführen als diese Gattung, und andere Theater auch zu ihren kleinern Stücken Vaudevilles wählten. Dieß Nouveautéstheater hat daher auch seit seinem Beginnen viele Mühe gehabt emporzukommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Ein festliches Mittagessen, das von der Akademie der Künste war veranstaltet worden, beendete die Feyer. Zwey hundert Personen waren gegenwärtig; der Direktor Schadow präsidirte. Herr Gubitz hatte mehrere Lieblieder gedichtet, die von Zelter, Klingenbrink, Hellwig und Mendelssohn-Bartholdy in Musik gesetzt, vor den verschiedenen Toasten abgesungen wurden. Dazwischen trat auch ein Poet auf, und deklamirte ein Gedicht, das jeder schon vorher gedruckt erhalten hatte. Man lernt daraus, daß Albrecht Dürer ein Maler gewesen sey und von der Perspektive erklekliche Kenntnisse besessen habe. So preist es z. B.:

Eins, großer Mann, vermagst du nicht zu dichten!
Der Zeit die Perspektive zu verleihn;
Du wußtest sie im Namne zu erpichten,
Jedoch wie fern auch, du erscheinst nie klein.

Mit großem Pathos und wunderlicher Selbstverklärtheit vorgelesen, wußte man nicht, ob man das Poem als Parodie auf das Fest, des gefeyerten Todten, oder den lebenden Verfasser aufnehmen sollte. Letztere Meynung schien jedoch die Oberhand gewinnen zu wollen. Zum Dank für die Komposition der Cantate überreichte der Direktor Schadow dem Felix Mendelssohn-Bartholdy das Patent als Mitglied des hiesigen Künstlervereins; man trank das Wohl des jungen Komponisten, so wie des ältern Dichters. Auch Rauchs Wohl. der noch bey den spätesten Nachkommen die Erinnerung an Dürer wird frisch erhalten, ward getrunken, bis endlich so mancher in die Laune: seyd umschlungen Millionen! hineinkam. Und die Tafel aufgehoben wurde. Die Thüren der verschiedenen Akademien hatten im Schulgarten vor dem Brandenburger Thore gleichfalls ein Festmahl veranstaltet; doch nach einem schwülen Tage begann sich schon am Nachmittage der Himmel schwarz zu umziehen, und als die Gäste nach Hause wollten, brach solch ein Donnerwetter herein, von Sturm und Wolkenbruch ähnlichen Naturerscheinungen begleitet, daß mehrere Straßen überschwemmt wurden, das Wasser in die Keller lief, und der Finsterniß und wonagelnder Straßenverwüstung sich die Verwirrung von Stunde zu Stunde vermehrte. Doch weiß man von keinem beträchtlichen Unglück. Zwischen zwey Kinder, die in der Wiege schliefen sagen, traf der Blitz, ohne sie zu verletzen, mitten hinein. Drey solcher Gewitter erhalten einander in wenigen Tagen, als solle die Welt am vierten Tage untergehen. Das Volk sieht dieß alles auf die neuerngereichte Gasbeleuchtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 45. mit einem Steinabdruck.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 6. Juni 1828.

Einst wälzte, wo im Abendlichte dort,
Genevа, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Matthisson.

Die beyden Salève.

(Beschluß.)

Als Rosa den Anblick noch widerlicher fand als Aehnliches in Spanien und Portugal, fing ich an, ihr von den reinlichen Alpenhütten in Oberbayern und Tirol zu erzählen, wo blühende, oft schöne Mädchen Haus, ich möchte sagen, Hof halten. Ich sprach etwas warm von ihrer heitern Gastlichkeit, ihrem poetischen Talent, das sich Liederlieder und ihre Weise selbst schafft; und als Rosa mir ganz gespannt zuhörte, glaubte ich dem südlichen Mädchen wohl erzählen zu können, wie alle Sonnabend bey Sonnenuntergang unter vielfachem Alpenrufen, Jauchzen und Antwort der Mädchen von der stundenweit entfernten Höhe ihre Buben zu ihnen auf den Berg ziehen, da unter vielfacher Lust bis zum Sonntag Abend bleiben und dann wieder ins Thal hinabgehen, ohne daß Jemand in dem glücklichen Lande etwas Auffallendes darin finde. Lange sah mich Rosa fragend an, dann sagte sie aus tiefstem Herzen: „Und das ist auch in Deutschland, im Schneeland?“

So waren wir in Frage und Antwort bis auf den höchsten Punkt des Bergrückens gekommen, wo sich das ganze flache Land, so wie die Alpen- und Gletscherregion ausbreitet, wie zwey ganz verschiedene Reiche. Nördlich zu unsern Füßen der winzige Kanton Genf, dessen Gränzen man überall mit dem Finger zeigen kann, der See mit dem umsäumenden Waadtland bis Lausanne hin, und uns gerade gegenüber die lange Juralinie mit ihren schneigen Kuppen, einem ungeheuren Festungswall, oder wenn man will, einer der großen Fortifikationslinien im Gruithuisischen Monde vergleichbar, im Westen endlich das hügeliche Frankreich mit seinem Rhonethor, worüber das Fort de l'Ecluse bewachend gesetzt ist. Alles lacht hier in Reichthum, Fülle und Kultur; Städte, Dörfer und Landhäuser drängen sich aneinander, nicht das kleinste Fleckchen Erde hat der Fleiß unbebaut gelassen; den See durchschneiden Schiffe und Barken nach allen Richtungen; die großen rothen Flaggen und das lange Rauchband der Dampfboote zeigen sich meilenweit auf der blauen Fluth, und als fröhliches Lebenszeichen tönt ein ewiges Summen aus der Tiefe herauf.

Wie ganz anders ist es, wenn man sich abwendet und gen Süden und Südosten blickt! Es zeigt sich da eine andere Welt, ein anderes Zeitalter. Alles Menschliche verschwindet hier. Nur wenige Dörfer werden gesehen und diese wenigen sind klein und ärmlich. Dafür hebt sich Anderes aufwärts. Zunächst steht der Mole so abgeschlossen und wunderlich da, daß er an den Strombollikegel erinnert, wenn man sich die Wellen denkt, die ihn einst umfluthet haben mögen! Dann ziehen sich immer höher werdende Gebirgsflanken ins Land, herrliche Bergformen treten aus wundervoller Vegetation heraus, bis sich ganz hinten der Montblanc mit seiner Dienerkette in weißen Mänteln erhebt. Man muß jene Gegend, das Chamonnithal, die unzähligen Gletscherkuppen und Nadeln genau

Digitized by Google

kennen, um ſich für dieſe unwandelbaren Freunde lebhaft zu intereſſiren, wenn man ſie hier wieder ſieht, alle in Reih und Glied geſtellt, wie aufgerichtete, erſtarrte Titanenleichen. Sie erſcheinen hier überſichtlicher als auf dem Breven ſelbſt, der das eigentliche Obſervatorium für den Montblanc iſt.

Hätte Roſa die Gletſcher im Abend- oder Morgenlicht oder im Vollmondſchein geſehen, ſo wäre wohl ihr Entzücken noch größer geweſen. Dieß iſt aber hier faſt unthunlich, da ſich auf dem Berg ſelbſt kein Unterkommen findet, denn alle möglichen Sonnenauf- und Untergänge, nebſt allen erdenklichen Mondſcheinen können nicht für Eine Stunde in den Savoyiſchen Sennhütten entſchädigen. Genfer haben auf dem Berggipfel ſchon ein kleines Wirthshaus mit Küche, Keller und Zubehör gründen wollen. Solches konnte aber die ſardiniſche Regierung unmöglich zugeben, da auſſer den Genfer kalten Paſteten, Geflügel, Eyern, Schinken, Wein u. ſ. w. manches andere ins Land gebracht werden könnte.

Am günſtigſten und umfaſſendſten iſt dieſer Standpunkt für die Betrachtung des weiten Schauplatzes der Verwüſtung, welche vor Jahrtauſenden dieſe Gegend betroffen und mächtige Spuren ihres Ganges hinterlaſſen hat. Eine ungeheure Waſſerfluth ſtrömte damals von dem Hochland, von den Alpen und Gletſchern nach Norden in die Niederung und riß ſich da am Leman, wo ihr niedere Berge entgegenſtanden, mächtige Thore auf; das erſte durch den Salève ſelbſt, den aber die Fluth, da er von unten bis oben feſter Felſen iſt, nur zur Hälfte bezwingen und von einander trennen konnte. Dafür bahnte ſie ſich gleich öſtlicher zwiſchen dem kleinen Salève und den Voirons einen weiten Durchbruch, da wo noch jetzt die Arve ſtrömt. Von der Gewalt dieſer Fluth kann man ſich einen Begriff machen, wenn man die ungeheuern Granitblöcke betrachtet, die von den Hochalpen und Gletſchern wie kleine Kieſel tief in den See gerollt worden ſind, denn von dort müſſen ſie hergekommen ſeyn, da ſich in der ganzen Umgegend bis dorthin kein Granit findet, ſondern nur Kalkſtein. Als viel ſpäter der See vom Fuße des Salève zurücktrat, wurde Genf erbaut, die in den See geſchwemmten Granitbrocken traten hervor und zeigen ſich jetzt an der Oſtſeite der Stadt, nahe am Geſtade. Das Volk nennt den größern Pierre de Niton und es geht wegen ſeiner viereckigen Form die Sage, er habe in der Römerzeit zu einem Altar Neptuns gedient; daher auch der Name. Aehnliche Blöcke von ganz gleichem Granit finden ſich vereinzelt beym Dorf Moneti, wo ſie die durch den andern Abfluß ſchon ſchwach gewordene Fluth nicht mehr weiter rollen konnte und liegen ließ. Durch dieſe Ueberſchwemmung entſtand, wahrſcheinlich in derſelben Zeit, wo die Rhone zuerſt in den Leman ſtrömte, eine ſo große Fluthenmaſſe in dem Lande, daß ſie bis zum Jura hinantrat und endlich eine ſchwache Stelle im Weſten fand, ſie riß ſie durch und bildete ſo das Rhonethor zwiſchen zwey Felſen, die auch offenbare Spuren früherer Vereinigung an ſich tragen. Bald verlieſen ſich nun die Waſſer und es blieben davon nur der Leman, die von den Gletſchern kommende Arve und die aus dem See fließende Rhone übrig, die als ſtarke, tiefe Waſſerbarren das Land durchſchnitten, ſich vereinigten und durch das weſtliche Thor nach Frankreich floſſen.

Unter den Genfern, die heute auf den Berg kamen, war auch eine mir wohlbekannte geiſtreiche Familie, in der ſich einige artige junge Frauen befanden. Ehe wir es uns verſahen, umzog ſich der Himmel und es begann in mächtigen Tropfen zu regnen. Nun flüchtete Alles in die große Scheune. Die jüngern Mädchen ſtreiften gleich die weiten Ermel auf und ſchenerten die hölzernen Näpfe in den Sennhütten und von daher wurde unter vielem Lachen Milch, Rahm und Brod, verſteht ſich mitgebrachtes, aus den rauchigen Hütten in die windige Scheuer getragen. Schnell verwandelte ſie ſich in einen angenehmen Salon, da die Frauen, die hier etwas eng und unbequem neben einander kauerten, ſchön und liebenswürdig waren. Glücklich die, welche einiges Stroh und Heu zum Sofa hatten zuſammenraffen können! Trotz des Regens ſtanden die Chaletskinder in Haufen vor dem Thor, das ihnen der Wind manchmal an die ſtruppigen Köpfe warf, wo dann die Getroffenen mit Heulen davon liefen.

Endlich ward es im Himmel und auf Erden wieder hell und klar. Das Gras war aber naß, Erde und Steine ſchlüpferig und auch die Luft hatte ſich, wie das bey uns zu gehen pflegt, allzukühl abgekühlt. Alles beſchloß daher gerade wieder hinabzugehen. Die Genfer Frauen fanden an Roſa's reiner mittägiicher Natur ſo großes Behagen, daß ſie uns alle einluden, Thee und Abendbrod auf ihrem Landhaus zu nehmen, das bey Voiri am Fuß des Berges lag. Wir waren dieß ſehr wohl zufrieden, und erſt gegen Mitternacht fuhren wir durch Nachtigallenfelden, Blüthenduft und unter dem Vorleuchten unzählicher Johanniswürmer nach Genf zurück.

Dr. Chriſtian Müller.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortſetzung.)

In der Entfernung eines Parasangs von der Stadt begrüßte uns der junge Engländer, der als Gesandter von Konſtantinopel vorausgereiſt war; er unterrichtete den Geſandten, daß zwey Schiffe in Bereitſchaft lägen; das eine war ſeiner Beſchreibung nach ein großes, dem Schach ſeines Landes zugehöriges Schiff und für den Geſandten beſtimmt, und ein anderes war von einem Kauf-

Digitized by Google

mann gemiethet worden, um die Pferde hinüberzubringen. Er versicherte uns, daß Alles zu unserm Empfange bereit und alle Vorräthe an Bord seyen, Schafe für unsere Kabobs, Ziegen für unsere Milch, Hühner, Gänse, Enten und Pulver, nebst einer großen Menge Wasser. Er wünschte sich nur über einen Punkt zu vergewissern, und dieß war, ob der Gesandte in einem Bett zu schlafen wünsche, welches, seiner Beschreibung nach so eingerichtet war, daß es sich vor- und rückwärts bewegte, oder in einem stillstehenden?

Unsere Unbekanntschaft mit der Einrichtung eines Schiffes und mit Allem, was das Seeleben betrifft, machte es sehr schwierig für uns, diese Frage zu beantworten. Zuerst waren wir nicht wenig erstaunt, daß nach seiner Beschreibung ein Schiff gleich einem Pachthofe alle Thiere, welche er herzählte, enthalten sollte, und wie es zweifelhaft seyn könne, ob ein Mann ruhig liegen oder vorwärts und rückwärts geschaukelt werden wolle, war noch schwieriger zu erklären; demnach ließ der Gesandte weislich die Sache für den Augenblick auf sich beruhen, bis wir besser im Stande seyn würden darüber zu urtheilen.

Dem Gesandten lag sehr viel daran, nicht anders als zur glücklichen Stunde das Ufer zu verlassen und seinen Fuß an Bord zu setzen, und er berathschlagte sich deßhalb mit seinem Ceremonienmeister, Mohamed Beg, der große Kenntniß in der Sternendeuterey besaß, da er einige Zeit unter dem berühmten Mirza Cossin von Ispahan studirt hatte. Er konnte keine günstige Stellung der Planeten für die nächste Woche entdecken, und wir schickten uns an, ruhig die Pfeife der Geduld zu rauchen, als am zweyten Morgen nach unserer Ankunft in Smyrna, und nachdem unser Gepäcke den Tag zuvor eingeschifft worden war, der Mehmandar mit dem Kapitän des Schiffes erschien um uns zu melden, daß Alles bereit und der Wind günstig sey, so daß wir uns sogleich einschiffen müßten. Allein dieß paßte nicht in des Gesandten Rechnung, und so erklärte er sehr bestimmt, er würde nicht von der Stelle gehen. Die Abwesenheit eines günstigen Augenblicks, sagte er, sey eine bedeutende Sache, und was auch andere Leute davon denken möchten, so setze er für seinen Theil einen zu großen Werth auf sein Leben und auf den Bart an seinem Kinn, um eine so gefährliche Unternehmung als die, sich auf einem von Ungläubigen bemannten Schiffe nach von Ungläubigen bewohnten Ländern einzuschiffen, ohne die volle Zustimmung seiner eigenen Sterndeuter zu unternehmen. Er ward in diesem Entschlusse von Mohamed Beg bestärkt, der auf seine Wissenschaft und auf seine Bekanntschaft mit dem Himmel sich berufend, erklärte, es würde ausgemachte Thorheit seyn, auf das bloße Verlangen eines Ungläubigen abzureisen, welcher meine, wenn der Wind günstig bläse, so stehe weiter zu einer glücklichen Reise erforderlich. Vergeblich versicherten der Kapitän und der Mehmandar, daß der glückliche Augenblick bestimmt der sey, wo ein günstiger Wind wehe, und wenn man warte, bis er sich drehe, es ihnen vielleicht in mehreren Wochen nicht möglich seyn möchte abzusegeln; nichts konnte ihn bewegen, und sie waren so eben im Begriff in Verzweiflung wegzugehen, als zum größten Glück der Gesandte zweymal nieste. Jedermann wünschte Glück, und er sagte: „dieß ist ein gutes Zeichen; wenn nur die Sterne günstig wären, welch ein vortrefflicher Augenblick zur Abreise!“ In demselben Augenblick nieste Mohamed Beg ebenfalls zweymal. Wir standen alle erstaunt. „Gelobt sey Gott, und Allah gepriesen!“ erscholl es von allen Lippen, kein Mund widersprach; das Zeichen war zu bestimmt um noch länger Einwendungen zu machen, und der Gesandte erklärte auf der Stelle seine Bereitwilligkeit zur Abreise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pfand und Band.

Ja, die Mädchen lieben Bänder,
Mehr als manche stolze Herrn,
Und die Mädchen lösen Pfänder
Bey dem leichten Spiele gern.

Und warum, ist leicht zu sagen:
Laßt sie nur nach Band und Pfand
Ihre stille Neigung tragen;
Ernst und Spiel ist hier verwandt.

Ist das heiligste der Bänder
Doch der Liebe himmlisch Band;
Ist das süßeste der Pfänder
Doch ein holdes Liebespfand!

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Die Sontag wird noch eben so sehr gefeyert wie im Anfange, und ob man gleich sich nicht mehr so sehr an der Kasse drängt wie Anfangs, so sieht man doch die Oper weiter als in andern Jahren. Nächste Woche gibt Pici ein Konzert im italienischen Opernsaal, wobey Dem. Sontag und Mad. Schützinige Lieder aus Webers Freyschütz singen werden, ein Einfall, der sowohl der Neuheit wegen eine Menge Zuhörer herbeyziehen wird. Man hat auch hier den seichten Roman Henriette, welcher angeblich sich auf die Sontag beziehen soll, unter dem anziehenden Titel: the prima Donna herausgegeben, das Buch hat aber sein Glück gemacht.

Neulich gab Faraday in der Abendconversation der königl. Gesellschaft eine Vorlesung über die Klangfarbe, wobey er eine neue Art der Mundharmonica hören ließ, und das Prinzip, worauf sich dieses Instrument gründet, erklärte. Beydes schien den Zuhörern neu und erweckt ihren Beyfall. Faraday gab hierauf zu versuchen, daß derselbe Grundton auf das Instrument angewandt werden sey, welches Schmidt von Wien mit der Lungenzunge hat, und Aeolsharmonica nennt. Schmidt war selbst mit seinen beyden Söhnen zugegen, und begleitete mehr seinem jüngsten Sohne mit der Guitarre das Spiel des ältern

Digitized by Google

auf der Aeolsharmonica. Die Anmuth des Instruments, gepaart mit dem sanften, ausdrucksvollen Spiel des jungen Mannes, erhielt den ungetheiltesten Beifall der gebildeten Versammlung.

Hr. Ward, welcher vor Kurzem von Mexiko zurückgekommen ist, wo er sich als brittischer Bevollmächtigter aufhielt, hat unter dem Titel: Mexiko im Jahr 1827, ein sehr interessantes Werk über diesen wichtigen Staat herausgegeben, welcher über kurz oder lang eine sehr bedeutende Rolle in der Weltgeschichte spielen wird. Seine Nachrichten von den Bergwerken des Landes sind sehr lesenswerth. Es scheint, daß bis 1777 nichts Zuverlässiges über diesen Industriezweig angegeben werden kann. In diesem Jahre wurden die Gesetze Karls V. abgeschafft, und ein neues, zeitgemäßeres Gesetzbuch eingeführt, welches dem Entdecker einer Ader das Eigenthumsrecht sicherte, und jede bedrückende Aufsicht und Auflage ausschloß. Die Wirkung hiervon war auffallend; denn von 1760 bis 1769 (wurde einschließlich) betief sich der Ertrag des ausgebeuteten Silbers auf 112,828,860 Thaler, während derselbe in den nächsten zehn Jahren schon bis auf 193,504,554 Thaler, und in den darauffolgenden zehn Jahren auf 231,080,214 Thaler stieg. Die folgende Periode ist zweifelhaft; auch wurde während des französischen Revolutionskrieges weniger gegraben. Doch rechnet Ward, daß innerhalb fünfzehn Jahren, von 1796 bis 1810 jährlich für 24 Millionen Thaler Silber und Gold aus den Bergwerken erhoben wurden, von welchen jährlich 22 Millionen ausgeführt worden seyn sollen, so daß während der letzten fünfzehn Jahre vor der mexikanischen Revolution sich 30 Millionen im Lande angehäuft hätten. Dieser große Ertrag aber fiel während der Revolution bis auf 11 Millionen des Jahrs vermindert worden seyn, während die jährliche Ausfuhr noch immer an 13½ Millionen betragen haben soll. Die Zerstörung der Schmelzanstalten, die Unsicherheit beym Transport und die Erpressungen der Beamten brachten in dieser Periode das Bergwerksgeschäft immer mehr in Verfall; die Minen wurden vernachlässigt und füllten sich zum Theil mit Wasser, besonders nachdem 1821 alle Spanier, die sich mit dem Bergbau abgegeben hatten, das Land verließen. Umsonst traf die Regierung Anstalten, diesem so wichtigen Erwerbzweig wieder aufzuhelfen, indem sie in den verschiedenen Provinzen Münzen anlegen ließ, um den Transport des Metalles nach der Hauptstadt unnöthig zu machen, und die freye Einfuhr des zur Scheidung so nothwendigen Quecksilbers gestattete, denn die meisten Kapitalisten hatten das Land verlassen und die Gelder mitgenommen, wodurch die Bearbeitung der Berge möglich wurde. Man hat also Ausländer ein, die verfallenen Werke zu übernehmen, worauf sich auch mehrere Vereine bildeten, von denen einige sehr gute Aussichten zu haben scheinen. Die verschiedenen amerikanischen, englischen und deutschen Vereine zu diesem Zweck, zusammen gezählt, haben in der That, haben bis jetzt die Summe von etwa 2,600,000 Pfd. verwendet, worunter der Eberseldsche Verein 175,000 Pfd. Doch sollen von all diesen Gelde im Lande nicht über 12 Millionen Thaler ausgelegt worden seyn, während vor der Revolution ein Kapital von 30 Millionen darauf verwendet ward. Vieles von dem Gelde ist an unbrauchbare europäische Maschinen und eben so unbrauchbare europäische Arbeiter verschwendet worden, denn man hat gefunden, daß größtentheils die dortigen Arbeiter und Maschinen, wenn die ersten nur erst wieder zusammengebracht und die letzteren herbeygeschafft waren, sich am nützlichsten verwirkten; noch größere Summen hat man an erschöpfte Minen vergeworfen, und selbst diejenigen, welche wirklich am Ende etwas dig auszahlen versprechen, kosten so unendliche viel einzurichten, daß vor der Hand an keinen Vortheil zu denken ist. Indessen ist Ward der Meynung, daß 1835 wieder eine Ausbeute von 21 Millionen für Mexiko zu erwarten sey, wo man jetzt nur ungefähr für 7½ Millionen des Jahrs münzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 14. Mai.

(Fortsetzung.)

Der erste Direktor, Bérard, der vom Minister Cortière so günstigt worden war, hatte das Nouveautéstheater so ungeschickt verwaltet, daß er sich hat zurückziehen müssen. Seitdem haben die Aktionärs einen heldenmüthigen Entschluß gefaßt. Nach dem Beyspiele derjenigen Leute, die dann den größten Aufwand machen, wenn es mit ihren Beutel am schlimmsten steht, und die sich durch einen kühnen Streich emporzuschwingen hoffen, haben sie den berühmten Komiker Potier, der sich bereits vom Theater zurückgezogen und Abschied vom Publikum genommen hatte, bewogen, sich an ihrem Theater vermiethen einen Gehaltes von 40,000 Franken zu engagiren. Potier hat einen so glänzenden Anerbieten nicht widerstehen können, zumal da ihm noch ein Urlaub von zwey Monaten in jedem Jahre zugesichert wurde, und er hat also sein gemächliches Leben verlassen, um das Pariser Publikum, das nicht mehr hoffen konnte ihn noch auf der Bühne zu erblicken, wieder durch sein komisches Spiel zu ergötzen. Nun hat das Theater zwar Potier, allein es fehlen noch Stücke, in denen er sich auszeichnen kann, und die eigens für ihn geschrieben sind. Bis dahin kann er nur in ältern, schon hundert Mal gegebenen Farcen auftreten, auf einem Nouveautéstheater sind aber alte Stücke ein wahrer Widerspruch, worüber sich auch die Journale sehr aufgehalten haben. Glücklich ist das Théâtre de Madame zu schätzen, das Scribe unaufhörlich mit neuen Stücken versorgt, und welches daher nimmer Mangel leidet. Dieses Theater macht vielleicht von allen Pariser Theatern die besten Geschäfte; wenigstens ist es fast jeden Abend voll, und die Vaudevilledichter, deren es in Paris eine Menge gibt, haben alle Lust für dies Theater zu arbeiten, und besonders mit Scribe neue Stücke zu schreiben. Auch nimmt Scribe beständig einen Mitarbeiter; nur sehr wenige Stücke rühren von ihm allein her; bey manchen hat er blos den Witz darüber gegossen, wie Köche eine künstliche Brühe über ein gewöhnliches Gericht gießen und es dadurch geschmackvoll machen. Nur so läßt es sich erklären, wenn die Scribeschen Stücke Schlag auf Schlag folgen; er braucht ja nur zu erfinden; man bringt ihm Plane und zum Theile schon ausgearbeitete Stücke, er legt den Firniß darüber, das Stück ist in wenig Tagen einstudirt, wird gegeben, das Publikum sagt, zufrieden von dannen gehend: da hat der unerschöpfliche Scribe wieder ein neues Stück geschrieben, wo nimmt der Dichter doch das alles her? und die Dichter, die mit ihm das Stück geliefert haben, sind auch zufrieden, weil ihr Name doch auf dem Anschlagzettel neben demjenigen des berühmten Vaudevilledichters prangt, und sie jeden Abend auf der Theaterkasse ein hübsches Stück Geld erhalten. Eins der letzten Scribe'schen Stücke war „Yelva, oder die russische Waise.“ das seit sechs Wochen beynahe alle Abende gegeben wird, und in welchem wirklich eine russische Waise als Schauspielerin auftritt, nämlich die Madeje, die beym Einzuge der Franzosen in Moskau als verlassenes Kind von einer französischen Familie aufgenommen, und seitdem von derselben großerzogen wurde, auch schon sehr frühe in Kinderrollen sich auf der Bühne gezeigt hat, jetzt aber ein großes Mädchen und keine üble Schauspielerin geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Juni 1828.

Er wußte nicht, wie groß er war;
Er wußte nicht, daß seine Hand,
Durch Gott gestärkt, sein Vaterland
Erretten würde von der Schmach
Der Knechtschaft, deren Joch er brach.

F. L. v. Stollberg.

Sempach.

1386.

3.

Geendet hat der Sieger,
Eh noch der Sieg errungen,
Da sind wie wilde Tieger
Die Schweizer eingedrungen,
Die Wälle zu zerbrechen,
Die ihnen Trotz geboten,
Und würdevoll zu rächen
Den edlen, großen Todten.

Nun geht es an ein Fechten,
Nun ist's gegönnt dem Muth,
Den Gegner kühn zu fassen,
Zu senken in sein Blut;
Und ob er auch gerüstet
In Stahl und Eisentracht,
Ein scharfes Schwert verwüstet
Stahlbecken auch mit Macht.

Und sieh, vom Wald herunter,
Da kommen neue Krieger,
Gesellen sich lautjubelnd
An ihre kühnen Sieger,
Und dringen neue Wunden
Dem Feinde und Verderben,
Und wollen mit den Ihren
Den Siegerkranz erwerben.

Da sinken Leupolds Ritter,
Da stürzen edle Herrn,
Da stirbt manch starker Kämpfer,
Geschlagen von Luzern;
Viel weltbekannte Namen,
Der Ruhmgekrönten viel,
Sie gehen unter sterbend
Im blutigen Gewühl.

Verblutend und erblassend,
So enden sie allmählig,
Die Stolzen werden Leichen,
Die Leichen fast unzählig,
Sie werden Riesengräber,
Die mächtig sich erheben,
Draus siehet man die Freyheit,
Des Landes Phönix, schweben.

Die Banner sinken nieder,
Mit ihnen Ruhm und Glück,
Da schauet seine Todten
Des Herzogs Heldenblick:
„Sie sind für mich gefallen,
„Jetzt sterb' ich auch für sie!“
Und stürzt sich mit Verzweiflung
Tief in des Kampfes Müh.

Und kaum daß in die Mitte
Des Streites er gedrungen,
Und kaum daß er mit Wüthen
Den Rächerstahl geschwungen,
Da wird er niedergerungen
Und in den Sand gerissen,
Als ob er unverwundet
Und rachlos sterben müssen.

Empor will er sich raffen,
Da trifft ihn hart ein Streich,
Ihm schwinden Kraft und Leben
Und Sinne allzugleich;

Digitized by Google

Ein thränenwerthes Ende!
Es stirbt ein großer Held,
Und ungerächt und kampflos
Auf seiner Schande Feld.

Wie nun der Fürst gefallen,
Da ist nichts mehr zu richten,
Die wenigen Vasallen,
Sie denken nur an's Flüchten;
Das aber ist verwehret,
Die Rosse sind entstoben
Und mit dem feigen Nachtrab
Schnellfüßig fortgezogen.

O Sempach, heil'ge Stätte,
Die jene Wunder sah,
O Geist gewalt'ger Thaten,
Wie warst du damals nah!
Ihr kühnen Eidgenossen,
Wie bahl ihr da gehaust
Und mit dem tapfern Schwerte
Das Siegerlied gebraust!

O Sempach, heil'ger Boden,
Du deines Volkes Stolz,
Auf deinen Gegenbauen
Die Siegesdonner rollt's!
Die Weltgeschichte tauchte
In Ruhm den Griffel ein,
Und schrieb die Heldenthaten
Auf ihren Marmorstein.

Dort im Aargauerlande
Im Kloster Königsfelden
Ruht Leopold, der Herzog,
Und seine blut'gen Helden;
Dort in Luzern die Todten
Der Eidgenossenschaaren,
Mögen sie ruhig schlafen,
Die Retter in Gefahren!

Dich aber, kühner Degen,
Arnold von Winkelried,
Dich preise allerwegen
So Nachruhm wie das Lied!
Begraben ist die Hülle,
Der Geist entsteigt der Gruft
Und schwebt im Himmelslichte
Hoch ob der Gletscher Luft.

Zu klein für dich, zu ärmlich
Ist Säul' und Monument,
Ein Volk und ein Jahrhundert,
Das dich mit Staunen nennt,
Das ist dein würdig Denkmal,
Das ist der Heldenbrief,
Deß Inhalt mit Bewundrung
Der Enkel noch durchlief.

Jahrhunderte und Völker
Haben dich angestarrt,
Und gleich bestaunen wird dich
Zukunft und Gegenwart,
Und ewig tönt von Sempach
Das große Heldenlied,
Und ewig preist die Nachwelt
Den Helden Winkelried.

Manfred.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Als wir und der Fregatte bis auf ungefähr einen Maidan genähert, sprangen auf einmal zu unserer äußersten Verwunderung auf den Ton einer hellen Pfeife Hunderte von Seiltänzern, wie es uns schien, hervor. Sie schienen sich in Reihen auf Stricken zu schaukeln, die kaum dem Auge sichtbar waren, höher und allmählig höher hinauf, bis endlich auf der höchsten Spitze des Masted entweder ein Gin oder ein Diva stand, denn jzewiß konnte kein sterbliches Wesen jemals etwas ähnliches unternehmen. Wir hatten nicht sobald das Verdeck erreicht, auf das man uns (der gesegnete Ali mag wissen wie) hinaufgewunden, als sich eine Kanonensalve hören ließ, welche uns in solches Erstaunen versetzte, daß unsere Lebern in Wasser verwandelt und unser Gehirn ausgetrocknet ward. „In Allah's Namen," rief der Elchi aus, „was bedeutet dies? Ist dieß die Hölle? oder soll es den Himmel vorstellen?" Während er so rief, stand der Kapitän vor ihm mit tiefen Verbeugungen und schien auf Zeichen seiner Bewunderung zu warten; und erst als das Feuern vorüber war und unsere Ohren sich etwas von der Erschütterung erholt hatten, erschien der Mehmandar und erklärte, daß alles dieß zu Ehren Sr. Excellenz geschehen und der in England gewöhnliche Gebrauch sey, um Personen von ausgezeichnetem Range zu empfangen. „Möge sich Euer Schatten niemals verkleinern," erwiederte der Gesandte; „ich erkenne sehr die Ehre," dabei verstopfte er seine Ohren mit den Fingern, „und versichere Euch, daß diese Auszeichnung einen dauernden Eindruck auf mich machen wird. Allein was für einen Nutzen hat es, so viele Kanonen abzufeuern und so viel kostbares Pulver zu verschwenden? Ihr habt mehr Pulver verschossen als unser Schach in der berühmten Belagerung von Tus, wo er mit drey Kugeln und einer Kanone ein Heer Dyzbegs vernichtete und ihr ganzes Reich für immer in Furcht vor seiner Macht erhielt. Aber wie viele Kanonen habt Ihr an Bord, im Namen des Propheten?" — „Vier-und-vierzig," antwortete der Mehmandar. „Meint Ihr wirklich vier-und-vierzig?" versetzte Sr. Excellenz, „oder versteht Ihr diese Zahl im unbestimmten Sinne und wollt damit nur eine große Anzahl bezeichnen, so wie wir Chehel minar, die vierzig Säulen, sagen, wenn wir von den Ruinen von Persepolis reden, oder Chehel ten, die vierzig Körper, wenn wir die große Anzahl der Heiligen beschreiben wollen, die in dem Mausoleum bey Schiraz begraben liegen?" — „Ich meine in der That vier-und-vierzig," sagte der Mehmandar, indem er sich auf den Schiffskapitän berief, der in seiner Nähe stand; „doch das ist eine Kleinigkeit," fügte er hinzu, „unser König hat viele Schiffe mit dreymal so viel Kanonen und wenigstens fünfzig mit derselben Anzahl, und wenn man alle Kanonen,

Digitized by Google

die so von einem Ende der Welt zum andern geschleppt werden, zusammenrechnete, so müßte man nicht bey Hunderten sondern bey Tausenden zählen." — „Es ist nur ein Gott!" rief der Gesandte, indem er zugleich den Finger an den Mund steckte und in tiefen Gedanken stehen blieb; „Ihr seht, daß das, was ich vorher sagte, wahr ist," fuhr er zu mir und seinem um ihn versammelten Gefolge fort, „ich habe euch schon gesagt, daß die Engländer ihre Kanonen für und fertig aus den Minen graben, und dieß ist der Beweis davon. In Jahrhunderten könnten alle Schmiede von Iran vom Morgen bis in die Nacht arbeiten und würden doch niemals so viele Kanonen zu Stande bringen." — „Ja, ja," antworteten wir; „wir alle glauben es." Auf einmal, als wie durch einen Zauber, sahen wir ungeheure Segel ausgespannt, wo wir früher nichts als Holz und Stricke gewahrt hatten, und ehe ein Mollah seine Kugeln hätte abzählen und hundert Mal „Gott vergib mir's!" sagen können, begannen wir schnell durch das Wasser hinzufahren; eine allgemeine Bewegung schien unter den Häusern, Schiffen, Bäumen und Hügeln, von denen wir umgeben waren, statt zu finden, und wir sahen uns der Gewalt der Wellen übergeben. „Wir sind verloren, und mehr als verloren," sagte der Gesandte; „doch wir sind in Allahs Hand!" — „Gott sey mit uns! O Mahomed! o Ali!" rief ich aus. „Möge Ali uns alle gesund heimführen!" ächzte der Ceremonienmeister.

Als wir uns von unserm ersten Erstaunen auf dem Verdecke erholt hatten, stiegen wir in ein Zimmer hinab, welches mit Spiegeln verziert und mit verschiedenen, den Sitten und Gewohnheiten der Europäer gemäßen Geräthen versehen war; und hier ward die Frage wegen des Bettes, die uns früher unbegreiflich schien, auf einmal unsern Begriffen klar; denn es war eine Art Hangmatte, gleich denen, deren sich die Armenier in Julfa bedienen, wo das eine Ende an einem Balken und das andere an der Mauer befestigt ist, und die so hin und her geschwungen werden. Der Gesandte wählte eine derselben, um darin zu schlafen. Ich legte meine Matratze auf den Boden in einem Vorzimmer, und die Bedienten breiteten ihre Teppiche zwischen den Kanonen aus, und hingen ihre Musketen, Schwerter und Pistolen an Pflöcke, wie sie gewohnt waren es in den Karavanserails und Posthäusern zu thun, wenn sie auf dem festen Lande reiseten.

Die erste Nacht brachten wir auf eine nicht zu beschreibende Weise zu. Wenn man sagte, daß die Köpfe uns herumgingen, daß unser Magen das Gleichgewicht gegen unsere Leber verlor, und die Leber mit den Herzfedern in Streit gerieth, so würde dieß nur die Hälfte unsers Elendes ausdrücken. Das Hin- und Herwerfen, das außerordentliche Geräusch, die ungewohnten Gerüche, das sonderbare Geschwätz, welches in unsere Ohren schallte, kurz die ganze Neuheit der Scene erhielt unsre erstaunten Sinne in unaufhörlicher Spannung.

Als wir am ersten Morgen an Bord des Schiffes erwachten, war der Anblick, der sich uns darstellte, völlig neu für uns. Das Leben und die Welt schienen uns verlassen zu haben, und wir sahen nichts als die Außenseite der Dinge. Wo war Tehran? wo die Pracht unsers Schachs? seine vergoldeten Pallaste, seine Krieger in eisernen Rüstungen, und seine glänzenden Höflinge? wo war Ispahan? wo das erhabene Demawend? wo die Ebenen von Sultanieh und die Wildnisse von Mazanderan? die Hauptstadt, ja das ganze Land des Blutrinkers war vor uns verschwunden, und hier waren wir, ein Punkt im Ocean; von Niemand als von den Wolken über uns gesehen, segelten wir an dem Schatten der Länder vorüber, die sich in unermeßlicher Entfernung von uns zeigten, in den Händen der Ungläubigen, die uns, Gott weiß wohin, führten, mit denen wir nicht reden konnten, die uns nicht erklären konnten, warum sie diesen Weg und nicht jenen nahmen, warum sie sich eine Bahn durch die See machten, wo keine war, und westwärts das Schiff gerade ausging, da doch nichts es hindern konnte rückwärts zu gehen. Wer von uns wußte, wo England war? keine Seele. Alles was wir vom Himmel und Meer sahen, konnte für uns das Land der Ungläubigen seyn. Allein was konnte ein solches Land irgend Jemand nützen? war es doch klar, alle Einwohner mußten in Kasten, gleich dem in welchem wir uns befanden, eingeschlossen seyn; und da sie nach Gefallen, einer hier und der andere dahin gehen konnten, so war eine Regierung unmöglich, kein Schach konnte Herrschaft über sie ausüben, Niemand ihnen eine Geldbuße auflegen, kurz, je mehr wir über unsere Lage nachdachten, desto beklürzter wurden wir, und die Erklärungen, welche wir von dem Mehmandar erhielten, konnten unsere Bedenklichkeiten nicht zerstreuen, denn er sprach von Dingen, die unsern Begriffen so fremd waren, daß wir uns für den Augenblick genöthigt sahen, den Anker unserer Neugier in den Hafen der Erwartung auszuwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein anderer schätzbarer Beytrag zur Geschichte und Kenntniß des jetzigen Zustandes von America ist J. M. Restrepo, Ministers des Innern der Republik Columbia, Historia de la Revolution de la Republica de Colombia. Das Werk wird zehn Bändchen bilden. So weit dasselbe bis jetzt erschienen, handelt es von der Geschichte von Neu-Granada bis ins Jahr 1819. The History of the Province of Massachusets Bay, from 1749 to 1774 etc. von T. Hutchinson Esq., ehemaligem Gouverneur der Provinz, ist so eben von seinem Enkel herausgegeben worden. Dieses Werk gibt eine treue Darstellung von den Begebenheiten zu Anfang der nordamerikanischen Revolu-

Digitized by Google

tion, und ist nun so lesenswerther, da der Verfasser ein Gegner jener Umwälzung war.

Die Fortsetzung der Chronicles of the Canongate wird hier für eines der besten Werke gehalten, mit denen Sir Walter Scott uns seit fünf bis sechs Jahren beschenkt hat. Noch habe ich eines interessanten Werks zu erwähnen, der Adventures of Hajji Baba of Ispahan in England; es ist von Morier, der sich durch seine zwey Reisen in Persien und diese Abenteuer seines Hajji Bada als ein tiefer Kenner morgenländischer Sitten und als guter Schriftsteller bewährt hat. Dieses Lobes ist, eine Satire auf die europäischen Sitten, der Verfasser bleibt aber dabey immer gutmüthig. *)

Bekanntlich liegt London in einem von den Hügeln von Kent, Surrey und Middlesex gebildeten Becken, welches die Themse durchströmt, die in London selbst das Wasser einer Menge von Bächen und Flüßchen aufnimmt, die sich von jenen Hügeln herab durch die anliegenden Thäler und die Stadt schlängeln, aber welches Wasser! Da, wie es sich von selbst versteht, die Themse tiefer liegt als die Stadt, so muß auf einer Seite zu jener bedeutenden Höhe hinaufsteigt, so fand man es vor der Erfindung der Dampfmaschine fast unmöglich, aus dem Flusse den obern Theil der Stadt, so wie die obern Stockwerke der Häuser im untern Theile mit Wasser zu versehen. Es wurde also unter andern seyen 1615 der sogenannte neue Fluß nach London geführt, welcher noch jetzt den ganzen nordöstlichen Theil der Stadt mit einem gesunden, wo gleich nicht reinen Element versieht. Andere, später gestiftete Vereine bedienten sich des Themsewassers, das man mit der Dampfmaschine jetzt zu jeder beliebigen Höhe hebt, oder der einströmenden Flüßchen, aber bey der zunehmenden Bevölkerung rung vorzüglich des ersteren. Dieses Wasser hatte bisher auch wirklich in sehr gutem Ruf gestanden, es machte mit Hülfe des Hopfen und des Cocculus Indicus verfertigten Porter, es soll sehr bedeutend zu der Verminderung der in der Stadt gewöhnlichen Ruhr, und alle Faulkrankheiten verschwerten, daß es, nachdem es gegoren, künftig geworden und sich gesetzt, ein ungemein gutes Getränke liefere. Aber die Grand Junktionscompagnie schöpfte ihr Wasser dicht bey der großen Rauchsaß Cloake, ein neun unterirdischen Strom, welcher mit seinen Unreinigkeiten oft den Fluß bis zur Mitte trüben soll. Die vornehmen Herrn im westlichen Theil der Stadt, denen dieser Lebertrank ins Haus geführt wurde, hatten klugst ihre Köche und Bedienten über den sämmtlichen Unrath klagen hören, die Frauen jammerten über den mannigfachen Gestank des Theer, aber Niemand dachte an die wahre Ursache des Uebels, bis ein gewisser Wright dem Publikum zurief: „ihr trinkt den Unrath, welchen drey Millionen Thiere aller Art, welche in dieser großen Stadt zusammenwohnend leben, abwerfen." Man fragte, was denn aus den vielen Flüßchen werde, die ihr klares Wasser in frühern Zeiten durch die Stadt und die Vorstädte gewälzt, und man erfuhr, daß sie zum Wegwaschen des städtischen Unraths benutzt werden, und mit 145 schwarzen Cloakenmündungen in die Themse einbrechen; und nun auch die letzte Hoffnung zu vernichten, dieses Höllenwasser werde täglich einmal wenigstens von dem Meere aufgenommen, bewiesen einige bodhafte wissenschaftliche Männer, daß das Wasser der Themse eigentlich nie in das Meer fließe, sondern durch jene große Wassermasse aufgehalten, von der Ebbe und Fluth in beständiger Schwingung erhalten werde, und eigentlich nur durch die Ausdünstung einen Abgang erleide.

*) In diesem Blatte selbst finden unsere Leser die Fortsetzung von Ausflügen aus diesem Werke.

D. Red.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 10. Mai.

(Fortsetzung.)

Der große Beyfall, den die Scribeschen Stücke erhalten, besonders die glänzende Aufnahme der Oper „la Muette de Portici," welche beständig gegeben wird, sollen auch dem berühmten Rossini Lust zu einem Scribeschen Texte gemacht haben. Ich meldete neulich, Rossini wolle die Musik zu einem Wilhelm Tell setzen, so hatte das Gerücht es auch ausgesagt, und dieß war nicht wenig aufallend, da Rossini keine neuen Opern mehr komponirt; aus dieß es bald darauf, eine neue Oper wolle er in der That nicht setzen, sondern nur dem Texte die Musik seiner Oper „Viaggio di Reims" unterlegen. Mit dem Wilhelm Tell hatte es aber nichts auf sich; es ist schon viel, daß die Oper einen Masanielle aufzuweisen hat. Blos wünschte Rossini Lust von Scribe zu erhalten. Dieser aber, als er hörte, daß Rossini keine neue Musik dazu setzen, sondern eine ältere Komposition nehmen wolle, soll gedacht haben: willst du keine neue Musik komponiren, so will ich dir auch keinen neuen Text schaffen, und somit soll er sich begnügt haben, eins seiner ältern Vaudevilles: „Graf Ory" als Oper neu einzurichten. Dieß ist keine üble Satire auf die Trägheit des Tonkünstlers. Freylich hat Rossini genug zu seinem Ruhme komponirt, und kann nun ausruhen; auch ist dieß eine Ruhe, von ihm gebraucht, wenn er fühlt, daß sich sein musikalisches Genie erschöpft hat. Seine Meisterwerke herrschen auf der Bühne und in den Konzerten; seine andere dramatische Musik der Italiener scheint das Publikum mehr hören zu wollen als die Rossinische. Die italienische Oper gibt deßhalb gar neue Stücke; da die Singpartthien in seinen Opern so reichhaltig und glänzend sind, so erscheinen sie immer wieder neu, so oft eine andere talentvolle Prima Donna die Hauptrolle verträgt. So hatte die Dem. Sontag den Singstücken in ihren Rollen einen Reiz gegeben, den man bisher nicht bemerkt hatte, obschon die Pasta, Dem. Fodor u. a. dieselben Stücke auch vortrefflich sangen, und nun, seitdem die Sontag nach London abgereist ist, singt die junge und reizende Mad. Malibran-Garcia dieselben Rollen und entzückt die Zuhörer in Stellen, deren Schönheiten ihre Vorgängerinnen zuweilen nicht hatten ahnen lassen, oder die sie nicht mit derselben Anmuth, mit demselben Talente vorzutragen hatten. Diese Malibran-Garcia, deren Gesang mit demjenigen der Catalani viel Aehnliches hat, ist jetzt die Lieblingssängerin und ersetzt die Sontag vollkommen. Somit erregen denn die beyden jungen Sängerinnen jetzt die Bewunderung der beyden größten Hauptstädte Europas.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 131. Eule. Euler.

Logogryph.

Schön bin ich wohl, und ohne mich
Was freute, was entzückte dich?
Doch, thät ein freundlich i mit mir,
So bin ich dreymal größer dir.
Und was ich bin, das wär ich nie
Recht ständig ohne dieses ii;
Du würdest lieber mich vermissen,
Als auf das i für mich verzichten.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Juni 1828.

Hier kann nicht seyn ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut;
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß, noch Neid,
Absehen muß alles Hertzeleid.
Auch ist ein jeder des wohl frey,
Daß solche Freud kein Sünde sey,
Sondern auch Gott viel Baß gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt.

Martin Luther.

Das Liederfest zu Eßlingen.

Am Pfingstmontage dieses Jahres feyerte die Mehrzahl der Vereine für Einführung des vierstimmigen Gesanges ins gesellige Leben, die in Würtemberg unter dem Namen Liederkränze bestehen, ein allgemeines Liederfest, das durch den Charakter, den ihm der edle Zweck, der zahlreiche Besuch von Sängern und Hörern, der zur Versammlung gewählte höchst geeignete Ort, endlich ein wolkenloser Frühlingshimmel verlieh, zum wahren Volksfeste sich gestaltete. Ein schon im vorigen Jahre auf einem andern Sammelplatze gemachter Versuch war, trotz aller Hindernisse, unter denen die schlechte Witterung oben an stand, so befriedigend ausgefallen, daß der allgemeine Wunsch, ein alljährlich wiederkehrendes Fest daraus zu machen, nach Jahresfrist das erste Mal zur Ausführung gebracht wurde, und nach dem einstimmigen Zeugnisse der Theilnehmer begründete dieser Tag auf die würdigste Weise eine Feyer, deren Wiederholung bey der Armuth unserer Zeit an öffentlichem Volksleben sowohl demjenigen wünschenswerth seyn muß, der persönlichen Antheil an diesem Feste nehmen kann, als dem, der aus der Ferne jeder Entwicklung des Gemeinsinnes mit theilnehmender Freude zuschaut.

Die Zahl der Liederkränze hatte sich seit dem vorigen Jahre vermehrt; einige schon damals bestehende, die am vorjährigen Feste nicht Antheil genommen hatten, wünschten es nun auch mitzufeyern, und so war es bey stark vermehrter Anzahl der Theilnehmer vor Allem nöthig, einen passenden Ort zur Feyer desselben zu erwählen. Nach einer vorangegangenen Besprechung wurde einstimmig die Stadt Eßlingen zum Schauplatze des Festes bestimmt. In der That hätte auch im ganzen Vaterlande keine einladendere Stelle für eine Feyer gewählt werden können, die es verdiente, durch die Umgebung einer Frühlingsnatur in der herrlichsten Erscheinung gehoben und gleichsam verklärt zu werden. Eßlingen liegt in einer der reizendsten Lagen des Neckarthales, ganz in der Nähe der Hauptstadt, welche dem Feste die meisten Sänger zusandte. Die Stadt lehnt sich gegen Osten an eine Kette von Rebenhügeln, deren Bergfläche meistentheils mit Obstwäldern und malerisch zerstreuten Wohnungen glücklicher Landleute bedeckt sind, und deren Wände vom jungen Grün des Traubenlaubes glänzten. Auf der andern Seite ist sie vom blauen Neckarflusse, der hier eine hübsche Breite hat, und über den eine lange, massive Brücke führt, bespült und zum Theil in Kanälen durchschnitten; Berge mit Wald und Gestein erheben ihre steilen Wände, bald unmittelbar am Rande des Flusses, bald seitwärts von der lebendigen Landstraße, zunächst an der Stadt von einem Obsthayn unterbrochen, den ganzen Westen des Thales entlang, und bilden einen kräftigen Gegensatz mit den jenseitigen Rebenhöhen. Die Stadt selbst, mittenineliegend, mit den Trümmern einer Burg an der östlichen Seite, zeigt mit schönen Kirchen, stattlichen Thürmen (darunter einer von herrlicher altdeutscher Struktur), Kapellen, grauen Ringmauern, uralten Häusern neben einigen ge-

Digitized by Google

schmackvollen Gebäuden der neuern Zeit, mannigfaltige Spuren reichsstädtischer Geschichte, und vor den Thoren hat der Erfindungsgeist seiner neuesten Bewohner an dem wohlbenützten Wasser des Neckars Fabriken angelegt, deren heitere Niederlassungen dem Auge einen wohlthätigen Ruhepunkt gewähren. Den Mittelpunkt füllen Wiesen und Obstgärten, über den Hintergrund des sanftansteigenden Thales ragt die schwäbische Alb mit ihrer fernen, bayen Gebirgslette in kecken Linien hervor.

In diese Stadt, wo mit Leichtigkeit auch für eine große Menge von Gästen Unterkunft zu finden war, hatte ein Rundschreiben die verschiedenen Liedervereine des Vaterlandes eingeladen. Die dortige, längst nicht mehr zum Gottesdienste bestimmte vormalige Dominikaner- oder Predigerkirche, seit ihrer Erbauung im dreyzehnten Jahrhunderte die neue Kirche genannt, bot ein trefflich passendes Lokal für das Fest dar, und der wohlwollende Stadtrath zu Eßlingen räumte dieselbe nicht nur zu diesem Zwecke mit freundlicher Bereitwilligkeit ein, sondern er übernahm es auch mit einer, gewiß seltenen und daher um so preiswürdigeren Liberalität, sie auf eine würdige Weise ausschmücken zu lassen, was unter der Leitung eines kunstverständigen Mitgliedes des Eßlinger Liederkranzes, des Organisten Vopp, auf eine höchst geschmackvolle Weise, die den Beyfall aller Anwesenden erhielt, geschah.

Ueberall an den mächtigen Pfeilern, welche die Decke des Schiffs der Kirche tragen, zwischen den hohen Fenstern des Chors, und selbst auf der diesem gegenüberstehenden Emporkirche prangten stattliche Mayen (so nennt der Oberdeutsche mit seinen Minnesängern noch auf den heutigen Tag die abgebrochenen Zweige und Aeste frisch ausgeschlagener Birken); sie waren durch Kränze von Tannenreis mit einander verbunden; ein grünes Gehege faßte die abgeschlossenen Plätze der Sänger nicht nur, sondern auch das ganze Schiff der Kirche sammt dem Platz unter der Emporkirche ein; besonders reich war der Chor, wo die Sänger standen, geschmückt: hier sah man buntfarbige Blumenkränze, hier zwey mit Blumen umflochtene Leyern, hier stand die Bühne für den Leiter des Gesangs und für den Redner, mit Tannenreisern und Blumen geziert, und darüber schwebte eine Art von Blumenkrone, der eine zweyte über den Plätzen für die Frauen gegenüberhing; auch die Eingänge der Kirche entbehrten ihres Schmuckes an Mayen und Kränzen nicht; in den leeren Fensterbögen des Chores waren Blumengewinde mit den frischesten Farben an die Stelle des bunten Glases getreten, das wohl einst hier geglänzt hatte, und über ihnen blickte durch das Grün wehender Zweige der blaue Himmel herein. Und damit jeder Fremde, welcher die Stadt betrat, wisse, daß hier ein fröhliches Fest gefeyert werde, begrüßten ihn schon vor den Stadtthoren Mayen, und Mayen und Kränze winkten ihm vor und in den Gasthöfen, welche zur Aufnahme der Liederkränze bestimmt waren.

So freundlich und festlich empfing Eßlingen seine Gäste, und auch der Himmel selbst schien das Fest begünstigen zu wollen; Regen und Ungewitter hatten die vorhergehenden Tage getrübt; der Pfingstmontag brach hell und heiter an, ein frischer Ostwind vertrieb jedes Nebelgewölke und es blieb heiter bis zum Untergange der Sonne.

Von acht Liederkränzen des Landes war der größere Theil der Mitglieder erschienen, einzelne auch von andern; an sie schlossen sich noch sonstige Sänger und Sangesfreunde an, so daß der ganze Sängerchor, der in den hochgewölbten Hallen der neuen Kirche sich versammelte, über 500 Personen stark war. Zu Roß und zu Fuß, in Kutschen und auf Wagen waren Zuhörer herbeygeströmt; Eßlingen glich heute einer großen, starkbevölkerten Stadt, und als nach zehn Uhr die neue Kirche geöffnet wurde, welche zuerst der Zug der Sänger betrat, so waren ihre Hallen bald voll, und von außen umwogte noch eine große Zahl von Zuhörern das überfüllte Lokal.

Das Fest selbst begann nach eilf Uhr mit der Absingung des Chorals: „Lobe den Herrn!“ der, wie der Schlußchoral und vier andere Lieder mit Posaunen und Trompeten begleitet wurde, und bey dessen feyerlichen Klängen die ganze Versammlung der Männer unwillkührlich die Häupter entblößte, um in stiller Erhebung zu dem Geber aller guten Gabe den Segen für dieses Fest reiner Freude von ihm herabzuflehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

Am frühen Morgen betrat ich bey heftigem Regen die französische Gränze bey Forbach. Die Douaniers fielen über mein Gepäck wie hungrige Aasgeyer her. Zwey Frankstücke ersparten mir indessen die Mühe des Aufschließens.

Forbach war früher der Sitz einer deutschen Reichsgrafschaft. Das Deutsch, das hier gesprochen wird, ist das abscheulichste Kauderwelsch, was mir noch vorgekommen war. Von hier ging bis Chalons die beschwerlichste Postaussicht an, die man sich irgend denken kann. Alle Augenblicke hörte man von den Gensdarmen das: Mrs. votre passe-port! Mit einem von ihnen, der früher an der spanischen Gränze gestanden hatte, ließ ich mich in ein Gespräch ein. Er zeigte, wenn auch in etwas edlerem Style als gewöhnlich, in seiner Person die ganze französische Nationalphysiognomie. Er war von mittlerer Größe, nicht besonders stark, aber von ausgezeichneter natürlicher Haltung. Seine Gesichtsbildung erschien nicht schön, aber ausdrucksvoll, sein Blick war nicht glänzend, aber lebhaft und frey. Diese Züge haben sich mir immer als die vor-

Digitized by Google

herrschenden Elemente in der äußern Bildung der Nation bewährt.

In Bionville, einem kleinen schlechten Orte, ruhte ich einige Stunden und lernte hier den französischen Landmann zum ersten Mal kennen. Das Dorf besteht aus zwey Reihen gemauerter Häuser, die ziemlich nahe aneinander stehen. Die Gebäude sind von verhältnißmäßig hohen Wänden umschlossen und von einem stumpfwinklichen Dache geschützt. Ich hatte oft gelesen, daß diese Bauart in Italien allgemein sey, nach Frankreich aber brachte ich die Vorstellung von deutschen Dörfern mit, die mich gänzlich getäuscht hat. Ich habe auf dem Wege von Saarbrück bis Paris und von Paris bis Straßburg fast gar keine hölzernen Häuser gesehen. Die Lage der Dörfer ist dabey unmalerisch. Es fehlt jene angenehme Isolirung der Gebäude, die in jedem derselben ein abgeschlossenes, stilles Daseyn ahnen läßt. Die Natur selbst scheint an Kraft und Frische zu verlieren, sobald man Deutschland verlassen hat.

Ich nahte mich einem französischen Landmanne, der, ein Kind auf dem Arm, dem Anspannen zusah, das sein Knecht besorgte. Ich hatte auf einer Tour von zehn Stunden nichts als Dörfer der beschriebenen Art und in oder über ihnen nur ein einziges großes adeliges Schloß gesehen, das auf einer Höhe liegend dem Reisenden sehr bedeutsam ins Auge fällt. Ich begrüßte den Franzosen und er dankte mir mit einer Höflichkeit, die man alles guten Willens ungeachtet selbst in mittleren deutschen Städten vergebens suchen würde. Ich fragte ihn nach dem Besitzer jenes Schlosses; es war ein benachbarter Fabrikherr. „Unter der alten Regierung, vor der Revolution," sagte er, indem er sich einen Augenblick besann, wie unser Einer, wenn er etwas aus der alten Mythologie erzählen wollte, und ihm einige Data entfallen wären, „soll es einmal einem Herzoge von Levis gehört haben." Die Kirche erschien mir ungewöhnlich klein, ich fragte, ob das Dorf der Sitz eines Kirchspiels oder ein Filial sey. „Es wird täglich Messe gelesen, aber nur alte und junge Frauen gehen hinein; wir andern," sagte er spöttisch, „kümmern uns um den Pfarrer nicht. Er predigt oft für sich allein." Von dieser übeln Stimmung und Richtung habe ich später noch auffallendere Beyspiele erfahren. Eine Menge Bettler umringte den Wagen, die Aelteren sagten Psalmen auf lateinisch her, die Jüngern beteten in der Landessprache, aber immer mit dem höflichen Zusatze: s'il vous plaît. Ich saß im Coupé, dem besten Platze, neben mir ein Landmann mit seiner Frau, beydes geborne Franzosen, aber von deutscher Herkunft und der deutschen Sprache mächtig. Die Frau erkundigte sich viel nach Berlin, das sie beständig das deutsche Paris nannte. Der Mann forschte nach dem Zustand unserer Gerichte, und konnte sich, da er nur das System der Jury kannte, von dem Gange derselben keine Vorstellung machen. Ich lachte und erinnerte mich mehrerer in Deutschland gegen das Geschwornengericht erschienener Broschüren, deren Verfasser in der Beschränktheit ihrer Ansichten, nur auf eine umgekehrte Weise und den schlechtern Grunden, mit dem einfältigen Lothringschen Landmann sympathisirten. Nachmittags um vier Uhr kam ich in Metz an. Der Weg von Saarbrück bis Metz ist, die ersten Stationen abgerechnet, nicht unangenehm. Man fährt fast beständig in einem Bergkessel, zuweilen geht die Straße höher, zuweilen niedriger, aber nirgends sieht und passirt man so viele Dörfer als es auf einer gleich großen Tour am Rhein der Fall wäre. Die Stadt erschien sehr belebt; die Truppen waren in Parade aufgestellt, und wo Mars nicht blitzte, da lärmte Merkur, denn es war zugleich großer Markt. Ich trat in ein, der Messagerie gegenüberliegendes Wirthshaus, und fand in dem Saale desselben eine zahlreiche Gesellschaft. Das Getöse ihrer Unterhaltung schallte mir schon von der Straße entgegen. Als ich in die Thüre trat, hörte ich den Namen Villele. Ein alter Mann, bürgerlich gekleidet, aber mit einer militärischen Feldmütze auf dem Kopf, groß und sehr bärtig, sprach mit durchdringender Stimme über die Umtriebe der Kongregation, und schloß mit der Phrase: „die Pferde die hinter den Wagen gespannt werden, um ihn rückwärts zu ziehen, sind gegen die vordern gehalten nicht stark genug." Dieser eifrige Redner hatte, wie ich hernach erfuhr, in der Marine gedient, war jetzt Gerber und einer der konstitutionellen Wähler von Metz, einer Stadt, die gegenwärtig dem Ministerium ergeben ist. Man erzählte mir, der Präsident des Ministerrathes habe, um diese Anhänglichkeit zu belohnen, die Besatzung vermehrt.

(Die Forsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Dieß war nun freylich von jeher der Fall gewesen, und seitdem London steht, muß auch das Themsewasser durch Unrath verfetzt werden seyn; und doch zeigt sich die schädliche Wirkung dieser Zersetzung erst seit zehn bis zwölf Jahren, denn vor dieser Zeit gab es noch eine solche Menge Fische in dem Flusse, daß zwischen Richmond und Deptford zum Fischer Besschäftigung und Nahrung fanden, an manchem Tage 30,000 Fische, Smelts genannt, auf den Markt gebracht, und im Laufe des Jahres an 3000 Salme gefangen wurden, welche sogleich ihrer Güte wegen besonders theuer bezahlt wurden. Aber Smelts finden sich jetzt nur noch wenige, und die Salme sind ganz verschwunden. Vor ein Paar Jahren erblickte man noch hier und da Fische, die ihre Köpfe aus den Wasser hoben, und sich in Todesangst auf das Ufergras zu werfen suchten; aber auch diesen traurigen Anblick hat man jetzt nicht mehr, und demnach alle Themsefischer in der Nähe von London haben ihr Handwerk aufgegeben. Die Aale, deren in London eine große Menge verzehrt wird, und die man sonst häufig in

der Themse sind, müssen jetzt von Friesland hergebracht werden. Sie kommen in Schiffen, welche im Raum mit Kasten versehen sind, durch welche das Wasser einen freyen Zufluß hat. Seit einigen Jahren aber hat man bemerkt, daß, sobald die Schiffe in die Nähe von Greenwich kommen, die Fische anfangen zu kränkeln, und dem Wasser beraubt genommen sindern, sterbig wie Schlangen werden und zu Tausenden sterben. Alle diese Thatsachen sind nach der so eben geschlossenen Untersuchung als beglaubigt vors Parlament gebracht worden; und obgleich die Meynung der zu Rathe gezogenen Aerzte hinsichtlich der Wirkung des vergifteten Elements auf den Menschen getheilt sind, so zweifelt doch fast Niemand, daß diese Hölleneräder nicht gesund seyn könne. Als Ursachen dieser Erscheinung eines sonst so guten Wassers gibt man an: die sinnelle Zunahme der Bevölkerung und folglich auch des Umraths, die Einführung der Wasserabtritte, wodurch der Unrath, welcher sonst als Dünger auf die benachbarten Wiesen geführt zu werden pflegte, mittelst der Cloaken in den Fluß geführt wird, die Vermehrung der Fabriken, besonders aber die Anlegung der großen Gasfabriken, deren Abgang auf der Oberfläche herumschwimmt, und dem Auge und dem Geruch gleich unangenehm ist, endlich das Ruß- und Abfahren der Dampfschiffe, welche den erkelwaschen Ausbruch der schon genannten 145 Mündungen, welcher sich sonst vielleicht unschädlich zu Boden setzen würde, beständig aufrühren. Ohne Zweifel wird man also das fernere Schöpfen aus der Themse aufgeben; wie man aber denjenigen Theil der Stadt, der bis jetzt seinen Wasservorrath von derselben empfängt, mit diesem unentbehrlichen Bedürfniß versehen soll, ist noch nicht entschieden; ohne Zweifel wird, da die Regierung sich nicht damit befassen will, eine Privatgesellschaft gebildet werden. Man hat bereits eine Menge Pläne vorgeschlagen, wie dieser Zweck zu erreichen sey, vor allen aber verdient der des berühmten Malers Martin Ausmerksamkeit, nicht nur wegen seiner Ausführbarkeit, sondern auch wegen der damit verknüpften Winke, wie das von dem Fluße Colne herbeygeführte Wasser zu einem großen, öffentlichen Bad und zur Verschönerung der Parks und königlichen Gärten benutzt werden könnte, ein Plan, welcher besonders darum Beachtung verdient, weil es wahrscheinlich seine große Stadt gibt, die bey so großer Leichtigkeit ihm sich zu verschaffen des Wasserschmucks so sehr entbehrt. Manche behaupten, daß durch tiefes Bohren in den Mergel, welcher die Grundlage des Themsebeckens bildet, auf die leichteste Art eine unverfiegbare Wasserfülle zu gewinnen seyn würde.

Paris, 10. Mai.

(Fortsetzung.)

Als Dem. Sontag zu London das erste Mal auftrat, wurde die Parlamentseröffnung des Abends früh angekündigt, damit die Herrn, besonders die reichen Lords, doch den genußreichen Abend im Theater nicht zu versäumen brauchten. So weit geht der Dilettantismus oder vielmehr die Neugierde in Paris doch nicht; hier ist man schon mehr an große Virtuosen gewöhnt, und obschon es bey den Darstellungen der Sontag so voll war wie jetzt bey denjenigen der Malibran-Garcia, so waren doch desungeachtet die andern Theater auch nicht leer, und außerdem war von der Soirée und Konzerte eine Menge. Schwerlich werden irgendwo anders die Rossinischen Opern so vollkommen ausgeführt, besonders was das Orchester betrifft, als hier unter den Augen des Tonkünstlers. Eins der unter dem Namen Revues neu entstandenen Journale hatte neulich einen merkwürdigen Aufsatz über Rossini und seine Kompositionen. Der Verfasser sagt, was das Schicksal der Oper künftighin seyn werde, seitdem allmählig alle unbekannten Instrumente ins Orchester aufgenommen worden, und zur Verstärkung oder zur Veränderung der Opernmusik gebraucht worden sind. Nach Rossini sieht der Verfasser keine Veränderung mehr möglich, man müßte denn auf der einfachen Begleitung mit einigen Blasinstrumenten und einem Baße zurückkehren, wie die ersten Italiener ihre Opern setzten. Rossini, heißt es, hat den ganzen Umfang der Tonkunst erschöpft; darin ist er Mozart überlegen, daß er besser die Kunst versteht auf das Gemälde der Menge zu wirken, und sich allgemein beliebt zu machen. Hat er eine unerwartete Wendung, einen ungewöhnlichen Zug anzubringen, so wiederholt er ihn unter so mannigfaltigen Gestalten, daß die Zuhörer sich mit dem Neuen, Auffallenden vertraut machen. Auch läßt er nie die Aufmerksamkeit einschlummern, welches bey einer langen Oper sonst fast unvermeidlich war; seine Stücke sind beständig voll Bewegung, Leben, Geräusch, Abwechslung; er reißt den Zuhörer von einem Erstaunen zum andern hin, und läßt ihn nicht zu Gedanken kommen, als bis das Stück, das ihn in Entzücken gesetzt hat, zu Ende ist. Uebrigens den häufigen Gebrauch der Trompeten und anderer Blasinstrumente in den Rossinischen Opern spaßen die kleinern Pariser Journale beständig. So erzählt eins derselben, man habe Rossini gefragt, ob er die alten Kinder oder die neuen Dumineaux vorziehe, worauf Rossini geantwortet, er habe es mit den Dumineaux, weil bey diesen mit einer Trompete das Zeichen zur Abfahrt gegeben würde. Ein anderes will wissen, daß die Nachricht von Rossinis baldiger Abreise sich in Paris verbreitet und im Preise des Meßings ein Sinken von zehn Prozent bewirkt habe. Ich glaube aber schwerlich, daß Rossini ernstlich daran denkt Paris zu verlassen, denn wo anders würde sein Verdienst so anerkannt, gesteyert und belohnt werden als hier? Wen hier das Beyfallsgeschrey nicht begeistert so zu sagen die ganze Opernwelt. Alle großen Künstler Europas erscheinen hier nach und nach und zollen ihm den Tribut ihrer Bewunderung. Bey Hofe und in den großen Gesellschaften wird seine Gegenwart nachgesucht und dient zur Verherrlichung musikalischer Feste; die ausgezeichnetsten Sängerinnen, die jetzt leben, traten eine nach der andern hier auf, um durch seine Opern das Publikum zu entzücken. Auch andere Theater nehmen seine Musik auf, und von allen Seiten erschallen Rossinischen Singstücke und Rossinische Musik; sogar die Tanzvorsteher haben sich derselben bemächtigt und sie in Contretänze verwandelt. Wer wird nun den großen Maestro dereinst ersetzen? wahrscheinlich wird es ein noch größerer Maestro seyn müssen. So sehr indessen Rossini in Paris gefeiert wird, und so außerordentlichen Beyfall auch seine Opern erhalten, so ist man deßhalb doch nicht ungerecht gegen andere große Meister. Dieß zeigt sich bey den Konzerten, welche das Musikkonservatorium hält, der welche vorzüglich in dem großen Konzertsaale dieses Konservatoriums gegeben werden. Es haben sich nämlich die Meister und Schüler, welche zum Konservatorium gehört haben oder noch gehören, mit einander vereinigt, um alle zweyten Tage im Frühjahr ein Konzert zu geben; den Ertrag derselben theilen sie unter einander. Die ausgezeichnetsten Virtuosen, die Paris besitzt, lassen sich hier hören. Eins der ersten dieser Konzerte hatten sie dem Angedenken Beethovens gewidmet, und es bestand ganz und gar aus Beethovenschen Stücken, Symphonien, Kongerten, Ouvertüren u. s. w. Den Anfang machte die heroische Symphonie, die so gefiel, daß sie denn nächsten Konzerte wiederholt werden mußte. Dann wurde auch eines jener Konzerte dem Andenken Mozarts gewidmet und bestand gleichfalls ganz aus Stücken, die aus Mozarts Werken ausgewählt worden waren. Solche chrestomathische Konzerte gefallen jedoch den Künstlerinnern mehr als der großen Menge, die Abwechslung haben will, und eine verständigere und gefälligere Musik verzieht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Juni 1828.

Willkommen, willkommen
Am Rebengestade,
Du freundlicher Tag!
Dir töne die Harfe
Mit festlichem Klange!

Matthisson.

Das Liederfest zu Eßlingen.

(Fortsetzung.)

Nach dem einleitenden Gesange betrat Professor Gust. Schwab, Mitglied des Stuttgarter Liederkranzes, die Rednerbühne und sprach den Prolog, den wir hier unmittelbar folgen lassen.

Prolog.

Zu feiern einen Schmaus den Ohre
Durchzogen wir bekränzte Thore,
Gleich Kämpfern auf olymp'scher Bahn;
Den Musen, wie in alten Tagen,
Ist hier ein Lager aufgeschlagen.
Zum Wettsang strömt das Volk heran.

Wie heißt die Stadt, zu der wir wallen,
Mit ihren Thürmen, ihren Hallen?
O hätt' ich einen Pindarsmund!
Wie flöße mir am Tag der Lieder
Die Hymne von der Lippe nieder,
Und thät' ihr Lob den Horchern kund!

Erst eilt des Neckars leise Welle
Vorbey an einer kleinen Zelle,
Drin ruht ein Heiligengebein [1]:
Doch schon ist es ein Platz der Ehren,
Und mit des Reiches Glanze kehren
Schon deutsche Könige hier ein [2]).

Und bald, wie Staufens großen Söhnen
Verliehen wird ihr Haupt zu krönen,
Und nun die Schwaben Meister sind,
Da dehnet sich die enge Klause,
Da wurdest du im Königshause,
O Stadt! ein sorgenfreyes Kind.

Der Rothhart baut an deinem Thurme [3]),
Der Philipp nimmt in Kampf und Sturme
Doch deiner jungen Mauern wahr [4]),
Des größten Friedrichs Adler schmücket
Dein graues Thor und unverrücket
Bewacht es noch sein Löwenpaar [5]).

O Zeit des schwäbischen Gesanges!
Da rauschte brüderlichen Klanges
Das Lied zum Neckarwellenschlag;
Ein Meister war auch dir gegeben,
Du Stadt der Blüthen und der Reben,
Der sang von deinem Maientag [6]).

Auch dieses Haus ward jetzt gegründet,
In dem sich unser Lied entzündet;

1) Die Pfarrkirche von Eßlingen war ursprünglich eine Zelle, in welcher die Gebeine des Märtyrers Vitalis ruhten.

2) Der Gegenkönig Rudolph hält eine Versammlung in Eßlingen im Jahr 1077.

1) Mündliche Sage, durch die theilweise Bauart der Hauptkirche und ihrer Thürme wahrscheinlich gemacht.

2) Otto IV. verleiht Eßlingen das Stadtrecht 1200. Sein Gegenkönig Philipp hält daselbst Reichsversammlung. 1202.

3) Kaiser Friedrich II. umfing Eßlingen mit Mauern und Graben. Noch steht von ihm das „Wolfsthor," über dessen Bogen ein Adler, zu beyden Seiten des Thorwegs zwey in Stein ausgehauene Löwen, das Wappensymbol der Herzoge von Schwaben.

4) Der Schulmeister von Esselingen, Minnesänger, (Manes. II. 95 f.) singt „vom lichten Maienschein."

Der Staufe Heinrich baut' es aus [1]);
Doch fiel er vom geraubten Throne,
Da nahm sein Weib vom Haupt die Krone,
Und trat mit ihr in dieses Haus.

„Ihr Mönche! gebt dies Gold den Armen,
Ihr Mönche! flehe: um Erbarmen,
Fleht für die Seele meines Herrn!“ —
Werth ist dies Weib, das man sein denket,
Das auch der Krone Gold verschenket,
Als unterging der Ehre Stern.

Bald bleichten, Stadt! auch deine Sterne,
Als nun ein Henker in der Ferne
Das Beil für Staufens Enkel schliff;
Da sang der Meister deiner Schule:
Er warnte Gott auf seinem Stuhle,
Als Habsburg nach der Krone griff [2]).

Doch war in dem kein Feind gekommen,
Ein Bürgerfreund, ein Freund der Frommen;
Dir wurde Rudolph herzlich lieb [3]).
Er baut an Kirchen dir und Brücken,
Er stärkt die Burg in deinem Rücken,
Er sichert dich vor jedem Dieb.

Da wardst du groß im Lauf der Zeiten,
Und um dich buhlen, um dich streiten
Zween Könige mit Heeresmacht [4]).
Sie sprengen in des Neckars Fluten
Mit Roß und Mann, die Wasser bluten —
Im Frieden schaust du auf die Schlacht.

Im Frieden haust du kühn aus Quadern
Die Kirche [5]), die den Alt von Adern,
Den schlanken Thurm zur Höhe treibt;
Es stehn die hellen Fensterbogen,
Mit lichten Bildern überzogen,
In deren Glas die Sonne bleibt.

Nun waren deine Tempel fertig
Und ihres Gottes neu gewärtig;
Da zückt herein der Morgenstrahl,
Erneut, gereinigt ist der Glaube,
Es reifet deine dunkle Traube
Jetzt für den Kelch im Abendmahl [6]).

Und alles Schöne muß gedeihen,
Die Künste blühn, die Bürger reihen
Sich ein zum wackern Meistersang [7]),
Und lieblich läßt die Stimme tönen
Ein heller Chor von deinen Söhnen,
Gelehrig, zu der Orgel Klang [8]).

Zwar kam noch Manches, dich zu quälen,
Wovon die Enkel noch erzählen,
Und Krieg [9]) und Pest [10]) ging über dich;
Doch blieb dein stattlich Bürgerleben,
Und dein erfinderisches Streben
Rührt fröhlich an dem Strome sich.

Und auch vom Berg dein Nachbar droben,
Mit dem sich Fehde lang erhoben [11]),
Hat dir an Ehre nichts geraubt;
Sein gastlich Kind bist du zu schauen [12]),
Du lehnest dich, mit Selbstvertrauen,
Geschirmt an sein gekröntes Haupt.

Zeig' immer stolz dein Prachtgelände,
Die schmucken Werke deiner Hände [13]),
Dein Thal vom Segen Gottes voll,
Und deine grauen Alterthümer,
Der Burg und der Kapellen Trümmer,
Die Kindeskind noch schauen soll.

Du pflegst auch unsres Leides Blüthe,
Nimm unsern Dank für deine Güte,
Für gastlich aufgethanes Thor.
Den unsern soll dein Chor durchdringen,
Es hall' ein rein, ein kräftig Singen,
Ein Lobgesang in Aller Ohr!

1) Das Predigerkloster, von Heinrich VII. im Jahr 1233 gebaut. Als er 1235 wegen Empörung gegen seinen Vater abgesetzt, in einem Gefängnisse den Tod fand, gab seine Gemahlin Margarita ihre Krone dem Prior des Predigerklosters in Eßlingen, um sie unter die Armen auszutheilen.

2) Gott nu sieh se dinem Riche
Also das Er dir nit erschliche
Dinen Himel ane wer.
Schulm. v. Essel.
s. a. O.

3) Die Bürger nannten ihn zuletzt immer ihren lieben Kaiser.

4) Ludwig der Bayer und Friederich von Oesterreich im Jahr 1316.

5) Die Frauenkirche mit ihrem herrlichen, durch Quaglio's Zeichnung allbekannten Thurm, erbaut im Jahr 1440.

6) Eßlingen reformirte seit 1522.

1) Auch in Eßlingen bestand eine Meistersängerschule.

2) Dr. Lucas der ältere gründete im Jahr 1598 das Alumneum zu Eßlingen, dessen Zöglinge hauptsächlich in der Kirchenmusik unterrichtet wurden.

3) Melac's Einfall im Franzosenkriege von 1688; im Revolutionskriege das Treffen bey Eßlingen am 21. Juli 1796.

4) Im Jahr 1564 und 1614.

5) Die Grafen von Württemberg lebten in beständigen Kriegen mit der Reichsstadt Eßlingen. S. hierüber, wie über das bisherige: Geschichte der Stadt Eßlingen von J. J. Keller, Pfarrer in Pleidelsheim. 1814.

6) Seit 1802.

7) Eßlingen hat ausgezeichnete Fabriken.

(Der Beschluß des Aufsatzes folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's. *)

(Fortsetzung.)

So lange wir uns in der Nähe des Landes befanden, konnten wir begreifen, wie Seefahrer ihren Weg finden können; allein sobald völlig Alles, ausgenommen Himmel und Wasser, aus unsern Augen verschwunden war,

*) Um Irrung zu vermeiden, bemerken wir, daß das Buch: Adventures of Hajji Baba of Ispahan in England, by Morier, das in Edinburgh und in einer Uebersetzung in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird, eine Fortsetzung des Buchs ist, das unter dem Titel: Hajji Baba's Abenteuer in Deutschland schon seit 1824 bekannt ist.

Digitized by Google

was konnte sie da leiten? Indessen fingen wir an, einige Aufklärung über diesen Punkt zu erhalten, da wir an dem Tage, wo wir zuerst das Land aus den Augen verloren, entdeckten, daß das Schiff voll Sternbeuter war. Ungefähr um Mittag erschienen mehrere junge Leute, die wir als bloße Müßiggänger betrachtet, mit dem Astrolabium in der Hand auf dem Verdeck und beobachteten die Sonne. Sogar Knaben handhabten dieß Werkzeug der Weisheit; und nach der Art zu urtheilen, wie sie unsere Fragen beantworteten, schienen sie vollkommen überzeugt, daß wir auf dem rechten Wege und die Sterne unserm Unternehmen günstig seyen. Mohamed zog, um nicht unwissend zu erscheinen, ebenfalls sein Astrolabium hervor, allein es gelang ihm keine der Beobachtungen, die er in Isbahan anzustellen gewohnt war, denn er erklärte uns, die Gestirne haben sich verändert, und die, welche er jetzt sehe, seyen von denen in unserm Vaterlande völlig verschieden. Wir vermutheten jedoch, daß die Wissenschaft der Franken eine andere als die unsrige sey, und sie bemühten sich, uns den Unterschied zwischen Astronomie und Astrologie begreiflich zu machen. Obgleich wir unsere Schlüsse augenscheinlich aus derselben Quelle herleiteten, so schienen doch unsere Zwecke nicht dieselben zu seyn; denn da der Gesandte sich nicht wohl fühlte und Arznei zu nehmen wünschte, so sandte er zu einem dieser Sternseher und ließ durch den Mehmandar fragen, ob die Himmelskörper einem solchen Vorhaben günstig seyen? Er erhielt zur Antwort, daß ihre Wissenschaft sich nur auf die Bestimmung der Länge und Breite des Schiffs erstrecke, und das sie noch nicht gelernt hätten, welches der beste Augenblick sey, um den Magen Sr. Excellenz zu kuriren. Dieß gab in unsern Augen Mohamed Beg ein gewisses Uebergewicht, indem er bey dieser Gelegenheit ganz text nach einer besondern Berechnung entschied, daß Aderlassen und Abführen im gegenwärtigen Augenblicke mit völliger Sicherheit vorgenommen werden könne.

Wir konnten uns indessen immer noch nicht von unserem Erstaunen erholen, wenn wir einen Haufen unbärtiger Knaben mit der Astrologie beschäftigt sahen. Was in unserem Lande das Geschäft erfahrener Männer ist, die ihr ganzes Leben mit Beobachtung der Sterne und der Bestimmung passender Stunden für jede Handlung in dem Leben eines Menschen zugebracht, ward hier von bloßen Kindern unternommen. Man versicherte mir, daß einer dieser Beobachter mit dem Astrolabium in der Hand mir bis auf eine Meile genau den Ort, wo wir uns auf der Erde befänden, anzugeben vermöge, und um dieß zu beweisen, brauche er uns nur die Zeit zu bemerken, wo wir Land sehen müßten, es werde dieß, wie man erwarte, diesen Abend bey Sonnenuntergang der Fall seyn. Da wir nun mehr als eine Woche auf der See gewesen, verlangte uns sehr uns zu vergewissern, ob es denn wirklich Länder außer der Türkey und Persien gebe, und wir strengten demnach, vereint mit den englischen Astrologen, unsere Augen an um das Land zu entdecken. Endlich, gerade als eben die Sonne sich ins Meer gesenkt hatte, erschien ein Streif am Horizont, von welchem Jedermann versicherte es sey Land, und man rief mich, um mich von der Genauigkeit der Astrologen zu überzeugen. Mohamed Beg, der sich seiner eigenen Meynung nach für einen vollkommen so wichtigen Mann als Abu-Mazer, *) der Vater des Gespräches, hielt, zweifelte, und versicherte alle, die ihn anhören wollten, seine Wissenschaft habe große Vorzüge vor der unserer englischen Seeleute, da er im Stande sey vor Dingen zu bewahren die man nicht sehen könne, während die Engländer nur die Erscheinung sichtbarer Dinge vorauszusagen vermöchten. Und ich erinnere mich, daß Mohamed Beg bey dieser Gelegenheit einen merkwürdigen Streit mit dem Mehmandar hatte; als dieser versuchte, uns den Zweck der täglich um Mittag angestellten Beobachtungen zu erklären, versicherte er, diese Erde, auf der wir stünden, drehe sich um die Sonne, und doch ist es eine wohlbekannte, und von allen Gelehrten in Persien seit Jemschends Tagen angenommene Thatsache, daß die Sonne nichts anders zu thun hat, als sich um uns herum zu drehen. Ich kann mich nicht genau auf Alles besinnen, was beyde über diesen Gegenstand sagten, allein so viel erinnere ich mich, daß Mohamed Beg, den die Neuheit der Bemerkungen des Mehmandar verwirrte, die Unterredung abbrach und meynte, wenn er sich in Persien auf seinem eigenen Boden befände, würde er bald unbestreitbare Gründe für die Wahrheit seiner Behauptungen auffinden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Abu Mazer bedeutet auf Arabisch: der Vater des Gespräches; er war ein gelehrter Astronom und Astrolog und ist in Europa unter dem Namen Albumazer bekannt.

Frühlingszug.

Aus dem Felsen fort in Ferne
Haben Quellen sich ergossen,
Blumen sind emporgeschossen
Aus dem grünen Gras, wie Sterne.

Bienlein sind davongezogen
Aus des Stockes engen Räumen,
Vögel sind aus grünen Bäumen
In die blaue Luft geflogen.

Ach! wenn so mit tausend Freuden
Alles flieht in weite Ferne,
Möchtest, Seele, du nicht gerne
Aus dem engen Leibe scheiden?

A. Schöll.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun der bedeutendsten Erscheinung auf der königlichen Bühne Erwähnung thun, des Shakespearschen Richard des Dritten. Schon seit vielen Jahren hatte sich Herr Devrient mit diesem Charakter beschäftigt, der dem Kreise von Rollen, in welchem dieser Künstler sich am meisten als Meister zeigen zu können glaubt, angehört. Er wollte seinen künstlerischen Werken die Krone aufsetzen. Franz Moor, Schylock konnten als Vorstudien gelten. Als Angust Wilhelm von Schlegel im vorigen Jahre in Berlin war, ward die Sache näher besprochen, dem Dr. Fr. Förster war die Bearbeitung übertragen, und als die Direction endlich auf eine geschickte Weise erfunden hatte, wie die Geister im letzten Akt erscheinen, wie Richards und Richmonds Zelte zu gleicher Zeit gesehen werden könnten, lag dem Unternehmen keine Hauptschwierigkeit mehr im Wege, denn auch über das Kostüm konnte man sich bald vereinigen. Dennoch vergieng fast noch ein Jahr, ehe die Aufführung nach wenigen unzulänglichen Proben zu Stande kam. Eine erste Aufführung ist bei uns die Generalprobe, vor dem Publikum gespielt. Leider mißlang diesmal die Generalprobe. Hr. Devrient, durch unfreiwilligen Aerger kurz vor dem Auftreten verstimmt, außerdem heiser, konnte die schwerste aller Rollen nicht mit der Energie, wie er sonst wünschte, durchführen. Faßt zur Darstellung seiner andern Rolle bedarf der Schauspieler so sehr der Fähigkeit, vom einschneidendsten Flüstern an bis zur höchsten Wuth und zur Angst der Verzweiflung hin alle Nüancen der Stimme stets zu Gebote zu haben. Diese Fähigkeit ging Herrn Devrient durchaus ab, er mußte sich überschreyen, stieß die einzelnen Worte abgebrochen und heiser heraus, und es mißlangen ihm größtentheils die Scenen, in welchen Richard zu zeigen hat, daß er auch das Heldenschwerdt zu führen wisse. Das Ganze schleppte, die hervorstechendsten Scenen giengen eindruckslos verloren. Dem Eduard IV. Wittwe, Mad. Wolff, und die alte Yort, Mad. Krickeberg, sprachen so leise, so ohne alle innere und äußere Energie, und Mad. Schrbetz sonste, melodische Stimme pafte so wenig zu den wilden, sonnerlichen Flüchen der alten Margarethe, daß besonders das Klage- und Anathem im vierten Akt das Publikum fast zum lauten Ausdruck seiner Unbehagen gebracht hätte. Nur der Name Shakespeare, schien es, hielt die gebildeten Berliner zurück. Und da denn schließlich Richmond und die Geister mit Musikbegleitung kamen, nahm alles nach halb eilf Uhr ein gutes Ende. Der allgemeine Grundton dieser Aufführung war der der Mattigkeit und der Unsicherheit gewesen. Dennoch hatte das Publikum mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und seine Theilnahme, wo es nur irgend möglich war, laut genug bewiesen. Die zweyte Aufführung gelang den überfüllten Hause, nach vielfachen Abänderungen, einschiebungen, Verbesserungen und Schnellerem, ineinander greifenderem Spiele bedeutend besser. Besonders Herr Devrient war kaum wieder zu erkennen. So weit sie es noch vermag, stand ihm seine Stimme durchaus zu Gebote, er brauchte weniger ausschließlich nur mit den Augenbrauen, der schiefen Schulter, dem lahmen Beine und den Augen zu spielen, und nur gegen den Schluß hin mußte er sich mit Schreyen helfen, indem er in die Manier verfiel, mit welcher er die Gewissensangst im Majorat zu spielen pflegt, und die auch von seinem Offizier u. s. f. her bekannt ist. Dagegen gelangen ihm besonders die Scenen der Heuchelen, so daß in der That die naiven Erklärungen nicht mehr überfällig erschienen, in welchen der Dichter nach jedem solchen Auftritte den Richard selber sagen läßt, daß seine Demuth, seine Güte, Verträglichkeit, Frömmigkeit u. s. f. nur Verstellung sey, auf daß nicht auch der Zuschauer getäuscht werde. Bey allem aber ist anzuerkennen, daß Herr Devrient seiner beliebten Weise, jeden Ausdruck der Schlechtigkeit und Gräßlichkeit ins Extrem hinüberzuspielen, gänzlich entsagt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 14. Mai.

(Beschluß.)

Beethoven ist während seiner Lebenszeit von den Franzosen nicht nach Verdienst geschätzt worden. Die Handschen Symphonien waren im ausschließlichen Besitze des Rechts, die großen Konzerte zu beginnen, und erst seitdem diese so zu sagen abgenutzt und verbraucht worden sind, hat man sich nach andern Meistern umgesehen, und da ist denn die Wahl auf Beethoven gefallen, dessen Meisterwerke erst nach und nach den Franzosen klar wird. Die Kunstkenner sehen nun schon einen hohen Werth auf seine Kompositionen, die Popularität der für Jedermann faßlichen Handschen Symphonien werden sie jedoch in Frankreich nimmer erlangen. Für den Gesang ist in den letzten Jahren eine Anstalt in Paris emporgekommen, die bereits vieles leistet. Ein Hr. Choron, der schon lange eine Singschule angelegt hatte, und sich seine Mühe verdrießen ließ, um dieselbe zu erweitern, hat es endlich so weit gebracht, daß ihm von Hofe aus Unterstützung zu einer großen Singakademie für theatralische Musik bewilligt worden ist. Gegenwärtig besteht die Anstalt aus 150 Kindern, sowohl Knaben als Mädchen, wovon vierzig auf Kosten des Hofes dort ganz frey gehalten werden. Die andern wohnen nicht in dem Institute, sondern genießen nur den täglichen Unterricht. Choron hat den ganzen Winter hindurch Winterkonzerte gegeben, die sehr interessant waren, denn man hörte hier Stücke von Händel, Corelli und andern Meistern vortragen, von denen man höchst selten in Paris etwas zu hören bekommt, und Chöre von etwa achtzig jungen und frischen Stimmen sind auch etwas nicht gewöhnliches hier, denn die Theaterchöre sind selten gut besetzt. Es ist sehr zu wünschen, daß die Choronsche Anstalt dauernden Bestand haben möge; leider aber haben wenige Menschen so viel Beharrlichkeit als Choron, und nach seinen Absichten steht zu befürchten, daß sich die Anstalt nicht lange wird erhalten können. Auch steht man nicht wohl ein, welche Aussicht der Choronsche Unterricht, der sich hauptsächlich mit geistlicher Musik abgibt, den Zöglingen der Anstalt verschaffen kann, denn außer der königl. Kapelle gibt es keine andere besoldete dieses Faches. In Frankreich liebt man auch keine Musik in den Kirchen. Man müßte damit anfangen, den französischen Geistlichen festes in der Tonkunst zu unterrichten und ihnen einigen Geschmack dafür beyzubringen suchen. Vermuthlich aber wird die Choronsche Schule diesetben Dienste leisten, welche ehemals die Schulen der Singknaben bey den Domkirchen leisteten; aus diesen Schulen gingen nämlich zwar manche Singknaben hervor, allein diese Singknaben bekamen oft späterhin die Theaterröllinen und wurden Opernsänger; einige andere sich auch mit dem Tonsetzen ab und schrieben für Kirche und Theater. Mehrere ausgezeichnete Sänger der großen Oper in Paris sind in den Domschulen gebildet worden. Obschon also die Beförderung frommer Andacht der Zweck derjenigen ist, welche das Choronsche Singinstitut befördern und unterstützen, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Theater mehr Nutzen aus demselben ziehen werden als die Kirchen. Sic vos non vobis.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Juni 1828.

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum;
Es wünschte dich enthaltsam; folge stumm:

Goethe,
westöstlicher Divan.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen befanden wir uns ganz nahe an den Küsten einer Insel, die man Malta nennt, und welche früher, wie der Mehmandar uns sagte, einer Bande fechtender Derwische zugehörte, deren einziger Lebenszweck darin bestand, unnatürliche Gelübde abzulegen und gegen die Kinder des wahren Glaubens zu fechten. Eines ihrer ersten Gesetze war, nicht zu heirathen; wie konnten sie also fortdauern? Hätte man ihnen auch nur die Hälfte der Weiber erlaubt, welche der Prophet seinen Nachfolgern vergönnt, vielleicht blühten sie noch jetzt. Die Begierde, mit welcher wir die Küste betrachteten, als wir in den Hafen segelten, läßt sich besser begreifen als beschreiben. Wir sahen neue Männer, neue Weiber, neue Gebäude, wir hörten eine neue Sprache und neue Töne. Wenn sich alle Karavanen, welche durch Persien und Arabien ziehen, versammelten, so würde der vereinigte Schall ihrer Glocken nicht das ewige Geklingel übertönen, das sich von den zahlreichen Minarets hören ließ. Ismael Beg, der Nazir *), bemerkte sehr richtig, daß dieser Umstand allein schon unsere Ankunft in einem christlichen Lande beweise, weil sie hier ihre Glocken nach Gefallen läuten, während kein Hund unter ihnen es wagen würde, dieß in unsern Städten zu thun, ohne vorher die gehörige Erlaubniß erkauft zu haben, und er setzte noch hinzu, eine Anzahl von Glocken, wie wir sie in diesem Augenblicke läuten hörten, möchte ein artiges Einkommen für einen von des Schachs Söhnen abgeben.

Sobald das Schiff vor Anker lag, war das Erste, daß wir uns anschickten ans Ufer zu eilen; allein wie groß war unser Erstaunen und unser Unwille, als man uns sagte, daß eine unmittelbare Landung nicht erlaubt sey, und daß wenigstens vierzig Tage über unser Haupt gehen müßten, ehe man uns für rein erklären könne. Kaum hörten wir dieß, so geriethen wir in gränzenlose Wuth, und begaben uns alle zu dem Gesandten, um ihr freyen Lauf zu lassen. „In Allah's Namen!“ sagte ich als Sprecher der Uebrigen, „sind wir so weit hergekommen, um hier unrein genannt zu werden? Wir sind Muselmänner; bis auf diesen Tag haben wir von nichts Unreinem gehört; wir können durch nichts unrein geworden seyn als durch die Befleckung, der wir durch unser Leben unter diesen Christenhunden ausgesetzt gewesen. Im Namen des Propheten! — wir wünschen nach Persien zurückzukehren. Wenn es Euch nicht vergönnt ist, hier zu landen, so wird man Euch dieß noch viel weniger in England erlauben, da jenes ihre vorzüglichste Besitzung ist, auf welcher der Fuß ihres Thrones ruht.“ — „Ihr redet nicht unrecht, Hajji Baba,“ sagte der Gesandte zu mir in einem ruhigen Tone, der ihm nicht gewöhnlich war. „Auch ich bin aufs höchste erstaunt, allein das Geschäft des Schachs muß vollbracht werden; Koth in seinem Dienste zu essen, wird

*) Haushofmeister.

Digitized by Google

von nun an unser täglich Brod seyn, und wir müssen es essen und noch dazu sagen, Dank sey Allah! Der Mehmandar hat mir die Ursache dieser Anordnung verständlich zu machen gesucht. Er sagt, es sey eine Vorsichtsmaßregel gegen die Pest, und in allen Reichen von Frangistan dürfe man niemals davon abweichen, selbst nicht zu Gunsten eines Königs; wenn irgend Jemand versuche sich derselben zu entziehen, so werde er gleich einem wilden Thiere niedergeschossen und diese Ceremonie stände einem jeden von uns bevor, wenn wir den geringsten Widerstand wagen sollten; da die Sachen so stehen, was bleibt uns übrig, als in Geduld zu verharren? Diese Menschen haben keinen Glauben an Takdeer (die Vorherbestimmung). Sie mögen nicht sterben, wenn sie es vermeiden können, und die Wahrheit zu sagen, meyne ich, sie haben nicht Unrecht." „Aber wir haben keine Pest," rief Taki, der Ferasch (Teppichleger) aus. „Wir sind von Iran, wohin die Pest niemals kommt. Laßt sie die Thüren als unrein betrachten und Niemand wird ihnen widersprechen; aber wir sind Perser."

Mohamed Beg machte einige tiefsinnige Bemerkungen über die unwandelbaren Beschlüsse des Geschicks und führte den Koran auf eine sehr eindrucksvolle Weise an; zu gleicher Zeit setzte er hinzu, daß, wenn es nicht unsere Bestimmung sey, unsern Fuß auf die Küste von Malta zu setzen, so brauche nichts weiter darüber gesagt zu werden, und wir müßten uns die Begebenheiten gefallen lassen wie sie eben kämen.

Dieß besänftigte unsere Ungeduld, welche noch mehr gedämpft ward, als wir erfuhren, daß wir am nächsten Tage unsere Reise in einem weit größern Schiffe fortsetzen sollten; man zeigte es uns wirklich und es sah in der That einem schwimmenden Schlosse ähnlich. Was wir daran sahen, erfüllte uns mit Erstaunen, und das Schiff, auf welchem wir uns jetzt befanden, sank sehr in unsern Augen, da wir auf jenem in allen Ecken und Winkeln Kanonen über Kanonen in so großer Anzahl erblickten, daß, wenn wir einen treuen Bericht davon gäben, Niemand in Persien uns Glauben beymessen würde. Wir begriffen nun zum ersten Male wie es zuging, daß die Engländer Besitz von Indien genommen, und hielten es für ausgemacht, daß die Geschichten alle, welche wir gehört, sie würden von alten Weibern beherrscht, grundlos seyn müßten. Mit solchen Kanonen und solchen Schiffen, wer wollte da nicht die Welt erobern?

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Während des Mittagessens sangen zwey junge Harfenistinnen. Sie hatten keine üblen Stimmen, aber die unmelodische Accentlosigkeit der französischen Sprache fiel mir hier zum ersten Male auf. Dicht vor den Fenstern hielt ein venetianischer Bilderhändler seine Bude, und seine beyden Gehülfen, noch Knaben, sangen Italienisch aus so voller und tiefer Brust, daß sich hier das verschiedene Naturell der beyden Nationen in einem sehr nahen Gegensatz berührte. Der Tanz, der eigenthümliche Ausdruck französischen Behagens, nimmt ungefähr dieselbe Stelle wie bey den Italienern der Gesang ein, und die außerordentliche Anlage beyder Nationen zu diesen Erhebungen ihres gewöhnlichen Lebens mag wohl die aller andern Völker übertreffen.

Ich hatte, ohne zu wissen was ich that, in dem Bureau der Messagerie generale einen Platz im Banquette genommen, d. h. oben auf dem Wagen, für einer solchen Höhe, daß wenn wir einen Ort passirten, ich den Leuten bequem in den ersten Stock sehen konnte. Beym Auf- und Niedersteigen mußte jedesmal eine Leiter angelegt werden. Ich schlief meiner üblen Lage und des Lärms wegen, den der Konducteur und ein Sekretair des Bureaus der Messagerie mit ihren politischen Meynungen machten, nur wenig. Die Namen Villèle, Peyronnet und Corbière drängten sich auf diesen ungewaschenen Lippen. Der Konducteur war früher Soldat gewesen und besaß noch etwas von der Rauheit seines ehemaligen Metiers. Von der außerordentlichen Lebhaftigkeit der französischen Nation erfuhr ich hier die überzeugendsten Beweise. Die Gesellschaft im Innern des Wagens sprach so viel, daß die verwirrten Stimmen wie ein heftiges Summen zu meiner Höhe drangen, meine Nebenmänner schwatzen unaufhörlich und die Munterkeit der Postillone war so groß, daß sie bald durch die Fistel, bald im ächten französischen Baß sich theils untereinander, theils mit ihren Pferden unterhielten. Ich, der ich ohne allen Schutz bald vom Regen, bald von der Sonne zu leiden hatte, verwünschte die ganze Gesellschaft, die Einrichtung der Messagerien und meine Reise. Nur die vortrefflichen Mahlzeiten, die, den Wein abgerechnet, die am Rhein noch übertreffen, hielten meine gebeugte Seele aufrecht.

Von Chalons aus wird die Gegend immer einförmiger. Mich interessirte diese ungeheure Ebene, die jene von Wahlstatt und Leuthen in Schlesien noch weit übertrifft. Ich dachte an die entscheidende Schlacht, die sie einst getragen hatte, aber vergebens suchte mein Auge den Hügel, um den so heftig gekämpft wurde, und den Bach, der von Blut anschwoll. Chalons ist lebhaft und zum großen Theil wohlgebaut. Wir ruhten hier und ich fand

Digitized by Google

Gelegenheit, meine Reisegefährten, die ich noch nicht alle gesehen hatte, zu mustern. Zuerst fielen mir zwey Damen auf, die ohne hübsch zu seyn sich durch die höfliche Art auszeichneten, mit der sie bei Tafel die Honneurs machten. Ich bemerkte dann vier Offiziere der Pariser Garnison, in bürgerlichen Kleidern, mit ächt französischen Gesichtern, d. h. starken und etwas stumpfen Zügen, vollem Haar, lebhaften Augen und großen Backenbärten, die sich über ihren neuen Obristen lustig machten, von dem sie behaupteten, daß er besser zur Bedienung des Priesters in der Messe, als zu der des Geschützes passe. Sie fragten sich untereinander, ob sie oft die Kirche besuchten, was alle spottend bejahten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Liederfest zu Eßlingen.

(Beschluß.)

Auf diesen Prolog folgten vier Lieder: „Stimmt an mit hellem hohem Klang," „Wir sind ein festgeschlossner Bund," „Sind wir vereint zur guten Stunde," und „Was ist des Deutschen Vaterland." Als sie gesungen waren, trat ein Mitglied des Eßlinger Liederkranzes, Konrektor Pfaff auf, und entwickelte, nachdem er die erste Wiederkehr des Liederfestes freudig begrüßt, und das Wesen des vierstimmigen Männergesanges gegenüber von anderer Musik bezeichnet hatte, in lebendigem Vortrage rasch die Hauptmomente der Geschichte deutschen Volksgesanges. Der Raum erlaubt uns nicht, diese Rede in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen; doch stehe hier der Schluß. Nachdem der Redner dem Minnegesang und dem spätern Volksliede gehuldigt, schilderte er die traurige, verkümmerte Zeit, welche die Gräuel des dreyßigjährigen Krieges herbeyführten, „wo gleich dem Leben auch die Poesie steif, abgeschmackt, unnatürlich war, obgleich das kleinste Städtchen seinen Poeten hatte, und kein Ehebund geschlossen, kein Kind geboren werden, Niemand sterben konnte, ohne daß ein solcher Versemacher mit tiefen Bücklingen sein wohlgereimtes Carmen überreichte."

„Mögest du nie wiederkehren," fährt er dann fort, „du gute, alte Zeit, wie man dich wohl auch zu nennen pflegt; wir wollen uns begnügen mit der neuen Zeit, die uns ein frevels, frisches, kräftiges Leben wiedergebracht hat; wenn sie auch neue Lasten mit sich führte, so hat sie doch auch die alten Fesseln gesprengt, und zwangloser bewegt im weiten Kreise sich der Sterbliche."

„Schon darum wollen wir sie freudig begrüßen, weil sie das holde Himmelskind, den Gesang, einführte in unsere Mitte; ein theures Geschenk hat sie uns gegeben, wir aber wollen es auch treulich hegen und pflegen. Was die Gemeinheit schuf, was schaler Witz erfand, was Schmeicheley den Mächtigen der Erde weihte, das töne nie in unserem Kreise; ernst sey und würdig unser Gesang, dem Herrn der Welten, der über und die schützenden Flügel breitet, dem Vaterlande, das uns vereint, dem Bunde, der uns zusammengeführt, und jedem Schönen, Guten und Edeln sollen unsere Lieder tönen; doch auch die heitere Freude, wenn sie sittsam naht, und nicht mit wilden Tönen roher Lust, auch sie sey willkommen in unserm Kreise, willkommen, wenn sie uns singt von zarter Liebe, von Frühlingslust und von des Herbstes süßen Gaben!"

„So blüh' und wachse denn du froher Liederbund! breite dich aus über alle Gauen unsres Vaterlandes, daß es überall und lange Jahre noch erklinge, wie hier in unserem Kreise: „Hoch lebe deutscher Gesang!"

In diesen bekannten Kanon stimmte der Sängerchor nach dem letzten Halle des Rednerwortes gewaltig ein. Es folgten noch zwey Lieder: „Schön ists, für dich, mein Vaterland" und „Freudig wallt zur ew'gen Tugend," den Schluß der ganzen Feyerlichkeit, die nicht über anderthalb Stunden gedauert, machte der Choral: Nun danket alle Gott.

Jetzt begab man sich zum Mahle in die verschiedenen Gasthöfe der Stadt, wo ebenfalls mehrfacher Gesang ertönte; hierauf versammelten sich um drey Uhr Nachmittags die Liederkränze, jeder aus seiner Herberge mit Gesang heranziehend, noch einmal auf dem schönen Spaziergange, der mitten in der Stadt an dem Kanale des Flusses, in dem sich die schönsten öffentlichen Gebäude der Stadt spiegeln, unter doppelten Reihen alter Lindenbäume sich ausbreitet. Hier, umwogt von einer Menge von Einwohnern und Fremden, ließen sich noch die einzelnen Vereine hören und damit endete das Fest. Aber der schöne Maientag lockte ins Freye, wo noch manches Lied erklang, bis Abends die Fremden heimzogen. Die Macht des Gesanges hatte sich auch diesmal erprobt; der Tag ging in ungestörter Ordnung vorüber, so groß auch die Zahl der Zuhörer selbst aus den unteren Ständen war; ungetrübte Heiterkeit und anständige Fröhlichkeit herrschte überall, und jeder Fremde verließ das Fest mit Dank gegen die Stadt, die ihn so freundlich aufgenommen, und wenn er scheidend auf das herrliche Thal zurückblickte, da s im Glanze der Abendsonne hinter ihm lag, so konnte er den Wunsch nicht unterdrücken, daß es möglich gemacht werden möchte, hier auch die künftigen Liederfeste fortdauernd feyern zu können.

Aus Jean Pauls Nachlaß.

An dem Geburtstage ist der Mensch gut, wenn er Zeit hat allein zu seyn; was könnte nicht in Fürstenseelen dieser Tag legen, wenn man ihnen Zeit ließe sich und ihren Stand zu bedenken. Aber gerade am wichtigsten Tage werden sie am wildesten gestört, und der Tag darauf ist sogar noch schlechter.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

Die hiesige Gazette des Pays-bas theilte vor einigen Tagen aus dem Amsterdamer Handelsblatte einen Artikel mit, in dem man sich über die sehr irrigen, die Einwohner Brüssels und der Umgegend einer rohen Gesellslosigkeit beschuldigenden Angaben eines Briefs beschwerte, der im vorjährigen Novemb verbreitete den Morgenblättern. Nr. 265—267 erschienen ist, und aus diesem auch in das Weimarsche Journal für Literatur, Kunst und geselliges Leben übergegangen zu seyn scheint. In Beziehung auf das Morgenblatt bemerkt dabey unsere Zeitung, es sey um so auffallender diesen Brief hier zu finden, da dieses Blatt zwar Nachrichten aus fast allen Ländern Europas, aber fast nie aus den Niederlanden enthalte, und fügt dann hinzu: „wenn wir auch eben so viel Unwillen als der Redakteur des Handelsblatts darüber fühlen, daß solche Ungereimtheiten bey einem wahrhaft gebildeten und im Rufe vorzüglicher Weisheit stehenden Volke auf unsere Rechnung gesetzt werden, so wundern wir uns doch weniger, seitdem wir aus den Berichten eines deutschen Reisenden über Holland vernommen haben, in Amsterdam sperre man die unartigen Kinder in Porzellangefäße ein, und seit uns ein anderer aus Belgien im Jahre 1826 erzählt hat, in Brüssel treffe man in den Kaffeehäusern mehr Damen als Herrn an, jene ganzen ohne alle Begleitung hin, und in den Parks werde, besonders während der Dstiefe, Niemand zugelassen, der nicht einen besonders Schlüssel dazu habe.

Einfender dieses kennt die deutschen Werke nicht, in denen diese Seltsamkeiten vorkommen, und wäre geneigt, sie für eine Erfindung des Journalisten zu halten, wenn er nicht selbst Gelegenheit gehabt hätte zu erfahren, wie oft ein vorgefaßtes Urtheil, ein einzelner, zufälliger Umstand, ein unvollkommen vernommenes Gerücht die Ansicht des flüchtig Durchreisenden bestimmen. Wer erinnert sich nicht an Frau von Staël, die unbedeutend am Rheine auf das Schiff wartet, das sie nach Deutschland überfegen soll, und zu der eine gute alte Frau, eine Deutsche, gelassen sagt: „wozu der Lärmen?“ Zum Umschiffe liegt auch auf dem jenseitigen Ufer alles voll Schnee, und der Postillon stößt schmetternd kaltig ins Horn. Nun kann natürlich Deutschland nur ein schlagmatisches, kaltes, unbarmensches Land seyn, und doch wird nachher als der Liebling der Nation Goethe aufgestellt, von dem doch die gesteigerte Schicklichkeitslehre wohl nicht sagen will: daß er sich die Anmerkungen der Deutschen durch Petersen und unbarmenschte Kälte erworben habe. So spricht auch unser Landsmann in seinem Briefe aus Brüssel, auf den Glauben an die ersten, gänzlich entstellten Gerüchte hin, von „ächt türkischen Abscheuthaten, tobender Tanzwuth und brüllenden Bauern“ im Anschauen einer in Flammen aufgehenden Meierey, und scheint doch auch nunmehr belehrt darauf, der „stillen herzlichen Freude, die auf allen Gesichtern zu lesen war,“ weil man die Wiedervertheilung der „wegen ihrer Mildthätigkeit so hochverehrten“ Königin unmittelbar genossen genieße. Wird aber der Brüssler, der in seiner Königin die Mildthätigkeit so hoch verehrt, sie denn selbst gar nicht üben? An Vorkehrungen gegen Feuersbrünste läßt es die Regierung einer Stadt, in welcher sich neue, allmögende Quartiere wie durch Zauber erheben, auch wohl nicht fehlen, und wäre der heitere Korrespondent nur wenige Zeit länger in den Mauern Brüssels geblieben, so würden ihm die öffentlichen Blätter über die Umstände jenes Ereignisses besser belehrt haben. Aber das Ganze sollte wohl nur ein Scherz seyn, wie sich dies auch aus andern Stellen des Briefes nachweisen ließe. Der Verfasser kann es daher nur fremdlich aufnehmen, wenn hier Einiges zur Berichtigung seiner Ansichten über das hiesige Volk mitgetheilt wird. Die Belgier sind ja auch ein Zweig des großen, weitverbreiteten germanischen Stammes; sie unwillig beurtheilen, diese ein Glied der Familie widerrechtlich anfechten, und wenn der hiesige Journalist sich, unbekannt seines Unwillens, doch so verbindlich über unsere Nation äußert, so würden wir dem Rufe der Gründlichkeit und Wiederthätigkeit, der und überall im Auslande ehrt, wenig entsprechen, wenn wir hier nur wegwerfend, abwehrlich wollten, ohne dem wirklich Verbundenen einige Aufmerksamkeit zu widmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Schon Herrn Devrients äußere Erscheinung war nicht wie im Franz Moor, im Gaterexistlaven, widerwärtig; man kann es sich als möglich denken, daß durch die süßen Schmeichelreden und das rauhe Gesicht solch eines Richard, verführt, die klagende Anna von ihrer Wuth abläßt und ihm in das Ehebett folgt, in welchem sie keine Stunde ruhig schlafen kann. Ausgezeichnet gelang jedesmal die Scene mit den Mördern des Clarence. „Nun, meine wackern, tüchtigen Gesellen,“ sagt er mit seiner Freude, daß man sieht, in der Gesellschaft solcher zu jeder Arge sten That unmittig entschlossener Bursche seg ihm zum ersten Mal wohl. Er findet sich unter Wahrverwandten, deren sympathetischer Zug es ist „Mitleidszähre zu weinen wie die Narren Thränen.“ Ich hab euch gern, Bursche! ist das erste Wort, das ihm von Herzen geht. Ueberhaupt ließ Herr Devrient das Bewußtseyn der Scheußlichkeit, daß ihm alles gelingen müsse, bis nach der Krönung überall deutlich hervorscheinen. Fehlt der Ausdruck dieser selbstbewußten Energie, so würden wir den Richard nicht ertragen können; so aber werden die meisten Zuschauer wünschen, daß dem Richard sein Werk gelinge. Erst als der hochgestiegene Bukingham schwierig wird, beginnt er unruhig zu werden, als ihn die Mutter verflucht, stiert er ins Leere; seine Festigkeit verläßt ihn, er wird wild, fährt ohne Ueberlegung auf; verliert in sich, brütet, ohne zu wissen über was, sinnt sich zuletzt mit der Schwäche seines Feindes zu trösten, und vertraut der Stärke seines erprobten Heldenarms, bis die Geister erscheinen. Alle diese Züge gab Hr. Devrient, so weit sein körperlicher Zustand es erlaubt, mit den mitunterstarken Zeichen innerer künstlerischer Inspiration, denn aus Reflexion nen geht sein Spiel nicht hervor. Das gräßliche Erwachen nach Erscheinung der Geister im letzten Akt war in allen zwey Darstellungen der am wenigsten gelungene Theil, dagegen glänzte die Scene nach der Krönung im vierten Akt desto mehr hervor. Der Uebergang von dem Richard, der noch beruhigt, schmeichelnd und verführt, zu dem herrischen, blutdürstigen, mißtrauischen, wilden, aufbrausenden ist meisterhaft; weniger kann das Vorspiel zu dieser Umwendung, die Anklage Staufrds gefallen. Hier fehlte der Ausdruck geistiger Ueberlegenheit, für die ein fast freischendes Geschrey nicht genug ist. Bey der dritten und vierten Aufführung fiel wegen Unwohlsichkeit der Mad. Seydel die Rolle der Margarethe aus, und was man kaum glauben sollte, das ganze Stück gewann dadurch für die Dauer; alles Interesse concentrirte sich mehr und mehr auf Richard, da sich der Vorbereiter auch noch demüht hatte, alle anderweitigen Interessen wegzulassen, und die Handlung, wie Goethe es schon für den Hamlet vorschlägt, zu vereinfachen. Durchaus führend blieb nur immer die Art und Weise, wie Hr. Beschort den Buckingham ereuirt, indem er an die Manier erinnerte, in welcher er vortrefflich den Perin in „Donna Diana“ gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Juni 1828.

Einen Nachen seh' ich schwanken.
Aber ach! der Fährmann fehlt!
Frisch hinein und ohne Wanken!

Schiller.

Mein Kahn.

Ein Kahn hängt festgebunden
Bey einem goldnen Meer,
Da schlagen die Wellen hinauf, hinab,
Und tanzen um ihn her.
Sie kommen geschwommen sonnenhell,
Komm mit, du leichter Kahn!
Sie ziehen vorüber, lustig schnell,
Wer hand so fest dich an?

Der Kahn, der mag wohl schwanken
Und schweben an seinem Band,
Die Kette schnellt, er springt zurück,
Muß bleiben am harten Strand.
Bleib rubig, gute Fahrt, nur,
Dich löset sonst kein Mann,
Und keiner weiß das Meer als ich,
Der ich dich lösen kann.

Ein Abend wird erscheinen,
Geschmückt, wie eine Braut;
Da gehen die Meereswellen hoch
Und plaudern hell und laut,
Da gehen die Wolken alle weg,
Und steigen leicht empor,
Und über'm weiten Wasserplan
Tritt fernes Land hervor.

Die Wellen werden stille,
Und trinken Sonnengold;
O wie so selig Alles hinab
Zum fernen Lande rollt!

Da komm' ich an's Meer, und löse den Kahn,
Schon hab' ich das Ruder zur Hand;
Wer hat mich lieb? Wer steiget mit ein?
Weit fahr' ich in's Wunderland!

A. Schöll.

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Der Weg wurde immer einförmiger. Kleine Dörfer der geschilderten Art, unermeßliche Kornfelder und Weinberge bedeckten das Land. Ich dachte mit Erstaunen an den ungeheuren Ertrag einer solchen Erndte. Gegen Mittag wurden Landhäuser sichtbar, Lustgärten und sorgfältig angestrichene Wirthschaftsgebäude. Wir fahren in eine Reihe elender Häuser ein und sind in Paris.

Die Vorstellung, an einem Ort zu seyn, der seit 150 Jahren der Vulkan war, aus dessen Krater so viel Verwüstung und Erleuchtung strömten, bemächtigte sich meiner Gedanken, so ermüdet ich auch von der anstrengenden Reise war. Ich eilte nach dem Palais Royal und den Tuilerien. Es war noch Tag, wiewohl der Abend ziemlich grau und früh herabkam.

Als ich in den Garten der Tuilerien trat, that sich mir in ihm allerdings der imposanteste und prächtigste Anblick auf, den ich in der Mitte einer Stadt geahnt hatte. Das Schloß selbst machte einen geringen Eindruck. Mein Auge hatte sich gewöhnt, die Verhältnisse eines großen

Digitized by Google

Gebäudes über dem Aufwand seiner Maſſe nicht zu vergessen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist der Pallaſt der Tuilerien bey dem Mangel einer architektonischen Einheit in seiner Anlage und eines schönen Mittelpunkts, bey dem schlechten Geschmack, der sich in dem Verhältniß der Kuppel und des Theils, auf dem sie ruht, in der Höhe und Weite des ganzen Gebäudes ausspricht, ein sehr mittelmäßiges Werk der Kunst. Ohne den zauberischen Garten mit seinen hesperischen Bäumen, seinen Fontainen und den einzigen großen Alleen, wäre der Anblick des Ganzen für das Auge ermüdend. Das Geschmackloſeſte und Auffallendſte an diesem Königsſitz iſt ſein Dach mit den unnützen und unſchönen Verzierungen. Das Berliner Schloß iſt in einem weit beſſern Styl gebaut als die Wohnung des Bourbonſchen Königsſtammes, obwohl es freylich viel kleiner iſt und im Ganzen betrachtet durch ſeine Höhe, die überaus ſchlechten, ſchmutzigen Höfe, und die nach Süden zu nicht günſtige Lage zu viel Maſſe zeigt, ſo zu ſagen vom Licht freyer und ſchöner Verhältniſſe zu wenig durchbrochen iſt. Die Ausſicht auf die Tuilerien iſt aber von keinem Punkte aus ſo ſchön, als die von der Brücke des großen Churfürſten auf die öſtliche oder alte Seite des Berliner Schloſſes. Der Garten der Tuilerien und die übrige nahe Umgebung iſt aber in eben dem Maße bedeutender, als Frankreich unter Ludwig XIV. mächtiger und intereſſanter war als Preußen unter Friedrich I.

Ich ſuchte mir am andern Tage eine Wohnung. Ein Haus von mittlerer Größe, mit ungeheuern Zetteln bekleibt, ſchien mir für meinen Zweck ziemlich wohlgelegen, da es von einem der Boulevards nur wenige Schritte entfernt war. Eine kleine weibliche Figur, ſehr braun und beweglich und in ihrem Betragen einer Berliner Schneidermamſell, wie dieſe auf dem Theater gegeben werden, nicht unähnlich, zeigte mir ein Zimmer im erſten Stock, erzählte mir, die Eigenthümerin des Hauſes ſey eine Deutſche, die ihre Landsleute vorzüglich begünſtige, und forderte als Monatszins einen ziemlich mäßigen Preis. Das Zimmer war nach franzöſiſcher Art und von der Einrichtung ähnlicher Wohnungen in Deutſchland durchaus verſchieden meublirt. Der Fußboden beſtand aus Stein, die Wände waren mit ziemlich guten Tapeten belegt, ein Marmortiſch nahm ſich nicht übel aus, aber ein Vorhang von rauſchender Seide verbarg ein ſehr ſchlechtes Bett, die Stühle ſtanden kaum auf ihren Beinen feſt, und obwohl angeblich das Zimmer bisher von einer Dame bewohnt geweſen war, ſo lag doch Alles voll Staub und Schmutz. Außerdem hatte der Ofen eine ſo ſchlechte Lage und Einrichtung, daß dieß Zimmer im Winter gar nicht zu bewohnen geweſen wäre. Ich beſuchte meine Wirthin oder die Bourgeoiſe, wie ſie der Portier nannte. Sie empfing mich in einem eleganten Kabinet, ſprach vollkommen Franzöſiſch und konnte in Haltung und Betragen ſehr wohl für eine Franzöſin gelten. Als ich meine Landsmannſchaft geltend machte, ſprach ſie deutſch, aber ſo ſchlecht und gebrochen, daß ich mein Erſtaunen nicht verhehlen konnte. Ihr Mann, ein Commis im Miniſterium des Auswärtigen, ein trockener, ernſthafter Franzoſe, verſtand Italieniſch und Engliſch, Deutſch aber, obwohl er lange in Dresden geweſen war, kein Wort. Die Schweſter der Frau vom Hauſe hatte ihre Mutterſprache ebenfalls faſt vergeſſen, und erſt in einer etwas vertraulichern Unterhaltung ſprach ſie fertiger, und, was mich ſehr beluſtigte, im weſtphäliſchen Dialekt. Das Plattdeutſch hatte von dieſen zartgeſchnittenen franzöſirten Lippen einen ſehr komiſchen Ton.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortſetzung.)

Ehe man uns aus dem kleinern Schiffe in das größere brachte, erhielt der Geſandte einen Beſuch von dem Gouverneur der Stadt, welcher, ſobald er ſich neben dem Schiffe befand, auf eine gelbe, oben auf unſerm Maſte befeſtigte Flagge deutete, als Entſchuldigung warum er nicht an Bord komme, da dieß, wie wir erfuhren, ein Zeichen der Unreinheit war. Er ließ ſich durch den Mehmandar entſchuldigen, daß es nicht in ſeiner Macht geſtanden, den Geſandten an der Küſte ſeinem Range gemäß zu empfangen; allein er verſicherte uns aufs Neue, daß alle die Quarantaine betreffenden Verordnungen ſo ſtrenge ſeyen, daß ſelbſt ein Engel, wenn er aus der Türkey käme, nicht als rein betrachtet werden würde. Er endigte ſeine Rede, indem er ſich aufs angelegentlichſte nach dem Befinden des Schahs und dem politiſchen Zuſtande Perſiens erkundigte. Hierauf verſicherte Mirza Firouz, der es für ſeine Pflicht hielt, eine ſo ſchmeichelhafte Rede zu beantworten und zugleich den Flor ſeines Vaterlandes in das beſtmöglichſte Licht zu ſetzen, dem Gouverneur, daß nach den letzten Nachrichten das Gehirn des Schachs ſich in dem vollkommenſten Zuſtande der Geſundheit befunden, und er ſich eben in ſeinen Pallaſte zu Sultanieh über die Ankunft von zwanzig Maulthierladungen von Rebellenhäuptern erfreut habe, welche man ihm aus den aufrühreriſchen Provinzen Khoraſſan und Mazanderan geſandt, die ganz von ſeinen ſiegreichen Truppen verwüſtet worden ſeyen, ein Triumph, den man den Bemühungen von Sr. Majeſtät fünf und zwanzigſtem Sohne verdanke. Er hoffe, daß dieſe Neuigkeit des Gouverneurs Herz mit Freude erfüllen und allgemeine Zufriedenheit in England verbreiten werde. Der Gouverneur erwiederte, daß dieß ein unerhörtes Glück ſey, und ſo weit es uns möglich war unſern Dollmetſcher zu verſtehen, machte er den Umſtänden angemeſſene Komplimente. Er hielt es dann für nöthig uns ſeinerſeits

Digitized by Google

auch einige Mittheilungen zu machen, welche, was er auch davon denken mochte, für unsere Ohren nicht sehr günstig lauteten. Nach dem, was uns klar davon ward, wüthete ein Bürgerkrieg in England, denn er erzählte uns mit großem Entzücken, daß die Vezire des Schachs von England, welche, wie es scheint, eben so wie in der Türkey über seine Heere befehlen, einen entschiedenen Sieg über ein aufrührerisches Volk, die „Opposition“ genannt, erhalten haben. Der Mehmandar gab uns weitläuftige Erklärungen über diesen Gegenstand, welche wir durchaus nicht verstanden. Doch war es klar, daß die Aufrührer noch mächtig blieben, da sie nach des Gouverneurs eigenem Bericht, obgleich täglich geschlagen, doch nicht zerstreut wurden. „Ha,“ rief Mohamed Beg, „die Franken mögen so viel es ihnen beliebt von ihrer Regierungsweise schwatzen; hier ist doch augenscheinlich ein großer Mangel an morgenländischer Weisheit; ein wenig Tutiai Dowlet oder Staats-Collyrium *) möchte ihnen sehr nöthig seyn, und bey Allahs Segen! Ihr“ dabey wandte er sich zu Mirza Firouz, „Ihr seyd der Mann sie die Anwendung desselben zu lehren!“ Sobald der Gouverneur Abschied genommen, liefen wir uns an das neue Schiff führen. Ungern trennten wir uns von unsern Freunden auf dem kleinern Schiffe, welche sehr zu wünschen schienen uns nach England begleiten zu dürfen; allein sobald wir uns in Sicherheit auf dem Verdecke des großen befanden, verdrängten Entzücken und Erstaunen alle andern Gefühle.

Der Gesandte ward an Bord des Schiffes mit großen Ceremonien von dem Kapitän empfangen, der ein alter Mann war und, wie wir vermutheten, uns zu Ehren sein Haupt mit einem weißen Staube bestreut hatte, der auf eine so geschickte Art angebracht war, daß er nicht herunterfiel. Welchen andern Beweggrund als Demuth konnte er dieben haben? Er stand mit abgezogenem Hute, augenscheinlich um seinen Staub zu zeigen, und hielt schöne Reden, und um zu beweisen, daß er sich nicht blos auf Worte beschränke, befahl er eine ungeheure Kanonensalve abzufeuern. Hierauf führte er uns allenthalben auf dem Schiffe herum, wo wir Alles fanden, was das Herz des Menschen wünschen kann, ausgenommen Pferde und ein grünes Feld um darüber hinzujagen. Wir sahen hier fast dreymal so viel Kanonen als auf dem vorigen Schiffe und Menschen genug, um eine von unsern Städten zu bevölkern. Es gab auch Weiber, allein nicht in großer Anzahl; in der That waren ihrer so wenige, wie man uns sagte, daß man die Anstalten in unsern Haremš hier hätte umkehren können, und gehörig vertheilt, wären wenigstens fünfzig Männer die Sklaven einer Frau gewesen und hätten ihren Haushalt gebildet. Am Bord herrschte ein Ueberfluß, als hätten wir den Bazar von Ispahan in der Nähe gehabt, um uns mit Vorrath zu versorgen. Wir hatten Früchte aller Art, so viel Milch und Butter, als ob die Gezelte der Iliaten in unserer Nachbarschaft aufgeschlagen wären, und Wein und Fleisch in großer Menge.

Alles zusammengenommen, sezte uns das Schauspiel, welches wir hier vor Augen hatten, in größeres Erstaunen als alles, was wir bis jezt außer unserem Lande gesehen. „Ach,“ sprachen wir, „hätte unser Schach nur ein solches Schiff im Caspischen Meere, er würde die Väter der Russen verbrennen!“ „Inschallah! möge es Gott gefallen!“ ward von allen Anwesenden wiederholt, und wir lebten der Hoffnung, daß wenn wir uns nur erst in England würden angewöhnt haben, es nicht schwer seyn möchte den Schiffbau zu lernen; sahen wir doch, daß die Türken, welche von Jedermann als die Esel des menschlichen Geschlechts anerkannt sind, sie zu bauen verstehen, und wir gedachten, daß ja die Perser mehr Geschicklichkeit und Talent besitzen, als die übrige Welt zusammengenommen.

(Die Forezung folgt.)

*) Collyrium, Antimonsumpulver, wird von den morgenländischen Weibern gewöhnlich zur Stärkung der Augen gebraucht, und häufig spottweise als eine Arzney solchen empfohlen, die sich durch ihr Betragen als Beamte dem Tadel aussetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April und Mai.

(Fortsezung.)

Von der Bühneneinrichtung wollen wir nur der ersten Scene im fünften Akt Erwähnung thun. Hier galt es, zwey Lager feindlicher Heere neben einander auf die Bühne zu bringen. Die Vorrichtung ist einfach und zweckmäßig. Hohe Felsen trennen die Zelte, die ganz vorne zu beyden Seiten stehen. Am vordersten Felsen erscheinen die Geister, die dadurch erst gegen Richard ihren Fluch, dann aber mit leichter Wendung gegen Richmond ihren Segen aussprechen können. Auch Decorirte wandelnder, mehlbestreuter Geister sieht weg, und diese Scene verfehlte niemals ihre Wirkung. Um nun auch einiges über die Bearbeitung zu sagen, so hat Herr Dr. Förster glücklich zwey Extreme vermieden, welche von den Einen und Andern als der einzig richtige Weg gepriesen werden. Es gibt viele, für welche es keine größere Sünde gibt, als von dem geliebten Dichter auch nur eine Zeile wegzustreichen, ein Bild, ein Gleichniß auszulassen. Sie wollen den ganzen Shakespeare auf der Bühne sehen, als wenn es darauf ankäme, die Geschichte der Poesie zu studiren. Kein Schimpfwort soll fehlen; es wäre ihnen ein Kapitalverbrechen, wenn Richard einmal weniger als „Aff,“ oder „Molch,“ auch wohl als „wüstes Schwein“ bezeichnet würde. Durchaus, auch in Robberten das gänzliche Widerspiel der Franzosen zu seyn, erscheint ihnen als ein unantastbares urtheilloses Verbrechen. Sie würden es gern sehen, wenn Anna den Richard, wie Shakespeare vorschreibt, anzuspeien nicht unterließe. Andere da-

Digitized by Google

gegen behaupten, das Shakespearesche Drama dürfe nur die Grundlage bleiben, auf welcher ein anderes Gebäude zu errichten sey, und wir bedürfen eines deutschen Duci zur Bearbeitung Shakespearescher Dramen. Was uns betrifft, so wissen wir dem Bearbeiter Dank, sich zu keiner dieser Meynungen hingeneigt zu haben, und sollten wir ihm einen Vorwurf machen, so wäre es nur der, noch nicht genug weggelassen, gestrichen, vereinfacht, und die Schlegelsche Uebersetzung, die zu Grunde gelegt ist, nicht genug zum Bühnenvortrag verdeutlicht zu haben. Zur Verdeutlichung des Ganzen trug der sonderè ein Prolog bey, den Mad. Stich als Britannia zwischen den Gräbern des alten Nord und seines zarten Knaben Rutland, so wie Heinrich des Sechsten und seines Sohnes Eduard recitirte. Er rief kurz den Kampf der weißen und rothen Rose ins Gedächtniß zurück, und indem er zugleich den tieferen Sinn der diesen Kampf beschließenden Tragödie aussprach, ist er in jedem Sinne gelungen zu nennen. Auch muß sey es nun vergönnt, einiges über den inneren Sinn des Stücks zu sagen. Nur durch solches Bemühen vermag die Theaterkritik sich ihrer jetzigen Gemeinheit zu entheben und sich ihres alten Adels wieder würdig zu bezeigen; doch schlimm ist es, daß sie solches Vorhaben noch immer beym Publikum um Erbarmnis bitten werden muß. Es ist schon häufig gesagt worden, daß die sophocleische Antigone zuerst das Wesen des Staats und im Fall der Kollision sein tragisches Verhältniß zu den ewigen Rechten der Familienliebe darstelle. In der modernen Welt ist es besonders Shakespeare, der zuerst Staatsinteressen zum eigentlichen Inhalt von Tragödien macht, und auch ihr Verhältniß zur Familie wieder zur Anschauung bringt. Denn bey den spanischen Dichtern wird zwar auch von Brüdern, Gatten, römischen Freunden, Machtsprüchen der Fürsten, von Familie und Staat gesprochen, doch immer nur in Bezug auf Ehre oder Liebe; Untreue z. B. ist nicht Unsittlichkeit, sondern Verletzung der Ehre. Die Dritten dagegen haben Familie und Staat, diesen weltlichen Inhalt jedes Menschenlebens, wieder zum Inhalt ihrer Tragödien gemacht. Wer solchen Inhalt nicht hat, ist ein Caliban. Viele Shakespearesche Stücke beschränken sich auf Familieninteressen, deren allgemeiner Boden das bürgerliche Leben und die Gesetze des Staats sind; Julia und Romeo, Lear, Othello u. s. f. sind die bekannteren, bey andern aber machen Staatsinteressen den Hauptgegenstand aus, und Familienbande schlingen sich nur in untergeordneter Weise hindurch. Weniger ist dieß noch in Coriolan und im Macbeth der Fall, ganz schon im Julius Caesar, aber in den eigentlich vaterländischen Stücken geht das Unrecht gegen Familie und Staat Hand in Hand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, Mai.

(Fortsetzung.)

Einen Beweis ihrer regen Theilnahme an den Leiden ihrer Mitmenschen gaben die Brüsseler schon bey eben jener Feuersbrunst; ein unglückliches Zusammentreffen mehrerer Umstände hatte es unmöglich gemacht, die einzeln stehende, kleine Maierey zu retten. Einige Tage nach dem Unfalle gingen nun ausgesehene Bürger von Haus zu Haus und sammelten Beyträge ein, damit der Verlust so schnell als möglich wieder ersetzt würde. Billig aber wird die Menschenliebe einer Bürgerschaft nicht nach augenblicklichen Aufwallungen des Mitleidens, sondern nach den Stiftungen beurtheilt, die für Jahrhunderte gegründet, ihre segensreiche Wirkung auf alle Generationen ausdehnen, und hier muß sich gleich die hiesige Stadt dem aufmerksamen Reisenden von einer sehr vortheilhaften Seite darstellen, denn unter allen Verschönerungen, die seit der Entstehung des Königreichs einige Theile von Brüssel ganz umgewandelt haben, verdient vielleicht keine mehr seine Aufmerksamkeit, als ein imposantes Gebäude in der untern Stadt, nicht weit vom Kanale und vom Wilhelmsthore. Es sind dieß die kaum erst vollendeten großen Hospitäler, oder die Hospitäler des großen Beginenhofs. Solcher Beginenhöfe (beguinages) gab es seit Jahrhunderten in mehreren belgischen Städten. Sie bildeten ein eigenes Quartier, in das sich fromme Frauen, die aber kein unwiderrufliches Gelübde ablegten, zu einem Leben einsiedlerischer Abgeschiedenheit und zur Ausübung christlicher Tugenden zurückzogen. Nicht überall wohnten sie in einem einzigen Gebäude oder Klosters; zuweilen waren es nur aneinandergereihte kleine Häuser, neben denen sich auch andere Bürger anbauten, und dann wohlbejahrte Frauen, die sich dem Gewühle der Stadt für den Rest ihres Lebens entziehen wollten, bey sich in Kost und Wohnung aufnahmen. An diese Häuser stieß ein Hospital für arme Kranke, deren Pflege sich die Beginen mit einem immer musterhaft gebliebenen Eifer widmeten. Im Mittelpunkte des frommen Quartiers durfte natürlich die Kirche nicht fehlen, von ihr war eigentlich die ganze Anlage ausgegangen, und damit und hier im Kleinen der Ursprung der Städte, so wie ihn die niederländische Geschichte häufig berichtet, recht vergegenwärtigt werden möchte, war der Beginenhof von den übrigen Theilen der Stadt durch eine Mauer, einen kleinen Graben und durch Thorwege getrennt, die jeden Abend verschlossen wurden; also wirklich eine Stadt in der Stadt. In dem Brüsseler großen Beginenhofe (denn an einer andern Seite der Stadt lag ein sogenannter kleiner) lebten im fünfzehnten Jahrhundert etwa tausend Beginen. Während der Religionskriege, als Brüssel eine Zeitlang eine protestantische Obrigkeit hatte, wurde er zerstört, und erhob sich erst wieder am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts aus seinem Schutte. Neben einem Krankenhause entwirft er auch ein Asyl für alte Frauen, die früher nicht gebettet hatten, aber nun arbeitsunfähig, und mithin der Hülfe ihrer Nebenmenschen bedürftig waren. Das Ganze beruhte auf frommen Stiftungen. Die modernisirende Hand der Zeit, die draußen allmählich alles umgestaltete, schien an diesen stillen Wohnungen vorübergegangen. Nur die französische Revolution verfuhr auch hier schonungslos. Die ganze Anstalt litt viel, auch wurden im Umkreise mehrere Häuser aufgeführt, die mit dem klösterlichen Charakter der übrigen sehr im Widerspruche standen, doch konnte noch vor wenigen Jahren ein Freund träumerischer Erinnerungen an vergangene Zeiten hier eine Stunde in der angenehmsten Stimmung zubringen, und trat er aus den engen, dunklen Straßen in die Kirche und sah vor den Altären und in den stillen Winkeln des sodann Gebäudes die Frauen in ihrer altertümlichen, schwarzen Tracht auf den Knieen liegen, so wurde die Täuschung vollkommen. Endlich aber fand man eine gänzliche Umschaffung in mehr als einer Hinsicht rathsam. In den engen Straßen und düsteren, unbequemen Wohnungen war die Luft nicht so rein, als die Verpflegung der Kranken und Alten es erforderte, auch konnte die Stadt aus den Veränderungen mehrere Vortheile ziehen. Wo noch vor Kurzem unregelmäßige, den Einsturz drohende Gebäude am Rande eines trüben, schleichenden Wassers sich hinzogen, erhebt sich nun eine Reihe schöner Bürgerhäuser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 13. Juni 1828.

Ich habe Leidenschaften, warmes Blut,
Wie eine Andre, und ich kam als Königin
An diesem Land zu leben, nicht zu scheinen.
Schiller.

Skizzen aus Portugal.

Charlotte, verwittwete Königin v. Portugal.

Zur Zeit der französischen Invasion war Portugal in einen Zustand der Erniedrigung und in eine Starrsucht versunken, die nirgends in Europa, selbst nicht in Spanien ihres Gleichen hatten. Seit dem Marquis von Pombal konnte kein Mann von überwiegender Einsicht ins Ministerium kommen, und es war ein großes Unglück für Portugal, daß alle Minister, die auf Pombal folgten, unfähige und moralisch verdorbene Menschen waren; Männer ohne Patriotismus, ohne Gefühl für den wahren Ruhm ihres Herrn und einzig damit beschäftigt, ihr eigenes sowohl als das Glück ihrer Familien zu gründen.

Bey der unerwarteten Kunde von dem Einfalle der Franzosen ward der Hof bestürzt und suchte sein Heil in der Flucht; das Volk sah mit Stillschweigen der Abreise seiner Herrn zu und empfing die fremden Truppen in einer würdigen, ernsten Haltung. Sobald es aber nur die Möglichkeit sah, die verhaßten Fremdlinge aus dem Lande zu treiben, zeigte es einen Muth und eine Ausdauer, die eines bessern Lohnes würdig gewesen wären. Unausgesetzt und unermüdet kämpften die Portugiesen an der Seite der Engländer; ihr Blut floß auf den Schlachtfeldern, ihr Hab und Gut ward geplündert, ihre Wohnungen zerstört, und dieß Alles ertrugen sie mit einer unvergleichlichen Geduld; sie hatten nur einen Zweck, sie dachten blos an die Vertreibung ihrer Feinde und wollten von ihrem rechtmäßigen Herrn keine andere Belohnung als eine Verbesserung ihrer politischen und bürgerlichen Verhältnisse.

Mehr denn jemals gewährte dieses unglückliche Land zur Zeit der Revolution von Oporto einen traurigen, düstern Anblick. Durch die Revolution schien ein neues Leben in Portugal zu beginnen; das Volk erinnerte sich mit großem Selbstgefühl der Zeiten des Ruhmes, der Zeiten, wo die alten Cortes das Glück des Landes begründeten; der Monarch selbst ward von der allgemeinen Bewegung der Geister ergriffen und schien ernstlich die moralische und politische Verbesserung seines Landes zu wünschen. Unglücklicherweise wurden alle diese Hoffnungen getäuscht; sie wurden getäuscht durch jenes außerordentliche Wesen, dessen großer Geist so viele gigantische Plane geschmiedet und ausgeführt hat; sie wurden getäuscht durch die sonderbare Mischung ausgezeichneter Talente und gefährlicher Eigenschaften in der Person der Königin Mutter. Diese Frau, welche treu den Lehren ihrer ehrgeizigen Mutter folgte, greift so innig in die neuesten Schicksale Portugals ein, daß die folgende Skizze ihres Lebens und Wirkens willkommen seyn wird.

Charlotte, Infantin von Spanien und verwittwete Königin von Portugal, ward geboren am 25sten April 1775; sie ist demnach neun Jahre älter als ihr Bruder Ferdinand VII. Von ihrer frühen Kindheit an zeigte die Infantin dieselben Neigungen, dieselbe Lebhaftigkeit des Geistes, die ihre Mutter auszeichneten. Ihre außerordentlichen Fähigkeiten erregten allgemeine Bewunderung;

Digitized by Google

mitten unter den Zerstreuungen eines ausschweifenden, verdorbenen Hofes wußte sie sich mannigfaltige und ausgebreitete Kenntnisse zu erwerben. Mit zwölf Jahren bestand sie vor ihrem Großvater eine Prüfung, welche wegen der Gegenwart des Hofes und der fremden Gesandten in gewisser Beziehung eine öffentliche genannt werden kann; es wurden ihr Fragen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der Geographie vorgelegt, sie wurde in der lateinischen, französischen, spanischen und portugiesischen Sprache examinirt, und die Richtigkeit ihrer Antworten setzte alle Zuhörer in Erstaunen. Zu diesen Kenntnissen kam noch, daß sie sehr zierlich und geläufig sprach, und ihre Schrift war ausgezeichnet schön.

Einige Monate nach diesem Examen ward sie dem Prinzen Johann, Infanten von Portugal angetraut, und 1790 in ihrem fünfzehnten Jahr verfügte sie sich zu ihrem Gemahl nach Lissabon. Von neun Kindern, die sie hatte, leben jetzt noch sechs. Hier folgen ihre Namen und die Zeit ihrer Geburt: Marie Therese, geboren den 29. April 1793; Don Petro d'Alcantara, Kaiser von Brasilien, geboren am 18. Oktober 1798; Maria Franziska, geboren den 20. April 1800, verheirathet mit dem Infanten Don Karlos von Spanien; Isabella Maria, die ehemalige Regentin, geboren den 4. Juli 1801; Don Miguel, Regent, geboren den 23. Juli 1805; Anne de Jesus Marie, geboren den 23. Dezember 1806 und an einen portugiesischen Edelmann verheirathet.

Kurz nach der Geburt des ersten Kindes brachen Zwistigkeiten aus zwischen Johann VI., damals noch **Prinz von Brasilien** genannt *), und seiner Frau. Im Jahr 1806 ward ihr Zwist öffentlich und es erfolgte ein Bruch, der bis zum Tode des Königs gedauert hat. Während dieses ganzen Zeitraums bewohnten Beyde besondere Appartements und man sah sie nie zusammen außer im Jahr 1822, wo sie sich der Schicklichkeit wegen bey Gelegenheit der Feyerlichkeiten, die durch die neue Ordnung der Dinge veranlaßt wurden, zusammen im Theater zeigen mußten. Wir schweigen von der skandalösen Chronik.

Wenn die Prinzessin von Brasilien Feinde an dem Hofe ihres Gemahls hatte, so hatte sie von der andern Seite sich auch eines großen Anhangs zu erfreuen; diesem Anhange schrieb Johann VI. das Komplott von 1805 zu, welches zum Zwecke hatte, ihn seiner Würde als Regent zu entsetzen. Er war zu dieser Zeit in tiefe Melancholie verfallen, die höchst wahrscheinlich häuslichem Verdruß zugeschrieben werden muß; er suchte die Einsamkeit, zeigte sich wenig dem Volke, und war gegen seine gewöhnliche Weise schwer zugänglich. Er hatte sich nach Alentejo begeben, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Seine Feinde suchten das Gerücht zu verbreiten, er leide an einer Geisteskrankheit; sie hatten den Plan, ihn der höchsten Gewalt zu berauben und dann die Prinzessin von Brasilien an seine Stelle zu erheben. Johann war schnell wieder hergestellt und kehrte nach Lissabon zurück, als eben die Polizey die Verschwörung entdeckt und die gedruckten Proklamationen mit Beschlag belegt hatte. Eine gerichtliche Untersuchung fand statt; aber der gute Fürst wollte Niemanden ums Leben bringen lassen; blos einige der Verschwornen wurden verbannt. Jose Anastasio, einer der ersten Polizeybeamten, und einige andere, welche die Verschwörung entdeckt hatten, wurden zu Mafra vergiftet, der erste mit einer Schüssel Brocoli und zwey andere durch Chokolade. Daher das warnende Sprichwort, welches man wohl noch heutigen Tages hört: hütet euch vor den Brocoli und dem Chokolade zu Mafra (Gardate dos brocolos y chocolade de Mafra.)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Königin Maria, seine geisteskranke Mutter, starb erst 1816.

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

In dem Hause wohnten Engländer, Griechen und Polen, und da die Gänge eng und dunkel waren, so lief man häufig aneinander, wobey die Entschuldigungen in den verschiedensten Tönen vorgebracht wurden. Der Portier erschien, ein munterer wohlgebildeter Franzmann, sehr reinlich und schnell, und erbot sich zu allen nützlichen Diensten. Ich hatte auf dem Wege ein leichtes Fieber bekommen, das jeden Abend wiederkehrte und anfing mich besorgt zu machen. Eine junge Französin in diesem Hause behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und Gutherzigkeit, die ich von den untern Klassen der Berliner Einwohner nicht leicht Jemand versprechen könnte. Dazu war dieses Mädchen, obgleich die Tochter eines Schäfers auf dem Gute meines Hauswirthes, in ihrem Betragen einem biessgen Stadtkinde vollkommen gleich und von gutem Anstehen.

Ich besuchte das théâtre français; Esther wurde gegeben. Ich nahte mich diesem Hause mit gespannten Erwartungen, weil hier seit langer Zeit der Sitz dessen gewesen ist, worauf die französische Nation vorzüglich ihr Optimat in der europäischen Literatur gestützt hat. Das Aeußere des Gebäudes imponirt nicht, das Innere hält mit dem Berliner Opernhause keinen Vergleich aus. Die Versammlung war zahlreich und ich kam ziemlich früh, so daß ich das Vergnügen hatte, den ansehnlichen Raum schon erfüllt zu sehen. Die Anwesenheit so vieler geputzten Damen machte einen festlichen Eindruck, den man in deutschen Theatern nicht erwarten darf. Mich zog dieser Glanz häufig vom Spiel ab, ja ich muß gestehen, daß mey-

Digitized by Google

rere sehr hübsche Damen in meiner Nähe mich mehr interessirten, als alle dumpfen, schwarrenden und aufschreyenden Exklamationen des unnatürlichsten und leersten aller dramatischen Spiele. Ich begriff kaum, wie eine Nation, die in der Hervorbringung natürlicher Produktionen eine so ungemeine Fertigkeit besitzt, in Bezug auf die künstlerische Plastik so trocken und langweilig seyn kann. Ich hatte von dem affektirten Heroismus, der prüden und kalten Grazie ihres Spiels oft gelesen, aber doch keinen solchen Winter des Lebens in ihnen vermuthet, der, wie um des Sommers zu spotten, sich mit Kränzen von Seide und Papier schmückt, und mit dem rothen Absatz seines sommerlichen Schuhs auf Schnee geht. So viel man auch über die Art, wie sich die französische Nation politisch und literarisch vom Mittelalter losgerissen hat, wissen mag, der Mangel aller Poesie in einem so großen und geistvollen Volke, in welchem ursprünglich die Mischung der romanischen Bildung und des germanischen Lebens von dem Verhältnisse beyder in Spanien und Italien wenig verschieden war, ist schwer zu begreifen. Die moderne Poesie, oder vielmehr die Tiefe des modernen Geistes, aus der sie herausgekommen ist, fehlt ihrem Wesen ganz. Ihr Erbtheil aus der romanischen Welt ist vielleicht um so reicher.

Den außerordentlichen Beyfall, den sich Lafon bey seinem Publikum an diesem Abend erwarb, konnte ich nicht theilen. Mir fiel dabey Napoleons Ausspruch ein, er würde Corneille, hätte er zu seiner Zeit gelebt, zum Fürsten erhoben haben. Von diesem Dichter wird jetzt auf der französischen Bühne wenig oder nichts mehr gegeben, und doch ist er derjenige, dessen Poesie durch den Schimmer von Romantik, der noch in ihr glimmt, den jetzigen Bestrebungen näher steht, vor allen aber durch seinen mehr herrischen als galanten Charakter, durch seinen Sinn für Freyheit und politische Größe seine Landsleute heutzutage mehr interessiren sollte als Racines weiche Grazie und Voltaire's antithesenreicher Styl.

Ich besuchte eine Dame aus Belgien, deren Mann in der französischen Marine gedient hatte. Ich war ihr durch einen Geistlichen, ihren Verwandten, empfohlen worden. Ihre Anmuth und Güte, und das Vertrauen, das ich zu ihr faßte, machten uns schnell zu Bekannten. Ich wünschte das kirchliche Publikum von Notredame kennen zu lernen, und wir fuhren in die große Messe. Ich konnte mein Erstaunen über die fast völlige Leere der ungeheuren Räume nicht verbergen. „Alle Vornehmen, die mit dem Hofe im Verbindung stehen, und namentlich alle Militär- und Civilbeamten sind in andern Kirchen, wo sie besser gesehen werden.“ Die andächtige Menge bestand aus Kirchenarmen, Krüppeln, und alten und jungen Frauen.

Ich hatte bey der Nachhausefahrt mit meiner neuen Freundin ein langes Gespräch über die Gleichgültigkeit der Franzosen gegen die Religion und die Mittel, welche Regierung und Geistlichkeit ergreifen, um wenigstens in der nächsten Generation eine andere Stimmung hervorzubringen. Das Streben der zurückgekehrten Dynastie und namentlich des jetzt regierenden Königs, den kirchlichen Institutionen mehr Einfluß und Festigkeit zu geben, sind in Deutschland so allgemein ein Gegenstand des Tadels, man legt dieser frommen und gerechten Absicht so einseitige und weltliche Motive unter, daß es der Mühe werth ist, jene Bestrebungen und diese Urtheile näher ins Auge zu fassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingsabend.

Der Sonnenglanz verweilt auf Auen,
Und goldner Regen träuft von Bäumen;
Indeß sich Abendwolken bauen,
Will noch vom Tag die Erde träumen.

Die Erde lächelt hell, der Himmel
Hat kühlen Thau ihr eingeflößet;
Ihr Athem wehet leicht, der Himmel
Hat ihr den Gürtel sanft gelöset.

Bald schläft sie ein mit nassen Wangen,
Die letzten Lichter werden sinken;
Da wird sie reine Nacht umfangen,
Und hell des Mondes Auge blinken.

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Aprit und Mai.

(Fortsetzung.)

Man ist gewohnt, bürgerliche Verhältnisse, politische Machinationen das prosaische Leben zu nennen; in dieser Prosa erscheinen sie den Shakespeare nicht. Der moderne Staat, seine dem Sinne der neuern Zeit gemäße festgewordene Verfassungen sind noch nicht vorhanden, die unterschiedlichen Seiten, aus deren friedlicher Vereinigung die Verfassung sich bilden soll, gähren noch durcheinander, und gerade dadurch werden diese Gemälde poetisch. Nichts steht fest, alles wird erst durch Individuen hervorgebracht, befestigt, bestritten, der Zustand ist im Ganzen der feudalistische, alles ist an Individualität gebunden, und erhält sich nur durch ihre Kraft. Die englische Konstitution ward zwar durch die Plantagenets schon ausgebildet, aber diese Seite des politischen Lebens berührt Shakespeare nicht, und äußerdem war die Verfassung noch nicht das alles Beherrschende, Belebende, der Kampf um die Krone macht den wichtigsten Punkt aus. Die Ersigeburt ist

Digitized by Google

zwar als Recht anerkannt, aber dieß Recht hat noch nicht solche Gewalt, daß es keinem in den Sinn käme, dieß Recht zu verletzen. Hier ist es denn die Beeinträchtigung der Familienbande, welche das Unrecht verdoppelt und die stärksten Geister zu Grunde richtet. Eben so anerkannt wie das Recht der Erstgeburt ist auch die Macht und Heiligkeit der Majestät; aber auch gegen diese Macht wird durch die eben so mächtigen Paare angekämpft, und wir sehen denn Wechsel der Herrscher, die widerrechtlich den Thron besteigen, steten Verrath, Abfall, innerliche Kriege, augenblickliches Gelingen, baldigen Untergang; die Individuen entschließen sich zu dieser oder jener Partheo, von Familieninteressen, Hasszucht, Treue, Liebe, Edelmuth, Tapferkeit getrieben, und haben das Schicksal zu dulden, das ihren Stamm, ihre Parthei trifft. Bis zu Richard dem Dritten hin stürzt uns Starkefaust das Schicksal von recht getrübten Häuptern vor; der Klang treuster Liebe des Dichters für sein Vaterland, „dieß Land der Majestät, den Sitz des Mars, dieses zweyte Eden, dieses halbe Paradies," durchzieht alle diese Gedichte, bald klagend, bald rühmend und anfeuernd; und die ewige göttliche Gerechtigkeit schwebt über dieser Welt voll Schuld, Kraft, Tüchtigkeit, Härte, Grausamkeit, Zartheit, Liebe und Innigkeit. Das innere Weben des englischen Staates ist der unsichtbare Rinder, der über Tod und Leben aller Leiden Meer spricht. Wir sehen König Johann mit Hintansetzung seines zum Throne berechtigten Neffen Arthur sich mit dem goldenen Reif die Stirne zieren; sein Volk, die Großen stimmen ihm bey und er besiegt Frankreich, nimmt den Neffen gefangen, trotz dem Papste; doch er läßt den Neffen morden, und nun hilft ihm seine zweyte Krönung nicht mehr, die Großen fallen ab, die Franzosen besiegen ihn, und wir sehen früher das Gift der obigen That ihm innerlich aufgezehrt hatte, stirbt er endlich vor unsern Augen als wirklich vergiftet. Blutrod der Zweyte steht mit vollem Rechte auf dem Thron, und so heilig ist ihm die Majestät, daß alle Fluth des Meers nicht könne den Bassan vom gesalbten König waschen, und der Athem sterblicher Männer nicht den geweihten Stellvertreter des Herrn zu entsehen vermögen. Doch er hat sich ungerecht, üppig, leichtsinnig, unköniglich, verschwenderisch erwiesen, und der beleidigte, strenge, tapfere Bolingbroke besiegt und entsetzt ihn. Mit halber Schuld und halbem Recht setzt sich Heinrich der Vierte auf den sehr geworbenen Königsstuhl des erworbenen Richard nieder. Seiner Seele thut weh, daß er sein Glück mit Blut besorgt sieht, und er will ins gelobte Land wallfahrten. So bleibt auch seine ganze Regierung ein fortdauernder, fortgesetzter Kampf gegen die stetigen, sich getränkt fühlenden Vasallen; „sein ganzes Regiment war nur ein Auftritt, das diesen Inhalt spielte." Seinen Thronerben hält er für eben so leichtsinnig, verschwenderisch, gegen Recht und Sitte anstürmend wie Richard, und er stirbt, wenn auch nicht erwartet, kommt in Angst und Sorge, und hat noch den Schmerz des Wahnes zu ertragen, daß sein Erstgeborner sich die Krone noch vor seinem Tode habe aufs Haupt setzen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, Mai.

(Fortsetzung.)

Wie gerne man aber auch das Düstere dem Heiteren weichen sieht, so könnte man doch diesen Einbruch in die ehrwürdige Wohnung des Friedens und der Menschenliebe nur bedauern, wenn nicht neben jener Häuserreihe das neue Hospitziengebäude mit seinem großartigen Charakter die Zuversicht einflößte, daß die alten Stiftungen noch regelmäßiger als vorher zu den vorgeschriebenen Zwecken verwandt werden. Der einzige Vorwurf, den man diesem Gebäude gemacht hat, ist eine Pracht, die sich mit der Bestimmung desselben nicht wohl zu vertragen scheint; man könnte nun beynahe von Bruxel sagen, was man häufig über London bemerkt hat, daß die Armen hier besser wohnen als der König. Ohne die nur Seite liegenden Gärten und Nebengebäude hat es auf 400 Fuß Länge 260 Fuß Breite. Das Innere theilt sich in zwey Abtheilungen. In der einen wohnen die früher im Beginenhofe verpflegten alten Frauen, in der andern alte Männer, die bis dahin in einem ehemaligen Mannsstifte zusammen lebten. Jede Abtheilung bildet, um einen sehr geräumigen, mit Rasen und Blumenbeten versehenen Hof, ein länglichtes Viereck. Rund umher ruht auf Pfeilern aus massiven Steinen eine Halle, unter welcher sich auch bey dem schlechtesten Wetter die Bewohner in freyer Luft bewegen können. Im Mittelpunkte wohnt der Oekonom, so daß er nach allen Richtungen hin die Anstalt überblicken kann. Die soliden Pfeiler und Gewölbe, die breiten, aus großen Quadersteinen zusammengefügten Treppen, die marmornen Fensterfasteln, die im edelsten Styl aufgeführte Kapelle, alles zeugt wirklich von einem Reichthum, den man der Verwaltung verweigern müßte, wenn nicht der Verkauf der unbenützten liegenden Gründe für Bäuserschläger allein eine fast hinlängliche Entschädigung aufgebracht hätte. Fünfhundert Personen sind bereits aufgenommen, unter diesen bezahlen mehrere jährlich eine Summe, die nach der Bequemlichkeit ihrer Wohnungen steigt, und ihre Zahl wird sich, bey der wirklich musterhaften Pflege, wahrscheinlich noch vermehren. Die Leser erwarten keine umständliche Erwähnung aller hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten. Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, alle erbieten sich auf dem Vertrage jener Stiftungen, die von dem frommen Geiste der Vorfahren zeugen. Das Zutrauen in die Unverletzlichkeit dieser Stiftungen ist in den letzten dreyßig Jahren durch ungerechte Eingriffe geschwächt worden, daher sich von dieser Seite die Menschenliebe der Einwohner vielleicht nicht mehr so thätig bewährt; dagegen haben diese Zeiten zwey andere Anstalten entstehen, die beweisen, daß immer noch derselbe Geist, nur von den Umständen anders bedingt, unter den Bekäfelern lebt. An die Erwähnung dieser Anstalten knüpft sich ein charakteristischer Zug, der nicht unbeachtet bleiben darf. Ihr Zweck ist ebenfalls die Pflege solcher Männer und Frauen, die nach einem thätig durchwachten Leben nur durch die Gebrechlichkeit des Alters in die Nothwendigkeit versetzt werden, fremden Beystand anzunehmen. In der einen befinden sich über 200, in der andern etwa 150 Personen. Sie besitzen nur aus dem Ertrage freywilliger, jährlich sich erneuter Subscriptionen, die sich eher vermehren als vermindern. Unentgeldlich leiten ehrenwerthe Bürger alle Theile der Verwaltung, und kein größeres Lob kann man hierüber aussprechen, als daß, obgleich sich hundertjährige Personen darin befinden, in diesem Augenblicke in keiner derselben auch nur ein einziger eigentlich Kranker anzutreffen ist. So wie beyde Anstalten im eigentlichsten Sinne immer nur von der Gegenwart leben, so nimmt auch besonders die zweyte mehrere Vorfälle des gefesselten Lebens in Anspruch, um ihre Einkünfte zu vermehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Juni 1828.

Die Zeit ist da, verlaß die lange Ruh,
Aus zweytem Chaos weck' ein zweytes All!
Ein ander Bild braucht unser schläfrig Auge,
Ein ander Wunder unser schwanker Geist: —
Komm, zeige du dich, zwing uns, daß wir glauben!
Lamartine.

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Revolution verschlang auf ihrem Wege alle vorhandenen Fundamente der Existenz der Nation. Es blieb fast nur die Erde unter und der Himmel über ihr sich gleich, obgleich man sagen kann, daß die vollkommen umgeänderte Gestaltung des Grundeigenthums und die Einführung des revolutionären Kalenders auch diese beyden Massen, die eine durch ihre Nähe, die andere durch ihre Ferne unbeweglich, mit verändert habe. Es ergab sich die in der Geschichte einzige Erscheinung, daß ein Volk seinen Glauben, der den Kern seines Wesens ausmacht, mit seinen äußern Einrichtungen zugleich abwirft, oder vielmehr nach dreyzehn unter der Herrschaft des Christenthums verlebten Jahrhunderten sich einer Art von politischem Heidenthum ergibt. Die furchtbare Verfolgung der Geistlichkeit und die außerordentliche Kraft und Hingebung, mit der sie diese Leiden ertrug, hat auf den Mantel jenes politischen Fanatismus den schwärzesten Flecken und auf den Scheitel des verfolgten Klerus ein unvertilgbares Zeichen seiner Würde und Heiligkeit gedrückt. Die Geistlichen zeigten sich in diesen Tagen der Gefahr und der Noth ihres hohen Berufes weit würdiger als der Adel, und ihre Anhänglichkeit an die vertriebene Dynastie war weit reiner und uninteressirter. Als Napoleon unter seinem Konsulat Frankreich mit dem übrigen civilisirten Europa wieder zu verbinden dachte, stellte er durch ein Konkordat die Kirche in Frankreich wieder her und durch seine vom Papst vollzogene Krönung erkannte er die Bedeutung desselben, wie auch seine innere Ueberzeugung gewesen seyn mag, ausdrücklich an. Es entstanden in allen Departements geistliche Verbrüderungen, zum Unterricht bestimmt, und der Kaiser begünstigte dieselben, wenn er sie auch nicht unmittelbar autorisirte. Die Restauration war anfangs ausschließend mit den politischen Einrichtungen des Landes beschäftigt, das religiöse Interesse blieb sich selbst überlassen. Die Auflösung aller moralischen Bande vor der Revolution durch den Dämon des Atheismus, der Bruch mit der ganzen civilisirten Welt durch die Gräuel der Schreckenszeit und den eroberungssüchtigen Geist der Konsular- und Kaiserepoche haben die Nation dem religiösen Geiste entfremdet, und diese Stimmung oder Richtung dauert noch fort. Die Geistlichen begannen ihre Funktionen mitten in der ungläubigen Menge. Die geistlichen Brüderschaften fingen an sich auszudehnen. Hier empfingen Knaben, die sonst alles Unterrichts entbehren würden, wenigstens Unterweisung in den Grundwahrheiten der Religion und den ersten Kenntnissen des bürgerlichen Lebens, und die Schwesterschaften, vorzüglich Pensionate, zur Erziehung der weiblichen Jugend bestimmt, erhielten eine erweiterte Erlaubniß zur Annahme von Schenkungen und Stiftungen. Diese Veranstaltungen tadeln zu wollen, die obenein nicht von der Regierung, sondern von dem Geiste der Religion und des Guten ausgingen, der sich im Gegensatz zu den Theorien einer einseitigen bürgerlichen Moral, die von

Digitized by Google

den Liberalen für hinreichend oder einzig gültig zur Erziehung des Volks gehalten wird, mit vermehrter Kraft geltend zu machen begann, würde von einer gänzlichen Unkenntniß der Zustandes von Frankreich zeugen, der sich mit äußerlich ähnlichen Verhältnissen in Deutschland nicht parallelisiren läßt. Das Mißtrauen der politischen Parthenen, die gegenseitigen Uebertreibungen und Intrigunen, die dadurch nothwendig werden, haben in dem höhern Theile der französischen Geistlichkeit vielleicht Ansichten und ein Benehmen hervorgebracht, das die politische Masse durch religiöse Hebel zu regieren sucht. Die Wahrheit dieser Intentionen mitten unter dem Partheygeschrey herauszufinden, wo auf der einen Seite mancher Aberglaube wieder hervorgesucht, auf der andern jede religiöse Beziehung schlechthin als mit der Vernunft und Freyheit unverträglich geschildert wird, ist für den Augenblick unmöglich, so viel aber gewiß, daß ohne die Einheit und Stärke der religiösen Institutionen in Frankreich ein sittlicher, mithin auch politisch-sicherer Zustand unmöglich ist. Der untere Theil des Klerus hat sich übrigens in Frankreich von jeher durch eine ernste und strenge Befolgung seines Glaubens und seiner amtlichen Vorschriften ausgezeichnet. Seine jetzt in etwas verbesserte äußere Stellung ist wiederum ein Gegenstand des Tadels und Verdachts geworden. Wem aber die Beschränktheit seiner äußern Lage bekannt ist, wird die erweiterte Sphäre dieser eifrigen und festen Diener der Kirche nur als eine gerechte Anerkennung ihrer Würde, ihrer Treue und Standhaftigkeit ansehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän brachte seine Naibs oder Lieutenants und Offiziere und stellte sie dem Gesandten vor; unter ihnen machte er besonders auf einen Arzt aufmerksam, dem es oblag, für unsere Gesundheit zu sorgen. Außerdem führete er noch einen fränkischen Priester vor, welcher das einzige lebendige Zeichen von Religion war, welches uns bis jezt unter den Ungläubigen vorgekommen, denn niemals hatten wir einen von ihnen auch nur still stehen und beten sehen. Der Priester unterschied sich von den Uebrigen durch seine schwarze Kleidung. Sein Kinn und seine Lippen waren gerade so glatt geschoren als die aller Andern und er trank Wein ohne das geringste Bedenken. Der Arzt hatte ebenfalls keine besondern Merkmale der Weisheit an sich, doch war er augenscheinlich ein gelehrter Mann, denn sobald er mir den Puls gefühlt und meine Zunge beseben hatte, fragte er mich, ob ich nicht einen Schmerz gerade an der Stelle meines Kopfes fühle, die er berührte, ob mich die Augen nicht brennten und ich nicht den Appetit verloren hätte; lauter Entdeckungen, die Mirza Ahmak nicht in einem Monde gemacht hätte, nein, gewiß nicht, und hätte er auch den Beystand aller Talismane und Astrologen von ganz Persien gehabt.

Einer der Männer auf dem Schiffe war ein Sohn des Weges, wie die wandernden Araber sagen, ein Reisender. Er war augenscheinlich ein erfahrner Mann, denn sein Haar war weiß, was er leicht vor den Augen der Welt hätte verbergen können, wenn er beständig einen Turban oder Kopfschmuck nach unserer morgenländischen Weise getragen hätte. Was er von sich sagte, war uns unbegreiflich, denn es schien, als ob er auf seine eigene Kosten für einen König der Franken in der Welt herumreise, um Vögel, Thiere und Fische zu sammeln, die er, sobald er sie gefangen hatte, ausstopfte. Kaum wurde er uns gewahr, so betrachtete er uns von Kopf bis zu Fuß, als ob er Pferde oder Kameele zu untersuchen hätte, und seine Neugierde ward uns später klar, als wir den Zweck seiner Reise erfuhren; ohne Zweifel sah er uns wie fremde Thiere an und war lästern uns zu tödten und auszustopfen. Ein Anderer war, wie der Dollmetscher ihn nannte, ein Schahzadeh oder Fürst, ein Eingeborner einer großen Insel, Sicilien genannt, bey welcher wir nahe vorbey segelten. Sein Fürstenthum bestand, wie es schien, in einer Ladung von Kaufmannswaaren, die er nach England zum Verkauf brachte, und sein Loos vergegenwärtigte mir, was manche unserer persischen Prinzen wahrscheinlich nach dem Tode unseres Schachs sein werden, nämlich Wanderer und Abenteurer auf dieser Erde. Er hatte nicht gar viele Zeichen einer hohen Geburt an sich und erschien sogar unter den Franken als ein Mensch von finsterm, schlimmem Aeußern, er hatte Manieren, welche vielleicht fürstlich seyn mochten, denn was wissen wir davon? die aber sicher weder angenehm noch anständig erschienen. In seinem Gefolge befand sich ein Vezir, den er vielleicht hielt, um seinen niedergeschlagenen Geist aufzurichten, und der in Ermanglung einer ernstern Beschäftigung vom Morgen bis in die Nacht eine Art Zitter spielte.

Wir lernten nun eifrig die englische Sprache und begannen die bäßlichen und verwirrten Buchstaben zu lesen, welche man in den europäischen Büchern findet. Was mich betrifft, so konnte ich mich niemals von der Gewohnheit losmachen, von der Rechten zur Linken zu lesen, denn so seltsam verkehrt sind diese Europäer, daß alle ihre Bücher von der Linken zur Rechten geschrieben sind; täglich erneuerte sich diese Schwierigkeit, so wie ich zu lesen begann, bis ich es endlich nöthig fand zur Erinnerung eine Nadel in meinen linken Ermel zu stecken. Mahomed Beg, der tief über diesen Gegenstand nachgrübelte, kam nach gehöriger Betrachtung so widersprechender Gewohnheiten zu dem Schlusse, daß alle Völker, welche auf dem Boden sitzen, wie die Perser, Türken und Araber, von der Rech-

Digitized by Google

ten zur Linken schreiben, da hingegen alle diejenigen, welche sich der Tische bedienen, wie die Europäer, die Feder in der entgegengesetzten Richtung führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Portugal.

(Fortsetzung.)

König Johann nahm sich diese Verschwörung sehr zu Herzen; er lebte seit der Zeit in beständiger Angst vor dem Ehrgeiz seiner Gemahlin; er versagte sich die Vergnügungen der Jagd und verbrachte einen großen Theil seiner Zeit in Einsamkeit zu Mafra, ohne auch nur einem Freunde seinen geheimen Kummer mitzutheilen. In diesem Zustande befand sich die königliche Familie, als die Franzosen die Gränzen des Reichs überschritten und geradezu auf Lissabon losgingen. Johann begab sich (am 27. Nov. 1807) sammt seinem Hofe, seiner Mutter und Don Pedro auf ein Linienschiff von achtzig Kanonen; die Prinzessin befand sich mit dem übrigen Theil der Familie auf einem andern Schiffe.

Gleich nach der Ankunft in Rio wählte der König San Cristoval, einen vier englische Meilen von der Stadt entfernten Landsitz zu seinem Aufenthalt. Er nahm mit sich Don Pedro, Don Miguel und die Prinzessin von Beira, die jetzt mit ihrem Sohn Sebastian, geboren zu Rio am 4ten Nov. 1811, zu Madrid lebt. Die Prinzessin von Brasilien wohnte mit ihren drey jüngern Töchtern in Rio, hatte einen besondern Hof und sah den Prinzen blos an Gallatagen. Bey jeder Gelegenheit suchte sie die Regierung ihres Gemahls herabzusetzen, und ihr Ehrgeiz und ihre Herrschsucht schienen täglich zu wachsen. Rio ward bald der Sammelplatz vieler Flüchtlinge, sowohl aus Spanien und Portugal als aus den spanischen Provinzen in Amerika, die sich zu Republiken umgestalteten; die Prinzessin nahm alle mit der größten Zuvorkommendheit auf und knüpfte allenthalben Verbindungen an. Sie suchte selbst während der Gefangenschaft Ferdinands VII., so wie früher während der kurzen Geisteskrankheit ihrer Mutter sich als Regentin von Spanien ausrufen zu lassen. Um dieses zu erreichen, sendete sie einige Vertraute nach Kadix, die ihr einen Anhang verschaffen sollten. Der Doktor Padron, ein Kortesmitglied, der sich vorzüglich durch seine heftigen Reden gegen die Inquisition bemerkbar gemacht hatte, ward ihr vorzüglicher Anhänger und es kam so weit, daß ihre Ansprüche auf die Regentschaft selbst in den öffentlichen Versammlungen der Kortes debattirt wurden; eine starke Opposition hinderte aber ihre Anhänger sie geltend zu machen.

Nun fiel die Prinzessin darauf, im Falle die französische Herrschaft in Spanien sich befestigen und ihre Brüder in Gefangenschaft bleiben sollten, ihre Rechte auf die spanischen Besitzungen in Amerika geltend zu machen. Zu diesem Zwecke sendete sie in alle benachbarten Länder, wo sich neue Reiche erhoben hatten, Emissäre, nach Buenos-Ayres, nach Chili und Peru, vorzüglich aber faßte sie Paraguay ins Auge, und hier glückte es ihr auch gewissermaßen; sie wußte den Doktor Francia ganz für sich zu gewinnen. Dieser Tyrann schien in ihre Ansichten völlig einzugehen, und sendete einen Agenten nach Rio, um mit ihr das Weitere zu verhandeln. Dieser Mensch, namens Fort, schlug ihr vor, wahrscheinlich um ihre Ansichten über die Jesuiten kennen zu lernen, in Paraguay eine Regierung nach der Weise der Jesuiten zu gründen, die den Namen: der gute Jesus von Paraguay führen sollte, sie selbst aber sollte die Schutzherrschaft über dieses neue Reich übernehmen. Sie habe, sagt man, diesem Vorschlage Gehör gegeben, ja es seyen mehrere geheime Aktenstücke vorhanden, die von ihr in jener Eigenschaft unterzeichnet wurden.

Diese Unterhandlungen wurden völlig ohne Vorwissen des Prinzen, ohne alle Theilnahme von seiner Seite geleitet. Fort und die Königin sahen indessen nach der Vertreibung der Franzosen aus Spanien und der Rückkehr Ferdinand VII. wohl ein, daß ihre Plane unausführbar seyen, deßhalb kamen sie überein, alles Mögliche für die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Südamerika zu versuchen. Fort begab sich deßhalb nach Montevideo, ward daselbst verdächtig, von General Lecor gefangen genommen und endlich nach Rio geschickt. Hier bekam er bald wiederum seine Freyheit, ward durch die Gunst der Prinzessin zum Obristen erhoben und erhielt den Titel: Marquis von Guanany. Er leistete unter diesem Titel später seiner Gönnerin große Dienste, und ward die Seele aller zum Sturze der neuen Regierungsform in Portugal ersonnenen Intriguen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

(Beschluß.)

Der Ruf der niederländischen bildenden Künste ist zu allen civilisirten Völkern gedrungen, und noch immer regt sich der Sinn dafür in den meisten Provinzen des Königreichs. Brüssel bleibt hierin, als Residenzstadt im Süden, gewiß nicht zurück. Ausgezeichnete Künstler haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen und die öffentlichen Kunstausstellungen ziehen periodisch eine Menge Kunstfreunde aus allen Theilen des Landes an. Bey einer jeden dieser Ausstellungen nehmen nun, beym Hereintreten, zwey Bürger die Großmuth der Schaustellung zum Besten seiner Anstalt in Anspruch, und selten verarmen. Zuweilen übersieht auch wohl ein Künstler einen sein eben vollendetes Werk dieser Anstalt, die es dann gegen eine mäßige Retribution ausstellt, und man thunte nicht sagen, daß dieß jemals die Zahl der sich herzudrängenden Freunde des Schö-

Digitized by Google

nen vermindert hätte. Aber nicht etwa nur höhere, der gebildeteren Welt zustehende Genüsse werden hier durch Theilnahme an den Vorstellungen verredelt, auch bis in die untersten Klassen, bis zu den gewöhnlichsten geselligen Freuden hinab erstreckt sich dieser menschenfreundliche Geist, und es bietet dies den besten Anlaß dar, eine Meynung zu berichtigen, die nur gar zu sehr über den Flamänder im Allgemeinen bey den Fremden Würzel gefaßt hat. Man denkt ihn sich immer nur mit Bier und Tabak, und sieht in diesem ewig stumpfen Extremen des sinnlichen Genusses das ganze Volk für nicht gebildeter an als jene Bauern, mit denen Karakalla Nimes und Otade uns erzogen. Allerdings ließe sich auf manche unserer Estaminets die Bemerkung anwenden:

„Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz."

aber so wenig Goethe alle deutschen Abendgesellschaften mit der in Auerbachs Keller auf eine Linie stellen wollte, so unbillig wäre es auch, in den Niederlanden überall nur ungebildetes Wesen voraussetzen. Der Gelehrte, der Advokat, der Künstler bringen hier nicht selten eine gesprächige Stunde neben dem schlichten Handwerker zu, und schon diese Mischung der Stände, die etwas republikanisches hat, läßt kein ungeselliges Benehmen aufkommen. In allen Estaminets hat aber auch die Wohlthätigkeit ihren Sitz aufgeschlagen. Einige der Nachbarn, die sich dort gewöhnlich Abends einfinden, übernehmen es nämlich, zum Besten des zuletzt angeführten Hospitiums eine Beysteuer einzusammeln, die, wie sie für den Einzelnen unerheblich ist, auch wegen des schönen Zweckes nicht leicht verweigert wird. Diesemgen Estaminets, welche jährlich mehr als 150 Gulden aufbringen, werden in den Zeitungen namentlich angeführt. In dem letzten Jahre belief sich ihre Anzahl auf zwanzig, und wir vernahmen am 14. April, daß ihre Beysteuer zusammen 3759 Gulden betrug. Nimmt man den Betrag der geringeren Estaminets hinzu, so kann man eine Summe von etwa 7000 Gulden annehmen. Nach so bestimmter Ausübung menschenfreundlicher Pflicht darf dann auch wohl ein Moment erhöhter Freude eintreten. An einem zum Voraus bezeichneten Abende erscheinen in jedem der angegebenen Estaminets zwey Greise, vor ihnen her zieht Musik, sie tragen eine mit Blumen geschmückte Krone, ihre eigene Arbeit, aus buntem Papyrendeckel von zierlicher Vergoldungen, und im Namen der Anstalt überreichen sie der Gesellschaft einen innig empfundenen Dank; unter Musik und Beyfallrufen wird die Krone im Saale aufgehängt und bleibt so das Jahr hindurch ein ehrendes Zeugniß für die Gäste und eine freundliche Mahnung an diejenigen, die sich zu ihnen gesellen; den ganzen Abend aber währt die Musik; die Greise empfangen von allen Seiten Beweise aufrichtigster Theilnahme, erzählen von ihrem vergangenen Leben und fühlen sich wie verjüngt, und da die Gesellschaft zahlreicher ist wie gewöhnlich, auch der festliche Aufzug das Herz dem Wohlwollen besonders öffnet, so beginnt das neue Jahr mit einer nicht unbedeutenden Ernte milder Gaben für denselben Zweck. Um diesen wahrhaft humanen Verkehr zwischen Wohlhabenden und Hülfsbedürftigen, zwischen höheren und niederen Ständen schlingt zugleich die Religion ihr befestigendes, beruhigendes Band. Einmal im Jahre wird in jeder Anstalt ein Hochamt zum Andenken der verstorbenen Wohlthäter und Verwalter derselben gefeyert. Bey diesem Anlasse erscheinen die alten Männer und Frauen, reine sich bekleidet, in der Kirche, die sie zuvor mit Blumen und Baumzweigen ausgeschmückt haben. Die unter dem Namen „große Harmonie" bekannte Gesellschaft der hiesigen Musikfreunde bietet dann gerne ihre Dienste zur Verherrlichung des Festes an. Nach dem Gottesdienste schlägt die Stunde des Essens, und während sich alle Bewohner der Anstalt um die reicher als gewöhnlich besetzten Tafeln reihen, geht das Prachtstück umher, bespricht sich mit ihnen, mancher Bürger grüßt seine alten Bekannten, und ein unbefangenes Benehmen verbreitet bey den ehrwürdigen Alten das begleitende Gefühl ihres sorgenfreyen Zustandes.

Folgen dieser Mittheilung künftig einige Skizzen über dieses Bewerkenswerthe und Charakteristische, so wird dieß in der Voraussetzung geschehen, daß ein Land, dem unser Schiller in seinen historischen Arbeiten einen so hohen Rang angewiesen, aus dem sich Kunst- und Gewerbfleiß nach den Nachbarstaaten hin zu einer Zeit verbreiteten, als einige derselben noch sehr weit zurück waren, in dem volkreiche Städte, reinliche Dörfer und blühende Felder überall das Gepräge der ordnungsvollen Thätigkeit seiner friedlichen Bewohner an sich tragen, wohl darauf Anspruch machen darf, die Aufmerksamkeit eines gebildeten Publikums von Zeit zu Zeit auf einige Augenblicke zu beschäftigen.

— td —

Hamburg, 22. Mai.

In voriger Woche traf hier Madame Catalani mit ihrem gewöhnlichen stattlichen Gefolge ein, und kündigte ein Konzert an für den Eintrittspreis von sechs Mark. Bey ihrem letzten Konzerte vor vier Jahren hatte sie sieben Mark acht Schl. (zwey Spec. Thlr.) gefordert. Trotz der gemäßigten Forderung gingen nur sehr wenige Billets ab, und darüber höchlich entrüstet, ließ sie gestern in den wöchentlichen Nachrichten bekannt machen, einzutretener Hindernisse wegen könne sie kein Konzert geben; man möge die Billets wieder zurücknehmen und das Geld in Empfang nehmen. Die berühmte Sängerin hatte aber vorher gar keine Anstalt getroffen, ihre Anwesenheit allgemein anzukündigen, es wußten nur wenige in der volkreichen Stadt, daß sie uns mit ihrer Gegenwart beehre.

Heute liest man nun in den wöchentlichen Nachrichten folgende Bitte:

„Mehrere Freunde des hiesigen Stadttheaters ersuchen die verehrliche Direktion doch in diesen Tagen die „falsche Prima Donna" aufführen zu lassen."

R.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 137.

Leben. Lieben.

Buchstaben-Räthsel.

Hüte vor mir dich! im Süden und Norden
Kann ich dich packen, und schütteln und morden.
Nimm mir ein Zeichen: dem lästernen Spieß
Dien' ich, und bin doch ein Eisenfresser;
Noch eins: es wand sich aus meinem Schooß
Fröhe der Gott schon, der feurige, los;
Noch eins: ich stehe vor heiligen Namen.
Rede nicht höhnisch mit schwangeren Damen;
Eins noch: von einem Getränke den Ton
Hörst du, ja giebst mir die Lösung auch schon?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Juni 1828.

Kannst du immer noch den alten Trieben,
Die dich Schwächern, Aeltern immer mehr so
Drücken, geißeln, peinigen, noch dienen?
Ach, du mußt! — O Gott, so reiche du mir,
Du aus fernem mir in fernem Lande
Deine milden Arme, und entreiße
Mich mir selbst!

Herder.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

Es war der dritte Sonntag nach Trinitatis des Jahrs 17**, als Magister Claus Ebemnitz, Pfarrer an der Kirche der heiligen Dreyfaltigkeit in A**, nachdem er eine eindringliche Predigt von dem verlornen Schaaf und dem abhanden gekommenen Pfennig gehalten, aus der Kirche nach seiner Wohnung zurückkehrte. Es deuchte ihm immerfort, als folge ihm Jemand auf den Fersen nach; als er endlich den Kopf umwandte, um zu sehen, ob vielleicht irgend Jemand mit ihm zu sprechen wünsche, gewahrte er dicht hinter sich einen ihm ganz unbekannten Mann, der, ohne daß er sich zu erklären vermochte warum, ihm unwillkührlichen Schauder einflößte. Es war ein Mann in mittleren Jahren, groß und stark gebaut; seine Züge waren sehr scharf und hervortretend, ein dicker, röthlicher Bart umkräuselte Wange und Kinn, Haare von derselben Farbe waren unter dem niedrigen, breitrandigen Hut sichtbar; er trug ein Kleid, wie es die Seeleute gewöhnlich tragen. Ebemnitz drehte den Kopf wieder um und eilte mit schnellern Schritten nach Hause, sich seines Schreckens um so mehr schämend, als er sich denselben nicht erklären konnte; doch kaum hatte er sein Studierzimmer erreicht und das Amtskleid abgelegt, als es an der Thüre klopfte und auf sein, Herein, der Unbekannte hereintrat.

Er blieb an der Thüre stehen, drehte verlegen an dem Hut und sprach kein Wort. Ebemnitz hielt sich mit der einen Hand an einem Stuhl, sah den Fremden starr an und fragte mit fester Stimme: „Wer seyd Ihr? Was führt Euch zu mir?“

„Mein Name ist Michael Havenreuter,“ gab er zur Antwort, ohne die Augen aufzuschlagen. „Uebrigens bin ich das verlorne Schaaf und der abhanden gekommene Pfennig, von denen Ihr heute gepredigt habt.“

An diesen Worten, und noch mehr an dem Ton, mit dem sie ausgesprochen wurden, merkte der Magister, daß er einen reuigen Sünder vor sich habe. Er wurde daher ganz Meister des unheimlichen Gefühls, das sich beym Anblick dieses Mannes seiner bemächtigt hatte, redete ihn mit milden, mitleidsvollen, vertrauenerregenden Worten an und lud ihn ein, sich niederzusetzen.

„Nicht sitzend, ehrwürdiger Herr!“ sagte der Fremde. „Stehend will ich Euch mein Herz eröffnen, insofern Ihr meine Beichte hören wollt; Ihr habt den Schlüssel zu meinen innersten Geheimnissen zu finden gewußt. Wollt Ihr mich erretten, wollt Ihr einen verlornen Menschen erlösen?“

„Ich nicht, ich kann es nicht!“ fiel der Pfarrer ein; „allein ich will Euch auf den verweisen, der es kann.“

„So meyne ich es eben,“ nahm Havenreuter das Wort. „Allein wenn ich Euch etwas offenbarte, das ich gethan, und das Euer innerstes Gefühl empörte, etwas, das die Gesetze mit blutiger Strafe belegen, müßtet Ihr mich dann verrathen?“

Digitized by Google

Diese Worte klöpften aufs Neue dem Seelsorger einen Schauder ein. Er sah seinen Gast groß an, trat einen Schritt zurück und fragte gespannt: „Seyd Ihr denn ein so großer Sünder?“

„Groß oder klein,“ fiel der Andere ein; „kommt es denn darauf an, wenn ich gerettet werden will? Genug muß ich mich empfehlen.“ Er kehrte sich um und wollte gehen.

Chemnitz eilte ihm nach, ergriff ihn beym Arm, zog ihn tiefer ins Zimmer herein, drückte ihn auf einen Stuhl nieder und sprach: „Nicht um die ganze Welt; Ihr bleibt hier, Ihr laßt Euch helfen! Groß oder klein — darauf kömmt es bey dem dort oben nicht an. Allein Ihr dürfet nichts verhehlen! was Ihr mir verhehlt, verhehlt Ihr auch Ihm, und das verzeiht er nicht.“

„Ich werde nichts verhehlen,“ begann Havenrenter jetzt. „Ich bin ein wilder, unbändiger Mensch, und habe seit meiner Kindheit im Dienst der Sünde gestanden. — Gibt es Menschen, die Böses thun, weil sie es müssen, dann bin ich ein solcher. Ich bin zum Stehlen verdammt.“

„Zum Stehlen?“ wiederholte Chemnitz verwundert.

„Zum Stehlen!“ bestätigte der Fremde. „So weit mein Gedächtniß in das Leben zurückreichen kann, habe ich gestohlen. Schon als Kind hatte ich bestimmte sichere Verwahrungsorte, wohin ich alles brachte, was mir in die Augen stach. Mitunter wurde ich auf der That ergriffen und hart bestraft. Allein ich konnte es nicht lassen; selbst wenn ich mir versetzte: du sollst nicht! streckte ich doch wie unwillkührlich die Hände nach fremdem Eigenthume aus. Ich bin ein geborner Dieb. Es ist mir erzählt worden, daß die Mutter, während sie mit mir schwanger ging, jeden Morgen, wenn der Vater noch schlief, Geld aus seiner Tasche herausnahm, um damit geheime Lüste zu befriedigen; und daß dieß nicht ohne Einwirkung auf meine Natur geblieben ist, davon gibt mein ganzes Wesen ein trauriges aber unwiderlegbares Zeugniß. Ich wurde in die Lehre gethan, allein da so viele Sachen zwischen meinen Händen verschwanden, wurde ich überall weggejagt. Mit dieser gebässigen Neigung war in sonderbarem Bunde die Eigenheit vereint, die sich seit der frühesten Kindheit bey mir äußerte, daß ich nämlich im Schlafe herumging. Beym Mondwechsel erhob ich mich von meinem Bette mit offenen Augen, jedoch ohne zu sehen, und ein gefährlicher Nachtwandler, unternahm ich, was mir am Tage nicht gelingen mochte. Eines Tages schlich ich, eben als das heilige Abendmahl ausgetheilt wurde, in eine Kirche hinein. Die reichen Gefäße, die bey dieser Feyer gebraucht wurden, weckten sogleich meine Aufmerksamkeit. Ich vermochte nicht die Augen von ihnen abzuwenden. „Du sollst die Kirche verlassen,“ sagte ich zu mir selbst. Allein in demselben Augenblick war es, als drehe eine unsichtbare Hand mich dem Altare zu, eine unwiderstehliche Gewalt fesselte meine Augen an das glänzende Metall. Unwillkührlich nahte ich dem Altare; da trat ein Kirchendiener hervor und wies mich zurück. Wie es nun zu gehen pflegt, wo eine böse Begierde gewurzelt hat, daß diese nie schneller gedeiht, als wenn ein Hinderniß sich zwischen sie und die Befriedigung stellt, so ging es auch mir. O, der köstliche Kelch! o, das glänzende Gefäß! diese Vorstellungen schwebten mir unaufhörlich vor. Oft schlich ich, Gelegenheit erspähend, um die Kirche, keine wollte sich darbieten. Mehrere Tage trieb ich mich, von den schauderhaftesten Empfindungen gequält, herum. Einesmals bey Nacht stehe ich schlafend auf, kleide mich an, eröffne das kleine Fenster des Bodenzimmers, in dem mein Bett stand, gehe auf das Dach hinaus, und lasse mich längs der Wasserrinne auf die Straße hinab; ich schlage den Weg nach der Kirche ein. Alle Gegenstände rings um erkannte ich klar und genau in der tiefen Finsterniß, doch nicht durch die Augen oder irgend ein bestimmtes Organ, sondern ungefähr so, wie man etwas im Traume sieht. Ich bin mir noch Alles, was mir diese Nacht begegnete, aufs Deutlichste bewußt. Als ich die Kirche erreichte, schlich ich einige Mal um sie herum und untersuchte aufs Genaueste Alles. Kopfschüttelnd wollte ich eben unverrichteter Sache umkehren, als ich ein kleines Fenster ziemlich hoch an der Mauer bemerkte, das während des Gottesdienstes gern geöffnet wurde, um der frischen Luft Eingang zu verschaffen. Gerade über stand eine mächtige Linde. An dieser schwang ich mich hinauf, und mittelst ihrer Zweige stieg ich glücklich durch das Fenster hinein und von da in die Kirche hinab.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung.)

Wir setzten unsere Reise mehrere Tage lang in einem kältern Klima fort, und es ereignete sich nun ein Umstand, der uns die Hoffnung einflößte, daß wir uns dem Ende derselben näherten. Der Reifende und Thierausstopfer, mit dem wir sehr bekannt geworden waren, schien äußerst bekümmert über jene unzweideutigen Zeichen des Alters, seine weißen Haare. Er verglich unsere Bärte mit seinem Haupte und fragte, durch welches Mittel wir alle, Jung und Alt, es möglich machen, unsern Haaren eine so schöne, glänzende schwarze Farbe zu erhalten, während er, er möge thun was er wolle, nimmer im Stande sey zu verhindern, daß die seinigen weiß würden. Er gab uns zu verstehen, daß die Welt im Allgemeinen eine falsche Rechnung nach seinem Haare mache, und ihn für weit älter halte als er in der That sey, da er sich, wie er uns ver-

Digitized by Google

sicherte, noch in der vollen Kraft der Jugend befinde, und er meynte, wenn irgend ein künstliches Mittel im Stande wäre, eine so unbillige Schätzung zu verhindern, hielte er sich für vollkommen berechtigt es anzuwenden.

Wir versicherten ihn, daß wir in Persien ebenfalls die Schwäche des Alters fühlten und einen eben so großen Widerwillen gegen weißes Haar hätten und deßhalb seit undenklichen Zeiten und gewisser Farben bedienten, welche die Bärte der alten und jungen Leute einander gleich machten. Einige zögen die einfache Khenna vor, die eine schöne rothe oder Orangefarbe gebe; Andere, deren Geschmack seiner sey, bedienten sich des Indigo und erschienen mit blauen Bärten; die Meisten aber mischten beyde Farben, was jenen schönen schwarzen Glanz hervorbrächte. Wir fragten hierauf den Reisenden, welche Farbe er zu haben wünschte, roth, blau oder schwarz? Das Roth schien ihm Schander einzuflößen, und er schwur, daß ihm seine eigenen weißen Haare lieber seyen, drückte aber den Wunsch aus, die schwarze Farbe zu bekommen, und dieß geschah augenscheinlich ohne Vorwissen irgend eines seiner Landsleute, in der Absicht, das Ufer seines Vaterlandes im vollen Glanze der Jugend zu betreten. Haschem, des Gesandten Kammerdiener, versprach demnach die gehörigen Farben zu bereiten und das Haupt dieses Ungläubigen zu verjüngen. Allein wie groß war unser Erstaunen, als wir den Tag darauf, statt daß er neu gefärbt erschien, seinen Kopf mit Fett überpflastert und dick mit jenem häßlichen Staube bedeckt sahen, dessen sich die Franken bedienen. Wir konnten bemerken, daß die Khenna sehr gut gefärbt hatte, und wäre der weiße Staub und das Fett nicht gewesen, so wäre sein Kopf feuerroth erschienen. Als wir Haschem fragten, warum er nicht sein Werk mit dem Indigo vollendet, wodurch das Haar schwarz geworden wäre, fand es sich, daß dieser Farbestoff seine Eigenschaft durch die Feuchtigkeit auf dem Meere verloren hatte und demnach das Haupthes Vögelausstopfers verurtheilt war, roth zu verbleiben. Er war augenscheinlich über diesen widerwärtigen Zufall bekümmert, da rothes Haar in seinem Lande als schimpflich verspottet wird. Glücklicherweise für ihn und für uns alle ward bald darauf die Küste von England gesehen und dieser neue und interessante Gegenstand ließ uns alles Unglück unsers Reisegefährten und die Lächerlichkeit seiner karmosinrothen Locken vergessen.

Die Ungläubigen schienen die ferne Küste ihres Vaterlandes mit fast eben so großer Freude als wir selbst zu begrüßen, und dieß bestätigte uns in der Vermuthung, daß Zufall und Schicksal weit mehr Antheil daran hatten, daß wir darauf zugekommen waren, als alle Beobachtungen, Linien, Winkel und große Papierbogen ihrer Sterndeuter.

Alles was wir von dem düstern, traurigen Klima von England gehört, fand sich völlig bestätigt, denn als man uns die Küste zuerst zeigte, entdeckten wir anstatt der hellen und sonnigen Berge, an welche unsere Augen in unserem Vaterlande gewöhnt sind, nur eine niedrige Linie, die den Horizont begränzte und von Wolken und Nebel verhüllt war; und dieß versicherte man uns, sey das Land der Franken. So war denn die Ursache eines Umstandes, der uns stets so unerklärbar schien, daß nämlich dieß unruhige Volk beständig seine eigenen Wohnungen verläßt und so vielen Gefahren und Schwierigkeiten trotzt um uns aufzusuchen, auf einmal erklärt. Wir besitzen einen Vorzug, der ihnen fehlt, und ohne welchen das Leben des Menschen wenig Werth hat. Frezlich versuchte der Mehmandar eine andere Erklärung zu geben, indem er sagte, daß die europäischen Völker sich von einer Absicht, deren Größe und Umfang wir nicht zu begreifen vermöchten, leiten ließen, und diese mache es für England, eines der hauptsächlichsten dieser Länder, nothwendig, Abgesandte nach allen Theilen der Welt zu senden, wie entfernt sie auch von dessen unmittelbaren Umgebungen seyn möchten, um Freundschaft zu stiften und den Handel auszubreiten. Wir konnten indessen diesen Gründen keinen Glauben beymessen und unmöglich zugeben, daß irgend ein Interesse, welches die fränkischen Nationen bewegen mochte, mit denen in Vergleich zu stellen sey, nach welchen unsere weitläufigen, bedeutenden und alten Monarchien regiert werden. „Zum Beyspiele,“ sagte der Gesandte zu ihm, „wenn ihr von auswärtigen Verbindungen sprecht, was wollt ihr mit unsern Chappows oder räuberischen Einfällen in benachbarte Länder vergleichen? Die männlichen und weiblichen Sklaven, die Kameele, Pferde, Stuten und Schaafe, und außerdem die Maulthierladungen von Köpfen, die wir siegreich erbeuten und bey diesen Gelegenheiten mit und hinwegführen, dieß mögen mit Recht Thaten genannt werden, und lassen sich nicht mit den Jünkereyen von ein Paar bartlosen Ungläubigen in Vergleich stellen, welche schreiben und unterhandeln und schwatzen, und Monate und zuweilen Jahrlang Worte machen, um ihr Recht auf eine Sache zu behaupten, ehe sie einmal zum Schlagen kommen. Und auf der andern Seite, wenn Ihr von innern Angelegenheiten redet, was ist das winzige Interesse einzelner Menschen, die blos für sich und ihren eigenen Genuß arbeiten, im Vergleich mit den Werken und Bestrebungen einer ganzen Nation, die sich bemüht, Reichthum und Ueberfluß für einen großen König wie den unsrigen aufzuhäufen, der, statt uns für unsere Anstrengungen zu danken, uns eine große Ehre zu erzeigen denkt, wenn er unser Leben und Eigenthum, welches wir ihm als Opfer darbringen, annimmt?“

Vergeblich waren alle unsere Beweisgründe, nichts konnte den Mehmandar überzeugen, daß sein Land und seine Regierung nicht die besten in der Welt seyen, und alle seine Reden endigten damit: „Wartet nur, bis Ihr England seht, Ihr werdet dann mit Euren eigenen Augen urthei-

Digitized by Google

len und mit sagen, wer am glücklichsten ist, die Engländer oder die Perser."

Endlich warf man die Anker aus und wir stiegen ans Land, ohne daß Jemand fragte oder sich darum zu bekümmern schien, ob es auch in einer günstigen Stunde geschehe.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bastia, Ende April.

Der Nordwind und mit ihm der erste Frost hatten sich endlich eingestellt. Bis dahin, es war die Mitte Februars, war die Vegetation in Languedoc kaum unterbrochen worden, und im Januar standen alle Mandelbäume schon in Blüthe. Es war also zu erwarten, daß nun der Winter, und besonders der Mistrel, der mit Recht sich nennende Meisterwind, ebens falls ihr Recht behaupten würden. Hierauf vertrauend, der schon ich meine Reise von Nismes nach Toulon zu Fuß zu unternehmen, und ich hatte es nicht zu bereuen; acht Tage günstiger Witterung erlaubten mir das Städtchen St. Remy mit seinem schön erhaltenen Mausoleum und dem Trag ment eines Triumphbogens zu betrachten, hernach die bizarr ausgezackte Kette der azoinischen Berge (Monts Aupiles), nicht und die wie fast alle Anhöhen des südöstlichen Frankreichs, das liebliche Air mit seinen Merkwürdigkeiten, wie z. B. das Gemälde von König Renatus höchsteigener Hand, und um von dem Bieten nur noch eines, und zwar ein kleines zu nennen, ein täuschend wahr ausgeschnittenes Insekt an der äußerst sorgfältig fculpirten hölzernen Pforte der Kathedralkirche. Sondern dann Ume und Anstoße von weißen, grauen und andern Buss fertigen verfanden sich wohl von selbst in der Karwenzeit. Angedenke für mich war die große Kalkfeinmasse des Felsen St. Victoire, den man lange Zeit zu seiner Linken behielt, wenn man die wenig besuchte Straße über Beaucvaire nach Toulon einschlägt. Hier ist man nun ganz in Felsen begraben, aus denen man bis Olioules, eine Stunde vor Toulon, nicht mehr herauskommt, es sey denn bey Cujes, wo die Straße von Marseille herkommt. Zum Glück zeigen sich hier bem von dem einförmigen Felsgrau seit Beaucaire ermüdeten Auge, das zum Ausruhen nichts als unzählige, mit gelben Blumen überschüttete Dornbüsche (Ulex provincialis) fand, kleine Nadelholzer mit erfrischendem Grün, Mauerthüre mit Steinkohlen beladen, und hie und da rauchende Vitriolwerke beweisen, daß die Erde hier innern Reichthum birgt. Einzelne Stellen, wo Wasser hervorrieselt, bieten dem Wanderer oft unerwartet den Anblick der südlichen Landgüter dar, so z. B. das des Grafen Vicetres, dessen andres Besitzthum zwischen Marseille und Aix allgemein bekannt ist. Kaum war ich auch diesen Schlunchen heraus und im Angesicht des Meeres, so schien ein eigentlicher Paroxysmus die Natur ergriffen zu haben, ein heftiger Südwind, stromweise stürzenden Regen, Blitz und Donner und eines der fürchten Hagelwetter, die ich je erlebte, und das ganz Toulon mit zollhohem Eis bedeckte, währeten abwechselnd drey volle Tage. Dieß war um die Zeit, wo in Belgien Erdbeben und in Kadix gewaltige Orkane verspürt wurden. Am 24ten Februar hatte sich die Wuth der Elemente gelegt, und ein günstiger Wind nöthigte mich Toulon zu verlassen, ohne daß es mir möglich gewesen ware, von den vielen Kriegsrüstungen etwas mehr zu bemerken als ein Gerüst und Gedränge von Menschen, wie es sich in einem so wichtigen Hafen im jetzigen Zeitpunkt leicht denken läßt. Dem Schein und andern der Magazin dersehen geworden und jetzt im Ausbessern begriffenen Schiffen konnte ich im Hinausfahren und der Rhede einen dunkenden Blick zuwerfen und durch sie an Griechenland erinnert, in Träumereyen versunken, es eine Zeitlang vergessen, daß in die liebe feste Erde mit dem treulosen, wankenden Elemente vertauscht hatte. Statt daß man bey günstigerem Winde in vierundzwanzig Stunden in Korsika ist, sah ich der Tage vier hinschwinden, immer die beschneiten Berge der Insel im Augesicht, und oft nur eine Viertelstunde von der Küste entfernt; ohne daß es möglich war, die kleine Spitze vor der Rhede von S. Florent zu umsegeln. Dieß gelang erst am fünften Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Heinrich der Fünfte, dieser liebliche königliche Heldenblume, die je auf einem Throne erwachte, ist der erste, der nicht mit innern Feinden zu kämpfen hat. Den beiden Leichtsinn, der Richard den zweyten zu Grunde richtete, weiß er auf Sodnstie mit seinen königlichen Pflichten zu vereinen; er hat das Leben des Volks in jeder Weise durchgemacht und kennt es bis zum Käser hinunter; er liebt es, und es liebt ihn mit treufter Anhänglichkeit; er hat den Heilshorn zu besiegen vermocht, und die Großen folgen freudig seinem siegreichen Banner nach Frankreich hinüber. Die berzlichste Liebe zu Catharina wird zulezt das Band des Friedens und heiligerich seine kurz Laufbahn. Nun priebt das Elend über England ein; nur eine schwach vere blaßte Individualität hatte alle streitenden Interessen zu einigen, zu verbinden vermocht. Das Schicksal der Eroberung Frankreichs und ihres Helden Talbot, den die inneren Entzweyungen der weißen und rothen Rose ins Verderben stürzen, ist die nächste tragische Beardeutsit. Heinrich VI. wächst heran, doch kraftlos, unkriegerisch, mehr dem Reiche Gottes als dem Reiche dieser Welt zugewandt, ein unköniglicher König, wird er beherrscht von seinen ausländischen Weib, und der alte Yort betrigt ihn. Zwar wird dieser besiegt, doch Margaretha mordet seinen zarten Knaben, den holden Rutland, taucht ein Tuch in das rauchende Blut und reicht es dem Vater, seine Thränen damit zu trocknen, dann erdnt sie den gefangenen Greis mit einer papiernen Krone und läßt ihn tödten. Dies sen Mord rächt aber Richard, des alten York dritter Sohn; er erschlägt Eduard von Wales, Heinrichs Sohn, und ermordet den König im Kerker. Wir verfolgten diese leider hingeworfenen Skizzen der dem Richard vorangehenden Dramen nur, um zu zeigen, wie Shakespeare auch in diesen Stücken nicht etwa, wie es zunächst scheinen kann, dem Zufall walten lasse, sondern daß seine Helden nur das bäsen gebährende Loos treffe. In allen diesen genannten Dramen sind die Gestalten in weltlicher, durchaus irdischer Zwecke versenkt, und sinken sie ins Grab, verfolgen sie dennoch das Ziel, daß sie mit kräftiger Energie vers folgten, so hören wir oft den Ton der tiefsten Klage, daß alle teß Irdischen dennoch vergänglich sey, vornehmlich aber im Richard kommt es jezt ausdrücklich zur Sprache, daß, wer hier umkommt, zur Sühne früherer Unrechts, Verrathe und gewaltthätigen Mordes hinsinke. Dieß ist der Grundton, der die ganze Tragödie durchklingt, und der allein uns alle diese Mordscenen ertragen läßt. Hierin, glauben wir, liegt die Lösung des Räthsels, daß Richard Theinahme statt blosen Abscheus erregt. Einen Clarence, Grey, Rivers, Vaughan, Anna schuldlos ins Grab, sitte die Königin Elisabeth unsinnig dig den Stury ihres Hauses, so würden wir uns empört weg wenden; solche verwährende Dissonanzen, welche erst in der letzten Scene durch Richards Tod sich auflösen, würden wir nicht ertragen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Juni 1828.

Aus dem fernsten Himmel blau
Weht ein Singen, lieblich Schallen
Ueber Wald und helle Au.
Alter Gram! jetzt zeuch von hinnen,
Fülle nicht dieß Herze bang.
Strömt ein von Himmelszinnen
Morgenroth und Lustgesang!

Justinus Kerner.

Wanderlieder.

Von Karl Felder.

Vorgefühle.

Wollen alle meine Sinnen
Denn das Ferne nur gewinnen?
Irrend lauscht mir längst mein Ohr,
Wenn vom Rasseln ferner Wagen
Laute sich herübertragen
Oder von der Glocken Chor.

Ach! und wie die offnen Augen
An dem Blau der Berge saugen!
Alles an mir will hinaus;
Alles mit dem Strom der Düfte
Schwebt dahin in's Reich der Lüfte;
Selbst mein Geist ist nicht zu Haus!

Am Reisemorgen.

Nichts noch von dem Marktgewühl!
Vogelgwitschern, Pferdeschnauben,
Morgenwehn und Nebeldampfen;
O willkommnes Reis'gefühl!

Auf dem Wege.

Wie blaulich, wie wonnig,
Erquickend und sonnig
Glänzt Himmel und Land!
So weit ich nur spähe,
Lacht Ferne sammt Nähe
Im Wonnegewand.

O Heimath, verzeihe,
Nun ist an der Reihe
Die reizende Welt!
Auf sie ist seit heute
In's Blaue, in's Weite
Mein Sinnen gestellt.

Bemerkung.

Wie erhellt sich unser Sinn,
Sehn wir in die Lüfte hin.
Büsche, Berg' und Thürme ragen,
Blaue Fluthen Schiffe tragen,
Alles, Alles wohlgethan,
Wie's ein Herz vergnügen kann!
O wie hebt sich auch im Muthe
Alles Heitre nun und Gute!

Vom Grüßen.

Guten Morgen! Gute Nacht!
Wer hat diesen Gruß erdacht?
Wohl gewiß zuerst ein Wandrer;
Glaubt es mir, es war kein Andrer;
Er nur im Vorüberwallen
Will so wohl den Menschen allen.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

„Jetzt stand ich vor dem Altare," fuhr Havenreuter fort; „jetzt streckte ich die Arme nach der großen silbernen Kanne, nach dem schweren Kelch, nach dem goldenen Tel-

Digitized by Google

ler aus, doch zu gleicher Zeit schüttelte ich den Kopf, denn ich konnte das alles nicht mit mir führen und doch mußte ich es haben. Ich beschloß endlich den Kelch und das Gefäß erst wegzunehmen, und wenn ich diese beyden in Sicherheit gebracht, wollte ich zurückkehren, um das dritte Stück zu holen. Den goldnen Teller verbarg ich an meinem Busen; den Kelch befestigte ich an den Leib mit meinen Strumpfbändern, die ich zu diesem Gebrauch abgelöst und aneinander geknüpft hatte. Darauf trat ich meinen Rückzug an. Alles ging nach Wunsch; ich verbarg meine Beute fürs erste in meinem Bett, bis ich Gelegenheit fände, sie besser zu verbergen und schickte mich an, zum zweyten Male die Kirche zu besuchen. Bald stand ich wieder vor dem Altare, die massive silberne Kanne in der Hand wiegend. „Der Deckel," sagte ich zu mir selbst, „möchte klappern," und versuchte den etwas hervorragenden Stift, der ihn festhielt, mit den Nägeln herauszuziehen; als es nicht gelingen wollte, zog ich ihn mit den Zähnen heraus. Darauf verbarg ich den Deckel hinter meinem Brustlatze, band die Kanne fest an den Leib und begann den Rückzug. Nun wollte mein Verhängniß, daß der Wächter, eben wie ich den Lindenbaum hinabstieg, sich unter denselben hinstellen und zwey Uhr abrufen sollte, welches er auf seine gewöhnliche Weise mit einem so fürchterlichen Brüllen that, daß ich zu dem Bewußtseyn des natürlichen Lebens erwachend, plötzlich vom Baume auf das Steinpflaster hinunterstürzte und laut in großen Schmerzen jammerte. Er unterbrach das Rufen, eilte zu mir hin, fragte wer ich wäre, woher ich käme, was ich wollte, u. s. w., allein ich war so von dem Falle betäubt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Ich wurde auf die Polizey gebracht und schon den folgenden Tag war mein Verbrechen zum größten Erstaunen aller Einwohner in der ganzen Stadt bekannt. Ich mußte alle Verwahrungsörter meiner Diebstähle entdecken, und die Leute wunderten sich nicht wenig, ihre so lang vermißten Sachen auf Böden, in der Erde, hinter alten Mauern, in hohlen Bäumen u. s. w. wiederzufinden. Als ich wieder hergestellt war, wurde ich öffentlich auf dem Markte gepeitscht und mit einem Indienfahrer als Kajütenjunge weggeschickt. So bin ich Seemann geworden."

Er schwieg; allein Magister Ebemnitz athmete tief auf, als wäre ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, faltete die Hände und sprach: „Nun, Gott, unser Vater sey gelobt!"

„Ja!" nahm Michael Havenreuter wieder das Wort, „auch ich dankte Gott, der meinem unglücklichen Geschick diese Richtung gegeben, denn dort, auf dem wilden Meere, unter der strengsten Zucht, war gar nichts, das meiner bösen Neigung Nahrung geben konnte. Das Element, das mich trug, sprach ganz meine wilde Natur an. Ich war anstellig, munter, unverzagt, das machte mich bey der Mannschaft beliebt. Meine nächtlichen Wanderungen setzte ich hin und wieder fort; schlafend stieg ich mehr als einmal während des ärgsten Sturmes in den Mastkorb hinauf und spähete nach Land; leider muß ich bekennen, daß ich nicht immer, wenn wir die ruhige Erde betraten, auch die Hände ruhig hielt, und mein Unglück wollte, daß ich immer gut davon kam; dadurch wurde ich immer dreister, und sollte ich Euch jeden Ort, wo ich gestohlen habe, hersagen, dann müßte ich alle nennen, wo ich gewesen bin."

„Unglücklicher!" rief Ebemnitz voll innigen Mitleids. „Kämpftet Ihr denn nicht mit dieser bösen Lust?"

„Wohl kämpfte ich," erwiederte Havenreuter. „Nur Weniges kann ich mich erinnern, allein ich kämpfte dennoch. Ich war von Jahr zu Jahr mehrere Stufen gestiegen; endlich war ich Oberseesteuermann geworden. Auf einer dieser Reisen kam ich nach der Stadt Aalborg in Nordenjütland. Dort ist ein großes Gildehaus, wo Kaufleute und Schiffsherrn sich zu heitern Gelagen versammeln. Als Fremder ging ich auch dahin und mischte mich in die lustige Gesellschaft. Es entging meiner Aufmerksamkeit nicht, daß ein Kaufmann eine sehr kostbare Uhr mit zwey schweren goldenen Gehäusen, eine sogenannte Sonnerie, bey sich trug. Sogleich fuhr der Teufel in mein Herz. Ich mußte sie haben. Es war vergebens, daß ich mich von dem Manne entfernte; ohne zu wissen wie, befand ich mich immer wieder in seiner Nähe. Endlich gewann ich so viel über mich selbst, daß ich das Haus verließ. Als es Abend wurde, dachte ich bey mir selbst: nun wird er nach Hause gegangen seyn, nun ist die Versuchung vorüber. So ging ich denn wieder hin; doch kaum war ich in das Zimmer getreten, kaum hatte ich die Blicke um mich geworfen, als ich den Mann ganz allein an einem entlegenen Tisch erblickte. Nun hatte ich die Kraft verloren dem bösen Dämon zu widerstehen. Ich ließ mich mit ihm ins Gespräch ein; er schien Gefallen an meiner Erzählung von fremden Ländern, deren Küsten ich besucht hatte, zu finden. Es wurde indessen spät; er schickte sich an nach Hause zu gehen; ich folgte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Der Besuch des Museums im Louvre, das immer noch zu den reichsten in der Welt gehört, der königlichen Bibliothek, des Hotels der Invaliden und des Kirchhofs des Pater La Chaise füllte die kurze Zeit aus, die ich in Paris blieb. Ein Verzeichniß der einzelnen Merkwürdigkeiten dieser Orte anzugeben, wäre für ein Journal wohl sehr unpassend, das mehr geistige als materielle Uebersichten verlangt. Alle öffentlichen Gebäude und Einrichtungen, die ich in

Digitized by Google

Paris gesehen habe, tragen das Gepräge der ungeheuern Macht, die Frankreich entwickelte und die in der Bildung ihrer innern Verhältnisse nicht weniger imposant als in ihren Siegen auftrat. Diese Größe, mit einem geistigen Auge aufgefaßt, hat aber nichts Steinernes, Unbewegliches. Die außerordentliche Kulturstufe, welche die französische Nation überall, wo sie sich in ihrer eigenthümlichen Sphäre bewegt, erreicht hat, flößt Neigung und Erstaunen zugleich ein. Schillers bekannter Vers: „Dem Vandalen sind sie Stein“ kann sich nur auf die eigentliche Revolutionsepoche beziehen, sonst enthielte er die größte Ungerechtigkeit. Nirgends, außer Italien, ist der Geschmack für die schönen Künste so verbreitet, gehört nirgends so sehr zur Erziehung eines gebildeten Individuums als in Paris. Der Verstand der Franzosen hat sich Alles angeeignet, was ihrer ursprünglich sehr unpoetischen Konstruktion irgend erreichbar war. In der Dichtkunst allein sind sie durch und durch Stümper geblieben. Ihre Melodramen, die sich an der Prosa und Poesie gleich sehr versündigen, ihre Lustspiele, die bloße Porträts des herkömmlichen Lebens und der gangbaren Meynungen sind, ihre Tragödien, wo das Kostüm jetzt zwar antik gehalten wird, die Innerlichkeiten der auftretenden Personen aber eben solche Parleurs wie Mr. de Jouy und die übrigen Redakteurs und Mitarbeiter der liberalen Journale sind, alle diese Produktionen zeugen von der geistvollsten und ausgebildetsten Prosa des Lebens, es ist aber meiner Meinung nach darin kaum ein Funken von Poesie zu finden. Diese, wenn man mir eine solche Abschweifung erlaubt, beruht überhaupt auf einer ganz andern Basis, als die Bildung des heutigen Frankreichs möglich macht.

Die ursprüngliche Poesie des Lebens war allein Germanischen Völkern eigen. Erst in ihrer Entfaltung als einer selbstbewußten Thätigkeit, einer Kunst hat sich der verschiedene Genius der europäischen Völker gezeigt, aber schon als etwas Gebildetes, dem eine lange, schweifende Thätigkeit vorausgegangen war, die den Naturklang in sich aufgenommen, aber erweitert und gestärkt hatte, weßhalb die Kunstpoesie der romanischen Nationen älter als die der Deutschen und Engländer ist. Die Franzosen, in deren Gemüth, trotz ihrer Orthodoxie, das Christenthum niemals so tief als bey den Spaniern eindrang, die den italienischen Geist nicht mit Lombardischem Blute einten, das Oberhaupt der Kirche und die Ruinen der alten Welt nicht in ihrer Mitte hatten, warfen das normannische und provençalische Princip ihres Lebens leicht ab, als ihre Könige anfingen die Ausbreitung einer festen und allgemeinen Herrschaft zum Gegenstand ihrer höchsten Anstrengungen zu machen. Die alten Gallier waren, nach Cäsars Schilderung, gewiß eine der prosaischsten Rassen der alten Welt, die Römer konnten ihnen alles nur nicht diesen Mangel ersetzen, die Franken gingen in dem vorgefundenen Leben auf, die Normannen und Provençalen reichten nicht tief, und die französische Nation rang von Ludwig XI. bis Ludwig XIV. nach etwas ganz anderem als der freyen Ausbildung innerer Keime und Triebe. Die Revolution hat das geistige Leben in vielen seiner Tiefen verwandelt, in die des Gemüths konnte sie ihrer Natur nach nicht eindringen. Chateaubriand, der größte jetzt lebende Genius der französischen Nation, und Salvandy, ihr zartester und gemüthlichster Poet, stehen zwar hoch über Lamartine, der ein französischer Pope ist, und über Delavigne, der in der Poesie einen andern Voltaire spielt, aber selbst diese beyden vortrefflichsten Autoren kränkeln an allen Mängeln des französischen Herzens. Deutsche Landsleute, die diese Bemerkungen, zu deren festeren Begründung hier der Raum fehlt, tadeln möchten, müssen von der Tiefe ihrer nationalen Existenz eine sehr unreife Vorstellung haben. Uebrigens elgne ich diesen unermeßlichen Vortheil, eines unerschöpflichen, in seinem Reichthum oft fabelhaft angewandten, in seiner Tiefe oft unbegriffenen Wesens nicht meinem Volk allein, ich gestehe denselben den Engländern und der italienischen und spanischen Literatur der Vergangenheit eben so sicher zu.

Die Existenz des Christenthums macht eine Weltherrschaft wie die macedonische oder römische unmöglich und kann sie nie zulassen. Für einen Augenblic schien Frankreich diesen Gipfel zu erschwingen, aber selbst da nicht in jener universellen Bedeutung. Für das wesentlich Gute, was die Revolution in den politischen Verhältnissen hervorgebracht hat, für eine Größe wie Napoleons wird Frankreich in der Geschichte eines ewigen Ruhmes genießen, aber die eigentliche Tiefe des germanischen Geistes bleibt ihm verschlossen und die ungeheure Suffisance, mit einer ganz eigenen Beschränktheit verbunden, wird die Franzosen aus ihrem eigenthümlichen Banne nie herauslassen. Voltaire wird immer ihr größter Autor dem Geiste nach bleiben, sie müßten denn in ihrem innern Leben eine eben so große Revolution wie in den politischen Verhältnissen erleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bastia, Ende April.

(Fortsetzung.)

Weit weniger von der Seekrankheit als von der langen Weile angegriffen, eilte ich alsobald ans Land und bestieg mit Wohlust den ersten besten Hügel; vom äußersten Meeresstrand an nichts als Berge, die gegen das Innere hin immer höher werden, die und da ein Stückchen bebautes Feld, gleichsam verloren in unabsehbaren Strecken von Gebüsch. In einiger Entfernung, dem Hügel gegenüber, erblicke ich einige Dutzend elender Häuser, mit alten Mauern umgeben, den Hauptort des

Kantons, St. Florent. Um dahin zu gelangen, mußte ich etwa eine Stunde lang mich durch Morâste hindurcharbeiten. Das Schiffes überfatt, beschloß ich im Wirthshause zu übernachten; sein Aeußeres war nichts weniger als einladend, die Zimmer waren kalte Gewölbe, wie sie hier das heiße Klima erfordert, die Speisen an den Fenstern mochten seit Erbauung der Stadt durch die Gemeiser, dem gänzlichen Mangel von Durchsichtigkeit nach zu urtheilen, dessen sich die noch erhaltenen Bruchstücke erfreuten, dieselben sein. Doch war ein leidliches Mittagsmahl und frische Lebensluft zu erhalten, was in manchem Dorf in Frankreich nicht immer der Fall ist. Der Preis war derselbe wie auf dem festen Lande. Mit dem Tage erhob ich mich und satteln den Weg nach Bastia ein; er ist sehr gut, obschon er über einen hohen und steilen Berg führt. Man verdankt ihn Ludwig XVI, so wie die Straße von Bastia nach Ajaccio, und diese zwei sind die einzigen fahrbaren Wege auf der ganzen Insel. Bis jetzt aber denkt Niemand daran zu fahren, und ich habe noch kein Rad gesehen. Nächstens soll jedoch eine Diligence zwischen den beyden Hauptorten eingerichtet werden. Während ich den Berg hinanstieg, bemerkte ich wie reich, wie üppig die Vegetation in diesem Lande ist; uns mittelbar vor St. Florent standen Palmen und indianische Feigen; diese letztern sind einheimisch geworden; Olivenbäume von seltener Größe und Dicke bilden wahre Wälder, die Lorbeerrose oder der Oleander wächst in Menge wild und weit höher als anderswo im Garten. Die Büsche, welche unter dem Namen von (macchia) Mati'é die halbe Insel bedecken und meistens Erdbeerbäume (arbutus unedo), Baumheiden, Myrthen und Pistazien sind, erlangen eine Höhe von zwölf und mehr Schuh. Wenn diese Dickichte in der Ebene gelegen und noch dazu sumpfig sind, so darf man sich nicht hineinwagen; sie bienen den zahlreichen Contumaces oder Neuerstüchtigen des Landes und den viel gefährlicheren sardinischen Missetätern zur Freystätte. Hat ein Gensdarme oder ein Voltigeur corse die Verwegenheit sie dahin zu verfolgen, so begeht er es gewöhnlich mit den Seinen. Fand ich aber die Pflanzenwelt, und besonders die Blumen, deren viele der italienischen und einige der vorderasiatischen Flora angehören, dank dem vortrefflichen Boden, viel kräftiger als in Frankreich, so fielen mir dagegen die kleinen Pferdchen auf, deren es eine Unzahl gibt, da alles reitet. Mann wie Weib, und die kleinen Esel, Schweine und Schoafe. Die Einwohner haben italienische Physiognomie, die Männer tragen eine Art Mantel von grobem Zeug mit einer Kapuze, die Weiber haben auch alle den Kopf bedeckt, sey es mit einem Schnupftuch, mit der Schürze oder mit einem Schleyer.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, April und Mai.

(Fortsetzung.)

Wir nennen dieß Drama den fünften Akt des Trauerspiels nennen, das mit Heinrich dem Sechsten beginnt. Alles Unrecht, was überhaupt in den früheren historischen Dramen begangen sein mag, drängt sich in eine Oberstatt zusammen, und wird durch sie noch einmal mit höchster Kühnheit, Konsequenz und Energie vollführt. Die unendliche Kraft und Sicherheit, der unbeugsame Muth, die kluge Wahl aller Mittel, das unbezweifelbare Gelingen dieses stets wachsenden Verbrechens ist die andere Seite, welche für Richard die schöne, mit Abscheu vermischte Theilnahme erregt. Und je höher sein Zweck ist, mit je größeren Mitteln er ihn muthig und kalt verfolgt, desto höher ragt Richard z. B. über Franz Moor hinaus; die Schuld, wie Fichte sagt, nimmt ab mit dem wachsenden Verbrechen. Was aber dem Stücke den größten dramatischen Werth gibt, und es besonders von der vorhergehenden Trilogie Heinrich des Sechsten vortheilhaft unterscheidet, ist das Hervorgehen alles dessen was geschieht aus dem einen Zwecke des Hauptheldes. So würde sich denn dieß Drama auch von allen bisherigen Stücken am meisten für die Aufführung eignen, wenn nicht gerade die Einsicht in die Gerechtigkeit des Untergangs eines ganzen Geschlechts nur durch die Kenntniß der vorangehenden Dramen erworben werden könnte, und matt und trübe würde, wenn sie nicht auch gleichfalls früher dargestellt und angeschaut sind. Daß der Zuschauer sie vielleicht könne gelesen haben, darauf darf nicht gerechnet werden. Es sey nun auch schließlich erlaubt, einige nähere Worte auf den Charakter Richards zu wenden. Sieht man nur auf den ersten Monolog, so sagt Richard dort, weil die Natur ihn von Seiten körperlicher Schönheit verwahrlost habe, sey er willens ein Bösewicht zu werden. Solchen Charakter, der das Böse nur des Bösen wegen thut, solch nackter Teufel möchte kein poetischer Gegenstand sein. Wir müssen deshalb durchblicken. Schon in Heinrich dem Sechsten, als Eduard der Bärte auf den Thron zu gelangen trachtet, bietet ihm Richard Rath, um ihn wieder zu stürzen und sich den Königsmantel zuzueignen. Aber auch dort gibt er als Grund seines Handelns an, daß er keinem Bruder gleiche, keine Liebe kenne, er sey er selbst allein. Solcher Geist, ausgestattet mit aller Kraft, allem Drang zu handeln, kann nur den Zweck haben, seinem eigenen Willen das Wohlen aller, die um ihn leben, zu unterwerfen. Bey Shakespeare sotaen die meisten Charaktere überhaupt mehr oder weniger mit Recht und Unrecht ihren Trieben, ihren Gelüsten; sie ergreifen irgend eine Seite des vollen Menschenlebens, und stürzen sie mit fester Konsequenz durch. In Richard nun stellt sich ein Mensch all em Gültigen in Staat, Familie, Religion entgegen, er achtet nichts heilig als sich selbst, und trachtet nach der höchsten Sphäre, in welcher er sich geltend machen kann. Alle Shakespeareschen Gestalten gebären nun aber durch Geburt irgend einem Kreise an, und auch ihre Gemüthsart ist ihnen angeboren; sie fragen ohne zu fragen, ohne zu überlegen. Der Mohr Othello, von der Natur misgeformt, argwöhnt, daß sein liebender Weib ihm die Treue nicht bewahren könne; Julia würde sich jedem Gemüth, das sich ihr liebend nahte, mit derselben Liebe und Treue auf ewig unauflöslich vereinigt haben; Hamlet ist ohne Thatkraft geboren, und auch Richard scheint von der Natur schon bestimmt zu sein, wie ein wüster Eber auf Erden zu wüthen und sie zur Hölle unsauberer sey, er folgt nur seiner Natur wie alle andere. Dieß unmittelbare Verbundensein in ihrem Zweck gibt allen Shakespeareschen Gestalten diese Rundung, diese feste Charakteristik, diese Klarheit, deren bleibendem Eindruck wir uns nicht entziehen können. Richard, seiner Stellung in der Welt, seinem Innern und Aeußern nach, kann nicht leben ohne König zu sein, und verletzt alle menschlichen und göttlichen Rechte, nicht um sie zu verletzen, sondern um seinen Zweck zu vollführen. Man hat auch schon vielfach gemeint, Richard sey exquirirt über seine natürliche Mißbildung; wir können dieß nicht zugeben; Liebe, Freundschaft, Wohlgefallen bey andern zu erregen, diese Wünsche hat er nie gekannt, nie gehegt, wie sollte er gegen seine Mißgestalt eifern? er macht sich nur darüber lustig, wie ein Buckliger, der sich gerade seines Buckels wegen wohlgefällt und weiß, daß sein Geist für seinen Körper entschädigt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Juni 1828.

Bitter, bitter ist die Pein
Eigner Richter sich zu seyn.
Und ein Richter, der durch List
Ewig unbestechlich ist.

Overbek.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

„Eben wie wir über eine große Brücke gingen," fuhr Havenreuter fort, „fragte ich meinen Begleiter, wie viel die Uhr wohl seyn möchte. Er zog die seine hervor, ließ sie, weil er der Dunkelheit wegen die Zahlen nicht unterscheiden konnte, repetiren; noch ehe sie aufgehört hatte, riß ich sie ihm plötzlich aus der Hand mit den Worten: „Die Uhr muß die meinige seyn, soll ich am Leben bleiben." Ich steckte sie zu mir und stürzte fort über den Markt hin, er mit einem furchtbaren Geschrey nach Hülfe mir nach. Die Wache eilte mir nach; schon fühlte ich mich von mehreren Händen berührt, da warf ich mich plötzlich rechts in eine kleine Straße. Dadurch gewann ich einen kurzen Vorsprung. Durch ein Paar Straßen wurde ich verfolgt; ich fühlte das Blut in meinem Herzen stocken, ich merkte wohl, daß mein schwerer Körper mir es unmöglich machte zu entkommen. Mehr als hundert Menschen setzten mir nach. Ich befand mich in einer Straße, die schräg zu einem Fluß hinunterführte, dessen mächtiger Strom ein Mühlrad treibt. Ohne mich einen Augenblick zu bedenken, warf ich mich in das Wasser und drückte mich so dicht wie möglich gegen das brausende Rad hin. Es war nur die Breite einer Hand zwischen Leben und Tod. Meine Verfolger wurden irre; sie dielten an und fragten: „Wo blieb er? Ist er nicht hier verschwunden?" Einige sprangen bis an den Rand des Stroms hinunter. Einer hatte im Wasser watend fast die Stelle, wo ich mich befand, erreicht. Ich war fest entschlossen, mich lieber von dem Rade zerschmettern als ergreifen zu lassen, und in diesem schrecklichen Augenblick that ich das Gelübde, wenn ich dießmal aus der Noth mit dem Leben davon käme, nie mehr das Schiff verlassen zu wollen, sondern an Bord zu bleiben, wo ich auch bin käme. Kaum hatte ich das Gelübde gethan, als derjenige, der mir am nächsten war, ausrief: „Der Teufel mag sich hier ein Fieber holen! er muß sich über die Brücke geflüchtet haben." Noch ein Paar Augenblicke, und Alles war wieder ruhig. Ich schlich mit einem Fieber im Blute an Bord, wo ich das Bett noch lange hüten mußte."

„Es war Gottes Finger!" rief Ehemnitz mit gefalteten Händen. „Nun, und habt Ihr das Gelübde gehalten?"

„Eine Zeitlang wohl, und zwar mit großer Anstrengung," betheuerte Havenreuter; „allein als ich nun endlich selbst Schiffsherr wurde und ein eigenes Schiff zu führen bekam, wirkte dieser Umstand gewaltig auf meine zwar zurückgedrängte, allein nicht erstickte Neigung. Nun mußte ich ja ans Land gehen, um an jedem Orte die mir obliegenden Geschäfte auszurichten; kein Vorwand konnte gültiger seyn. Viele gesetzliche Erwerbsquellen standen mir jetzt offen, allein jemehr ich auf diese Weise erwarb, um so siegreicher erhob die Sünde in mir das Schlangenhaupt. Ich will mich kurz fassen: ich fiel zurück, und, wie geschrie-

Digitized by Google

den steht, es wurde mit demselben Menschen weit schlimmer als zuvor."

Kaum hatte er dieß gesprochen, als Georgius, der kleine Sohn des Magisters, froh in das Zimmer hereinhüpfte, doch kaum fiel sein Blick auf den fremden Mann, als er aufschreyend zum Vater hineilte und ängstlich den Kopf in seinem Schooße verbarg.

Ehemnitz erhob diesen mit beyden Händen, küßte den Jungen und fragte: „Georgius! was fällt dir ein? warum fürchtest du dich?"

„Vor diesem dort," erwiederte der Junge, wobey er mit scheuem Blick auf Havenreuter deutend, sich mit der Rechten am Vater festhielt. „Willst du mich hören, Vater, so entlaß ihn! du siehst ja, wie sein Haar von Blut träufelt."

Der Magister gab ihm einen Verweis und schloß ihn in dem Nebenzimmer ein. „Was den Kindern einfallen kann!" sprach er sich niederlassend, als er zurückkam. „Die junge Phantasie führt die wunderbarsten Erscheinungen vor ihren Blick; Ihr habt rothes Haar, gleich muß es blutig seyn!".

„Blutig!" wiederholte der Schiffsherr; „ach ja! Kindermund spricht von der Wahrheit Grund."

Entsetzt schob der Magister den Stuhl etwas zurück: „Was sprecht Ihr da, Havenreuter? Ihr sitzt wohl in Gedanken? Sagt mir aufrichtig, habt Ihr etwas bey dem gedacht, was Ihr da gesprochen?"

Havenreuter bedachte sich eine Weile, darauf fuhr er fort: „Ich will mir nicht selbst vorgreifen. Doch verspreche ich, die Geschichte soll nicht lang werden. Ich lag in dem Haven vor Antwerpen, wo ich eine Ladung, nach Norwegen bestimmt, einnehmen sollte. Da meldete sich eines Tages bey mir ein Passagier, dessen Namen Euch vielleicht zu Ohren gekommen ist. Es war Jean Baptiste Tavernier, jener berühmte Reisende, der schon in seiner Jugend das halbe Europa durchwandert hatte und nachher mehr als vierzig Jahre darauf verwandt hat, die Türkey, Ostindien und Persien in allen möglichen Richtungen zu durchreisen. Jetzt war er schon über die Achtzig hinaus, allein er konnte noch keine Ruhe finden. Er wollte eine Reise in den Norden machen; wir wurden bald wegen der Fracht einig. Er war von Profession ein Juwelier und hatte es zu einer seltenen Vollkommenheit in seiner Kunst gebracht. Großen Reichthum hatte er dadurch erworben, und da er keine Kinder besaß, keine Heimath hatte, führte er sein Vermögen, das theils in Papieren, theils in Bijouterie, mit welchen er auf seinen Reisen einen bedeutenden Handel trieb, bestand, mit sich herum." Hier hielt der Erzähler inne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ich durchwanderte, da sich der Tag meiner Abreise nahte, die Stadt nach allen Seiten, traurig über den nahen Abschied. Im Ganzen gestehe ich, daß ich z. B. in Berlin und Straßburg weit lieber als in Paris leben möchte, und daß mir eine Wohnung in den alten Straßen der Stadt auf die Dauer nicht viel besser als ein Gefängniß vorkommen würde. In Berlin, meynen Viele, fehle das lebendige, regsame Eingreifen der verschiedenen Organisationen, es sey eben so gut eine Militärkolonie als eine Hauptstadt, wo man fast so viele Soldaten als Bürger sehe, und wo graue Beine, mit rothen Streifen verbrämt, auch in der That häufiger als seidene Strümpfe gefunden werden, eine Universitätsstadt, wo die gelehrten Meynungen und Untersuchungen der Professoren auf das gebildete Publikum von wenig Einfluß seyen, ein Theaterort, wo fast mehr mit dem Löffel als mit dem Munde gespielt werde, ein Museum von Autoren, wo, die Arbeiten einiger berühmter und allgemein anerkannter Gelehrten ausgenommen, wenig Bedeutendes zum Vorschein komme. Diese und ähnliche Urtheile hört man in Süddeutschland häufig über die Hauptstadt des Nordens, und sie sind in so weit wahr, daß der trefflichen Ausbildung einzelner geistigen Verhältnisse ungeachtet, das Leben selbst in jeder Sphäre dort in einem kleinen Styl geführt wird, wovon aber keineswegs auf einen Mangel an bedeutenden Individuen in irgend einer Richtung zu schließen ist. Die Ursachen einer gewissen Stille und Eintönigkeit, welche die Lindenstadt im Verhältniß zu Paris charakterisiren, hat aber viel tiefer liegende Gründe als etwa die Pedanterie der Gelehrten, die Einförmigkeit des Militärgeistes, die Oberflächlichkeit der Journalisten oder die Ungeschicklichkeit der Schauspieler, Erscheinungen, die so oder wenig anders modificirt, für sich allein genommen, überall zum Vorschein kommen. Das Streben, das Interesse am Theater zu einem vorherrschenden zu machen, das jetzt in Deutschland bis zum Ekel wiedertönt, würde im Falle des Gelingens ein sehr schwaches Supplement für den Mangel einer großartigen Existenz abgeben, die nur im Glanze einer großen und freyen politischen Organisation wiederscheinen kann, und weder bey den Kaufleuten, dem Militär, den Gelehrten und Künstlern, isolirt genommen, zu suchen ist. Vielen behagt in Berlin eben diese Ruhe des Lebens, die aber mehr die des Abends als des Morgens ist, im Verhältniß zu der glühenden Geschäftigkeit in Paris, wo man, wie die Mitglieder der beyden Kammern, einen Theil des Jahres gewiß regsamer und lebendiger als irgendwo lebt, wo aber eine dauernde Existenz nicht in den Kreis meiner Wünsche gehört. Es kann eigentlich nur zwey wirkliche Hauptstädte in Europa geben, Paris und London. Denn

Digitized by Google

überall, wo das öffentliche Leben nicht von den allgemeinen Ereigniſſen des Staates, ſeinen hervorragenden Individuen und mächtigſten Korporationen beſtimmt wird, fällt es in eine einſeitige Richtung, die an und für ſich nothwendig und vortrefflich, als vorherrſchende Subſtanz aber kleinlich und beſchränkt erſcheint, entweder in die Gewohnheiten des Hoflebens und die Imitation deſſelben in den übrigen Klaſſen, die Härte des Militärgeiſtes, das materielle Treiben des Handelsſtandes, den Eigenſinn der Gelehrten und den Leichtſinn der Journaliſten.

Ehe Frankreich ſeine jetzige politiſche Organiſation hatte, müſſen ſich in der Literatur und dem Theater, dem geſellſchaftlichen Leben und dem Verhältniß der Stände zu einander dieſe Schwächen und Thorheiten ſo arg wie irgendwo gezeigt haben. Nur wo die Repräſentanten eines Volks das Schickſal deſſelben öffentlich berathen, und wo, wie jene das allgemeine Leben, ſeine Richter die Verhältniſſe der Individuen ebenfalls öffentlich beſtimmen, kann ein großartiger Zuſammenhang gedacht werden, jede andere Exiſtenz, ſo treffliche Momente ſie enthalten mag, erſcheint im Ganzen dürftig und vielfach gebrochen. Ganz katholiſche Hauptſtädte wie Madrid und Neapel enthalten zwar den Mittelpunkt des religiöſen Lebens dieſer Länder, dieſer Baum ſteht aber, ſeiner Höhe ungeachtet, da er zu wenig belaubt iſt, etwas iſolirt da. Rom iſt keine Hauptſtadt im gewöhnlichen Sinne, ſondern immer noch eine Stadt der Welt, einer vergangenen der Kunſt und einer lebendigen im Mittelpunkt des katholiſchen Glaubens.

Für alle Fremden, die, unfähig die Vorzüge ihres eigenen Landes zu empfinden, Zerſtreuung und Genuß auferhalb ſuchen, muß Paris, auch von der oberflächlichſten Seite gekannt, ein Elodorado ſeyn. Die Anmuth und Leichtigkeit des daſigen Lebens, die Menge der Theater, der Witz der Broſchüren ſollte alle geiſtvollen Müſſiggänger hier verſammeln, eine Klaſſe, die freylich in Deutſchland am wenigſten Geiſt hat. Aber auch der blos materiellen Vortheile wegen würde ich einer guten Zahl unſerer Pflaſtertreter Paris vorſchlagen, da, wie ich gehört habe, Pferde und Bedienung, Eſſen und Trinken, Wohnung und Kleidung wenig mehr als in Berlin koſten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moderne Mumien.

Wenn das Beſtreben des Menſchen, die irdiſchen Reſte ſeiner Lieben ſo viel und ſo lange als möglich der Verweſung zu entreißen, aus den ſchönen Gefühlen der Liebe und Achtung fließt, ſo iſt dagegen die Weiſe, wie der letzte Graf von Huntingdon und ſeine Familie, nicht in Spiritus aufbewahrt, ſondern gleichſam in Spiritus verwandelt ſind, ein Beytrag zu der Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. In Farlaycaſtle in der Nähe von Bath ſteht man dieſe flüſſigen Mumien. Die Grabmale, welche ſie enthalten, beſtehen aus ſehr ſchönem weißen, die Deckel aus ſchwarzem Marmor; auf einem iſt der Graf, liegend, mit gefalteten Händen, auf einem andern die Gräfin ausgehauen; auſſer dieſen ſtehen noch fünf andere Särge, worunter zwey ſehr kleine für Kinder, in derſelben Gruft. Die Flüſſigkeit, in welche die Körper, verwandelt ſind, iſt in einer bleiernen Kuſe, die oben ein loch hat, damit man den braunen Saft ſehen kann. Die Art, wie dieſer abgeſchmackte Gedanke vor mehr als zweyhundert Jahren ausgeführt wurde, iſt nicht bekannt, und nur etwa die Liebhaber, die, wie der Cicerone auf Farlaycaſtle pflichtmäßig erzählt, dieſes abſcheuliche Gebräne gekoſtet haben, könnten Vermuthungen darüber haben.

Dieſe Geſchichte ruft uns die Idee eines talentvollen deutſchen Gelehrten ins Gedächtniß, die, ſo ſonderbar ſie ſeyn mag, bey weitem nicht ſo abgeſchmackt iſt als jene edelhafte Brauerey. Er ſchlägt nämlich unter dem Namen Nekroſotik eine Anſtalt vor, in der Chemiker und Künſtler zuſammenwirken ſollen, um die irdiſchen Hüllen der Verſtorbenen für ihre Hinterbliebenen in chemiſche Souvenirs zu verwandeln, wobey er freylich vorausſetzt, daß das Publikum, wenn nur erſt ein ſolches Inſtitut beſtände, Geſchmack daran fände, ſeine Todten der Subſtanz nach beynahe ganz der Verweſung zu entreißen. Die Chemie vermag bekanntlich auf ihrem jetzigen Standpunkte den thieriſchen Körper in mehrere Beſtandtheile zu zerlegen, namentlich in Ammoniun, thieriſches Oel, Kohle; dieſe letztere wieder in verſchiedene Salze und Kalkerde; durch beſondere Bereitungsarten aber laſſen ſich noch manche andere Produkte daraus darſtellen, ſo läßt ſich das Fleiſch durch Salpeterſäure in eine wachs- oder wallrathähnliche, geruchloſe Maſſe verwandeln, alle häutigen, ſehnigten Theile geben Leim, aus Knochen und Gehirn läßt ſich Phosphor gewinnen. Wäre nun das nekroſotiſche Inſtitut im Gange, ſo ſchickte etwa ein troſtloſer Wittwer demſelben die Hülle ſeiner Gattin zu, mit der Anweiſung: 1) aus dem in Wallrath verwandelten Fleiſche ſoll ihre Büſte gegoſſen werden. 2) Der aus ſehnigen Theilen gewonnene Leim wird mit Kohlenpulver zu einem würfelförmigen Sokel für die Büſte verarbeitet; er enthalte acht Niſchen für eben ſo viele Gläſer mit eingeriebenen Stöpſeln, in welchen, durch chemiſche Prozeſſe aus dem Körper gezogen, enthalten ſind: flüſſiges Ammoniun, thieriſches Oel, trockenes Ammoniun, Kohle, Aſche, Salz, Kalkerde, Phosphor. Wir überlaſſen es dem Leſer, über dieſen raffinirten Aſchenkrug Betrachtungen anzuſtellen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April und Mai.

(Beschluß.)

Die Hinderniße, die Richard entgegenstehen, sind riesengroß, und wir bewundern die Kraft eines Riesengeistes, der sie alle zu überstiegen vermag, alles durch sich vollbringt, und keinen Zweck, keinen Inhalt hat als sein Ich. Dieser Richard würde aber, trotz der Energie seines Charakters, leer und kalt erscheinen, wenn ihn uns der Dichter nicht mit tausend partikulären Zügen vor die Augen stellte, die sein „Ich bin Ich“ ungeheuer einem Individuum, zu einem ganzen vollen Menschen machen. Fast von keiner andern seiner Gestalten gibt Shakespeare so mannigfaltige Einzelnheiten; wir erfahren, wie er mit Zähnen geboren, wie er langsam aufgewachsen sey, wie wild seine Kindheit, wie stürmisch seine Schulzeit gewesen sey; er ist tapfer, ein Engländer, mit einem Anflug von Haß gegen die Bretagner, die jenseits des Kanals geboren sind; wir sehen ihn in den verschiedensten Situationen, bald siegt er durch Heuchelei, bald durch Schrecken, bald durch List. Er betrügt alle, zuletzt aber sich selbst. Ein ungeheures Strafgericht Gottes bricht über ihn herein. Bis zur Ermordung der zarten Königskinder, dieses holden, schuldlosen Paars, dieses süßesten Werks, das die Natur seit dem Beginn der Schöpfung je gebildet, traf alle, die er tödten läßt, die Strafe für eigenes Unrecht. Die letzte Schuld, der Mord der schuldlosen Knaben, ist seine böseste. Bisher hat die Mutter ihm nur mißtraut, jetzt flucht sie ihm, und schon tragen die Wirbeln einen Rächer all dieser Unthaten an das befreiende Ufer. Die Erscheinung Richmonds und sein Charakter sind ein Meisterstück. Hier kommt besonders hervor, daß Shakespeare die göttliche Gerechtigkeit und ihr Wirken ins hellste Licht stellen will. Richard fürchtet den Richmond nicht, er nennt ihn flach, einen Knaben, der sich noch nicht bis über die Knöchel in den Schnee gewaat. Richmonds Heer wird von Richards brennbar an Zahl überragt, Richard ist in der Schlacht tapfer wie sonst; fünf falsche Richmonds besiegt er. Eben so nennt Richmond sich einen Krieger Gottes, vertraut nur seiner guten Sache, und ermuthigt seine Krieger durch die Erinnerung, daß sie gegen den Feind Gottes kämpfen. Die Geister seiner eigenen That besiegen Richard; im Traume steigen sie auf und drohen in der Schlacht seinen Arm zu lähmen, und diese Schatten des Traums werfen über Nacht in seine Seele mehr Schrecken als zehntausend gestählte Krieger, von Richmond angeführt, denn Licht des Tag ans scheinen. Zeit braucht die Last seiner Sünden ihn zu erdrücken und es bringt ihm zur Verzweiflung, daß kein Geschöpf ihn liebt, und keine Seele sich seiner, wenn er stirbt, erbarmen wird. Und also geschiehts auch. Wie sehr sich jeder für Richard interessirt hat, so befriedigt und theilnahmlos sieht er ihn sterben. Richmond endet das Stück, indem er Gott anfleht, das Vaterland mit mildem Frieden und heitern Tagen zu segnen, und wenn bisher der Staatsinteressen wegen der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater erschlug, so will Richmond auch Familie und Staat versöhnen und vereinen die weiße und die rothe Rose. Mit diesen Andeutungen müssen wir uns hier beanügen. Der Hauptzug in den Shakespeareschen Tragödien ist überhaupt der, daß das Wesen der weltlichen Verhältnisse der Familie und des Staats in ihrer modernen Entwicklung die ewigen Mächte sind, an welchen so mannichfache Charaktere, wenn sie sich nicht irren gemäß verhalten, zu Grunde gehen, und in seinen Stücken zeigt sich dies deutlicher als in Hamlet und Romeo und Julien. Hamlet irrt sich überhaupt in sein Gemüth zurück, versteht alles, aber bedenkt und bespricht es nur, statt zu handeln, und dennoch vollbringt sich ohne ihn das, was sich vollbringen sollte, und reißt ihn, weil er es nicht wie er sollte vollbrachte, mit ins Verderben; Richard thut sich von allen Mächten des Lebens los, setzt alles hinten, und tödt eine unendliche Schuld auf sich, deren Bewußtseyn ihn tödtet. Weil Shakespeare diesen Gegensatz der Selbstständigkeit fester, einseitiger Charaktere am tragischen Verhältniß zu der wahrhaften Wirklichkeit, wie sie ihrer innern Vernunft nach sich vollbringen muß, darstellt, kommt er dazu, dieß Verhältniß bis auf solche Extreme hinauszuführen.

Basta, Ende April.

(Beschluß.)

Da die Jagd frey ist, so sieht man häufig Schießgewehr auf dem Rücken der Bauern, und dieser Mißbrauch, so wie die Vendetta, eine alte böse Sitte, wie den uns das Duell, sind Schuld an den äußerst häufigen Mordthaten, die hier vorfallen. Auf der Höhe zwischen St. Florent und Bastia gesniegt man einer herrlichen Aussicht, das Meer auf beyden Seiten, die Küste von Italien, die Insel Elba, Capreja u. a. gerade vor sich, die Ebene im Süden von Bastia mit dem See von Biguglia, berühmt wegen seiner Aale, die nach Neapel versendet werden, und in der Umgebung der Stadt Citronen- und Pomeranzenbäume mit ihren goldenen Früchten. Die Stadt von etwa 12.000 Einwohnern ist leidlich, auf einem Hügel gebaut, mithin unreben und zwar so, daß man steile Treppen auf- und abzusteigen hat. Die Häuser sind sehr hoch und nahe beysammen, was im Sommer kühl hält; die vornehmern Leute wohnen in den dritten und vierten Stockwerke, wahrscheinlich um mehr und frischere Luft zu haben. Schöne Gebäude sind nicht zu sehen, nur die Kirchen sind innen hübsch. Da das Karneval und mit ihm das Theater schon zu Ende war, so kann ich darüber nichts berichten. Gesellschaft findet sich nicht leicht andere als die der Beamten, die sehr zahlreich sind, da hier der Sitz der ersten Militärbehörden und des königlichen Gerichtshofes ist. Diese sind meist Franzosen, mithin auch ihre Sitten französisch. Luxus scheint ziemlich zu herrschen, an Sonntagen sind die Frauenzimmer sehr elegant, sonst bekommt man sie nicht zu sehen, da sie ihr Leben hinter den Jalousien zubringen. Französisch verstehen Jedermann, aber das Volk spricht italienisch. Große Freudenbezeugungen geschahen vor Kurzem zu Ehren des neuen Maires, eines der wohlhabendsten Korsikaner, der denn Volk sehr beliebt ist, das denn auch mehrere Tage mit Schießen und Mostrufen nicht aufhören wollte. Schauspiele trauriger Natur waren die Hinrichtung eines Mörders, der mit vielem Muthe starb, dieß ist ein point d'honneur für die Korsen, und die Verurtheilung eines andern, der ganz kalt seine vier oder fünf Mordthaten mit allen Umständen einerzählt und rief: vive la giustizia, mit dem Beyfügen, wer die Gerechtigkeit nicht ehrt, fürchtet auch Gott nicht. Während meines kurzen Hierseyns sind schon mehrere Morde in der Umgegend begangen worden, alle Folgen der Vendetta, unter andern sieß eine schwangere Frau in einer Kirche von einem Pistolenschuß der einer andern Person galt.

Die Umgebungen, mit wenigen Ausnahmen steile Berge, mit kleinen Dörfern, deren Kirche immer zu oberst liegt, überstät, gefallen mir sehr wohl, und trotz der beschwerlichen Fußsteige und dem veränderlichen Wetter (wir hatten schon zwey Mal Schnee in der Stadt, der aber sogleich wieder verschwand) bringe ich die meiste Zeit auf dem Lande zu. Wenn einmal der ungesunde heiße Sommer da ist, werde ich vielleicht Materialien sammeln können, die mehr Interesse darbieten.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Juni 1828.

Sey guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht Alles hier?

Goethe.

Der Herbstmorgen.

Nach einer Landschaft von Steinkopf.

Zarter Ueberfluß von Licht,
Das aus frühem Nebel bricht!
Welch ein Thal aus fernen Landen
Ist vor meinem Blick erstanden?

Weiche Hügel hingestreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt,
Und von Wäldern übersäumet,
Drob ein Morgenhimmel träumet.

Reifen mag in Höhn und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht,
Tönen in den Laubgehängen
Mag's von fremden Vogelsängen.

Dörfer stehn in halber Nacht —
Welch Geschlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeschlagen,
Blauer Fluß, woher getragen?

Ueber Wellen ruft dein Steg,
Durch's Gesträuche lockt der Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderstätte.

Aber hell in's Thal hinaus
Blickt ein heitres Säulenhaus,
Lädt zu kühlem Sitz den müden
Wandrer ein diesem Süden.

Ach das Weiden auf den Höhn,
Ach das Ziehen ist so schön!
Soll ich wandern, soll ich weilen?
Soll ich ruhen, soll ich eilen?

Doch wie wird mir, ist's kein Traum?
Bist du's, trauter Früchtebaum?
Winkst aus wohlbekannter Laube
Du mir, heimathliche Traube?

Nein, es ist kein fernes Thal,
Schwaben, Schwaben allzumahl!
Welch ein herrlich Land mein eigen,
Muß mir's erst der Maler zeigen?

Nicht zur duft'gen Ferne hin
Strebe, ruheloser Sinn!
O wie süß im Nachbarthale
Ruhet sich's im Sonnenstrahle!

Gustav Schwab.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

„Ich habe von diesem Tavernier reden hören," sprach Chemnitz. „Er starb in Moskau, sagt man."

„Moskau — Moskôe!" nahm Havenreuter das Wort. „Einer von den beyden Orten war es ohne allen Zweifel, und an welchem von beyden kann Euch Niemand besser als ich berichten. Der Weg von Antwerpen bis zur norwegischen Küste ist lang genug, daß während der Zeit die Saat des Verbrechens aufkeimen und Frucht tragen kann. Schon als die Lastträger die Kisten des Juweliers an Bord brachten, dachte ich: welcher Reichthum! und weiter: wer doch so reich wäre als er, und dann wieder: wer

doch seinen Reichthum hätte! Solche Siebenmeilenschritte macht die Verdorbenheit in der menschlichen Brust. Anfangs wollte ich diese Gedanken vertreiben, und als wir die Reise angetreten hatten und die Geschäfte meines Amts meine ganze Zeit füllten, schien es auch, als hätten sie mich verlassen; allein kaum war das Schiff in ruhigem Laufe, als sie gewaltiger als vorher zurückkehrten. Ich wußte selbst nicht, wie völlig sie sich meines ganzen Wesens bemächtigt hatten, bis Tavernier mir eines Morgens erzählte, wie er die Nacht schlaflos durchwacht habe. Plötzlich hatte er etwas in der Kajüte sich herumbewegen gehört; es war mit hörbaren Schritten auf und niedergegangen, hatte an einigen Kisten gezogen, an andern leise gerüttelt, darauf hatte es gerade an der Hängematte, in der er lag, stillgestanden, und darauf war es eben so still verschwunden. Als ich das vernahm, wußte ich ja gleich, daß ich es gewesen, der im Schlafe herumgegangen war, allein ich wußte zugleich, wie ganz ich in der bösen Begierde befangen sey. Wie wir weiter segelten, versuchte mich Satan unter verschiedenen Gestalten; wenn nun der Alte krank würde und hier auf dem Meere stürbe, wäre es ja doch möglich, dachte ich, daß er mir etwas vermachte. Ein andermal dachte ich: er ist freylich für sein Alter sehr stark und rüstig, es gibt indessen Beyspiele, besonders auf dem Meere, wo nur eine Planke sich zwischen Leben und Tod befindet; ein Schwindel, ein Fehltritt, und es ist vorbey. Es würde recht traurig seyn, das versteht sich, allein es würde keine Seele auf der ganzen Erde ihn vermissen. Die Reise war sehr glücklich; wir hatten die Gegend erreicht, wo der furchtbare Mostrestrudel seine reißenden Wirbel wälzt. Wir waren eben an dieser, den Seefahrern so gefährlichen Stelle, als Tavernier, der an meiner Seite stehend dieß ungewöhnliche Schauspiel betrachtete, plötzlich Kopf über ins Meer stürzte.“

„Gott im Himmel!“ rief Ehemnitz; „und keine Rettung war da?“

„Keine, sage ich Euch; es konnte keine Rettung da seyn,“ fuhr der Schiffsherr fort. „Er sank, den Augenblick hernach tauchte er mit dem weißen Haar aus den Wellen herauf, sah mich an mit einem Blick des Erbarmens, rief laut: Havenreuter! und noch einmal Havenreuter! Da riß der Strudel ihn mit sich fort, hundert Wellen wirbelten ihm nach und rissen ihn wie mit einem hundertzackigten Mühlrad vor meinen Augen in den Abgrund hinunter.“

„Er stürzte, sagt Ihr?“ fragte Ehemnitz.

„Ja,“ fuhr der Fremde, ohne aufzusehen, fort. „Es ist ganz natürlich, daß ihm beym Anblick des reißenden Strudels schwindlicht werden konnte; wär ich aber nicht an seiner Seite gewesen, wäre er wohl auch nicht hinunter gestürzt, meyne ich.“

„Wie?“ fragte der Magister höchst betroffen weiter, „Ihr habt ihn doch nicht angefaßt, Havenreuter? Ihr stundet doch friedlich an seiner Seite, hoff ich? Ihr schweigt? Sagt mir um Gotteswillen schnell, daß Ihr ihn nicht mit einem Finger angerührt habt!“

„Nicht mit einem Finger, sondern mit der ganzen Hand!“ rief der Schiffsherr. „Ich gab ihm den Gnadenstoß, und daher kömmt es, daß das Haar auf meinem Judaskopfe von Blut träufelt.“

„Ewige Gerechtigkeit!“ stammelte der fromme Pfarrer, tief erschüttert, „und die Hand des Herrn traf Euch nicht?“

„Sie traf mich!“ fuhr Jener fort. „Denselben Tag scheiterte mein Schiff mit Segel und Rumpf; keinen Heller rettete ich aus dem Schiffbruche, dieß elende Leben ausgenommen, das keinen Heller werth ist. Sie traf mich, die Hand des Herrn, und sie trifft mich noch. Oft wenn ich des Nachts im Schlafe herumgehe, höre ich den Juwelier mich bey Namen rufen, und dann wache ich in Zuckungen auf.“ Er schwieg.

Lange saß auch der brave Ehemnitz, sprachlos vor sich hinstarrend, sinnend und grübelnd. Endlich sagte er: „Ist Eure Beichte zu Ende, Michael Havenreuter?“

„In andern Sachen bin ich mir nicht bewußt gesündigt zu haben,“ erwiederte dieser; „was andere Seeleute am meisten lieben, Weiber, Wein und Spiel, die Dinge haben mich nie in Versuchung gebracht; selbst die größten Schönheiten, welche die Köpfe anderer Leute verrückten, haben mich kalt und gleichgültig gelassen, auch wenn sie mir entgegen zu kommen schienen. Wein oder irgend ein geistiges Getränke genieße ich nie, Spiel ist mir ein Gräuel. Von dem einen Teufel allein bin ich besessen, und es gehört noch zu meiner Beichte, Euch ein letztes Beyspiel davon anzuführen. Als ich hier hereintrat, lag eine Dukate auf Euerm Schreibpult; als Ihr Euern Sohn in das Nebenzimmer einschlosset, habe ich sie gestohlen; da habt Ihr sie zurück.“ Er zog die goldene Münze aus der Brusttasche hervor und legte sie auf den Tisch.

„Furchtbarer Mensch!“ rief Ehemnitz, „furchtbarer Mensch, der sündigt selbst während der Beichte der Sünde! Ihr seyd tief gesunken!“

„Allein ich sage Euch ja,“ fuhr Havenreuter fort, „was ich will, das thue ich nicht, und was ich nicht will, das thue ich; doch bin ich mir meiner tiefen Verdorbenheit völlig bewußt, und in diesem Bewußtseyn frage ich Euch: ist noch Rettung für mich da?“

Mit dieser Frage erhob er sich. Ehemnitz schwieg einige Augenblicke tief sinnend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Paris bis Straßburg bietet wenig Interesse dar. Erst von Saarburg an wird die Gegend durch Berge und Wälder lebendiger. Die Aussicht auf die Vogesen entschädigt für die sonst öde Tour. Die Messagerie war mit Reisenden überfüllt. Ich saß im Innern mit vier französischen Offizieren, die sämmtlich Ritter der Ehrenlegion waren und ein ächt militärisches Ansehn hatten. Wir fuhren über das Schlachtfeld von Montmirail. Ich hatte die Augen geschlossen, ohne zu schlafen, da ich sehr müde war, und hörte so, wie sie untereinander ihre Freude und ihren Stolz bey der Erinnerung an jene Schlacht äußerten. „Wir jagten sie den ganzen Tag," sagte der eine; „dieses Dorf wurde im Sturmschritt genommen und sein Pardon gegeben," setzte ein anderer hinzu, und so ging es lange fort. Zwey von ihnen, alte Kriegsleute, kamen aus Paris, wo sie Sir Walter Scott gesehen hatten und von ihm sehr eingenommen waren. Sie stritten sich über Byron und seiner um den Vorrang, wobey sie letztern immer le fameux romancier nannten, obwohl es schien, als wenn sie nichts von ihm gelesen hätten. Eine Offiziersfrau, die aus Bayonne kam und zu ihrem Manne nach Straßburg reiste, wurde sehr höflich behandelt, obwohl mit mehr Freyheit als in Deutschland unter ähnlichen Umständen, denn man berührte manche geheime Angelegenheiten zwar mit Delikatesse, aber doch mit Sporn. Ein kleines Töchterchen, das sie bey sich hatte, und das zum Theil auf meinen Knieen saß, wo es sich etwas unruhig zeigte, wurde von der Mutter dann und wann mit einem Nasenstüber oder einer kleinen Ohrfeige zur Ordnung gewiesen, aber immer durch das ehrenwerthe Prädikat: Mademoiselle! darauf vorbereitet, während sie bey vollkommen friedlicher Verfassung mon enfant genannt wurde. Die Offiziere sprachen von ihren Kriegsthaten und fragten mich über das preußische Militär aus, wobey der Eine meinen Ausdruck: Is landwehr a sauvé la Prusse, sehr übel aufnahm. Die Offiziersfrau disputirte über die Preise des Hammelfleisches in Bayonne und Straßburg mit einem alten Mütterchen, das so aussah, als wenn es kaum das liebe Leben hätte, gleichwohl viel politisirte, auf den Grafen Villèle raisonnirte, und da sie mich sogleich für einen étranger erkannte, bey der Erwähnung des letzten Kriegs sagte: „Mr. nous étions trahis." So stolz die Offiziere auf ihre Kriegsthaten schienen, so war ich doch im ganzen Wagen der Einzige, der Napoleon l'empereur nannte. Die andern schalten ihn mit einer lächerlichen und unverschämten Lovalität Bonaparte, ce fameux capitaine, le chef du gouvernement. Diese politische Etikette nehm sich im Munde der Soldaten um so widernatürlicher aus, da Alles, was ihrem Leben Würde und ihrer Erinnerung Größe gab, das Werk dessen war, dem sie seine historische Bezeichnung versagten.

Wir stiegen zum Abendessen in Saarburg aus, wo mehrere Messagerien in demselben Hôtel zusammentrafen, und die Gesellschaft eine wahre Musterkarte von Kleidern und Gesichtern abgab. Ein kleines, dürres Männchen mit grauen Haaren, das so abgeschabt, wie gewöhnlich Franzosen auf Reisen, aussah, machte die Honneurs an der Abendtafel mit einer Virtuosität, wie sie mir noch nicht vorgekommen war. Zu meiner Linken saß ein Student aus Paris, zu meiner Rechten eine sehr hübsche junge Dame mit einem stocktauben Onkle, der ein solches Burgundergesicht hatte, daß man in die aufgehende Sonne zu sehen glaubte. Ich gab mich für einen deutschen Studenten aus, da mir dieser Charakter am besten zusagte. Mein französischer Kollege sprach über Racine und meynte, Lady Morgan sey sehr geistreich, aber so unwissend, daß sie Shakespeare über Racine stelle. „Er hat sehr viel Tiefe, aber seine Zeit war noch nicht gebildet genug, um ihn zu einem Racine zu machen!" Ich mußte ihm für diese Albernheit ins Gesicht lachen, da er obenein der Sohn einer englischen Mutter war und in London geboren hatte. Meine Nachbarin wurde von mir auf 21 bis 26 Jahre geschätzt, war groß, schlank und sah ungemein frisch und angenehm aus. Ihr Auge hatte die Lebhaftigkeit des französischen Blickes ohne seine Trockenheit und Leere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Jean Pauls Nachlaß.

Die Schmerzen der Ehre sind Brandwunden unauslöschlichen Feuers, und wie groß sie sind, sieht Jeder daraus, daß leider das beste Gewissen den Schmerz nie ganz aufhört und aufweicht. Man bejammert viel zu voreilig den Durstigen, Hungernden, Frierenden, dessen Elend vielleicht eine einzige Gabe fortscheucht, aber nicht den, der unverschuldet an der Ehre leidet, der kaum außer, kaum in sich eine Heilung von Schmerzen findet, deren Dauer er nicht einmal weiß. Wer einen solchen Leidenden kennt, der rechtschaffen und unglücklich war, der gebe ihm als Freund, indem er ihm sein achtend Herz verhält, wenigstens so viel Freude und Arzney, daß er den Schmerz verkannt zu seyn, ausdauert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Den 28sten vorigen Monats gab Pixis, der berühmte Klavierspieler, welcher Dem Sontag bisher begleitet hat und allenthalben als ihr Beschützer mit ihr geht, ein Konzert zu seinem Vortheil in dem italienischen Opernhause. Außer dem Opernorchester und einigen der gewöhnlichen Sänger, hatte er von vaterländischen Künstlern Dem. Sontag, Mad. Schulz und Mad. Streckfuß, Hrn. Moscheles und Hrn. Vogt. Ein Duett, das er mit dem Violinisten Mori, ein Morich, den

Digitized by Google

er mit Mosheles, und eine Reihe von Variationen einer Schweizermelodie, die er mit der Sontag aufführte, fanden großen Beyfall, eben so sehr ein Solo von Vogt. Aber der große Anziehungspunkt des Abends, der besonders eine sehr große Menge Deutscher herbeygelockt hatte, war die Aufführung der zwey ersten Scenen des zweyten Akts des Freyschützen, und zwar in deutscher Sprache; Personen: Agathe, Dem. Sontag, Aennchen, Mad. Schütz. Mad. Schütz war nicht jung und lebhaft genug für ihre Rolle, hat auch etwas eigenes in der Stimme, was ihrem deutschen Gesange etwas Rauhes gibt, und bey denen, welche mit unserer Sprache unbekannt sind, das Verurtheil gegen dieselbe verstärkt haben müßte, wenn Dem. Sontag nicht gezeigt hätte, wie süß dieselbe auch in einem reinen Munde klingen könne. Die Sängerin übertraf bey dieser Gelegenheit sich selbst, indem sie nebst ihrer gewöhnlichen Kunst und Melodie auch das zeigte, was man oft an ihr vermißt, nämlich Gefühl. Das Beyfallklatschen, welches ihr lohnte, war auch wirklich betäubend. Piris, sollte ich denken, wird seinen Vortheil bey dem Unternehmen gefunden haben. Am folgenden Abend spielte die Sontag die Rolle der Desdemona im Othello mit der Pasta als dem Mohren, zu ihrem Benefiz, und obgleich es die Pfingstwoche war, wo viele Herrschaften die Stadt zu verlassen pflegen, war das Haus doch eben so voll, als wo sie dieselbe Rolle zum Benefiz der Pasta spielte. Auch hat sie ihr Engagement um einen Monat verlängert. Vogt hat auch ein Konzert gehalten, welches ziemlich vortheilhaft für ihn ausgefallen zu seyn scheint. In ein Paar Tagen wird Schulz das seinige geben. Uebrigens vergeht fast kein Tag ohne irgend ein öffentliches Konzert, und alle Unternehmer scheinen ihre Rechnung dabey zu finden, denn alle Stände scheint eine Art von Metomanie ergriffen zu haben. Auch bin ich überzeugt, wenn eine gute deutsche Gesellschaft mit irgend einer ausgezeichneten Sängerin herüberkommen wollte um deutsche Opern aufzuführen, sie würde eine vortreffliche Season haben. Laporte und Laurent, die jetzigen Unternehmer der italienischen Oper, sind dazu die Leute dazu, um dergleichen aufzuführen. Die Sänger und Sängerinnen würden wenig dabey wagen, wenn sie wirklich gut wären, besonders wenn sie auch italienisch singen könnten.

Ein für diesen Anatomist besonders interessantes Werk ist eine Landreise des Dr. Walsh von Konstantinopel nach Enys land. Der Reisende scheint Land und Menschen, die Werke der Natur und Kunst genau beobachtet zu haben, und beschreibt, was er gesehen, in einem angenehmen Styl. Wir heben eine Probe aus. „Der auffallendste Gegenstand in Konstantinopel war mir die Wasserleitung des Kaisers Valens, welche sich von Hügel zu Hügel über die Stadt erstreckt und die Beholter in derselben versieht; es ist die einzige, welche von allen denen, wovon die Geschichtschreiber melden, übrig geblieben, und da die Geschichte ihres Entstehens merkwürdig ist, so mag sie hier eine Stelle finden. Der Kaiser, aufgebracht über die Einwohner von Chalcedon, welche den Preis aus beglaubigt hatten, ließ ihre Mauern niederreissen. Unter den Steinen fand man einen mit einer Inschrift des Inhalts, daß die Mauern von Chalcedon der Stadt Konstantinopel eine große Menge Wassers zuführen würden; und um diese Prophezeihung wahr zu machen, ließ der Kaiser aus den Steinen diese Wasserleitung bauen. Ich habe oft an der Wasserleitung nach diesem prophetischen Steine gesucht, aber ohne Erfolg. An einigen Stellen wird sie von den Straßen durchschnitten, an andern laufen diese Länge herein. Weinreben und andere Schlingpflanzen haben überall zwischen den Ritzen Wurzel gefaßt und einen sehr üppigen Wuchs erlangt. Die Beholter, welche diese und andere Leitungen mit Wasser zu versehen pflegten, sind noch vorhanden, aber nicht als solche. Einige, welche oben offen waren, sind nach und nach verbälkert worden und sind jetzt Gärten, und die, welche Dächer hatten, werden zu andern Zwecken benutzt. Einer von diesen, Philoxenos, der Fremdenfreund genannt, weil es ein öffentlicher Behälter war, ist ein großes unterirdisches Gebäude, welches auf marmornen Pfeilern ruht, und wird von den Türken wegen der Menge derselben Bin bir direk, die Tausend und ein Pfeiler genannt. Er ist zum Theil mit Erde angefüllt, aber doch noch immer sehr tief, und hat eine gewölbte Decke, welche von 672 marmornen Säulen getragen wird, deren jede aus dreyen besteht, welche über einander aufgesetzt sind. Wenn er voll ist, hält er 1,237,959 Kubikfuß Wasser, und da jetzt der gewöhnliche Verbrauch Konstantinopels in vierundzwanzig Stunden 26,678 Fuß ist, so könnte dieser Behälter den Wasservorrath für sechzig Tage fassen. Er ist aber jetzt trocken, und eine Menge Seidenwürmer haben Besitz davon genommen und betreiben ihr Handwerk am Boden desselben beynahe in gänzlicher Finsternis. Nebst diesem gibt es noch einen andern, welchen Dr. Clarke vergebens suchte. Ich aber fand ihn, da ich mehr Zeit und Gelegenheit hatte als Dr. Clarke, zufällig nach langem Suchen, und zwar genau an der von Gillius angegebenen Stelle. Wir traten in ein Privathaus, stiegen eine lange Treppe hinunter und befanden uns am Rande eines unterirdischen Sees, welcher sich unter mehreren Straßen hin erstreckte. Die Decke war gewölbt und von mehr als 300 Pfeilern gestützt; eine Menge von Röhren leitete ins Wasser hinab, wodurch die Straßen damit versorgt wurden, deren Einwohner, wie Gillius schon bemerkt, nicht wußten, woher das Wasser kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 21. Mai.

Die Sommerstille ist bereits in vollem Maße eingetreten. Vor einigen Tagen reiste auch der Prinz von Dänemark nach Genf zurück. Den Prinzen Friedrich von Sachsen erwarten wir ebenfalls nur auf kurzen Besuch. Die Hitze hat sich ungewöhnlich früh eingestellt, daher schon Viele aufs Land gezogen sind.

Der Einfluß des schiffbaren Tiberarms ins Meer war seither nur selten befahr. Strohdächern, welche man sonst am fischen Hafe suchen sollte, waren neben den Mauth- und Sanitätsgebäuden der einzige Ueberrest der alten Hafen, welche noch in ihren Trümmern imponiren, aber nun freylich tief im Lande liegen, da die See jährlich vom Tiberschlamme zurückgetrieben wird. Leider sieht man aber eben deßhalb nur träges Wasser am Ufer, an Seebäder ist wegen der faulichten Luft nicht zu denken, und die sodann neuen Gebäude sind nur wenige Monate des Jahrs bewohnt. Leider zerfällt man alte Bauwerke, um sie aufzuführen.

Zu Florenz ist einer der reichsten Privaten Europens, der russische Staatsrath Demidof, im 54 Jahre seines Alters gestorben. Nicht nur Florenz und die Bäder von Lucca verlieren sehr viel an ihm, sondern auch Rom, wo er vielen, jetzt nicht sehr beschäftigten Bildhauern und Mosaicisten Arbeit ein zugetragen hatte.

Franzbösische und Piemontesische Klosterfrauen, Dames du sacre coeur genannt, werden das südn gelegene Kloster Trinita de Monti beziehen, und daselbst eine Pensien für junge Edelfräulein errichten. Das Kloster gehörte französischen Paoisten, war beynahe unbewohnt, und ist nun vom König von Frankreich zu diesem Zwecke abgetreten worden. Gegen die Wohnungen der französischen Maler in der Villa Medicis wird eine hohe Mauer aufgeführt werden. M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 148.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 20. Juni 1828.

Ja, so verderbt wir sind, so schwach uns selbst zu heilen,
So steuert Gott doch der Verdorbenheit;
Läßt durch sein heilig Wort uns neue Kraft ertheilen,
Licht der Vernunft, dem Herzen Reinigkeit.
Und du willst dieser Kraft, o Mensch, dich widersetzen?
Erkenne Gott! noch steht dein Heil bey dir.

Gellert.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

„Ich will Euer Anliegen in einem Gespräch mit dem Herrn erwägen," sagte Ehemnitz, „ich will im Gebet und in inniger Anrufung ihm Eure Noth vortragen. Kommt morgen zu derselben Stunde zu mir. Doch nein, ich besinne mich eines Bessern. Ihr verlaßt nicht Euer Schiff! Ihr bleibt an Bord, hört Ihr! Laßt Ihr Euch nur ein einziges Mal auf der Straße sehen, so breche ich sogleich jede Gemeinschaft mit Euch ab und gebe Euch als einen verlornen Menschen auf. Versprecht Ihr mir, diese Bedingung zu erfüllen?"

„Ich verspreche es," sprach Havenreuter.

„Alle Tage," fuhr der Pfarrer fort, „will ich als Euer Seelsorger Euch besuchen. Schon Morgen werdet Ihr mich sehen. Schlagt nur wo möglich den geradesten Weg zu Euerm Schiff ein."

Der Schiffsherr verbeugte sich und ging. Ehemnitz durchwachte und durchsann die ganze Nacht. Als seine Gedanken, indem er sann, immer verworrener wurden, nahm er seine Zuflucht zum Gebet und nun erst ward es ihm durch ein Licht im Geiste klar, was er zu thun hatte. Jezt sah er ein, wie wenig hier mit der Strenge des Gesetzes auszurichten sey. Er muß, so dachte er, den Erlöser kennen lernen; kennt er ihn erst, muß er ihn auch lieb haben, und liebt er ihn, dann kann er unmöglich diese Liebe zuwider handeln. Diesen achtchristlichen Grundsatz wollte er befolgen, und jede Stunde, die ihm sein Amt frey ließ, der Rettung des Unglücklichen widmen. Es war ja doch sein eigentlicher Beruf dem Elend zu dienen, und diesem Beruf gab er sich, besonders seit der Zeit, wo die Gattin seiner Liebe, nachdem sie von dem kleinen Georgius genesen, im Herrn entschlafen war, ganz hin.

Den folgenden Morgen kam der Knabe mit einem Blatte in der Hand zu ihm hereingesprungen. „Was hast du da, mein Sohn?" fragte der Vater.

„Das Bild des Rothbarts, der gestern hier gewesen," erwiederte der Junge und zeigte dem Vater einen mit Rothstift gezeichneten Mannskopf. Er hatte die Gewohnheit, vom hellen Morgen bis zum dunkeln Abend zu zeichnen und zu malen, und Jeder mußte sich ob der kecken Züge, der sichern, kräftigen Umrisse wundern, die das Vermögen einer kindlichen Hand weit zu übersteigen schienen. Besonders verrieth er ein seltenes Talent, menschliche Gesichter von irgend einer physiognomischen Merkwürdigkeit, wenn er sie nur einmal mit seinem klaren Kindesblick ergriffen hatte, abzukonterfeyen. Der Magister wurde selbst über die auffallende Aehnlichkeit dieser Zeichnung mit Havenreuters Kopf höchst betroffen.

„Warum hast du eben ihn nachgebildet?" fragte er.

„Warum?" erwiederte der Knabe, „weil ich alle Bilder der Apostel gezeichnet habe, den Judas ausgenom-

Digitized by Google

men. Ich habe lange nach einem solchen mich umgesehen, allein dafür habe ich auch jetzt einen gefunden, der selbst den Namen ausspricht; findest du das nicht auch?“

„Den Namen aussprichst?“ wiederholte der Vater, „wie verstehst du das?“

„Ich meyne,“ fuhr Georgius fort, „hier habe ich einen wirklichen Verräther, der nicht den Beutel in der Hand zu haben braucht, um zu zeigen, welch Geistes Kind er sey.“

„Thue keinem Menschen Unrecht, mein Sohn!“ warnte der Vater mit erhobenem Finger. „Gott, ihr Schöpfer, hat nicht einige zu Heiligen und andere zu Kindern der Verdrehniß gestempelt oder erkohren.“

„Nicht?“ fragte der Knabe; „ich sollte es doch beynahe glauben. Du z. B., wenn ich auf einen Christus zu meinen Aposteln sinne, so schweben deine Züge mir immer vor, und vielleicht, ehe du es ahnst, habe ich mich deines Kopfes dazu bedient.“

„Wildfang!“ sagte der Vater, und herzte den Jungen.

Chemnitz unternahm den ersten Besuch bey Havenreuter. Wir wollen nicht die dem Novellisten abgesteckten Gränzen überschreiten und hier anführen, was Chemnitz und Havenreuter in ihren langen häufigen Unterredungen mit einander verhandelt haben; es ist uns nur gestattet zu berichten, daß Chemnitz nach unaussprechlicher Mühe endlich so weit gekommen zu seyn glaubte, daß er mit ruhigem Gewissen dem Reuigen Verzeihung seiner Verbrechen zusichern und in ihm einen wiedergebornen Menschen erkennen dürfe. Denn wenn es auch Augenblicke gab, wo es ihm däuchte, als ob der Fremde weniger aus Gram wegen seiner Verbrechen als wegen des Zwangs, in dem er gehalten wurde, leide, obgleich dieser mitunter einen Zweifel an Gottes Barmherzigkeit verrieth, als wäre er doch auf immer dem Dienste des Bösen anheimgefallen, so fürchtete dennoch der Pfarrer allzuängstlich zu seyn, und meynte auch, der Verbrecher könnte verzweifelnd zurückfallen, wenn ihm die höchste Wohlthat der Kirche länger verweigert würde. Dazu kam, daß der größte Theil des Sommers schon verflossen war, und da nun Havenreuter mit der Erklärung, daß er bald abreisen müsse, innig flehend darauf drang, daß ihm vorher Zutritt zum Tische des Herrn gestattet werden möchte, gab der Magister endlich seine Beystimmung dazu und enthand den Poenitenten in demselben Augenblick seines Gelübdes, indem er ihm wieder Freyheit gab, ans Land zu gehen, was ihm außerordentliche Freude zu machen schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Messagerie, mit der ich nach Straßburg reiste, war vier von Reisenden fast ganz leer geworden. Der Kondukteur sagte uns, nur ich, jene junge Dame, ihr Onkel, der aber weder Augen noch Ohren hatte, und die französische Offiziersfrau reisen mit. Wir saßen in einem Augenblick allein um den Tisch. Meine Nachbarin hatte sich von mir ab, gegenüber neben die Dame aus Straßburg gesetzt. Sie redete mich auf einmal deutsch an, falsch accentuirt und nicht geläufig, aber doch zu meinem großen Vergnügen. Auf diese Art wurden wir rasch bekannter. Sie lächelte, indem sie mir über meine, in ihrem Ohr besonders reine Aussprache des Deutschen ein Kompliment machte und zu meiner stockfranzösischen Antagonistin bald laut sagte: „Grunzen die Deutschen noch so?“ Dieß war für mich ein Wink, daß beyde Damen mich schon zum Gegenstand einer kritischen Resterion gemacht hatten, wahrscheinlich aber, wie Alles in Frankreich, auch bey diesem geringen Gegenstande sich in eine rechte und linke Seite getheilt hatten. Die Offiziersdame lächelte, schüttelte den Kopf und sagte leise, aber doch verständlich: „Die Deutschen gefallen mir nicht!“ Da sie mir ebenfalls nicht gefiel und fast nur vom Essen und der Küche sprach, so hatte ihre Kälte nichts Trostloses für mich.

Als wir in den Wagen stiegen, gesellte sich eine alte Französin zu uns, die über fünfzig Jahr in Paris gelebt hatte, bis zum Ueberdruß neugierig und geschwätzig, sonst aber sehr gutmüthig war. „Haben Sie noch Eltern?“ fragte sie mich. „Nein, Madame.“ — „Haben Sie Güter?“ — Obgleich man auf Reisen nie gut thut, sich für arm auszugeben, ausgenommen wenn man Beutelschneider in seiner Nähe fürchtet, so sagte ich doch mit niedergeschlagener Miene mit Richard III., obwohl nicht in seinem Geiste: „Ich bin nur ich ganz allein!“ Auch war ich wirklich, der ungemeinen Dürre meines Geldbeutels wegen, etwas schwermüthig. „Le pauvre garçon, il n'a ni parens ni terres,“ sagte sie theilnehmend zu ihren beyden Landsmännin nen, die darüber laut auflachten. Die Alte hielt mich zuerst für einen Irländer, für einen Dänen, endlich für einen Oesterreicher. „Md. j'ai l'honneur d'être Prussien!“ sagte ich kurz und gut, um zu bemerken, welchen Eindruck dieser Name auf sie machen würde, der einem französischen Ohre niemals gut klingt; sie aber blieb ruhig. Sie war eine der wenigen Französinnen, die ich nicht politisiren hörte. Aber dieser Dämon ruhte nicht; ein lothringscher Landmann kroch aus einer Ecke hervor. Er war von ungeheurer Größe und Stärke und sagte mit einer tiefen Baßstimme: „Madame, was sagt man von Karl X. in Paris?“ „Nichts Gutes,“ erwiederte die Alte, und in diesem Au-

Digitized by Google

genblicke flogen alle möglichen Phrasen über ihre Lippen von Priesterherrschaft und Ministergewalt viel geläufiger als bey Berliner Zeitungsschreibern.

Es wurde früh Tag und die Frauen und Töchter der Landleute begegneten uns, um ihre Früchte nach Straßburg zum Verkauf zu bringen. Ich war nur kurze Zeit in Paris und Frankreich gewesen, da ich mich aber schnell orientire, so war mir das französische Wesen ziemlich geläufig geworden. Ich bemerkte deßhalb mit einiger Verwunderung, daß diese großen Figuren mit blonden Haaren und Augen den Bewohnern der Dörfer und Städte des romanischen Frankreichs, aus dem ich kam, ganz unähnlich sahen, und ich hatte einige Mühe mich zu erinnern, daß ich der Natur nach nicht mehr in Frankreich war. Die schlanken Gestalten, die treuen, ruhigen Züge, das gerade, offene Ansehen der deutschen Bildung gewinnen hier im Gegensatze zu dem französischen Aeußern, das zwar sehr einnimmt, aber selten häufig ist. Freylich gibt es auch in Deutschland Gegenden, wo die Leute mehr von der Bildung eines Frosches als der des Apollo von Belvedere haben, im Ganzen aber mögen die Deutschen und Engländer nach den Italienern wohl den schönsten Stamm der europäischen Bevölkerung enthalten. Ich sah mehrere ausgezeichnet hübsche Mädchen an uns vorübergehen, und es gingen mir manche Gedanken über die Abtrennung dieser Landschaft von Deutschland durch den Kopf. Der deutsche Landmann sieht freylich weniger geweckt und munter als der französische aus, sein ganzes Wesen hat aber ungleich mehr den Ausdruck von Tiefe und Gemüth, Eigenschaften, die schon in den niedern Klassen vorhanden, in den gebildeten den Charakter des deutschen Geistes bestimmen. Die Franzosen nehmen sich am Besten aus, wenn sie sprechen, und sie sind unzweifelhaft die klügsten und gewandtesten Redner in der Welt. Ich aber, obgleich sonst ein Liebhaber geistiger Kultur, würde manches einfache deutsche Landmädchen, das ich auf einsamen Touren in Süddeutschland antraf, den Damen von Longchamp und der Chaussée d'Antin vorziehen, so beschränkt und barbarisch dieß auch klingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Austernfang im nördlichen Frankreich.

Die Auster wird in deutschen Romanen und auf deutschen Tafeln so allgemein gegessen, daß die Art, sie vom Teller in den Mund zu bringen, allgemein bekannt ist; weniger möchte es die Art seyn, wie sie in Nordfrankreich, einem der Hauptländer für Austernfang, gefangen und behandelt wird, wenn es auch nicht viele geben mag, die mit jenem Junker klagen, die Austern würden wohlfeiler seyn, wenn sie nicht so schwer an die Angel gingen.

Die Auster findet sich fast in allen Meeren, welche die Küsten von Frankreich bespülen, vorzüglich in den Baven, in größter Menge aber bey Cancale. Vom Mai bis September dauert die Laichzeit, und der Fang ist während derselben verboten; er beginnt gewöhnlich am 15ten Oktober und dauert bis zum 30sten April. Ein Fahrzeug des Staats führt die polizeyliche Aufsicht dabey. Zum Austerfang bedarf es keiner großen, kostspieligen Netze, sondern blos eines Schleppnetzes; es ist dieß ein sechs Fuß langes, zwey Fuß hohes, eisernes Instrument in Form einer umgebogenen Schaufel, an welchem hinten eine Art von Netz aus Riemen oder dünnen Stricken befestigt ist. Das Fahrzeug, das mit dem Winde segelt, schleppt das Netz auf dem Grunde des Meers nach sich, und man kann auf diese Weise 1100 Stück auf einmal fangen. Statt die kleinen Austern, wie man früher that, wieder in die See zu werfen, hebt man sie jetzt sorgfältig auf, weil sie in Kurzem so groß werden als die andern; diejenigen übrigens, die in den Handel kommen, müssen drittehalb Zoll breit seyn. Je mehr man aufsicht, desto stärker scheinen sie sich zu vermehren, und sie bilden oft Meilenlange Bänke. Schiffe von zehn bis zwanzig Tonnen ohne Verdeck treiben in Granville, Cancale und den benachbarten Häfen diesen Fang fast ausschließlich; aber der Transport in die Austergehege am Kanal la Manche geschieht durch Schiffe von zwanzig bis vierzig Tonnen, wovon eins ins andere 200,000 Austern fassen kann. Die Auster aus der Bay von Cancale hat wegen des schlammigten Grunds keinen angenehmen Geschmack, erst wenn sie eine Zeitlang in einem Park oder Gehege gelegen, verliert sie ihre Schärfe und wird schmackhaft. Man nennt einen Park einen vier bis fünf Fuß tiefen Behälter mit Meerwasser, der mit der See zusammenhängt und gewöhnlich mit einer Schichte kleiner Geschiebe ausgelegt ist. Außer in Dieppe und Havre sind dergleichen Parks fast in allen Häfen am Kanal von England. Aber nicht überall ist die Küste gleich günstig dazu; der Ort muß gegen den Wind geschützt seyn und häufige Erneuerung des Wassers gestatten. Fluß-, Regen- Schneewasser, auch der Frost sind den Austern sehr schädlich. Es gibt Parks, wo man die Austern noch weiter raffinirt, nämlich grün werden läßt, weil manche Feinschmecker sich nur dann herablassen, sich dieselben zu assimiliren. Allen Gourmands, auch den unfrigen, auf deren Phantasie der Gedanke an einen Austerpark oder gar eine Bank ungefähr den Eindruck macht, wie der Anblick eines Obstgartens im Oktober auf die Speicheldrüsen eines Skulkanen, wird es sehr trostreich seyn zu vernehmen, daß die Austern schmackhafter sind, wenn sie einige Tage außerhalb des Wassers zugebracht haben, als wenn man sie unmittelbar aus

Digitized by Google

dem Wasser ist; sie scheinen durch den Transport wirklich besser zu werden. Wie es Apicius machte, daß die Austern, die er Trojan von Italien nach Persien schickte, frisch ankamen, wissen wir nicht, denn heutzutage kann man nichts thun als verhindern, daß sie ihr Wasser nicht verlieren. Man nimmt sie aus dem Park, packt sie schichtenweise in Körbe und schnürt diese fest zu. Der Korb enthält ihrer 25 Dutzend; ein Wagen führt gewöhnlich 120 Körbe oder 30,000 Austern. Die gewöhnlichen Austerwagen fahren von Courseulles nach Paris in sieben Tagen, die sogenannten voitures accélerées aber in drey Tagen, und von Dieppe nach Paris in vierzig Stunden. Die Parkaustern halten sich, wenn es kalt ist, auf dem Transport vierzehn, ja zwanzig Tage, während die aus der Bay von Cancale unmittelbar verschickten verderben, ehe acht Tage vergehen. Das Tausend Austern, das in Cancale drey bis vier Franks, im Park von Courseulles acht bis neun kostet, kömmt in Paris auf zwanzig bis fünf-und-zwanzig Franks. Man schätzt die Zahl der Austern, die jährlich in der Bay von Cancale gefischt werden, auf zwey Millionen; in den Park von Courseulles werden alle Jahre etwa sechzig Millionen gelegt. Bedenkt man, daß der Austerfang wegen seiner Mühseligkeit eine vortreffliche Pflanzschule für Seeleute ist, und daß die Hegung und der Vertrieb viele Tausend Menschen beschäftigt, so wird man begreifen, daß die Auster nicht allein für die Küstendepartements, sondern für Frankreich selbst ein sehr wichtiger Artikel ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Von allen Behältern, welche die Vorsorge der griechischen Kaiser angelegt, ist dieser der einzige, welcher als Wasserbehälter übrig geblieben ist, und so groß ist die Trägheit und Unwissenheit der Türken, daß ihnen das Daseyn desselben im Allgemeinen unbekannt ist. Der Türke, durch dessen Hand wir dazu gelangten, nannte ihn Bere Batan Sarai, oder den unterirdischen Pallast, und sagte, seine Nachbarn, deren Häuser gleichfalls darüber liegen, wüßten nichts davon. Ja aus dem Zustande der Wände und andern Umständen zu schließen, ist der Behälter, seit die Türken von Konstantinopel Besitz genommen, wenig oder nicht besucht worden. Sollten die Russen je die Stadt belagern, so würde das erste Bedürfniß derselben Wasser seyn. Wie die Sachen jetzt stehen, würde, wenn die Belagerer, wie sie ohne Zweifel thun werden, die Verbindung mit den Leitungen abzuschneiden sollten, die Stadt nicht eine Woche aushalten können. Der Sultan hat die Vorsicht gehabt, sie mit Getreide zu versehen; wahrscheinlich wird er also auch die Behälter ausräumen lassen und sie mit Wasser versorgen.“ Die Umarbung der türkischen Hauptstadt ist folgendermaßen beschrieben: Wir betraten jetzt die Ebene, welche Konstantinopel umgibt, und das Auge genoß einer weiten Aussicht nach allen Seiten hin. Der erste und auffallendste Eindruck war die vollkommene Einsamkeit, welche rings umher herrschte. Wir befanden uns ein Paar hundert Ellen von den Mauern einer ungeheuern Hauptstadt, in der 700,000 Menschen versammelt leben. Wären wir aber nicht weiter von Pulwra gewesen, es hätte nicht über und wüster aussehen können. Da sah man nichts von den Landhäusern, wie sie gewöhnlich um große Städte herzuliegen pflegen. Blos ein Zug Büffel, welche einen Aruba zogen, oder einzelne Reiter wurden kaum am fernen Horizont sichtbar. Nichts bezeichnet vielleicht die Trägheit und Unthätigkeit der Türken besser als dieser Umstand. Die Ufer des Bosporus sind dagegen sehr bevölkert, und von Konstantinopel bis vermahe zum schwarzen Meere erstreckt sich fast ein einziges Dorf. Auch ist die Verbindung zu Wasser sehr stark, und der Wasserspiegel ist ein beweglches Bild von hin- und hergleitenden Booten. Diese Art sich zu bewegen, sagt der morgenländischen Schlaffheit besonders zu. Der Türke lagert sich auf seinen Pfühl, raucht seine Pfeife, und wird gemächlich hingeschafft, wohin es ihm zu gehen beliebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 20. Mai.

In Paris, wo alles auf Abwechslung abzielt, haben sogar die Deputirtenwahlen ihre verschiedenen Arten sich zu äußern. So war die diesmalige im April von der vorigen ganz verschieden. Seitdem man wieder hoffen konnte, in der Deputirtenkammer für das Vaterland nützlich zu wirken, hatte die Lust und die Ehre, Stellvertreter der Pariser zu seyn, sehr viele Männer befeelt, und es wurden an dreyßig bis vierzig Männer um die sechs Deputirtenstellen, die zu vergeben waren, angegangen. Zuvor pflegte sich ein ferosinniger, ein ministerieller und etwa noch ein Ultraroyalist darzustellen, und unter diesen solchen Kandidaten hatten die Pariser zu wählen; diesmal meldeten sich zehn bis zwölf für jedes Arrondissement, und merkwürdig genug, diese zehn oder zwölf gebärten alle zu den Freisinnigen; einige waren es mehr, andere weniger; allein von der andern Parthey meldete sich keiner, weil sie wohl einsahen, daß es vergebliche Mühe seyn würde. Schon lange zeichnet sich die Stadt Paris durch einsichtsvolle Wähler aus, und die andern haben hier wenig Hoffnung etwas zu bewirken, außer etwa in einem oder zwey Stadtreoieren, wo sich mehr Beamte und von der Regierung abhängige Wähler befinden als in den andern. Da die vielen Kandidaten, die sich um die Deputirtenstellen meldeten, zum Theil wenig bekannt waren, aber ihren Redenbuhlern doch den Rang ablaufen wollten, so entstand diesmal ein wares Treiben und Bewerben, wovon man bisher in Paris noch kein Beyspiel gehabt hatte. Alle liefen Rundschreiben an die Wahlherrn drucken, worin sie ihr politisches Glaubensbekenntniß ablegten und die Grundsätze auseinander setzten, wornach sie in der Deputirtenkammer stimmen wollten. Von den meisten verlautete man das Versprechen, keine Stelle von der Regierung während ihrer Deputation anzunehmen, oder in solchem Falle ihre Deputirtenstelle niederzulegen und sich einer neuen Wahl zu unterwerfen. Mehrere ließen sich durch gedruckte Rundschreiben allgemein geachteter Männer empfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Juni 1828.

— Durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib;
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen entbehrt.

Schiller.

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir stiegen in Straßburg aus. Meine Begleiterin, Mad. de Gyrias-Benoit aus der Gegend von Rhodez, die sich hier von ihrem Onkel trennte, der nach Saarbrück fuhr, erlaubte mir, sie auf ihr Zimmer zu führen. Als ich mich verabschieden wollte, da sie bald weiter zu reisen und Extrapost zu nehmen gedachte, machte sie mir einen seltsamen Vorschlag, der mich in einige Verlegenheit setzte. „Ich reise nach Wien, wo ich in den Angelegenheiten meines verstorbenen Mannes Geschäfte habe, bleibe dort eine Woche und werde von da mit einem Griechenknaben, den ich dem Pariser Verein überliefern will, nach Frankreich zurückkehren. Wollen Sie mich bis Wien begleiten, so soll mir nichts angenehmer seyn.“ Sie sagte dieß mit eben so viel Offenheit als Gewißheit der Annahme von meiner Seite. „Madame, ich habe in Berlin nothwendige Verrichtungen, ich muß in vierzehn Tagen dort seyn.“ — „Wir reisen über München, bleiben dort drey bis vier Tage; locken Sie nicht die dortigen Kunstschätze?“ Ich beharrte auf meiner Weigerung. „Sie sagten mir, Sie seyen im Theater Porte St. Martin bestohlen worden, Ich bitte Sie die Reise in meinem und nicht in Ihrem Interesse zu machen.“ Ich wurde durch den Ausdruck von Theilnahme und Hoffnung, der diese Worte begleitete, fast schwankend gemacht, blieb aber endlich doch auf meinem ersten Entschlusse. Sie fügte sich zuletzt ohne Empfindlichkeit darein, gab mir ihre Adresse in Paris und entließ mich sehr gütig. Sie schien eine ächte Französin zu seyn, wo bekanntlich die Frauen genialer als die Männer sind, wovon in Deutschland gerade das Gegentheil stattfindet. Sie war sehr gebildet, was aber mehr im Ausdrucke ihres Betragens als in materiellen Beweisen bestimmter Kenntnisse lag. Die holde Leichtigkeit, Anmuth und Schnelligkeit des weiblichen Verstandes charakterisirte ihre Augen und Lippen. Auch politisirte sie gar nicht, wiewohl ihr Mann Oberst im Heere des Kaisers gewesen war. Sie lachte über das Gesicht des Grafen Millèle, das eben in einem Kupferstich zu Paris erschienen war, aber, wie ich glaube, mehr aus ästhetischen als politischen Gründen. Die Neigung zur Polemik in Staatssachen, die den Franzosen so eigen ist, schien bey ihr keine Wurzeln geschlagen zu haben. Denn auch ich würde, mit Herrn Dr. Börne in Frankfurt a. M. zu reden, eine Frau lieber Tabak rauchen sehen als politisiren hören. Unter dem, was ich hier so nenne, verstehe ich aber nicht eine warme Anhänglichkeit an den Regenten, die Repräsentanten des Volks, die politischen Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes; dieß Alles liegt, zumal in einer freyen Verfassung, einer gebildeten Frau zu nahe, als daß es nicht von einem schwachen Herzen und Verstande zeugen sollte, wenn sie für Verhältnisse kein Interesse hätte, von denen das Schicksal der Männer, Brüder und Söhne abhängt. Nur die Sucht nach abstrakten Bestimmungen, die den Französinnen der höhern Klasse so eigen ist trübt die Lebhaftigkeit ihrer Theilnahme, und der Haß gegen

Digitized by Google

Individuen einer entgegengesetzten Parthey, selbst wenn er von den Männern angefacht wird, bleibt für ein weibliches Gemüth ein Flecken und eine Scharte.

Ein überaus wohlgebildeter munterer Kellner flog mir entgegen. Er hatte den schönen, vollen süddeutschen Ton in der Sprache und das unaussprechliche Etwas im Blick, das ihn als einen Deutschen charakterisirte, und worin sich die Nationen noch mehr als in Farbe, Schnitt und Manieren unterscheiden. Nachdem ich mich von meiner dreytägigen Reise etwas erholt hatte, besuche ich den Münster.

Ich habe mich lange auf diesen Theil meines Reiseberichts gefreut, indem ich mich aber jetzt nähere, ärgere ich mich über meine Ungeschicklichkeit, die den größten Eindruck, den ich je bekommen habe, so wenig angemessen aussprechen kann. Ich sah an dem Thurm hinauf, der wie ins Unendliche wachsend, doch so klar und nahe wie in einem Bilde vor mir stand, ich betrachtete die untere Konstruktion, die wie für die Ewigkeit gebaut ist, und konnte mich an der wunderbaren Höhe dieser feinerenen Riesenblume nicht satt sehen, die, so scharf und bestimmt wie Krystall ausgearbeitet, eine Welt von Figuren und Laubwerk trägt. Ich trat in das Innere hinein. Die Rose über dem Eingang, die prachtvolle Glasmalerey zu beyden Seiten brachten mir in manche erst halb erwachte Vorstellungen einen vollkommnen Morgen. Ich bestieg den Thurm und hatte von hier die weiteste Aussicht über das herrliche Elsaß.

In den steinernen Eckplatten las ich viele und darunter manche berühmte Namen. Stolberg, Goethe, Herder, Lenz und Schlosser standen in einer Reihe. Der Name des Herzogs von Augenleme und der Tag seines Besuchs schmückten einen der Bogen. Der Thürmer erzählte mir, Don Miguel von Portugal sey so weit als möglich hinaufgestiegen. Das hohe Streben seines Genius zeigte sich also vorahnend schon damals an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Den eilften Sonntag nach Trinitatis fand Havenreuter sich wieder in der Kirche der heiligen Dreyfaltigkeit ein. Ebemnitz ließ ihn noch einmal unter vier Augen beichten, hielt ihm seine Uebertretungen vor, allein zugleich Gottes gränzenlose Barmherzigkeit und erklärte ihm dabey mit apostolischem Ernst, wie er, wenn es ihm je zu Ohren käme, daß Havenreuter wieder mit entweihter Hand nach fremdem Eigenthume hasche, sich verpflichtet fühlen würde, ihn als einen verlornen Wortbrüchigen der rächenden Gerechtigkeit zu überliefern.

Havenreuter saß während dieser Rede höchst unruhig; er bemegte sich hin und her, erhob das Auge nach dem Beichtiger, der mit verklärtem Antlitz vor ihm stand, doch schlug er es sogleich wieder zu Boden und schien sich der stillen Andacht hinzugeben, als ihm endlich die Verzeihung der Sünde ertheilt wurde.

Als der Schiffsherr später nach der Predigt mit der Gemeinde dem Alten nahte, und Ebemnitz ihm das geweihte Brod hinreichte, bemerkte dieser eine solche Veränderung in den Zügen des Kommunikanten, daß ein banges, unheimliches Gefühl ihn durchzitterte. In seinem Tagebuche hatte er dieß betreffend niedergeschrieben: „Havenreuter sah sich selbst in diesem Augenblicke nicht ähnlich; unwillkührlich mußte ich an Joh. 13. 27. denken. Er sah mich mit einem Blicke an, als wollte er sagen: wäre ich doch nicht so albern gewesen, dir mich selbst in einer ängstlichen Stunde zu verrathen, so wäre jetzt meine Hand freyer. Ich war nahe daran den heiligen Wein zu verschütten, so erbebten mir alle Glieder. Gott verhüte, daß meine Furcht etwas anders sey als die Wirkung menschlicher Gebrechlichkeit, die sich so oft und manchmal selbst während des heiligsten Geschäfts unter ganz unerklärlichen Umständen äußert."

Den folgenden Morgen wurde die ganze große Stadt in das höchste Erstaunen versetzt durch einen Diebstahl von so vermessener Art, von so großer Bedeutung, daß er von tiefer Ueberlegung und den schlauesten Vorbereitungen zeugte — die Kirche der heiligen Dreyfaltigkeit war von ruchlosen Händen geplündert worden. Alles Köstliche und Schätzenswerthe, das die ehrwürdigen Mauern aufbewahrt hatten, alle heiligen Gefäße, das goldene Kruzifix und die schwere silberne Leuchter, die den Altar schmückten, ja selbst die in Gold gefaßte Hostienbüchse, die darauf gelegen, Alles war geraubt. Die Büchsen und Becken der Kirche waren erbrochen und ausgeleert, die Gräuel der Verwüstung zeigten sich überall.

Wie ein Blitz durchzuckte das Gerücht von dieser Unthat die Stadt. Man wollte das Unerhörte nicht glauben, ehe man mit eigenen Augen sich davon überzeugt hatte. Alle Herzen waren mit dem gerechtesten Abscheu erfüllt, und es wurden die kräftigsten Maßregeln zur Entdeckung der Kirchenräuber getroffen.

Später an demselben Morgen verbreitete sich ein anderes Gerücht, das alle Gemüther mit innigem Schmerze ergriff. Magister Claus Ebemnitz, der fromme, vielgeliebte Prediger, ward früh am Morgen entseelt in seinem Bette gefunden; das nämliche Gerücht erzählte, daß er äußerer Gewalt unterlegen sey, allein da keine andern Spuren einer solchen gefunden wurden als ein Paar blaue Flecken am Halse, die auch die Wirkungen eines plötzlichen durch innere Verletzung hervorgebrachten Todes seyn konnten, verlor sich jenes Gerücht, doch nur auf Augen-

Digitized by Google

blicke wieder; denn als sich bald bey genauerer Nachsuchung zu Aller Erstaunen an den Summen, die zum frommen Gebrauch in die Hände des Magistrats von der Gemeinde niedergelegt worden waren, große Defekte fanden, meynten einige seiner Freunde, daß diese in Verbindung mit einem gewaltsamen Tode stehen müßten, andere dagegen, denen des Todten Andenken nicht weniger heilig war, muthmaßten, weil keine Spuren offenbarer Gewalt weiter entdeckt wurden, bey seiner seltenen Gutherzigkeit und Freygebigkeit, und da man so viele Beyspiele sehe, daß die besten Menschen die schlechtesten Rechnungsführer sind, habe er die Gränzen der Christenliebe nicht ganz beachtet. Damit indessen kein Makel an dem Andenken dieses theuern Mannes haften solle, schossen einige Mitglieder der Gemeinde so viel zusammen als nöthig war, die Defekte zu decken.

Doch kaum war dieß Anliegen in der Stille in Ordnung gebracht, als etwas Neues die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln begann. Georgius, dem man den Tod des Vaters, so lange es gehen konnte, verborgen gehalten, verlor endlich die Geduld und stürmte in sein Schlafzimmer hinein. Als er den Geliebten dort weiß angezogen auf dem Boden liegen sah, verwandelten sich die Rosen seiner Wangen in die weißesten Lilien, er blieb stehen, legte die Hand an die Stirne, als besänne er sich auf etwas Vergessenes, dann sank er in rührendem Schmerz vor der Leiche nieder. „O!“ rief er weinend, „jetzt weiß ichs! jetzt besinne ich mich darauf; er, er war ja bey dir! Du liegst da, als schliefest du, und du schläfst ja auch, herzliebster Vater! du schläfst ja auch. Allein in diesem Leben wird der Morgen nie mehr kommen, da ich bey dem Erwachen deine Hand küsse. Nein,“ fuhr er fort, indem er die zugedrückten Augenlieder berührte. „Nein, das wußte ich ja wohl, sie sind erloschen und lächeln mir nicht mehr zu. Judas hat sie nur zu fest geschlossen.“

Alle Gegenwärtigen waren über dieser unbegreiflichen Rede sehr verwundert und meynten, daß kindlicher Gram dem Jungen den Kopf verrückt habe; allein er blieb, selbst vor den Behörden, bey der Behauptung, daß Judas mit blutriefenden Haaren in der Nacht bey dem Vater gewesen sey, und ihm die Augen zugeschlossen habe; da man ihn nun kopfschüttelnd nach den näheren Umständen fragte, gab er zur Antwort: „Ihr wißt ja, daß man mittelst einer Hinterthüre durch mein Zimmer in das des Vaters gelangen kann.“

„Wie gehört das hieher?“ unterbrach man ihn.

„Ei freylich,“ fuhr Georgius fort. „Denn als ich im ruhigen Schlafe da lag, deuchte es mir, als träte ein Engel vor mein Lager und riefe mich leise bey Namen, und als ich nun die Augen aufthat, sah ich ihn durch mein Zimmer in das des Vaters hineinschreiten. Allein vor Entsetzen verbarg ich mich, bis ich wieder einschlief, und als ich wieder erwachte, hatte ich es beynahe vergessen.“

„Wer schritt durch das Zimmer, sagst du?“ wurde weiter gefragt.

Der Knabe blieb bey seiner ersten Aussage, daß es Judas gewesen sey, und als man den Kopf dabey schüttelte, suchte er seine verewähnte Zeichnung auf, legte den mit Rothstift hingeworfenen männlichen Kopf auf den Tisch und sagte: „Der ists.“

Daraus konnte nun Niemand klug werden. Wie fest auch der Knabe darauf bestand, wurde das Ganze dennoch für eine Fabel der Art gehalten, wie sie oft in ernsten Kinderseelen, in welchen die Phantasie gern vorherrschend ist, von selbsten entstehen.

Als nun die Leiche des Magisters in den Sarg gelegt war, und der Sohn zum letzten Mal das verklärte Antlitz küßte, lispelte er: „Diese Züge vergesse ich nie, allein auch die des Verräthers habe ich mir eingeprägt, und bey deinem Sarge gelobe ich zu suchen, bis ich ihn finde!“

„Kindische Ueberspannung!“ meynten die Gegenwärtigen; der Sargdeckel wurde festgeschraubt, und die Leiche mit einer Feyerlichkeit bestattet, welche der Würde des Entschlafenen und der Liebe der Ueberlebenden entsprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Juni.

(Fortsetzung.)

Herr Buckingham, welcher schon einmal den Versuch gemacht hat eine Abendzeitung herauszugeben, der ihm aber mißlang, gedenkt dasselbe Projekt noch einmal zu unternehmen, aber nach einem andern Plane und unter verschiedenen Umständen, und deswegen vielleicht mit besserem Erfolg. Das erste Blatt soll erst den Isten Juni erscheinen, um aber inzwischen dem Publikum eine Probe von der Form und Einrichtung, der Politik und dem Styl des Journals vorzulegen, hat er 50,000 Exemplare von einem Probeblatt drucken lassen, welche er unentgeldlich vertheilt. Um aber doch einigermaßen seine Unkosten zu decken, hat er sich Mühe gegeben Anzeigen zu erhalten, und zwar zu einem dreyfach höheren Preis als gewöhnlich (die kürzeste kostet eine Guinee), und bekam auch in Betracht der vielen Exemplare, die er zu drucken versprach, so viele Anzeigen zugeschickt, daß er deren so viel, als zwey Seiten gefüllt hätten, zurückweisen mußte. Um aber auch der Stempelacciße zu entgehen, welche jedes Blatt entrichten muß, das auch nur eine einzige politische Tagesneuigkeit gibt, gab er nichts als finanzielle Nachrichten von Reden im Parlament, Gerichts- und Polizeyangelegenheiten, in- und ausländische Mittheilungen, entweder fabrizirten Inhalts oder so, wie sich der Redakteur den Zustand der Welt wünschten oder erträumen mochte, z. B. im Oberhaus macht Lord King den Vorschlag zur Emancipation der Juden, Lord Eldon ist ihm entgegen; der protestantische Erzbischof von Dublin unterstützt ihn, und Dr. Doyle, der als katholischer Primas von Irland seinen Sitz im Parlament genommen hat, sagt dem alten Lord tüchtige Wahrheiten. Das Ganze ist ziemlich gut, aber

Digitized by Google

nur zu verschulden. Auch glaube ich kaum, daß das Publikum der Ultraliberalen jahrelang genug sey um ein Unternehmen wie dieses zu unterstützen.

Wir haben schon früher etwas aus Wards Werk über Mexiko mitgetheilt. Folgendes ist eine Skizze der interessanten, ehemals spanischen Provinz Texas im Südwesten der vereinigten Staaten von Nordamerika. Der größte Strom in der Provinz Texas ist der rothe Fluß, welcher die Provinz mehrere hundert engl. Meilen weit von den vereinigten Staaten trennt. Er hat seinen Namen von der Farbe seines Wassers, welches durch einen schweren rothen Lehm fließt, und ungefähr 200 Meilen oberhalb der Mündung des Mississippi in diesen Fluß fällt. Es gehen Dampfboote ein oder zwey Mal die Woche von Neu-Orleans bis nach Natchitoches, welches 300 engl. Meilen oberhalb des Zusammenflusses liegt, außer im Herbste, wo eine Felsenkette sie nicht weiter als bis nach Alexandria, 120 Meilen weiter unten, kommen läßt. Ungefähr 150 Meilen oberhalb Natchitoches befindet sich das große Floß, nämlich eine Anhäufung von Bäumen, welche mehrere Meilen weit das Flußbett vollkommen ausfüllen, und außer bey ganz hohem Wasser der Schiffahrt ein Ziel setzen. Vielleicht sind wirklich hinter dem Floß mehrere hundert Meilen weiter hinauf gesegelt, und man glaubt, daß, wenn dieses Hinderniß beseitigt wäre, der Fluß bis nahe bey Neu-Mexiko schiffbar seyn würde. Die Regierung der verkeinigten Staaten hat die Stelle von Genieoffizieren besichtigen lassen, und ihrem Berichte zufolge würde mit geringer Auslage ein Kanal gemacht werden können, durch welchen Schiffe in den Eyrdofee fahren, und durch eine Reise kleiner Seen nicht nur das Floß vermieden, sondern auch 500 engl. Meilen Weg gewunnen würden. Die Provinz Texas wird ihrer Fruchtbarkeit und ihres annuthigen Klima's wegen von den Amerikanern der vereinigten Staaten der Garten des Westen genannt, und soll an Reichthum des Bodens die besten Gegenden der Union übertreffen. Sie besteht größtentheils aus einer großen wellenförmigen Fläche (Prairie), voll von Bächen, Strohmen und Flüssen. Baumwolle und Zuckerrohr gedeihen darin vortrefflich, und der Zuckerahorn wächst sehr zahlreich; man hat Beyspiele, wo ein einziger solcher Baum aus einem in den Stamm gebohrten Loch vier bis sechs Pfund Saft des Tages und im Jahr 150 Pfund Zucker geliefert hat, welcher zwar nicht ganz so süß als der Rohrzucker, doch sehr brauchbar ist. Die besten Ländereyen liegen an dem südwestlichen Ufer des rothen Flusses. Dieses schöne Land wurde aber von den Spaniern so sehr vernachlässigt, daß 1823, die wilden Indianer abgerechnet, keine Einwohner in der Provinz waren, außer in der Stadt San Antonio de Berar und in der Gegend von Nacodoch, zusammen aber nicht über 3000 Seelen. Die ersten Personen, welche hier bedeutende Niederlassungen auf eigene Rechnung gründeten, waren Austin, ein Louisianer, und der Oberst Milam. Diese haben in den letzten zwey, drey Jahren eine Menge Pflanzer aus den vereinigten Staaten herbeygezogen, welche in diesem herrlichen Land nicht nur Unterhalt finden, sondern den Grund zur Erwerbung eines bedeutenden Vermögens gelegt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 20. Mai.

(Fortsetzung.)

Man hat sehr über den Buchhändler Panckoucke gelacht, der, weil er reich ist und die Germania des Tacitus übersetzt und vrachtvoll gedruckt hat, sich einbildet, er sey ein Staatsmann und ein Gelehrter, und sich auch um die Ehre bewerben wollte ein Repräsentant der Stadt Paris in der Deputirtenkammer zu seyn. Dieser Mann, über welchen die kleinern Tagesblätter täglich neue Späße machten, ließ sich durch seinen deutschen Kompatriotischen Haas empfehlen, welcher den zum Buchhandel gehörenden Lobpsalmen einen langen gedruckten, wahrscheinlich von Panckoucke selber aufgesetzten Brief zuschickte, um ihnen seinen „lieben Herrn Patron“ ans Herz zu legen, der der Deputirtenkammer gewiß Ehre machen würde. Dem Exemplare dieses Aundschreibens waren einige Exemplare eines andern gedruckten Briefes beygefügt, welcher im Namen der Buchhändler an ihre Freunde unter den Wahlherrn sollte unterschickt werden, um ihnen Panckoucke zu empfehlen, und den sie blos mit ihrer Unterschrift zu versehen brauchten. Dann schickte Panckoucke noch allen Wahlherrn eine Broschüre zu, die er eigenh dazu hatte drucken lassen, und die von den Verdiensten seines Vaters handelte, der wirklich als Verleger mancher nützlichen Werke und als ein sehr unterrichteter Mann sich im Buchhandel ausgezeichnet hat. In dieser Broschüre waren auch einige Briefe Voltaires abgedruckt. Ferner gab Panckoucke große Soirées, allein dem ungeachtet war es ihm nicht möglich auch nur ein Paar Dutzend Stimmen zusammenzubringen, und so sehr sich der Mann auch gerühret und beeilt hatte, so war doch keine Rede mehr von ihm, als es ans Wählen kam. Um sich über die bevorstehenden Wahlen zu besprechen, kamen die Wahlherrn, die einen gewissen Kandidaten befördern wollten, in Privathäusern zusammen, wie dieß bey allen Wahlen zu geschehen pflegt; zuletzt aber, als sich so viel Kandidaten meldeten, und man doch, wenn man in der Wahl sicher vorschreiten wollte, zuvor einiges allgemein berathen mußte, wurden die Versammlungen in den versch[illegible]denen Stadtrevieren allgemein; in einem derselben versuchte man nach englischer Weise eine vorbereitende Sitzung zu halten, um die Verdienste der verschiedenen Kandidaten zu erörtern und öffentlich zu besprechen, was denn auch geschah, jedoch mit vieler Ruhe und Mäßigung, und nicht auf die stürmische und lärmende Art der englischen Meetings. Dennoch erregte diese Sitzung außerordentliches Aufsehen. Alle Osstarianten und Serviten erhoben ein Zetergeschrey wider diesen Club, wie sie es nannten, der ein Vorgeschmack der Erneuerung des Jakobinerclubs sey; solch eine Versammlung sey gesetzwidrig, gefährlich, den französischen Sitten zuwider; in den Zeitungen und auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer wurde gegen jene Versammlung gesprochen; der Polizeypräfekt suchte ebenfalls in einer den Zeitungen zugesandten Note zu beweisen, die Vereinigung sey ein Verstoß gegen die Polizeyverordnungen gewesen, da sie nämlich an einem öffentlichen Orte (in einem Kaffehhause in den Champs elysées) stattgehabt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 145:
FROST.

Räthsel.

Was ein Geheimniß verwahrt, und ein groß Geheimniß in sich hält.

Was die bittern Genuß oft noch erträglich gemacht,
Und worauf im zuweilen auch aufträgt seinerer Bachwerk:
Sagt mir, wenn du kannst, fleißiges Mädchen, was ist's?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Juni 1828.

Es ist mein Wort zu dieser Frist
Wie's allezeit gewesen ist:
Mit reiner Arbeit hab ich gezahlt
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.
Goethe.

Aus dem neuen Lustspiel:
Der romantische Oedipus,
vom Grafen v. Platen.

Parabase.

Wem Kraft des Gemüths, wem Tiefsinn fehlt, und die Kunst, die Jegliches ordnet,
Der wird niemals dem versammelten Volk vorführen die wahre Tragödie.
Zu erklären, wodurch sie entsteht, liegt nicht in des Lustspieldichters Ermessen,
Ihm ist es genug, wenn er lehrt, was euch wie Sirenengesänge zu fliehn ist,
Und wovon heut euch sein schaffender Sinn darstellt ein lebendiges Beyspiel.
Zwar lebt er entfernt, doch lebt er vielleicht in dem Land, das Oder und Elbe,
Das Rhein und Mayn und der Donaustrom durchziehn, nicht ganz ein Vergessner,
Seitdem er zuerst, zu Gefechten bereit, wie ein Leu voll trotziger Weltscheu,
Vortretend (es liebt der energische Muth des bewußten Gefühls die Metapher)
Durch wirklichen Witz unkräftig erlegt den prozeßanspinnenden Witzhold,
Der kleinlichen Geist's und der Zankfucht voll, wie ein Spitz an der Kette, gebelfert,
Und zuerst mißbraucht den erhabenen Styl und die tragischen Formen entwürdigt,
Der ohne Natur und Charaktergehalt sein überherodisches Machwerk
Aneinandergeflickt und zusammengeflert rabulistische Galgenintriguen;
Nicht wichtig er selbst und des Streits unwerth, da von selbst sich Nichtiges auflöst,
Nur wichtig, indem euch einst er gefiel und bestach kurzsichtiges Urtheil;
Drum ließ das Gedicht ihn schmelzen wie Frost an den üppigen Strahlen des Frühlings.

Wohl weiß der Poet, daß Fromme zumal ihn vielfacht haben gescholten,
Ihn eitel gehöhnt und versichert sodann, er gefalle sich selber unendlich.
Solch Urtheil zeigt stumpfsinnige blos, blos eigene Seelengemeinheit;
Wer selbst sich gefällt, bleibt stehn wo er steht; doch wer in beständigem Fortschritt
Zu bewältigen sucht und zu steigern die Kunst, nicht scheint's, daß selbst er gefällt sich.
Die, welche verzeihn, was Jener gethan, sie erwägen der Zeiten Bedinganiß,
Und den Zustand auch, wie er Deutschland fand, und die jetzige herrschende Dichtkunst,
Wo ein Clauren sogar Reichthum sich erschreibt, als wär's ein gewaltiger Boron.
Ihr Frommen zumal, in der Schrift so gelehrt, seht lieber ein sichtliches Vorbild
In dem Göttlichen selbst, der nie es verschwieg, was ihm in der Seele so tief lag.
Als ihn des Bezirks Landpfleger gefragt: Sprich! bist du der König der Juden?
Nicht läugnete Der es bescheiden hinweg, er erwiederte ruhig: Du sagst es!
Euch sagt der Poet: das bin ich! und nie, nie hat er verwegen behauptet,
Daß sein Lustspiel mehr gelte vor Gott, als irgend von euch ein Gebetlein.

Digitized by Google

Gönnt einst das Geschick ihm höheren Flug, ihm ernstere Fülle der Bildkraft,
Dann möge dem Volk der Erfolg darthun, wer schönere, sittliche Reinheit,
Wer mehr Andacht den Gemüthern entlockt, ihr oder die weltliche Dichtkunst,
Wenn je sie den Schritt in Kothurne verhüllt und die Stirn wie ein Priester belorbert.

Wohl äußert vielleicht ein bedächtiger Mann, ja selbst ein geduldiger Freund wohl,
Weßhalb der Poet auf Fehlende stets hinweist in der tragischen Dichtkunst,
Und doch nie selbst den Kothurn festschnallt an die Knöchel und ernsteren Tanz tritt?
Zwar könnt' er darauf antworten, es sei die Komödie seines Bereichs nur,
Weil Scherz ihn blos und der Huldgöttin leichtsinnige Laune dahinreißt,
Weil selten ein Haupt zwey Kränze verträgt, noch weniger drey, wie der Papst hat;
Doch sagt er dafür, aufrichtigen Sinns, weit lieber den wirklichen Grund euch:
In dem Lande des Teut singt mancher Gesell frühreife Tragödien ab schon,
Wenn müssig der Stahl in dem Schacht noch ruht, der einst soll scheeren den Flaum ihm;
Doch unser Poet, seit Jahren erwägt sein Geist die gefährliche Laufbahn;
Was Andern ein Spiel blos dünkt, was leicht wie den Schaum von der Fläche sie schöpfen,
Er findet es schwer, ihm liegt es so tief, ja, tief, wie die Perle des Tauchers!
Noch stets mißtraut er der eigenen Kraft, sechs Lustra beachtet die Griechen
Von dem Jüngling, der zu dem Wettkampf sich, zu dem tragischen Kampfe sich anbot;

Kaum hat sie erreicht der Poet, drum gönnt
Langathmende Muße dem Wanderer, der
An des südlichen Meers Felsufer (da schon
Das Gefieder des Aroll in die Waag' eintrat,)
Sturmwinde belauscht, Anapäste betont
Und Erfindungen denkt,
Zu belustigen Erethi und Plethi.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Indessen waren die lästigen und kräftigsten Maßregeln, um den Kirchendieb zu entdecken, vergeblich gewesen. Dennoch degte man noch immer und mit Zug die Hoffnung, daß er durch die geraubten Sachen verrathen werden möchte, weßhalb man auch nicht allein im Lande selbst, sondern auch in den benachbarten Staaten eine genaue Beschreibung des Raubes mit der Hinzufügung verbreitete, daß, wer nur ein Stückchen davon entdecken könne, den Werth des Ganzen zur Belohnung erhalten solle. Obgleich nun dieses allerdings verführerische Anerbieten Tausende in Bewegung brachte, war doch jede Mühe vergebens. Jahre vergingen ohne Erfolg.

Georgius hatte indessen aus lebhafter Neigung die Malerkunst ergriffen und entwickelte, so wie er in der Schule tüchtiger Meister immer größere Fortschritte machte, ein so schönes Talent, daß er zu den größten Hoffnungen berechtigte. Er war bey seiner Kunst mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele. Was so feindlich in sein zartes Leben eingegriffen hatte, das schien er verschmerzt zu haben, wenigstens entfiel ihm nicht die kleinste Aeußerung deßhalb. Die Freunde seines seligen Vaters sezten ihre Freude darein, ihn vorwärts zu bringen, so wie auch er darauf stolz war, ihre Erwartungen von ihm erfüllen zu können. Es war einer der leidenschaftlichsten Wünsche seiner Seele, reisen zu können, und nichts übertraf das Entzücken, womit er, jezt ein stattlicher Gesell, erfuhr, daß die Akademie, an der er sich ausgebildet hatte, ihm wegen der großen Hoffnungen, die er erregte, ein Reisestipendium auf drey Jahre ausgesezt habe.

Freylich hatte seine Liebe zur Kunst Antheil an diesem Entzücken, jedoch vereinte sich damit die geheime Hoffnung, irgendwo in Europa das Original seines Judasbildes entdecken zu können. Daher besuchte er an jedem Ort wo er hinkam, nicht allein die Werkstätte der Künstler und die Sammlungen der Kunstfreunde, sondern auch die Häfen, die Börse und die Wirthshäuser. So glücklich er nun auch war, was das eine Ziel seiner Reise betraf, so unglücklich war er rücksichtlich des andern, und als er nach Verlauf der drey Jahre nach seinem Vaterlande zurückkehrte, genoß er zwar des Künstlertriumphes, daß von ihm gesagt wurde: die Gestalten, die er male, leben nicht blos, sie sprechen die Bewegungen der Seele klar aus, doch drückte ihn immer der geheime Gram, die Hoffnung aufgeben zu müssen, den Gegenstand seiner eben so regen als natürlichen Rachbegierde je aufzufinden.

Achtzehn Jahre waren nun verschwunden, seitdem die Kirche der heiligen Dreyfaltigkeit zu A. beraubt worden, und noch war keine Spur von dem Thäter entdeckt. Man sah ihn längst als verschollen an, verschmerzte den Verlust und ersezte das Verlorne mit einer Pracht, die weit die vorige übertraf. Die Kirche selbst wurde ausgebessert und aufgeputzt. Nur eins fehlte, um die Zierde des Tempels zu vollenden: ein Altarblatt von einem tüchtigen Pinsel. Diese Arbeit wurde dem jungen Chemnitz gleich nach seiner Rückkehr aus der Fremde übertragen, und er übernahm sie mit einer Liebe, würdig des heiligen Gegenstandes.

Als er nun darauf sann, welchen Stoff er sich aus der heiligen Geschichte erwählen solle, dämmerten Erinnerungen aus der frühesten Jugend in seiner Seele auf, Erinnerungen, so feyerlich und so himmlisch, daß ihm, indem er sie verfolgte, ein freyerer Blick in das Leben, das nicht von

Digitized by Google

dieser Welt ist, aufgeschlossen ward. Was sich oft begeisterten Seelen aufzudrängt hat, daß sie nämlich als kleine Kinder einer himmlischen Welt nahe gestanden und Engelsharfen geschlagen, das schien auch in seinem Gemüthe aufzuleben, und in dieser Stimmung erdachte er ein Altarbild, das heilige Abendmahl vorstellend. Als Reliquien einer hingeschwundenen Welt suchte er nun die Apostelköpfe, die er als Kind gezeichnet hatte, hervor. Es wurde ihm, als habe er einmal weit in der Zeit zurück alle diese Männer zwar nicht in der äußern Welt, wo die Sonne auf und niedergeht, sondern in der innern, wo die Sonne nie vom Firmamente weicht, lebendig gesehen, ja es war ihm, als habe er, ein muthiges Kind, auf ihrem Knie gesessen, mit ihren weißen Bärten gespielt, ihre kahle Stirne berührt, sie von einem bessern Leben prophezeihen und wie christliche Barden von einer ewigen Liebe singen hören. Je tiefer er in dieß halbverwischte Traumleben eindrang, je mehr er mit zarter und leichter Hand den Staub von diesem ehrwürdigen Gemälde ablöste, um so unzureichender erschien ihm jedes Studium, jede selbsterworbene Kunst, um so fester entschloß er sich als Mann darzustellen, was er als Kind mit dem Auge der Seele gesehen. Er bereitete daher die Farben und arbeitete muthig nach diesem Entwurf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden des Nachmittags brachte ich in dem Cafe Ebahert an der Promenade zu. Ich las hier die Straßburger Zeitung, die, obwohl gegen die Pariser Blätter gehalten, unbedeutend, vielen ihrer deutschen Schwestern immer noch vorzuziehen ist. Das Zeitungsmonopol drückt wie alle Privilegien, die nicht um des allgemeinen Besten da sind, und läßt allmählig unter seinem Schutze das ausarten, wofür es garantirt. So verhält es sich mit Ständen und Korporationen, wie mit Instituten. Nur die möglichst freye Konkurrenz bringt überall das Beste hervor. Es sey mir erlaubt, hier an der Gränze zweyer Länder über das Wesen politischer Blätter meine Ansicht auszusprechen, da der Deutsche den charakteristischen Unterschied der politischen Systeme beyder Nationen hier lebhafter als selbst in Paris fühlt, wenn er für Unterscheidungen dieser Art überhaupt Sinn hat.

In Ländern, wo das Volk mit der Regierung mehr parallel geht, an dem Gange derselben Theil nimmt, und sich damit auch natürlich beurtheilend zu denselben verhält, sind die Zeitungen der flüchtige, aber gleichwohl concentrirte Ausdruck der Stimmung der Bürger, und die Regierung ist deßhalb genöthigt, auf ihre Erscheinung einen hohen Werth zu legen. Da der öffentliche Geist in einem wahrhaft freyen Volke auf mannigfaltigen Interessen, wachsamen Korporationen, steigenden und fallenden Parthey en von sehr verschiedener Farbe beruht, so muß jedes politische Blatt, das sich um die Interessen des Landes wirklich bekümmert, eine bestimmte Konfession haben, die sich, so zu sagen, im Ritual den Umständen nach ändern, im Dogma aber sich durchaus treu bleiben muß. Wo keine Beschränkung vor der Herausgabe stattfindet, da erneut sich das politische Schauspiel der Debatten, zu denen der Zutritt der Natur der Sache nach immer nur Wenigen gestattet ist, durch die Presse für die ganze Nation mit derselben Offenheit und Energie und dem Vortheile einer reifern Ueberlegung, als der unmittelbare Eindruck gestattet, und der aus dieser Publicität entspringende moralische Einfluß ist für ein hinlänglich vorbereitetes Volk von unermeßlicher Wirkung. Die Pariser Blätter entsprechen diesen Grundsätzen großentheils. Der Constitutionnel ist vielleicht der größte Phrasenmacher in der Welt, ein famoser Menteur in der auswärtigen Politik, dem unzählige Lügen, Verläumdungen und Verdrehungen aufzuweisen sind, voll liberalen Aberglaubens und die Hauptstütze der einseitigen bürgerlichen Doktrinen in Frankreich; aber er stellt das Wesen seiner Parthey auf das Vollkommenste dar, schreibt vielleicht das schönste Französisch, und ist seinen Maximen immer treu geblieben. Der Courrier français könnte von Brissot nicht besser redigirt werden, und das Journal du Commerce ist der prahlhafteste Sykophant des Liberalismus. Diese Journale sind von ihren Grundsätzen nie abgewichen. Das Journal des Débats aber kann sich der Höhe, auf der es steht, ungeachtet, keineswegs den Ruhm einer solchen Beharrlichkeit aneignen. Es hat vielmehr etwas Prismatisches, was aber auch in dem Geiste seiner Parthey liegt. Die Gazette und die Quotidienne sind, so sehr sie von einander abweichen, so viel man sie tadeln mag, treue Freunde der Religion und des Königthums, und bilden ein nothwendiges Gegengewicht gegen den Fanatismus der ultraliberalen Prinzipien. Leider aber sind die Aussiche von allgemeiner Bedeutung, die eine ächte Zeitung erst hervorbringen, in ihnen mit zu wenig Geist und Styl geschrieben, und in dieser Beziehung sind der Constitutionnel und das Journal des Débats ihnen sehr überlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Aus dem Gebiet Arkansas allein sollen von einer Bevölkerung von 45000 Seelen 16000 nach Texas gezogen seyn. Dieß ist auch kein Wunder, da der Bauer schon ein Paar Monate nach seiner Niederlassung mehr Wohlstand und Bequemlichkeit um sich haben soll, als man irgendwo bey Leuten dieser Klasse sieht. Ward erzählt dabey einen schönen Zug von dem

Digitized by Google

dort ansässigen Bauern, welcher ihnen die größte Ehre macht. Sobald man in einer Gegend die Ankunft eines neuen Pflanzers erfährt, von dessen Charakter nichts nachtheiliges bekannt ist, versammeln sich die Bewohner an der Stelle, die er sich zum Wohnort erlesen, mit ihren Aexten und Zugochsen, fällen die Bäume und bauen ihm sein hölzernes Haus. Dieses besteht gewöhnlich aus drey Gemächern, einem zum Essen, das aus drey zum Schlafen, welche beide ringsum mit Wänden versehen sind, während das dritte in der Mitte offen bleibt und zur Aufbewahrung des Pferdegeschirrs und Geräthes, und bey warmem Wetter zum Speisesaal dient. Die Küche, gleichfalls aus Baumstämmen gebaut, wird, so wie das Rauchhaus zum Dörren des Fleisches, vom Haus abgesondert gebaut. Wilde Thiere sind der Büffel oder Bison, welcher im Winter in großen Heerden von Norden herkömmt, der Panther, Leopard, Bär, Biber, die Otter, Antilopen, Rehe u. s. w. Unter schlone hat man im Ueberfluß, und Schwäne, wilde Gänse und Enten stellen sich in Menge ein. Auch gibt es eine große Anzahl vortrefflicher wilder Pferde, deren einziger Fehler ein welcher Huf ist. Die Prophezeihung Hummolds, daß Magen von Washington nach Mexiko gehen würden, ist schon mehrere Male erfüllt worden, besonders im Jahr 1826, wo ein Franzose Namens Conei mit vierzig andern in mehreren schwerbeladenen Wagen durch Texas fuhr, obgleich es noch wer nig gebahnte Wege gibt. Das größte Uebel sind für diese Pyonier die gelegentlichen Einfälle der wilden Comanchen, welche die Verfolgung der Büffelheerden vom Norden herziehet, und die nun Vieh, und oft gar Menschen rauben und zuweilen die Hirten tödten, und dieses Uebel wird dadurch befördert, daß die anwohnenden Louisianer ihnen ihren Raub abkaufen, die Menschen, wie man versichert, nicht ausgenommen. Man glaubt aber, daß es wenig Mühe kosten würde, diesem Zigeun ein Ende zu machen. Zum Handel ist die Provinz trefflich gelegen, und Wärd glaubt, daß sie sehr bald werde Baumwolle billiger liefern können als irgend ein anderes Land. Auch werden die vereinigten Staaten bald eine Gelegenheit suchen, ein so gesegnetes Land in ihren Bund zu ziehen, was, da die Bewohner fast alle aus ihrem Schooße entsprungen sind, nicht schwer seyn dürfte.

Paris, 20. Mai.

(Beschluß.)

Diese warnende Erklärung zeugt schon von der großen Veränderung, die seit dem Ministerwechsel in der Polizeyverwaltung stattgehabt hat. Unter dem vorigen Polizeypräfecten suchte man die Pariser lieber in die Schlinge zu locken, um sie hernach strafbar finden zu können, als daß man ihnen zuvor das Gesetzwidrige einer Handlung darzuthun gesucht hätte. De Lavau ließ seine Gensdarmen auf die Leute los, und gab heimlichen Befehl zusammenzuschießen und zu stechen; so handelte er im vorigen November bey dem nichtsbedeutenden Tumulte, in welchem leider mehrere unschuldige Bürger ihr Leben verlieren haben oder doch schwer verwundet worden sind. Wäre also dieser mordlustige Mann noch an der Spitze der Polizey gewesen, so würden bey der obengenannten Versammlung die Wahlherrn wahrscheinlich auch mit Gensdarmen auseinander getrieben worden oder die ganze Versammlung vor Gericht verklagt worden seyn, und die Ultrablätter würden nicht ermangelt haben die verfolgten Bürger noch obendrein zu beschimpfen. Das jetzige Ministerium verfährt besser und verfassungsmäßiger; es mennte zwar, an einem öffentlichen Orte dürfe sich ohne besondere Erlaubniß keine Versammlung bilden; denn seit der Revolution ist der Regierung vor jedem Verein der Bürger bange, und sie sucht daher so viel als möglich das Versammeln derselben an einem öffentlichen Orte zu hintertreiben; an Privatorten aber war es keineswegs ihre Absicht sich den Berathschlagungen der Wahlherrn zu widersetzen, wozu die Regierung denn auch in der That keine Befugniß hat. Die Wahlherrn versammelten sich daher in den Wohnungen wohlhabender Bürger, z. B. bey dem Bankier Lafitte, bey dem Zuckerraffinierer Santerre u. a., oder mietheten geräumige Säle zu ihren gemeinschaftlichen Berathschlagungen. Bey keiner derselben wagte man es jedoch, das Betragen und die Ansprüche der Kandidaten so frey zu erörtern, als bey jener öffentlichen Berathschlagung im Kaffeehause der Champs elysées; es wäre zu wünschen, daß man in Frankreich die Bewerber zwänge, wie in England, von ihren Betragen und von ihren Grundsätzen öffentlich Rechenschaft abzulegen und jeden Wahlherrn Rede zu stehen; an eine solche freye Erörterung werden sich aber die Franzosen nur nach und nach gewöhnen können. Eigenliebe, Empfindlichkeit, Höflichkeit werden wahrscheinlich jene derben Aeußerungen nimmer zulassen, welche die englischen Meetings bezeichnen. Wie würde die französische Lebhaftigkeit auffahren, wenn bey solchen Versammlungen die Ehre eines Mannes angetastet würde, was in England etwas gar nicht Seltenes ist? Da man in Frankreich bey allen Vereinen den Anstand vorherrschen sieht, und auch die französischen Wahlherrn meistens gebildete Leute sind, weil sie alle zu den wohlhabenden Klassen gehören, so würden wahrscheinlich auch die Electoralversammlungen stets in den Schranken des Anstandes bleiben, wenn sie nur unter Aufsicht irgend einer, von der Polizey selbst gewählten Obrigkeit stattfänden. Nur Gemeindheit fehlt in Frankreich, und diese wird nach und nach die öffentlichen Bürgerversammlungen und Debatten einführen; solche Zusammenkünfte hatten ja im Mittelalter, sogar zur Zeit des Faustrechts statt, warum sollten sie jetzt unter der Aufsicht der Gesetze nicht eben so gut stattfinden können? Zwar kann leicht eine freye Presse einigermaßen die Stelle einer öffentlichen Erörterung vertreten; auch hat man bereits von der Preßfreyheit bey den Wahlen häufig Gebrauch gemacht. Indessen gibt es doch manche Punkte, die sich mündlich durch Reden und Gegenreden besser aufstellen lassen als durch Hin- und Herschreiben, und die auch nicht das ganze Publikum angehen, sondern nur die Bürger der Stadt oder die Wahlherrn eines Arrondissements. Wenn z. B. Jemand, der schon Deputirter gewesen ist, und sich wieder darum bewirbt, sich über sein Betragen erklären soll, warum er immer nur im Centrum der Kammer gesessen und zu Gunsten der Minister gestimmt habe, so läßt sich so etwas besser mündlich erörtern als durch Broschüren oder Zeitungsartikel. Vermuthlich fürchten die Centrumsmänner dergleichen Debatten, denn sie bringen gewaltig auf Maßregeln gegen die Einführung dieses Gebrauches; ihnen würde derselbe freylich nicht vortheilhaft seyn, denn wenn man sie in den Wahlversammlungen so behandelte, wie es in den kleinern Journalen geschieht, so würden sie freylich nicht wissen, wohin sie sich flüchten sollten. Ein satyrisches Blatt kündigte neulich an, mehrere Centrumsmänner machten Ansprüche auf den Preis, welchen die Aufmunterungsgesellschaft für die besten Maschinen ausgesetzt hat. Was ist auch ein solcher Centrumsmann anders als eine Maschine, die sich hin- und herschieben läßt? welchen Werth behält aber eine derartige Maschine, wenn sie ihren Dienst in der Deputirtenkammer verrichtet hat?

D.

Berichtigung.

In Nr. 147, Seite 585, in dem Gedichte, der Herbstmorgen, von G. Schwab, Strophe 6, Zeile 4, statt: Wandrer ein diesem Süden, lies: Wandrer ein in diesem Süden. — Seite 587, Spalte 1, Zeile 20 von oben lies: über Byron und ihn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Juni 1828.

Wohlan, so gieb mir Pinsel und Palette!
Ich will dem Herzen folgen — und vollenden.

Honwald.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

„Aber wie werde ich dich malen," sprach Georgius Chemnitz, als nach geraumer Zeit die elf Apostelköpfe mit hervorspringender Lebenswahrheit den Abendmahltisch umgaben, „dich, den Herrn und Erlöser, dem kein lebendiges Bild in dieser Welt entspricht, dich, von dessen Offenbarung im Leben ich kein Vorbild habe als nur Kraft des Wortes, das deine Apostel von dir gepredigt?"

Da fielen die Worte ihm ein, die er einst als Kind zu dem Vater gesprochen: „Wenn ich auf einen Christus zu meinen Aposteln sinne, so schweben deine Züge mir vor." Und deutlicher, lebendiger als je schwebten ihm die Züge des ehrwürdigen Pfarrers vor, so wie er sie das letzte Mal in der Glorie der Verklärung, gesehen, und der holdselige Blick, der immer in der ewigen Liebe sich zu spiegeln schien; diese Wangen, worauf die Blässe der Entsagung sich gelegt, diese Lippen, die sich nur öffneten, um zu segnen und zu beten. „Hast du ihn, mein himmlischer Herr!" sagte er in sich, „du, den Niemand abbilden kann, so oft gewürdigt dein Stellvertreter zu seyn, wirst du auch nicht zürnen, wenn ich dir dessen Züge leihe, der mir der Theuerste auf der Erde war."

Und als er nun den Pinsel ergriff, um das jugendliche Bild des Vaters aus der Phantasie auf die Leinwand zu übertragen, war es, als führe eine unsichtbare Gewalt seine Hand, und zwar mit solcher Sicherheit, daß er selbst erstaunen mußte ob der Wahrheit, womit das in einem menschlichen Antlitze, was eigentlich keine sterbliche Hand malen kann, allmählich auf der Leinwand hervortrat, bis das Ganze, so wie es in seinem Herzen lebte und webte, vollendet war.

Jetzt fehlte nur noch eins, das Bild des Verräthers; keinen Augenblick war der Künstler mit sich selbst uneins, wen er darzustellen habe. Es konnte, es durfte ja kein anderer seyn als das rothhaarige Schreckensbild, mit dem er in seiner Kindheit so viel zu thun gehabt hatte. Allmählig schlich die Rothstiftzeichnung sich in dunkler Farbenfülle auf das Altarblatt hinüber, der Natur so furchtbar ähnlich, daß Jedermann, der das Urbild nur einmal gesehen, beym ersten Anblick sagen mußte: das ist Michael Havenreuter und kein Anderer.

Sehr wahrscheinlich knüpfte der Künstler an dieß Bild, das in der großen Hauptkirche der von unzähligen Fremden besuchten Stadt aufgestellt werden sollte, eine Hoffnung, die sein Herz noch nicht aufgeben konnte, die Hoffnung, dem Rothbart auf die Spur zu kommen. Indessen schien es, als solle dieser Zweck nie erreicht werden, denn das Altarblatt hatte schon lange die Kirche geschmückt, und noch hatte Niemand von Allen, die in seinem Anblick verloren geschienen, den Judaskopf größere Aufmerksamkeit als den andern Gestalten geschenkt.

Digitized by Google

Die Gemeinde bezeugte dem Maler ihre Dankbarkeit, indem sie ihm eine bedeutende Geldsumme zustellen ließ; er weigerte sich aber sie anzunehmen. „Diese Arbeit," sagte er, „war nicht um Geld feil." Da man aber sehr in ihn drang, erbat er sich, daß man für die ihm zugedachte Summe einen Christensklaven aus türkischen Fesseln loskaufen möge; „denn," sagte er, „ein Werk der Liebe kann nur durch Liebe belohnt werden."

Diese Uneigennützigkeit erregte hohe Bewunderung und die nöthigen Veranstaltungen zu Erfüllung des seltenen Wunsches wurden unverzüglich getroffen. Es wurde entschieden, daß derjenige, der dort am längsten geschmachtet hatte, losgekauft werden solle. Die Unterhandlungen hatten erwünschten Erfolg, und eines heitern Herbsttages lief ein Handelsschiff, das den erlösten Christensklaven mit sich brachte, in den Hafen ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Frankreich.

(Beschluß.)

Der bestimmte Charakter, der das eigentlich Interessante im Lebendigen überhaupt ausmacht, und den höchsten Organisationen in jeder Sphäre am eigensten ist, macht eine Zeitung erst zu einem Organ, während sie, bey bloßen Relationen stehen bleibend, eine Unterhaltung für Kinder und Kannegießer ist, recht eigentlich ein Blatt für den Bürger und Landmann, wie man sich in Deutschland ausdrückt, d. h. für eine Stufe des Geistes, wo selbst die Politik noch den mährchenhaften Schimmer der Kindheit behält. Einer solchen bestimmten Individualität können sich aber nur zwey deutsche Blätter rühmen, die sonst sehr verschieden sind, der Oesterreichische Beobachter und die Allgemeine Zeitung. Der Oesterreichische Beobachter steht in seinen politischen Reflexionen und in der Weise seines Vortrages sehr weit über der Gazette und der Quotidienne und ist eine feste Stütze auf dem monarchischen Piedestal, aber seine politische Physiognomie hat zu wenig Geistliches; statt auf das Evangelium zu zeigen, wo die Freyheit eben so gut als die Unterordnung gepredigt wird, hält er der Welt beständig einen Koder der absoluten Monarchie hin und möchte sie gerne bereden, daß das konstitutionelle Prinzip mit dem katholischen Glauben unverträglich sey; eine Ansicht, die, wenn sie allgemein würde, der Kirche auf lange Zeit großen Schaden zufügen könnte. Gleichwohl ist er eine ächte Zeitung und von großer Bedeutung. Er hat mit den royalistischen Pariser Blättern die Anhänglichkeit an die Monarchie und die Legitimität gemein, und ist er auch kein Schirm der Kirche, so beruhen seine Maximen doch durchaus auf einer supernaturalistischen Basis. Auch ist er frey von jenen heftigen Diatriben, die dem französischen Ton in jeder Parthey fast zur andern Natur geworden sind. Die Allgemeine Zeitung hat einen vielleicht noch deutschern Charakter als der Oesterreichische Beobachter. Sie drückt den politischen Geist, wie er unter den Reformen in Deutschland aufgegangen ist, am klarsten und Vollständigsten aus; auch ist sie vielseitiger und inhaltreicher. Die Gründlichkeit ihrer Aufsätze in politischen und kommerciellen Gegenständen und der fast geschichtliche Ton ihrer Relationen macht sie für die Tagesbegebenheiten zu einer Quelle, und hat ihr in England und Frankreich die meiste Achtung unter den deutschen Journalen erworben. Obgleich keine andere deutsche Zeitung sich mit diesen beyden vergleichen kann, so ist doch dieser Theil der periodischen Literatur in Süddeutschland, meiner Kenntniß nach, besser als im Norden bestellt.

Ich machte jezt einen Spaziergang um die Stadt, die von schönen Alleen fast umgeben wird, und begab mich wiederum auf den Thurm. Ich übersah mit immer wachsender Theilnahme das reiche, schöne Land und konnte mich an der Abendtafel gegen einen Straßburger der Bemerkung nicht enthalten, daß die Ablösung dieses herrlichen Striches von Deutschland für jeden Deutschen etwas Empfindliches und Schmerzliches habe. „Wir sind mit der französischen Regierung sehr zufrieden," erwiederte er. „Für die Privilegien, die wir in der Kapitulation mit Ludwig XIV. erhielten und die der Konvent kassirte, entschädigt uns die Charte hinlänglich. Der Oberelsaß ist eine der reichsten Gegenden!" Den Punkt der Nationalität aber, den ich nicht fahren ließ, schien er nicht begreifen zu können, da er fortwährend nur von den materiellen Vortheilen der Vereinigung sprach. Eine allerdings etwas phantastische Reflexion in mir träumte sich hier in Verbindung mit dem Niederrhein ein eigenes großes deutsches Land, das, die uralten Sitze der deutschen Kunst und Geschichte in sich schließend, den stärksten Wächter gegen den Romanismus der französischen Politik abgeben würde, die in ihren Bestrebungen nur von den gegenwärtigen Umständen gezügelt wird. Hier an der äußersten Gränze von Deutschland erschien mir in dem Betragen und der Physiognomie der Einwohner, dem vollen reichen Klange ihrer Sprache, in der Betrachtung des größten Denkmals der deutschen Kunst das deutsche Wesen viel tiefer und lebendiger, als in manchen seiner örtlichen Mittelpunkte.

Gegen Abend holte ich mir aus einer großen und wohlbesetzten Leihbibliothek den Theil von Goethes Leben, der seinen Aufenthalt in Straßburg enthält, und Klingers Zwillinge. Da mir in Goethe's Biographie die Schilderung seines Lebens in Straßburg von jeher zu den interessantesten Partieen gehört hat, so suchte ich die Orte und Ein-

Digitized by Google

brücke, die dort geschildert waren, wieder auf, obgleich ich manche ihrer Namen verändert fand. In der Nähe des Münsters konnte in einem solchen Geist der Faust entstehen, und auf den schönen Gefilden um Straßburg und in jenen anmuthigen Gebüschen die unvergleichlichen Lieder aus dieser Zeit, die die Reise des Sommers und den Duft des Frühlings haben.

Ich verließ Straßburg mit einem Gefühl, als scheide ich aus meiner Vaterstadt, und reiste nach Karlsruhe. Der Weg bis dahin war, mit Ausnahme eines Abstechers nach Baden, ziemlich uninteressant. Die Neuheit der Stadt und die Einsamkeit der Straßen machten auf mich einen Eindruck, als wäre dieser Ort eben erst fertig geworden und sollte von seinen designirten Einwohnern bald bezogen werden. An der Mittagstafel hatte ich Gelegenheit einen Theil der männlichen Bevölkerung dieser Stadt, am Abend im Theater die weibliche Welt, sehr zahlreich versammelt, kennen zu lernen. Die erstern hörte ich sprechen, und zwar viel und laut, die letztern sah ich nur sitzen oder gehen; gleichwohl war mir die stumme Beredtsamkeit der Töchter Evens lieber als die laute Aberredtsamkeit der Adamiten im Wirthshause. Noch in keiner Stadt hatte ich verhältnißmäßig so viele hübsche Mädchen als hier gesehen. Im Theater wurde Wallensteins Tod gegeben und, mit Ausnahme der Rollen des schwedischen Hauptmanns und der Gräfin Terzky, höchst mittelmäßig. Den Verfall des Theaters, den Herr Ludwig Robert so vielfältig beklagt, hat er hier täglich vor Augen.

Bald erreichte ich Heidelberg. Wenn mich Straßburg auf der ganzen Tour durch seine Alterthümlichkeit, den Münster und die Erinnerung an Goethe am meisten interessirt hatte, so habe ich nie einen schönern landschaftlichen Eindruck bekommen als in der Anschauung des Heidelberger Schlosses. Wenn ein geistvoller Architekt eine Ruine künstlich hervorbringen wollte, er würde die Zeit und Zerstörung nicht erreichen, die hier selbst so phantastisch zerrissen haben. Nirgends in Deutschland gibt es eine solche Fülle von Epheu als hier, nirgends ist mir überhaupt die Vegetation so frisch erschienen und es gibt keine Lage, die den Musen holder wäre. Ich setzte über Darmstadt und Frankfurt meine Reise nach dem Norden fort.

Wunsch.

Hier im Schatten ruh'n wir aus,
Herz in Herz ergossen;
Doch die Liebeswonne wird
Bänglich nur genossen.

Horch! so lispeln wir uns zu,
Hörtest du nichts rauschen?
Regt sich nichts, so ahnen wir
Doch ein stilles Lauschen.

Daß ein Eyland plötzlich uns
Tief im fernsten Meere,
Das kein Schiffer je betrat,
Sichre Ruh' gewähre!
Nur selbander wollten wir
Eine Welt uns dünken,
Und vom Kelch der Liebeslust
Ueberselig trinken!

Könnten wir — o lächle nicht,
Allerliebstes Leben! —
Auf der Silberwolke dort
Möcht' ich mit dir schweben,
Aufgelöst in Himmelsluft
Mit erhöhten Sinnen,
Wie die sel'gen Götter sind,
Selig zu verrinnen!

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Luzern, im Juni.

Seit Monatsfrist sind nun die Arbeiten für Vollendung der Fahrbarmachung der Gotthardsstraße auch auf dem Gebiete des Kantons Uri in voller Thätigkeit, und wenn sie so fortgesetzt werden, wie sie angefangen wurden, so wird man im Laufe dieses Sommers damit so weit vorrücken, daß es möglich seyn dürfte die Straße im nächsten Jahre zu befahren. Man hat dabey allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich erst deutlich ergeben, wenn man die Straße sentinie Schritt vor Schritt verfolgt, und alle die Steinmassen sieht und die Felsen, die theils abgebrochen, theils durchgraben werden müssen. Die größten Schwierigkeiten jedoch häuften sich in der Gegend der Teufelsbrücke, und hier drohen Gefahren, welche die Aufmerksamkeit der Bauleute und der Aufseher sehr in Anspruch nehmen, und die sie vielleicht auch, trotz aller anzuwendenden Vorsicht, gänzlich abzuwenden nicht vermögend sind. Mag aber erfolgen was da will, es wird die Vollendung des Unternehmens einer der schönsten und bequemsten Bergstraßen nicht hindern. Wenn man indeß die Linie der Straße durchwandert, auf der man sich durch oberflächlich aufliegende Steinmassen durchwinden, oder Blöcke überspringen, Abhänge umgehen muß; wenn man an Felswände kömmt, von deren Höhe Leute an Stricken müssen herabgelassen werden, um daran das Nivellement zu zeichnen, bis auf welches der Felsen muß abgebrochen werden; wenn man Klüfte durchwandelt, in denen aufgestellte, mehrere Metres hohe Stangen die Höhe der Ausfüllungen bezeichnen, über welche die Straße geführt werden muß, und wo das aufgebrochene Terrain fast durchgehends nur kahle Felsen zeigt; wo alles nur durch

Digitized by Google

Kunst, Mauerwerke und Kraftanstrengung geschaffen werden kann, so verschwindet die überstandene Mühe und Beschwerde einer solchen Untersuchung bald vom Gedanken, daß man in einigen Minuten durch alle diese Schrecknisse und Gefahren mit Wagen und Pferden auf einer völlig ebenen Bahn fahren, und alsdann kaum mehr wahrnehmen wird, mit welchen Hindernissen gekämpft werden mußte. Mehr aber noch stärkt und erhebt den Muth zur Besiegung des mühevollen Zuges werkes die Hoffnung, die Bewohner einer ganzen Landschaft, die Thalleute vom Lande Uri, dem größten Elend zu entreißen, in welches sie unvermeidlich versunken würden, wenn, nach Fahrbarmachung der übrigen Alpenpässe, der St. Gotthardspaß, von welchem ihren Arbeit, Gewerbsamkeit und Verdienst zufloß, in seinem alten Stande gelassen, und somit auch bald gänzlich unbenutzt und verdirbt bleiben würde.

Ein um die schweizerische Pflanzenkunde sehr verdienter Mann, Doctor Zollikofer in St. Gallen, hat die vor etlichen Jahren schon angekündigte „Alpenflora der Schweiz“ nun wirklich eröffnet, und das so eben ausgegebene erste Heft erfüllt jede billige Erwartung. Die Zeichnungen, durchaus nach gewählten frischen Pflanzen von dem Herausgeber selbst mit eben so viel Fleiß als Fiertlichkeit gezeichnet, sind von dem geschickten Lithographen Gsell in St. Gallen rein und kräftig auf Stein übergetragen, und die kolorirten Abdrücke mit ausnehmender Treue und Sorgfalt behandelt. Der Vortrag von Zeichnungen ist anschaulich, und wenn das Werk, woran nicht zu zweifeln ist, Beyfall und Theilnahme findet, so können nun die Hefte einander schnell folgen. Jedes enthält zehn Tafeln mit dem dazu gehörigen Text in deutscher und lateinischer Sprache. Es hat das Werk die Bestimmung, die Schätze der Flora, welche die schweizerischen Hochgebirge bergergen, nicht blos dem Botaniker von Beruf, sondern auch jedem Pflanzenfreunde, den seine Kräfte, Entfernung oder andere Umstände hindern, dieselben an Ort und Stelle selbst aufzusuchen, bekannter zu machen, und nicht minder soll es auch dem Künstler oder der Künstlerin dienen, die im Fall sind, der Natur immer neue Ideen abzulauschen, um sie zur Beanemlichkeit oder zur Zierde des gesellschaftlichen Lebens zu benutzen. Mit verhältnißmäßig geringen Kosten werden diese Hefte dem Pflanzenfreunden wie dem Freund einer bessern Alpenwanne und auch dem blosen Blumen- und Gartenliebhaber eine lehrreiche Uebersicht der beiden Gesichtspunkte darbieten, welche die höchsten Regionen unsers Welttheils bewohnen und schmücken.

Dresden, im Juni.

Das deutsche Theater hat uns im Monate Mai zwey neue Opern vorgeführt, welche sich beyde des Beyfalls zu erfreuen hatten. Die erste war: „der Normann auf Sicilliens Throne.“ Oper in drey Aufzügen, von Eduard Gehe, von Joseph Wolfram in Musik gesetzt. Gehe hat sich bereits durch seine „Alessenda,“ so wie durch seine „bezauberte Rose“ als geschickter Operndichter bewährt, und der Text zu diesem Normann zeugt ebenfalls, wie von poetischem Talente, so auch von musikalischer Kenntniß. Die ernste, tragische Intrigue enthält der effektvollen Rollen sehr viele. Die Charaktere treten bestimmt und kräftig hervor, nur dürfte in ihnen selbst vielleicht etwas zu wenig Abwechslung von Licht und Schatten seyn. Diesem Mangel hat jedoch der wohl berechnende Verfasser durch an mehreren Stellen eingetretene heitere Scene abzuhelfen gesucht, und somit das düstere Kolorit unterbrochen, in seinen Hauptstellen aber eben dadurch auch wieder erhöht. Unserer Meinung nach ist überhaupt das Tragisch-komische minder das Gebiet der Oper, welche sich mit dem Phantastischen, Romantischen, gemischten Genre viel zweckmäßiger beschäftigt; davon aber abgesehen, ist gewiß von dieser Dichtung nur Gutes zu sagen, und dem Kompositeur war eine reiche Zahl von Situationen und Momenten geboten, welche sich für musikalische Bearbeitung eigneten. Wolfram hat sie nun auch großentheils sehr wohl erfaßt und benutzt, und mit wahrem Vergnügen sieht man überall das weitere Fortschreiten dieses Tonsetzers auf dem gleich Anfangs mit vielem Beyfalle betretenen Wege. Unter dem, was ihm besonders gelungen, traten im ersten Akte die Arie der Cäcilie, das Terzett zwischen dieser, Bohemund und Roger, und das kräftige Finale hervor. Im zweyten ist Isabellens Arie mit Chor: „Sieh ein Weib in Todeswaffen.“ wahrhaft ergreifend, und von tiefer Empfindung durchdrungen das Duett derselben mit Roger, welches wir überhaupt für ein höchst ausgezeichnetes Tonstück halten, da es das tiefste Gefühl mit der südländischen Erhebung vereint. Es tritt auch wieder im dritten Akte Cäcilie in einem sehr hohen Duette mit Bohemund ein, auch macht das Finale in eingelnen Partbieen eine sehr grokartige Wirkung. Besonders ist in dieser Oper viel durch den Chor gewirkt, und er tritt oft sehr wirksam und in guter Führung auf. Wollte man der Musik etwas zum Vorwurfe machen, so wäre es vielleicht dieses, daß manche neue und angiebende Ideen nicht gehörig durchgeführt, sondern zu schnell wieder verlassen worden sind, wodurch manchmal eine Art von Zerstückelung eintritt. Bey ein wem reichen musikalischen Geiste ist dieses mehr eine Ueberfülle als ein Mangel, aber das Ohr nimmt gern den vollen Strom der Musik in sich auf, während blos einzelne Weisenschläge es gleichsam stärend berühren. Jedenfalls hat der Tonsetzer sein neun Beruf wieder aufs Neue durch dieses Werk bewährt, und diese, auch dem Auge vieles darbietende Oper ist nun so mehr den Bühnen zu empfehlen, da sie nur vier Hauptstimmen erfordert, und daher selbst bey dem kleinsten Personale sehr leicht besetzt werden kann. Hier ward ihr schon bey der ersten Vorstellung Beyfall gezollt, dieser steigerte sich aber noch mehr bey der zweyten. Die fernern Darstellungen wurden vor der Hand durch die Urlaubsreise des Tenoristen Bayrhoffer gehindert, welcher darin den Roger sehr brav sang; hasselbe war von dem übrigen Personale zu sagen. Hinsichtlich der Scenerie war die Oper etwas zu karg ausgestattet. Erwähnt tritt auch in dieser Hinsicht alles nach den Wundern des Ostern in Schatten zurück. Herr Wolfram ist bereits wieder mit der Komposition einer neuen Oper von Gehe, „Prinz Lieschen.“ beschäftigt, welche nach den davon gelesenen Bruchstücken eine sehr willkommene Heiterkeit in sich trägt.

Die zweyte allgemein bekannte, aber für uns neue Oper, das „Konzert am Hofe.“ ward auch hier mit Wohlgefallen aufgenommen, ohne jedoch ausgezeichnet anzusprechen. Die Schwierigkeit der Darstellung solcher kleinen französischen Konversationsopern auf der deutschen Bühne ist allerdings sichtbar, und besonders dürfte hier die Persönlichkeit des Fürsten den Erfolg. Hohst liebenswürdig war Madame Wächter als Karoline, sehr brav Dem. Bettreim als Ybete, und Hrn. Bergmanns wohltönende Stimme schmeichelte sich in der Rolle des Vikter ein. Herr Keller gab sich mit dem Attucio lobenswerthe Mühe, es fehlte ihm aber noch etwas an Freyheit. die sich jedoch bey mehreren Vorstellungen gewiß finden wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Juni 1828.

Du standst und dachtest; sahest die junge Welt
Mit Königsblicke, fühltest Harmonie
Der Wesen um dich, fühltest in dir
Kräfte der Gottheit, der Schöpfung Kräfte.
Herder.

Vom Zustand der Naturgeschichte bey den alten Egyptern, mit besonderer Beziehung auf das Krokodil.

Wenn es allerdings die würdigste Aufgabe der Naturwissenschaft ist, für das Wohl des lebenden Geschlechtes thätig zu seyn und die Kultur langsam, aber desto sicherer zu fördern, so fevert sie doch in den Augen des Gebildeten nie einen glänzendern Triumph, als wenn sie nicht den Interessen der Mitwelt, sondern der Philosophie der Vergangenheit, den Forschungen des Geschichtschreibers, des Mythologen dient; wenn sie durch die Nacht der Jahrhunderte einen Lichtstrahl auf die Kulturgeschichte längst verschwundener Völker wirft; wenn es ihr gelingt, tausendjährige Vorurtheile zu zerstören oder Völker, welche wir, die späten Erben ihrer Kultur, in unserm Dünkel herabsetzen möchten, im Grade adelt. Dieß empfindet wohl jeder mit uns bey der folgenden Abhandlung von Geoffroy St. Hilaire, einem der ausgezeichnetsten Naturforscher, einem der soldats lettrés, welche das republikanische Frankreich seinem Feldherrn und seinem Heere mitgab, um im Reiche der Wahrheit und Wissenschaft Eroberungen zu machen, welche keine Schlacht von Abukir vernichten konnte. Er zeigt, daß, wenn die ganze gesellschaftliche Einrichtung der alten Egypter sich auf Wahrheit und Wissenschaft gründete, ihre Begriffe von den Naturerscheinungen, die so innig mit ihrem bürgerlichen und religiösen Leben zusammenhingen, unmöglich eine Sammlung von Vorurtheilen seyn konnten, und beweist an einigen sehr interessanten Beyspielen, daß die Naturkenntniß der Priester von Memphis und Theben Folge wissenschaftlicher Auffassung und Verknüpfung der Naturerscheinungen, ein Theil ihrer Philosophie war.

Die Naturgeschichte, d. h. die Beobachtung und Beschreibung der Erscheinungen in der Natur blühte im alten Egypten lange bevor das Land unter die Botmäßigkeit der Perser kam. Egypten war groß in Kunst, groß in Wissenschaft, und strahlt so vor unsern Augen in doppeltem Glanze; aber nur seinen Denkmälern, für die Ewigkeit gebaut, vermögen wir nach so vielen Jahrhunderten unsere Bewunderung zu zollen, die Werke, die von seinem wissenschaftlichen Ruhme zeugen würden, sind für uns verloren, und somit werden die griechischen Schriftsteller, vorzüglich Herodot, zu Quellen, die uns einigermaßen über den Zustand der Naturgeschichte in Egypten belehren können. Aber auch Herodot, dessen philosophischer Geist alles, Wissenschaft, Künste, Civilisation der Völker umfaßte, konnte uns nur einen kleinen Theil des kostbaren Erbes hinterlassen. Zur Zeit seiner Reise entlehnten die Griechen, welche die Bahn der Civilisation eben erst betraten, von dem gelehrten Egypten nur vereinzelte, unvollständige Thatsachen, denen die Verknüpfung und damit Wissenschaftlichkeit fehlte; unter ihren Händen sank die Naturgeschichte von ihrer ursprünglichen Höhe zu einer Anekdotensammlung über die Werke der Natur herab. Achtet man genau auf Menge und Gehalt der naturgeschichtlichen Züge in Herodots Beschreibung von Egypten,

Digitized by Google

so sieht man deutlich, daß sie von Menschen von verschiedenem Talent aufgefaßt sind, man merkt daran die Fortschritte der Zeit, meist sind sie ihrem Werthe nach geschätzt, sie sind in Zusammenhang miteinander gestellt und der Einfluß absichtlicher Forschung ist dabey unverkennbar. Nun war aber Herodot kein Naturkenner, er schuf diese Vorstellungen nicht selbst, er fand sie schon vor und zwar als Grundlagen der Institutionen eines der ältesten Völker der Erde. Herodot selbst besorgt, die Feinheit, die Tiefe dieser Ideen nicht ganz wiedergeben zu können; da sie aber, wie er fand, mit der bürgerlichen und religiösen Geschichte des Volks innig zusammenhingen, theilte er sie sorgfältig und umständlich mit, und weiß er durchaus gewissenhaft zu Werke ging, die und da ohne sie ganz zu fassen. So kommt es, daß wir in Herodots Beschreibung mehr Naturgeschichte finden, als der große Geschichtschreiber hatte hineinbringen wollen oder sollen. Aus Mangel an speziellen Kenntnissen gab er die Vorstellungen nicht vollständig wieder; es fehlt der Zusammenhang zwischen den einzelnen Thatsachen, und auf diese Weise wurde die Wissenschaft der Egypter dabey ganz vermischt. War es nun bisher nicht möglich, diesen Zusammenhang aufzufinden, so muß man darum nicht glauben, daß wir nie dahin gelangen werden. Vorstellungen, welche sich in einem Zeitpunkte hoher Civilisation bildeten, erscheinen in einem Zeitalter von entsprechender Bildung klar und verständlich; und dazu braucht es nichts, als daß man die verworrenen Begriffe im Lichte der Kenntnisse der letzten Zeit und der neuesten Bereicherungen der Wissenschaft betrachtet. Und dieses Ziel ist wenigstens hinsichtlich der naturgeschichtlichen Berichte Herodots erreichbar, wie folgende Beyspiele darthun werden.

Das Krokodil, erzählt Herodot, stand an einigen Orten Egyptens in hohen Ehren, an andern war es ein Gegenstand des Abscheus und Schreckens. Bey den Arsinoiten war es ein Halbgott und ihm zu Ehren war hier ein Tempel am Ufer des See Möris erbaut; ein Priesterkollegium wachte sorgsam über seine kleinsten Bedürfnisse; aber in den Augen der Bewohner des Nilufers selbst war es nichts als ein wildes, furchtbares Thier, der gemeinsame Feind des ganzen Volks. Ein Krokodil zu tödten, war dort eine Todsünde, hier eine rühmliche That, ja eine Wohlthat für das ganze Land.

Dieser Bericht griechischer Schriftsteller lud auf die alten Egypter den Vorwurf eines abgeschmackten, abergläubischen Widerspruchs; sie hatten, so schien es, über das merkwürdigste Thier ihres Landes keine feststimmte Lehre; jede Stadt hatte ihre besondern wissenschaftlichen Meynungen, wie ihren besondern religiösen Glauben. Der Widerspruch liegt aber blos in den Worten, nicht in der Sache. Herodot hatte die Traditionen Egyptens nicht ganz rein aufgenommen oder sogar entstellt. Wir wissen jetzt, daß mehrere Arten von Krokodilen im Nil lebten, und dieß wird uns das scheinbar sonderbare Benehmen der Egypter erklären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Der erlöste Christensklave war ein bejahrter Mann, der zwar zu seiner Zeit eine große, kräftige Gestalt gewesen seyn mochte, allein jetzt nicht so sehr von den Jahren als von den Leiden einer langen Gefangenschaft gebeugt schien. Sein Haar war eisgrau, sein Auge matt, sein Gang schwankend, und die Haut hing schlaff und in dichten Runzeln über den gewaltigen Muskeln.

Er wurde dem Manne, dem er seine Rettung zu verdanken hatte, vorgestellt. Dieser, den seine traurige Gestalt jammerte, kaufte ihn in eine milde Stiftung ein, wo er so gut gepflegt wurde, daß der gekrümmte Rücken sich bald wie in verjüngter Lebenskraft erhob und die trüben Augen zu glänzen begannen. Sein Gang wurde fest, ja trotzig, und als der lebendige Hauch des Frühjahrs sich wieder in der ganzen Schöpfung rührte, war keine Spur mehr von seinen ausgestandenen Leiden zu sehen. Insofern man seine weißen Haare nicht dafür ansehen wollte.

Sehr oft besuchte er seinen Wohlthäter, den jungen Maler, und unterhielt ihn von seinen Leiden. So geschah es eines schwülen Sommertages, daß er, eben als Georgius die sengenden Sonnenstrahlen ausgeschlossen und sich auf das Bett geworfen hatte, in dessen Schlafzimmer trat, und, wie er gewohnt war, durch dasselbe in die Werkstätte des Malers hineinging. Doch kaum erblickte Georgius die Gestalt in der schwachen Dämmerung sich durch das Zimmer bewegen, als es wie eine Binde von seinen Augen fiel. So, ganz so, das feuerrothe Haar ausgenommen, war jener schauderhafte Fremde durch sein Schlafzimmer in das des Vaters in der Nacht, in der dieser starb, gegangen. Es war seine Größe, seine Gestalt, seine Haltung, sein Gang, ja, es war er selbst.

Er fuhr vom Lager auf und ihm nach. „Vorher ein türkischer Sklave, jetzt mein Gefangener!“ rief er; „gebt Euch gutwillig in meine Gewalt. Ihr habt meinen Vater ermordet!“

Wie vom Blitz gerührt stand der Fremde da, maß ihn mit den kleinen wild herumirrenden Augen und sprach: „Träumt Ihr, junger Herr, oder träume ich?“

Allein ohne etwas zu erwiederu, schoß der Maler außer sich auf ihn los und faßte ihn um den Leib, um ihn niederzuwerfen.

„So ist es denn Ernst, Knabe!“ rief der Alte, warf

Digitized by Google

den Gegner gegen den Ofen mit solcher Riesenstärke zurück, daß er mit blutendem Kopfe zu Boden sank; er selbst eilte aus der Thüre. Er war schon die Treppe hinunter, schon auf der Straße, als Georgius nachstürzend ihn einholte, ihn festhielt und um Hülfe mit den Worten rief: „Ergreift ihn, verhaftet ihn, er ist ein Mörder!“

In einem Augenblicke waren beyde von Leuten umringt. Der Maler wiederholte seine Aussage; der Fremde wurde verhaftet und in das Stadtgefängniß gebracht.

Anfangs meynte man, daß er den Maler überfallen habe, zu welcher Meynung sein blutiges Aeußeres Veranlassung gab. Man stelle sich aber vor, welch ein Erstaunen Alle ergriff, als er den Behörden eine Klage einreichte, in welcher er auf das bestimmteste den losgekauften Türkensklaven als denjenigen angab, der vor mehr als zwanzig Jahren seinen Vater, den Magister Olaus Chemnitz, Pfarrer an der Kirche der heiligen Dreyfaltigkeit, ermordet habe.

Dieser Angabe zufolge wurde der Verdächtige aus dem Stadtgefängniß geführt und in den Thurm geworfen, wo man die groben Verbrecher, bis ihr Urtheil gesprochen war, aufzubewahren pflegte.

Die Sache sollte vor dem Gerichte vorgenommen, mußte aber verschoben werden, weil die Wunde, welche Georgius durch den schweren Fall gegen den Ofen am Kopfe bekommen, diesem eine Krankheit zugezogen hatte, die mehrere Monate anhielt. Dieser Verzug spannte die allgemeine Erwartung noch höher, und mit Sehnsucht sah man dem Augenblick entgegen, da er mit den Beweisen seiner schrecklichen Behauptung vor die Schranken treten würde.

Als nun der langersehnte Tag kam, und der Angeklagte blaß, hohläugig, eingefallen, so wie er die Türken verlassen hatte, unter dem Gewichte seiner Fesseln niedergebeugt, dabey wie ein Märtyrer demüthig und still, wieder erschien, rührte sich Mitleid in manchem Busen. Und da nun obendrein der Maler vor die Schranken trat, zwar in den bestimmtesten Ausdrücken die Klage wiederholend, allein, ohne dieselbe auch nur durch einen gesetzlichen Beweis begründen zu können, sich nur auf die Aehnlichkeit des Inquisiten mit einer auffallenden Erscheinung, die er in seiner Kindheit dieselbe Nacht als der Vater gestorben war, gehabt haben wollte, berufend, konnte man sich kaum von dem Erstaunen erholen, wie es möglich sey, daß ein so trefflicher Kopf in solche Verirrungen gerathen und in die gehaltlosen Träume seiner Kindheit zurücksinken könne.

Die Richter wandten sich kopfschüttelnd von ihm ab in der Meynung, daß er noch von den Folgen seiner Krankheit leide und fingen an den vermeintlichen Malefikanten zu verhören.

„Euer Name?“

„Michael Havenreuter.“

„Euer Gewerbe?“

„Seefahrer.“

„Habt Ihr je auf Euren Reisen diese Stadt besucht?“

„Einmal, im Sommer 17**.“

Etwas betroffen fahrendie Richter fort: „Habt Ihr den damals noch lebenden Magister Olaus Chemnitz, Pfarrer an der Kirche der heiligen Dreyfaltigkeit, gekannt?“

„Allerdings! ich habe ihn mitunter besucht, er auch mich.“

„Was hattet Ihr mit ihm zu verhandeln?“

„Ich berieth mich mit ihm in einem geistlichen Anliegen, das meine Seligkeit betraf.“

„Habt Ihr damals den Kläger gesehen?“

„Ich erinnere mich recht wohl, daß der selige Magister einen kleinen Sohn hatte, der bey meinem ersten Besuch in das Zimmer hineingesprungen kam, und vor Schrecken auf sich wurde, als er das rothe Haar erblickte, das ich damals trug, und das meine Leiden schon lange weiß gemacht haben.“

„Seyd Ihr im Hause des Magisters in der Nacht nach dem eilften Sonntag post Trinitatis gewesen?

„Nein! ich war dieselbe Nacht auf der Reise nach dem mittelländischen Meere, wo ich von einem türkischen Corsaren aufgebracht wurde.

Mit gleicher Einfachheit und Zuversicht beantwortete er alle Fragen, die ihm vorgelegt wurden, und bob dadurch die Besorgniß, welche seine ersten ehrlichen Antworten den Richtern verursacht hatten, und die nun zu seinem Vortheil ausfiel, weil der sich schuldig fühlende Verbrecher ohne Zweifel seine Anwesenheit geläugnet hätte. Georgius, dem es nicht entging, daß die allgemeine Stimmung sich gegen ihn kehrte, trat nochmals vor und stehte dringend, daß der Inquisit noch eine geraume Zeit unter scharfe Aufsicht gesetzt werden müsse, indem er die Hoffnung äußerte, daß es ihm vielleicht, noch bevor jene verlaufen seyn, gelingen möchte, Beweise vorzubringen, die das Gericht für gültig annehmen werde. Nach einigem Bedenken willigte man in sein Verlangen ein, und eine Frist von vier Wochen wurde ihm zugestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

B. im Mai.

Ueber Ludwig Tieck und Franz Horns Erläuterungen des Shakespeare, in nächster Beziehung auf Hamlet. — Es kann uns so weniger die Absicht dieser Zeilen seyn, einen eigentlichen Vergleich zwischen diesen beyden berühmten Kommentatoren Shakespeares anzustellen, da Tieck bis jetzt nur über einzelne Charaktere dieses Meisterwerks öffentlich verhandelt, während Horn es seiner Idee nach bis zu den anscheinend unbedeutendsten Personen und Situationen entwickelt hat. Dennoch dürfte schon die Art und Weise, wie

jene beyden mit Shakespeares Geist vertrauten Männer uns den Schatz ihrer Erkenntniß aufschließen, zu betrachten höchst interessant seyn. Tieck liebt es die Resultate seines Studiums und Nachdenkens und auf überraschende Weise vor Augen treten zu lassen; er stellt die Behauptung gewöhnlich voran, und die hernach reichlich beygebrachten Beweise sind, wenn auch nicht allemal für jene überzeugend, in vielen, ganz besonders aber auch in sprachlicher Hinsicht doch so belehrend und unterhaltend, oder aber für die Geschichte der damaligen dramatischen Kunst so wichtig, daß man sich auf jeden Fall in den Geist des großen brittischen Dichters tiefer eingewebt, und auf den äußeren Standpunkt gestellt fühlt, seine Werke auch in sonstigen Beziehungen richtig zu würdigen. Hiervon hingegen, wir sprechen hier nur von seinen gedruckten Schriften, da die Gabe seiner Beredsamkeit allerdings etwas, fast möchten wir sagen gegen seine Absicht hinreissendes hat, die aber nur klar und ruhig überzeugen, und durch Tiefsinn und Ernst, wie durch Scherz und Humor zum Selbstdenken anregen will, läßt sich mit wahrhaster sokratischer Ironie Anfangs ganz und gar zu seinen Lesern herab. Weit entfernt, auf irgend eine Weise imponiren oder bestürzt machen zu wollen, weiß er in jenem Sinne gleich einem gewandten und gründlichen Schulmanne sich zuerst an das Allgemeinste, bey jedem denkenden und fühlenden Menschen als Grundlage Vorauszusetzende zu knüpfen. So geschieht es, daß wir am Ende der Untersuchung, die in ästhetischer wie in ethischer Hinsicht gleich wichtigen, tief aus dem Leben und der Geschichte geschöpften Resultate derselben so selbstständig erworben haben, daß wir sie wirklich für ein längst besessenes Eigenthum halten könnten, wenn wir nicht beym Rückblick auf den Punkt, von welchem zuerst ausgegangen ward, zur dankbaren Wahrnehmung gezwungen würden, daß es mit den Rückblicken seine besonders eigene Bewandniß hat, und sie mag es wohl eben eines der Zeichen unserer immer und immer nur vorwärts strebenden Zeit seyn, daß uns häufig Briefen aus Horns Schriften begegnen, die von Schreibern und Abschreibern für die selbst zu Tage geförderte eigene Weisheit gegeben und gehalten werden. Trotz der Verschiedenheit aber, welche die genannten beyden Schriftsteller in Charakter und Methode unterscheidet, stehen wir dieselben doch oft auf überraschende Weise zusammentreffen, eben sowohl in der besonders und eigenthümlichen Art der Anerkennung jenes großen Dichtergenius, als auch in ihren Ansichten vom Umfang und der Würde der Kritik. Wenn Horn dieselbe von der Idee und der höchsten Liebe rollen Gesinnung ausgehen läßt, um sie als betrachtende und reproduzirende Poesie geltend zu machen (Siehe Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, zweyte Auflage 1821), so sagt Tieck in seinen dramaturgischen Blättern (Theil II. 1826). die Kritik sey, wenn sie ihren Beruf erfülle, gleichfalls von schaffender, dichterischer Kraft. Eben so sehen wir das Streben beyder Erläuterer vorzüglich dahin gerichtet, Shakespeare, den man noch häufig genug als ein überspruhendes Genie u. s. w. verkennen und verachtern möchte, in seiner höheren Besonnenheit und Mäßigung, kurz auch als wahrem Künstler den verdienten Ruhm zu verschaffen. Um aber auch das gleichmäßige bey der Beurtheilung eines jeden Charaktere u. s. w. nicht unerwähnt zu lassen, wollen wir, um das schlagendste Beyspiel zu wählen, nur an das von Horn zuerst öffentlich zur Sprache gebrachte Verhältniß der Marlowe'schen Ehegatten erinnern (zuerst in dem Roman, Liebe und Ehe, 1821, gründlicher, Theil I. des erläuterten Shakespeare, 1823), welches Tieck gleichfalls in der Abendzeitung (1825), eben weil es ja von Horn gründlich und einleuchtend nachgewiesen war, mit kurzen Worten wie eine bekannte Sache hinstellte, um für das Spiel der darstellenden Künstler weiteres daraus zu folgern. Um so befremdlicher muß es dem allem nach seyn, beyde Ansichten über mehrere Charaktere im Hamlet so durchaus und entgegengesetzter Meynung zu sehen. Zwar müssen wir uns freylich schon von vorne als in unserer Ueberzeugung bestimmt bekennen, aber nichts desto weniger ist die Bitte einer weiteren Erläuterung und Erleuchtung aufrichtig gemeint. Bis jetzt nämlich können wir bey der freudigsten Anerkennung der vielen vortrefflichen Gaben und großen Talente unsres Ludwig Tieck, doch die „vielen großen und vortrefflichen Gaben und Eigenschaften“ des giftmischenden, horchenden und brudermordrischen Dänenkönigs nicht glauben, entdecken oder ahnden, durch welche, wie Tieck will, dessen „schlimmen und niedrigen“ aufgewogen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, im Juni.

(Beschluß.)

Im repräsentirenden Schauspiele erfreute und zwar kein neues Stück, dafür aber eine Debutantin, von welcher sich die hiesige Bühne sehr ausgezeichneter Kunstleistungen zu erfreuen haben wird. Es war dies Mad. Meyins, deren Gastspiele im Laufe des abgewichenen Winters wir schon in diesen Blättern erwähnt haben. In ihren Antrittsrollen hatte sie die „Maria Stuart“ und die „Johanna von Montfaucon“ gewählt. Sie bewährte sich in beyden als eine denkende und von der Natur mit den ansprechendsten Mitteln ausgerüstete Künstlerin. In seiner Scene war Studium und Fleiß zu verkennen, doch scheint es uns, als ob die leidenschaftlichern Stellen dem Ausdrucke des Adels wie der ganzen Künstlers individualität der Darstellerin am meisten zusagten. In solchen Momenten ist ihr Spiel eben so vollendet als ihre Declamation; Stimme und Geberde sprechen den höchsten Kampf der Leidenschaft aus, bleiben aber doch dabey in den Gränzen des Wohllauts und der Schönheit.

In der Oper sang Herr Breitling aus Mannheim den George in der „weißen Dame“ und den Leon im „Maurer“ als Gast. Er besitzt eine der kräftigsten Tenorstimmen, welche wir noch je auf der deutschen Bühne gehört haben, und besonders in den höheren Tönen einen köstlichen Wohlklang. Somit ist ihm ein schönes Wiegengeschenk für seine Kunst zu Theil worden, und es fehlt ihm nur eine reifere Ausbildung dieser Fertigkeiten, um einer der ersten Tenore deutscher Zunge zu werden. Möge er sich daher von dem Beyfalle, der ihm auch hier in beyden Partien, besonders aber in der ersten, sehr lebhaft zu Theil ward, nicht abhalten lassen, nach guten Mustern sich zu richten, seine Methode zu verbessern, mehr Gefühl und vor allem mehr edle Haltung in seinen Gesang zu bringen, und dabey auf sein edles Spiel, so wie auf seine Aussprache dem Dialog zu achten, damit sie sich von einer gewissen gemeineren Sphäre entfernen, bedeutender, richtiger, und dadurch den jetzt so gesteigerten Anforderungen an die Kunst näher gerückt werden.

In der italienischen Oper zeichnete sich besonders eine Darstellung des „Crociato“ von Meyerbeer aus, welcher auch der Kronprinz von Preußen, der hier zum Besuch war, beywohnte, und die er mit laut ausgesprochenem Beyfalle beehrte. Das Zusammenwirken von der Palazzesi und Schiasetti, so wie Rubini und Zezi, verbunden mit der Fricke. Innigkeit und Gediegenheit dieser meisterhaften Komposition selbst, wirkte hier fast zauberhaft.

Gubo.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Juni 1828.

Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus;
Im Herzen lebt ein kühnes Wort,
Was gilts, ich sprech' es aus.

Th. Körner.

Myrologen.

Erster Myrolog.

Die Stimme der Wüste.

Was machst dich, Blick, in weiter Ferne weilen,
Was pochst du Herz, was stürmst du fort, o Seele,
Auf Wehmuthstönen durch die Luft getragen?
Was siehst du dort, mein Auge, o erzähle,
Daß du das Herz so zwingst dir nachzueilen?
Was regt im Geist dieß Sehnen, laß mich fragen,
Dieß Hoffen und dieß Zagen?
Ruf' in die Lüft' es, Stimme meiner Lieder!
Kommt um mich her, ihr Völker in der Runde,
Ihr Alle, die vom großen Liebesbunde
Die unzertrennlich auserwählten Glieder!
Euch will ich's sagen, und wie milder Regen
Wird Thränenthau die Herzen euch bewegen!

Und du, Strahl Gottes, der mich hat berühret.
— Denn Gottes Strahl darf ich den Blitz ja nennen,
Der mir des Sanges Drang und Kraft entzündet,
Die sich von mir nur mit dem Leben trennen —
Du, der in diesen Kampf mich hat geführet,
Der mir den Muth, der mich erhebt, begründet,
Der mir den Sieg verkündet,
Weil heilig ich geschworen seinen Fahnen,
Die ich nicht lass', und soll' in Schmerzensgluten
An hundert Wunden sich mein Herz verbluten,
Strahl Gottes, du, den diese Schauer ahnen,
Reiß mich mit dir auf deinen Flammenwegen
Dem höchsten Ziel, dem heiligsten entgegen.

Ja, dieses Lied wird nicht vergeblich tönen,
Und überleben wird es seinen Sänger,
Denn nicht gemeiner Antrieb hat's geboren!
Ich fühl' im Busen einen mächt'gern Dränger,
Der mich erregt und mir das Haupt wird krönen;
Ihm will ich folgen, brünstig wie Auroren
Der junge Tag. — Erkoren
Hab' ich sein Zeichen und ich will's bewahren!
Nicht schnöde Rücksicht soll mir Fesseln winden,
Unzeit'ge Demuth nicht den Arm mir binden,
Frey will ich singen, wie die Lüfte fahren!
Sey ich geschmäht, verfolgt, ein Thor geachtet,
Was kümmert's mich? ich weiß, was ich getrachtet.

Zwar langer Gräuel hat die Welt verwildert,
In breiten Strömen ist das Blut geflossen,
Hin über Herzen hat den Lauf gewendet
Der eh'rne Wagen mit den Kriegesrossen,
Und nicht der Friede hat die Wuth gemildert;
Ob auch der Waffen offner Kampf geendet,
Fort streitet, sinnverblendet,
Der aufgeregten Leidenschaften Toben!
Für lang vermodert rostzerfreßne Rechte
Sieht man aufs Neu in blutigem Gefechte

Digitized by Google

Den Arm des Zwanges freventlich erhoben;
Die schnöde Selbstsucht wirdt er zum Gesellen,
Um auf der Menschheit Nacken sich zu stellen.

Und trotzig steht, zum Widerstand gerüstet,
Man rings die Völker sich entgegen stemmen.
Wenn nun der Kampf der Meynung sich erheben.
Wer wird die Glut, ist sie entfesselt, hemmen.
Glaubt nicht, daß mich den Streit zu sehn gelüstet,
Daß ich entbrannt den Aufruhr wolle loben.
Beym höchsten Gott dort oben!
Ihn hasst mein Herz gleich wie der Hölle Grauen!
Doch wie's die ufterlose Frechheit tadelt,
Liebt es die Freyheit, die den Menschen adelt,
Den schönsten Engel, den die Welt kann schauen,
Ruft ihn herab auf diese Jammererde,
Daß, wenn sie frey, sie endlich friedlich werde!
(Die Fortsetzung folgt.)

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Wie verwirrt ging der junge Maler während dieser Zeit umher, in einen Zustand versenkt, der das Mitleid Aller, die ihn sahen, erregte, obgleich sie schauderud bedauerten, daß so viel Genialität in Träumerey zu Grunde gehen solle, ein Zustand, der um so schrecklicher war, da er in seinem Wahnsinn einen Unschuldigen in sein Unglück mit sich hineinzuziehen strebte.

Allein der Maler hatte einen Kampf zu bestehen, den Niemand kannte oder nur ahnte. Er hatte den Beweis wirklich so gut wie gefunden. In einer Art von Verzweiflung hatte er sich jene Frist erbeten, denn er ahnte, daß er in den theuern Reliquien seines Vaters einige Auskunft finden könnte. Unter andern befand sich darunter das vorerwähnte Tagebuch des Vaters, das er aus heiliger Scheu nie geöffnet hatte, denn es war ihm versiegelt zugekommen. Er erinnerte sich des Aeußern des Buches recht wohl; wie oft hatte er den Vater hineinschreiben und nachdem er hineingeschrieben, daß Buch wieder versiegeln sehen, um es einige Abende hernach wieder zu eröffnen! Das Buch und dieser Umstand waren seinem Gedächtnisse entfallen gewesen; allein in reifern Jahren stellte ihm einmal ein Freund des Vaters das Buch als ein theures Vermächtniß versiegelt zu. Dieser Freund, der gleich bey dem Gericht von dem Tode des Pfarrers hinzugeeilt war, und die Wichtigkeit dieser Blätter, denen dieser seine geheimsten Gedanken anzuvertrauen pflegte, kannte, hatte sie zu sich gesteckt, damit kein Mißbrauch damit getrieben werden möchte. Als der Sohn zu dem Alter gelangt war, daß man ihm vertrauen durfte, hatte der redliche Freund ihm sein gesetzliches Eigenthum nicht länger vorenthalten wollen. Aus Mißtrauen gegen sich selbst und aus Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Vaters hatte der Sohn dasselbe bis jetzt so, wie er es bekommen, aufbewahrt. Nun aber war es ihm, als solle und müsse er darin einen Faden finden, der ihn aus dem Labyrinthe, worein ihn Rachbegierde, kindliche Liebe und Unbesonnenheit geleitet hatten, wieder hinausführe. Er erbrach das Siegel. Anfangs fand er sich nicht getäuscht; er fand darin aufgezeichnet sowohl Havenreuters Beichte, als den Inhalt der Unterredungen, wodurch der Seelsorger den Missethäter zur Erkenntniß der Wahrheit zu leiten gestrebt hatte. Was ihn besonders ergriff und fesselte, waren die inhaltschweren Worte, die der Vater im Vorgefühl der Annäherung eines ungeheuren Verbrechens gleich nach Havenreuters Communion aufgezeichnet hatte.

Es war ihm klar, daß er, wenn er dies Tagebuch dem Gerichte vorlegte, die Augen der Richter über ein Ungeheuer öffnen konnte, das sie in ihre Obhut zu nehmen geneigt schienen; allein das war ihm nicht gestattet. Wie viel er auch sich mit sich selbst berieth, wie deutlich es ihm auch in gewissen Augenblicken einleuchtete, es sey die Gerechtigkeit die einzige Rücksicht, die ihn zu leiten habe, und er verpflichtet, eines so wichtigen Dokuments sich zu bedienen, es war ihm dennoch nicht gestattet. Denn auf dem ersten Blatte des Tagebuchs hatte der selige Vater folgende Worte niedergeschrieben:

„Sollte der Herr mich einmal so schnell zu sich berufen, „daß mir keine Zeit übrig bliebe, dies Buch zu vernich„ten, das mehrere, mein heiliges Amt betreffende Ge„heimnisse enthält, die zu keines Andern Kenntniß „gelangen sollen, so will ich, daß derjenige, in dessen „Hände diese Blätter fallen mögen, keinen öffentlichen „Gebrauch von denselben mache, und ich darf hoffen, „daß dieser mein Wille befolgt werden wird, um der „Liebe willen."

So war seine Zunge gebunden, und der Kampf, der in seinem Busen wogte, rührte keineswegs von der Unschlüssigkeit wegen des Gebrauchs des Buches her, aber der Spruch war ihm eingefallen: dem Herrn gehört die Rache. War es nicht, als gäbe der Himmel selbst bey aller Gerechtigkeit seiner Sache durch das ihm aufgelegte Schweigen, durch sein völliges Verstummen diesen Ausspruch? und doch fühlte er in seiner menschlichen Brust die Unmöglichkeit, dem Mörder seines Vaters vergeben zu können; ja! in seinem fast verwirrten Sinnen nach einem Ausweg schwebte es ihm vor, wenn er es über sich gewinnen könne, dem Himmel allein ohne seine Mitwirkung die Rache zu überlassen, werde und müsse diese noch hienieden den Verbrecher treffen; allein wie sich zurückziehen, ohne das menschliche Ehrgefühl zu verläugnen?

Digitized by Google

und hätte er am Ende etwas anders gethan, als eine heilige Pflicht gegen die Gesellschaft und die Gesetze erfüllt? Dennoch war es ihm immer, als forderte der ermordete Vater diese Verzeihung, diese Selbstüberwindung von ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Zustand der Naturgeschichte bey den alten Egyptern, mit besonderer Beziehung auf das Krokodil.

(Fortsetzung.)

Die Gefühle der Egypter waren gerecht und wahr, denn sie verabscheuten und verfolgten das Krokodil T'emsah, wegen des Schadens, den es verursachte, und überließen sich einem ganz natürlichen Dankbarkeitsgefühl, wenn sie des Krokodils Souk, das die Griechen auch Suchus nennen, schonten.

Was das T'emsah betrift, die größte Art, welche stets mahnendes Bedürfniß und unersättliche Freßlust zu wilden Angriffen auf die Ruhe der Völker trieb, so lehrte die Religion, daß Typhon oder der böse Geist, in der Gestalt solcher Ungeheuer, beständig in der Verfolgung des Osiris begriffen sey. Damit war ein Gebot zu Ausrottung der furchtbaren Thiere erlassen, das Gesetz bot damit zum allgemeinen Besten die Gesammtkraft Aller auf, und somit ging dem Gesetz der erhabene Charakter, der daselbe in jedem gut regierten Lande bezeichnet, durchaus nicht ab, der Charakter, der passende und treue Ausdruck der Bedürfnisse der Gesellschaft zu seyn.

Das andere Krokodil, der Suchus, ist eine schwache, harmlose Art; er steigt wie alle Krokodile, von Zeit zu Zeit ans Land und gelangt vermöge seiner Kleinheit früher als die andern größern Arten ins Innere des Landes, wenn sich bey der Ueberschwemmung das Wasser dahin verbreitet. Die Egypter sahen in dieser Eigenheit die Ursache eines für sie wohlthätigen Ereignisses, und dieß bewog sie zu einer Dankbarkeit, die sie durch öffentliche Ehrenbezeugungen an den Tag legten. Das schnelle Erscheinen des Suchus an entlegenen Orten hieng mit dem wichtigsten Ereignisse, mit dem Wunder der Befruchtung des Landes zusammen; da er beständig der jährlichen Ueberschwemmung vorausging, schien er den aus seinen Ufern getretenen Nil über das erdürstete, lechzende Land zu bringen, oder symbolisch, theogonisch ausgedrückt, der Suchus verkündete jährlich der schmachtenden Isis das Nahen eines mit dem Reiz der ewigen Jugend geschmückten Gemahls. Auf diese Weise spielte der Suchus eine wichtige Rolle bey diesen großen Mysterien. Mehr brauchte es nicht um ihn zu einem Symbol zu machen, er wurde dem Vater Osiris geheiligt und Emblem der personificirten Zeit. Wie der egyptische Saturn, nach dem theogonischen Glauben, der jetzigen Weltordnung vorausging, so bezeichnete der Suchus, indem er Osiris bedeutlichen Besuch oder dem Erguße des Wassers über die Erde vorausging, einen neuen Zeitraum des Segens und Friedens.

Nur in den ferne vom Strome gelegenen Städten, Ombos, Arsinoe, Coptos hatte der Suchus Tempel, denn nur dort war seine Sendung von hoher, segensreicher Bedeutung. Die Nilbewohner konnten das Steigen des Flusses an eigenen dazu bestimmten Vorrichtungen, den Meqias, beobachten, für die Bewohner der entlegeneren Gegenden vertrat der Suchus ihre Stelle; er war ein wandernder Meqias oder Nilmesser, und überbrachte die große Zeitung. Kam er früher als gewöhnlich, bewillkommnete ihn das Volk mit Festen, denn dieses Ereigniß war ein sicheres Anzeichen einer stärkern Ueberschwemmung, damit einer reichern Erndte; blieb er aus oder kam er spät, so verkündete dieß ein Hungerjahr, und veranlaßte allgemeine Trauer. Die Wanderung des aus dem Wasser ans Land kommenden Suchus und das Anlangen des Wassers selbst verschmolz in der Einbildungskraft jener einfachen Menschen in Eins; sie stellten sich vor, er ziehe das Wasser sich nach, und dieß drückt aufs Deutlichste und Schönste das Emblem aus, wo vorgespannte Krokodile Barken in den Wässerungskanälen hinführen.

Was in den alten Schriftstellern dunkel erzählt wurde, und woran die Erklärer Scharfsinn und Gelehrsamkeit vergeblich erschöpften, klärte sich also erst auf, als Geoffroy St. Hilaire unter den Krokodilmumien und in der Natur mehrere Arten erkannte, damit allen Widerspruch löste, viele alte Texte erklärte, und durch ein historisches Faktum die Bahn zu weiteren Forschungen eröffnete.

Wenn nun aber blos der Suchus göttlich verehrt, nur er mit Armbändern geschmückt, mit dem Fleische der Opfer genährt wurde, war es auch blos er, dem man die Ehre des Einbalsamirens erwies? den man in heiligen Grüften beysetzte?

Religion, Sprache, alle gesellschaftlichen Verhältnisse des alten Egyptens sind für uns so gut wie verschwunden, aber seine Begräbnißstätten stehen noch, hier sind wir ganz in die Vergangenheit zurückversetzt, sie selbst spricht zu uns in frischen Bildern, nicht blos in Erinnerungen; aus den frommen Händen, welche die Krokodile in den Grüften von Theben niedergelegt hatten, gingen die heiligen Reste in Geoffroys Hände über, diese beyden Handlungen folgten unmittelbar auf einander; nichts lag zwischen ihnen als eine dreytausendjährige Nacht.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

B. im Mai.

(Beschluß.)

Weder aus dem deutschen noch aus dem englischen Texte hat uns ferner der Königs „Adel und Liebenswürdigkeit“ und daß Claudius „ein schöner Mann“ sey, entgegen strahlen wollen, und wenn der Geist ihn zwar allerdings verführerisch nennt, so spricht er ausdrücklich von „Verrätergaben. Zwar bey des Weibs“ u. s. w., wodurch sich der Usurpator freylich bey der Dame Gertrud mag beliebt gemacht haben. Wenn aber auch der Ausdruck: „O wicked wit etc. die Sache noch zweifelhaft lassen könnte, nennt doch der Geist weiter unten den Verführer gegen sich selbst ermittig an Gaben der Natur: „whose natural gifts were poor to those of mine,“ so daß das Zeugniß Hamlets von seinem Vater, wie partheyisch es sonst immer seyn möge, in dieser Beziehung doch wohl gerechtfertigt erscheint. Aber auch die Kunst des Repräsentirens können wir Tiecks Schuldigung nicht zugestehen, oder gibt nicht viele mehr der Manael derselben den norwegischen Prinzen die nächste Veranlassung, die von seinem Vater an Dänemark einige düßten Ländereyen gleichsam im Umsehen wieder gewinnen zu wollen? wenigstens fällt dieser Gedanke dem Klaudius sogleich ein: „aus Mindersschätzung unseres Werths.“ Will Tieck überhaupt jene Rede des Königs zweckmäßig „und sein Verhandeln der Staatsgeschäfte“ einstimmig finden, müssen wir uns freylich bescheiden, können aber doch nicht unterlassen darauf hinzudeuten, was Horn bey dieser Gelegenheit über die unsichere, im falschen Schimmer prunkende und oft doch wieder gemeine Rhetorik äußert. Wie denn aber erscheint Claudius seinem Beschäfter bey der zweyten Audienz, wo er den wichtigen Brief zur gelegenen Zeit lesen will, und sich vom Polonius bitten läßt, aufsordert den zurückkehrenden Gesandten Gehör zu geben, seinen eigenen Bericht über den Prinzen aber als „Nachtisch“ zu genießen? Ferner der mimetische Ausdruck des Laertes! Wäre es zu denken, heißt es in dieser Beziehung bey Horn, daß dieser mittelmäßige, ruhmlose Jüngling an der Spitze eines Haufen müßigen Gesindels denselben auch nur unternehmen, und in der Art, wie wir es geschehen sehen, ausführen könnte, wenn Claudius nur eben die Kunst des Repräsentirens besäße? Und doch sehen wir die Mutter hier sonderbarer Weise wiederum in der Bauerkung zusammentreffen, in welcher, wie Horn in seinen Erläuterungen, Thl. II., jetzt auch Tieck auf die Weisheit des Dichters aufmerksam macht, mit welcher derselbe hier andeutet, welch leichtes Spiel Hamlet gegen diesen König haben würde, wenn er nur irgend einer Entschlossenheit fähig wäre. Diesem Eine pöver gegenüber gelingt es nun zwar dem Claudius allerdings, eine Königsgebärde anzunehmen, mit Recht aber macht uns Horn darauf aufmerksam, daß er mehr in Berufung auf die Würde und Heiligkeit des Königthums, von der er durch Hyperuasgen freylich eine bisterische Kunde hat, Schutz sucht, als sich persönlich als König geltend macht. Zuletzt endlich noch sein Verhältniß zum Polonius: Zwar hat Tieck seine Zustimmung, daß dieser seinem Herrscher zur Zeit unentbehrlich sey, dadurch mit seiner Ansicht von denselben in Uebereinstimmung gebracht, daß er in Polonius „einen wahren Staatsmann, klug, politisch, einsichtig“ u. s. w. wahrnimmt; so willig wir aber auch den Verderlag einräumen, daß nämlich der alte Hofmann auch einem früheren Monarchen wichtig aes wesen, können wir ihm den angedeuteten Charakter doch nicht zugestehen. Ist es doch mit eines der Kennzeichen des großen Mannes, auch Geringes und Mittelmäßiges mit glänzendem oder gutem Erfolg als Werkzeuge zu benutzen, und so glauben wir wirklich, daß Polonius unter den Augen seines ersten Herrn einen ganz guten Hofmann und nach Umständen brauchbaren Diplomaten in sich dargestellt habe. (Diese unsre Ansicht würde jedoch Horn schwerlich zugeben, indem er dem alten Höfling kaum einen freyen Blick in das reine Heidenauge des verstorbenen ritterlichen Königs zutraut.) Eben deßwegen tritt aber das schwankende Verhältniß zu dem unwohrigen neuen Gewaltaber um so schneidender hervor, wie die Hoffnung „dieses trauen,“ der Zeit dienenden Halbschelms,“ wie Goethe den Polonius so treffend bezeichnet. Seine Wohlwürden sind, und abuden es zum Theil selbst, mit ihrer früher angenommenen Spaßhaftigkeit etwas außer Cours gekommen, und in Furcht, man möchte das alte Gepräge nicht mehr gelten lassen im neuen Handel und Wandel, setzen wir den alten Herrn so geschäftig und dienstbeflissen, daß er doch wenigstens sich den Schein seiner Wichtigkeit rette. Nur zu Hause mag er sich auch gelegentlich in voller Ungemirtheit und Plattheit gehen lassen, und sein Benehmen dasselbst gegen Ophelien dient, worauf auch Horn ganz besonders aufmerksam macht, vorzüglich dazu, Polonius Charakterbild zu vollenden, und ihm in seiner geringhaltigen Natur, die sich bey feyerlichen Gelegenheiten nur auffspreizt, zu schildern. Wie viel Geist und Sprachgelehrsamkeit Tieck auch aufwendet, seine Ansicht über Ophelien zu beweisen und durchzuführen, können wir dieselbe am allerwenigsten theilen, ja nur bedauern, daß seine Auge des Stücks, wenn auch Gottlos nur im ersten Moment des Erschreckens, gerührt gesehen zu haben. Der Charakter des Hamlet selbst ist in den dramaturgischen Blättern nur gelegentlich, aber auf eine höchst interessante Weise behandelt, wie es auch unserer Wissens zum ersten Mal im Druck ausgesprochen ist, daß der berühmte Monolog: „Sein oder nicht sein.“ nicht sowohl die Absicht sich selbst zu tödten, als vielmehr die den König zu ermorden verrathe. Nach Horn ist sachlichen Vorzüge dieser Art den Prinzen, seit dem Verdacht von der Auflage des Geistes bestätigt ward, aber auch der Gedanke des Selbstmordes ist ihm so zu sagen geläufig, und indem einer wie der andere ihm nahe tritt, führt ihn seine Neigung zu metaphysischen Spekulationen unwillkührlich zu jenen tiefen Betrachtungen. In wie fern sonst die beyden Erläuterer in Beziehung auf diesen Charakter übereinstimmen möchten, läßt sich jetzt noch nicht sagen, da Tieck bis jetzt nur über diesen einzigen Monolog sich ausführlich geäussert hat. In einer Nachschrift sagt uns derselbe noch, daß mehrere seiner scharfsinnigsten Freunde jene von ihm vorgeschlagene Erklärung mit der früher angenommenen Hand in Hand gehen lassen, auch möchte manchen schlichten, einfachen Leuten dieß das Entsprechendste dünken. Trotz dem vielen Gestrollen und Belehrenden, was uns der Tieckische Aufsatz brachte, ihn nen wir und doch nicht mit manchen sehrenden Paradoxen bey seinen verschonen; ja fast anderen wir uns versucht hatten, die Absicht, welche Tieck in der Einleitung zum Hamlet selbst gibt: „als habe Shakespeares unbegreiflicher Genius dieß kühne Werk mit in der Absicht gedichtet Anstoß zu erregen,“ hier auf ihn selbst, Anwendung finden zu lassen. Welch verschiedene Wege jene beyden verehrten Männer aber auch in ihren Erläuterungen wandeln und und weisen mögen, immer gebührt ihnen unsere freudig dankbare Anerkennung, daß sie uns ein öfters Werk ästhetisch und eine tiefere Einsicht in Shakespeares Meisterwerke eröffnet, und uns zu noch innigerer Liebe für ihn, den größten aller Dichter, begeistert haben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 27. Juni 1828.

Der Herzenskund'ge dort, der wird uns richten,
Und faßt mich das Geheimniß Eurer Lüge
Fortitragen, eh's der neue Tag bescheint.

Houwald.

Das Judasbild.

Von L. Kruse.

(Fortsetzung.)

Während dieses Kampfes war die Frist verlaufen, und vielleicht nicht weniger beklommen und im Innern zernichtet als der wahre Verbrecher, stellte sich Ehemnitz zum zweytenmale dem Gerichte, wo er kein Wort mehr als seine frühere räthselhafte Erklärung zum Beweis seiner Behauptung aussprach. Doch nahm er die Anklage, daß Havenreuter der Mörder sey, nicht zurück. Eine Lüge konnte der Himmel nicht von ihm verlangen, ja er wiederholte sogar diese Aussage mit fester Stimme. Es war ihm, als müße der Himmel selbst darein reden, seine sehnende Seele verlangte nach einem Wunder, allein Alles um ihn blieb stumm, ein Seufzer entriß sich der beklommenen Brust, und er senkte die Augen zu Boden.

Da brach der lange zurückgehaltene Unwille los; es wäre besser gewesen, ließ man sich verlauten, wenn er den Unglücklichen in den türkischen Fesseln hätte verschmachten lassen, als ihn loszukaufen, um ihn in noch schmählichere Ketten zu schmieden; er solle die Nichtigkeit seiner phantastischen Träume erkennen und seine unerweisliche Behauptung widerrufen.

Havenreuter stand da mit der Miene der leidenden Unschuld und gewährte einen noch mitleiderregendern Anblick als das vorige Mal, und als man ihn fragte, ob er es als hinreichenden Ersatz annehmen würde, wenn der Maler selbst seine Anklage für ungültig erklärte, erwiederte er mit Demuth, wie von dem Gefühle der Dankbarkeit ergriffen: „Ich verlange nichts als eine Ehrenerklärung.“

Da brauste der Zorn des Malers gewaltsam auf; er stand im Begriff ihn in Worte zu ergießen, doch gelang es ihm seine Zunge zu bezwingen, und nach einem kurzen Stillschweigen sagte er ruhig, langsam und fest: „Eine Ehrenerklärung? nun ja! Ihr seyd ein Mörder, und noch mehr, hätte ich es nicht gesagt, ich würde es nicht sagen, allein ich rufe nicht zurück. Möge Gott zwischen uns entscheiden!“

Mit diesen Worten dachte er den Gerichtssaal zu verlassen, allein da erhob Havenreuter den gekrümmten Rücken in so heftiger Bewegung, daß die Fesseln klirrten, und rief: „Da Kläger sich weigert, mir den Ehrenersatz zu geben, den mir die Gesetze zuerkennen, darf ich Kraft derselben Gesetze mit Zuversicht verlangen, daß er an meiner Statt gefesselt und als ein Mann, der sich als ein Mörder der Ehre ehrlicher Leute bewiesen hat, abgestraft werde!“

Die Richter wurden durch dieses unerwartete Gesuch unangenehm ergriffen. Selbst ein Murren, von dem man nicht wußte, ob man es für Beystimmung oder Mißbilligung nehmen solle, ließ sich unter den Zuschauern vernehmen. Es fuhr dem Maler eiskalt durch die Brust, allein zu Aller Erstaunen sagte er ruhig, ehrerbietig gegen die Richter gewandt: „Entscheidet, ich bescheide mich Eures Urtheils!“

Digitized by Google

Allein die Richter hatten noch zu große Achtung vor dem gesegneten Andenken des alten Ehemanns und zu viel Zuneigung für den tüchtigen Künstler, den nur kindliche Liebe in einen verworrenen Gemüthszustand versetzt hatte, um solcher Forderung zu genügen. Doch wurde Havenreuter auf das feyerlichste freygesprochen, und es fehlte nicht an Leuten, die ihn von dem Gerichtshof unter lautem Jauchzen nach Hause begleiteten, als wäre er im Begriff gewesen, der Gegenstand eines Justizmordes zu werden, auch nicht an solchen, die Geld zusammenschossen, um ihm das Elend der langen Einkerkerung zu vergüten.

(Der Beschluß folgt.)

Vom Zustand der Naturgeschichte bey den alten Egyptern, mit besonderer Beziehung auf das Krokodil.

(Beschluß.)

Es finden sich in den Katakomben fünf Arten von Krokodilen, jetzt kennt man ihrer im Nil blos drey, und so bereichern also die Stätten des Todes das Verzeichniß der lebenden Wesen der Erde; dieser Umstand führt uns aber vornehmlich auf die Erklärung der alten Gesetze in Bezug auf die Bestattung der Leichname, denn es geht daraus hervor, daß die Egypter nicht allein den Suchus, sondern alle fünf Arten von Nilkrokodilen einbalsamirten und beysetzten. Denkt man nun an den Abscheu des Volks vor den großen Arten, so wird man nothwendig auf den Gedanken geführt, daß die Egypter bey dem Einbalsamiren dieser Thiere sich weder von Haß noch Liebe, sondern wohl von Rücksichten für das allgemeine Beste leiten ließen. In einem Lande, wo das Erdreich jährlich überschwemmt wird, in einem Klima, wo alles Thierische so schnell in Fäulniß übergeht, wären einfache Graber wie die unsrigen höchst verderblich gewesen; also aus Rücksicht für die Gesundheit der Lebenden gab man sich so viele Mühe mit den Todten. Heutzutage begräbt man die Todten in Egypten, aber nun wüthet auch die Pest, die in glücklichen Zeiten weise Vorsicht fern gehalten hatte, dort aufs Neue. Diese Ansicht zeigt uns nun aber die Egypter in einem ihrer würdigen Lichte; fanden wir oben, daß ihre Gefühle von Haß und Liebe vollkommen wahr und gerecht waren, so müssen wir hier als weise Vorsicht bewundern, was man sonst abgeschmackten Aberglauben nannte.

Die naturgeschichtliche Beleuchtung eines andern interessanten Punktes, der den Scharfsinn der Gelehrten lang und vergeblich in Anspruch genommen hat, führt zu einem ganz ähnlichen Schlusse. Wir nennen die Geschichte mit dem Krokodil und dem Trochilus, die wir nach Geoffroys Erklärung bereits in Nro. 36. d. J. mitgetheilt haben. Ein kleiner Vogel fliegt dem auf dem Sande ausruhenden Krokodil furchtlos in den geöffneten schrecklichen Rachen und säubert diesen von kleinen Thieren, die sich an die Gaumenhaut ansetzen, und deren sich das Krokodil, weil seine Junge unbeweglich ist, selbst nicht entledigen kann. Dieß erzählt Herodot den Priestern von Memphis nach und sagt, das Krokodil thue dem Trochilus aus Dankbarkeit nichts zu leide, der Vogel und das Ungeheuer haben einen Bund unter sich geschlossen. Dieses anscheinende Wundermährchen hatten nun alte und neue Schriftsteller nach dem Geiste ihres Zeitalters und dem Stand ihrer Kenntnisse bald geläugnet, bald erklärt; wollte man aber die Lehre des weisen Alterthums über diesen naturgeschichtlichen Zug mit der Naturgeschichte selbst in Einklang bringen, durfte man nicht griechische Schriftsteller vergleichen oder erklären, welche die Sache blos als Anekdote aufgefaßt und wiedergegeben hatten, man mußte Herodots Fußstapfen in Egypten folgen, und dieß that Geoffroy. Seit Herodot mit den Weisen zu Memphis verkehrt hatte, war ja Alles in der ewig jungen Natur sich gleich geblieben, und so pflanzte sich auch jene Sage von dem Bunde zwischen der großen Eidechse und einem kleinen Vogel von Geschlecht zu Geschlecht fort; was also von jeher gesehen worden war, mußte auch Geoffroy sehen, und wirklich, er sah auf dem Sande Egyptens das Krokodil, seine Feinde und seinen Freund; er sah, wie kleine Schnaken die gelbe Gaumenhaut der Krokodils in eine schwarze Kruste verwandelt haben, und wie ein kleiner Vogel, vom Geschlecht der Regenpfeifer, überall nach Insekten umherspähend, ihnen selbst in den Rachen des Krokodils nachgeht und dieses von seinen Quälgeistern befreit.

Die Alten erzählten mit naiver Zuversicht, was sie beobachtet hatten; es fand zwischen beyden Thieren gegenseitige Dienstleistung statt, sie sahen also eine gegenseitige Uebereinkunft darin, und der Beyspiele, wo Thiere ganz verschiedener Art in Gesellschaft leben und wie in dem Bewußtseyn gegenseitigen Bedürfnisses sich aneinander anschließen, gibt es ja noch mehrere. Der Löwe nimmt auf die Jagd bald den Wolf, bald den Caracal zu Gehülfen; sie jagen ihm das Wild auf und leben von dem, was er nicht aufzehrt. In Afrika leben Drosseln (Tudu), die sich dem Elephanten auf den Rücken setzen und die Insekten, welche sich in seine tiefen Hautfalten gesetzt haben, auffuchen und aufpicken; dem Elephanten, der sich derselben anders durchaus nicht entledigen könnte, scheint dieß sehr zu behagen. Auf das Hülfgeschrey eines Schwalbenpaars, das durch Zufall sein Nest verloren hat, eilen andere Schwalben herbey und helfen ihm sein Nest wieder bauen. Aber ganz das Gegenstück zu der Geschichte vom Krokodil und dem Trochilus ist der Bund zwischen dem Haysisch und dem Lootsen; so nennt man einen kleinen Schellfisch, weil er sein Leben damit hinbringt, den Hay zu geleiten; er ist

Digitized by Google

der Sklave seiner freywilligen und darum desto festern Anhänglichkeit, er sieht und sucht blos für seinen Herrn und führt ihn geschickt seiner Beute entgegen. Solche Sittenzüge aus dem Leben der Thiere erzählten die Alten, wie sie dieselben beobachtet, ohne Umschweife, und sie scheuten sich nicht, das Bild auszumalen, ohne ihm etwas von seiner Wirkung zu rauben. Aber in unsern Zeiten herrschen andere Grundsätze; sobald die Wahrheit den Stempel der Unwahrscheinlichkeit trägt, sucht man sie ferne zu halten; wir drehen und wenden an einem Faktum so lange, bis wir es systematisch eines Theils seiner Bedeutsamkeit entkleidet haben. Und dieß rührt daher, daß wir den Thieren weder Ueberlegung bey ihren Handlungen, noch die geringste Spur von sittlichem Gefühl zugestehen wollen; eine unübersteigliche Schranke trennt die Ideen des Menschen von dem, was denselben bey den Thieren ähnelt, und wir glauben diese Scheidung durch die wesentliche Verschiedenheit der Fähigkeiten begründet, indem einerseits dem Menschen das Licht der Vernunft zukommt, andernseits das Thier sich vom Instinkte leiten läßt; aber dieser Unterschied, vielleicht ein bloßer Wortunterschied, ist geeignet, den Ansprüchen der Eigenliebe zu schmeicheln, als eine Grundlage für ernste Forschungen abzugeben. Die Alten dagegen, welche unter dem Einflusse ganz anderer philosophischer und religiöser Begriffe standen, erblickten in sämmtlichen Werken der Natur Zeugen der Allmacht und Allweisheit, und betrachteten alle Lebensäußerungen bey den Thieren als verkörperte Offenbarungen derselben, als erhabene Anstalten zur wunderbar herrlichen Weltordnung. Sie überblickten die ganze Reihe der Thiere aus einem Gesichtspunkte und glaubten, bey allen Wesen ohne Unterschied stufe sich die geistige Fähigkeit genau nach der größern oder geringern Vollkommenheit des organischen Baus ab. Nach dieser Lehre, auf welche uns die Fortschritte der Physiologie vielleicht eines Tages wieder zurückbringen werden, konnten und mußten die Alten die Handlungen der Thiere gerade so auffassen, zusammenstellen und erklären, wie sie es, wie wir sehen, im Allgemeinen wirklich gethan haben.

Wir halten durch die obigen wenigen Beyspiele diese Wahrheit für hinlänglich begründet, und es geht daraus hervor, daß man in Egypten über Gegenstände der Naturgeschichte nachdachte; die Thatsachen wurden zusammengestellt, verglichen und in ursachlichen Zusammenhang gebracht, und erhielten dadurch bey der Allgemeinheit des Grundsatzes wissenschaftlichen Charakter. Zum Schluß noch ein Beyspiel von dieser wahren, sichern Naturauffassung: Herodot läßt die Egypter ganz zuversichtlich behaupten, das Krokodil sey das einzige bekannte Thier, dessen untere Kinnlade unbeweglich sey. Dieser allgemeine Satz nun ist bis auf den heutigen Tag wahr geblieben, und hat sich selbst für die Thierwelt zweyer großer, seitdem entdeckten Kontinente, Amerikas und Australiens, bestätigt.

Charles und Marat.

Der bekannte, kürzlich verstorbene Physiker Charles, der Erfinder der Methode, den Luftballon mit brennbarer Luft zu füllen, der sich am 27sten August 1783 in seinem Aerostat zum ersten Mal vor dem erstaunten Paris 7000 Fuß hoch in die Luft erhob, hatte als Professor der Physik ein Abenteuer zu bestehen, wie wohl noch keines je einem Professor aufgestoßen ist. Diese Anekdote verdient indessen blos darum Aufmerksamkeit, weil sie für den Mann, der die Hauptrolle dabey spielt, höchst charakteristisch ist.

Ein Mensch, der später in seinem Vaterlande eine der furchtbarsten Rollen spielen sollte, Marat, gab sich einige Jahre vor der Revolution mit Physik ab. Er ließ Schriften drucken, aber seine verworrenen, fast unverständlichen Ideen bewiesen schon damals, wie unordentlich es in seinem Kopfe aussah; so bestritt er in Newtons Werken über die Optik nicht etwa zweifelhafte oder unvollständig entwickelte Punkte, sondern gerade die klarsten Schlußfolgen. Auch von der Elektricität hatte er sich seine eigene, wunderliche Vorstellung gemacht, und er besuchte einstmals Charles, um sich mit ihm über seine Ansichten, die er Entdeckungen nannte, zu besprechen. Der Professor setzte ihm mit gewohnter Klarheit die Grundsätze der Theorie auseinander, aber Marat ließ sich durch nichts überzeugen und wurde immer hitziger. Plötzlich gerätt er in heftigen Zorn, er ist seiner nicht mehr mächtig, zieht den Degen, er trug gewöhnlich einen solchen, und stürzt auf Charles los; Charles, im kräftigsten Mannesalter und anonehmend gewandt, erhält doppelte Kraft durch die dringende Gefahr, packt rasch seinen Gegner, ringt mit ihm, wirft ihn zu Boden und zerbricht den Degen; während des heftigen Kampfs war Marat in Ohnmacht gefallen, und man glaubte, es sey aus mit ihm; Charles hatte ihn unter vier Augen entwaffnet, er rief daher die Nachbarn um Hülfe, ließ ihn nach Hause tragen und ging sogleich zum Polizeylieutenant.

Man kann sich denken, wie besorgt Charles Freunde waren, als wenige Jahre nachher Frankreichs Unglück Marat in Stand setzte, statt mit der Elektrisirmaschine mit der Guillotine zu experimentiren, und er ungefähr auf dieselbe Weise Recht sprach, wie er Physik demonstrirte. Charles hatte indessen das Glück, von dem Wütherich vergessen zu werden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Juni.

Ein seltenes Unglück, das großen Schrecken verursachte, auch der Gegenstand vielfacher Besprechungen und Erörterungen blieb, ereignete sich am 12ten Juni, Abends gegen acht Uhr, in Mitte dieser Stadt. In der ganzobersten und vorzüglichsten von Berns Apotheken, in derjenigen des Herrn Pagenstecher, welcher auch ein rühmlichst bekannter Chemiker ist, waren zwey Taglöhner beschäftigt, einen Vorrath von Mineralwasserflaschen in den Keller zu tragen und sie daselbst aufzuschichten. Durch eine unvorsichtige Bewegung eines dieser Arbeiter ward eine in der Nähe stehende Flasche mit Schwefelsäure, sieben bis acht Pfund haltend, zerbrochen. Der eine in der Apotheke beschäftigte Kommis (der andere war ausgegangen), hievon benachrichtigt, befahl auf der Stelle das bey der Arbeit gebrauchte Kerzenlicht auszulöschen; allein noch brannte eines im hintern Theil des Kellers. Die, wie man vermuthet, in der Absicht, auch dieses auszulöschen, in den Keller, wohin unmittelbar von der Straße eine Treppe führt, hinabsteigenden Taglöhner erreichten dasselbe nicht mehr. Der flüchtige, entzündbare Staff war bereits mit der entfernten Lichtflamme zusammengetroffen; mit augenblicklicher Stärke entwickelte sich das brennbare Gas, und es erfolgte eine den heftigsten Kanonendonner ähnliche Explosion, die weit umher gehört ward. Aus der Oeffnung der Kellers schien ein Feuerstrom sich zu ergießen; der Inhalt des Kellergewölbes und die zwey Taglöhner wurden bis auf zwoyte und dritte Stockwerk des jenseits der Straße bey vierzig Schritte entfernt stehenden Kaufhauses geschleudert, von beyde verbrannt, zerschmettert und verstümmelt, todt weggetragen wurden. Alle Fenster dieses Kaufhauses wurden zerschmettert und das Gebäude auch an andern Theilen beschädigt. Ein nahe beym Kellereingang stehender Mann ward gleichfalls über die Straße geschleudert und so übel zugerichtet, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Im Hause selbst war die Verwüstung gräßlich. Das Feuer zwar brannte nicht lange, wiewohl es, vermuthlich von Außen, bis aufs Dach getrieben worden war, wo man löschen mußte. Im Keller ward es erstlich durch das Herunterstürzen des ganzen Erdgeschosses, sammt der Apotheke; auch die vor dem Hauseingang befindlichen Quadersteine der Arkade wurden auf die Straße heraus getrieben. Kaum begreiflich ist, wie der in der Apotheke beschäftigte Provisor, der in den Keller fiel, wieder unbeschädigt emporgetrieben ward, während Oberamtmann Effinger von Frutigen, ein bejahrter Mann, der sich gerade ein Arzneymittel in der Apotheke bereiten ließ, im Nebenzimmer beyde Unterschenkel brach. Der getummte Schaden in der Apotheke und den reichen Waarenvorräthen wird auf zu 60 bis 70,000 Franken berechnet. Zu großem Glück war die den Tag über stets mit Menschen angefüllte Straße in dieser Abendstunde gerade fast menschenleer.

Die gedoppelte, von Bern aus geleitete gegenseitige schweizerische Versicherungsanstalt - theils der Feldfrüchte gegen Hagelschaden, theils der Mobiliarvermögens je der Art gegen Feuersgefahr, gewinnt fortwährend die erwünschteste Ausdehnung. Die erstere hat nach zweyjährigen Erfahrungen ihre Anfangs nur provisorische Einrichtung revidirt und nach Beschlüssen der Cantonalversammlungen dieselbe nun endlich festgesetzt: so eben sind diese, in 168 Artikeln verfaßten „Statuten der schweizerischen Versicherungsgesellschaft gegen Hagelschaden" angegeben worden. Die Mobiliarbrandversicherungsgesellschaft versteht sich bereits über achtzehn Cantone der Schweiz ausgedehnt, und ihr versicherndes Kapital übersteigt schon zwanzig Millionen Schweizer Franken. Ein durch Aktien gebildeter Hülfs- und Garantiefonds ist dazu bestimmt, der Gesellschaft die nöthigen Vorschüsse zu machen, um die erlittenen Verluste vollständig zu vergüten, wenn die Versicherungsbeyträge der Gesellschaft für sich allein dazu nicht hinreichen möchten. Er besteht gegenwärtig aus 950 unterzeichneten Aktien, (die Aktie zu 200 Franken) und bildet also für die Gesellschaft auf den Fall des Bedürfnisses eine Summe von 190,000 Schweizer Franken. Auf den 15ten Juli dieses Jahrs, als den Anfang des dritten Versicherungsjahrs, wird die Gesellschaft bereits eine Summe von 47161 Franken für die seit ihrem Entstehen (in zwey Jahren) erlittenen Brandschaden ihren Mitgliedern vollständig vergütet und bezahlt haben.

Paris, 27. Mai.

Zwey gelehrte Gesellschaften hielten vor Kurzem ihre öffentliche jährliche Sitzung, nämlich die Ackerbaugesellschaft und das königl. Institut, welches bekanntlich die Gesammtheit der vier königl. Akademien ist. Bey ersterer führte der neue Minister des Innern den Vorsitz, und sprach sehr kluge Worte über die Wichtigkeit einer Anstalt, welche die Beförderung des Ackerbaues und der zweckmäßigen Landwirthschaft zum Zwecke hat. Man hörte dießmal keine so unverständigen Worte als dergleichen, welche vor wenigen Jahren in Gegenwart derselben Gesellschaft der Direktor des Ackerbauvereins, Hr. Syrieys de Mairinhac aussprach; dieser behauptete nämlich, der Acker- bau bringe je viel hervor, eine Aeußerung, worüber sich die liberalen Blätter in der Folge oft lustig gemacht haben. Was soll man auch von einem Beamten halten, den die Regierung an die Spitze des Ackerbauwesens gestellt hat, und welcher die wunderthätige Entdeckung macht, daß die Bauern in Frankreich alljo arbeitsam sind und auf dem Boden allzuviel Nutzen zie- hen? Da dieser Syrieys de Mairinhac auch die Stuterey- en unter seiner Aufsicht hat, so hat ein Journal beißend bemerkt, es sey nicht zu verwundern, daß dieser Herr schlecht raisonnire, da er mit den Pferden zu raisonniren gewohnt sey. In dieser öffentlichen Sitzung der Ackerbaugesellschaft wurde eine Lobrede auf einen Mann, Namens de la Marre, gehalten, welcher derselben Gesellschaft ein schönes Vermächtniß hinterlassen, nämlich ein Gut Namens Harcourt, auf welchem der Besitzer viele Versuche mit Baumpflanzungen angestellt hat. Dieses Gut hatte er wohlfeil angekauft, und es war auch wenig werth, weil der Boden meist aus Haide und Moor bestand, worauf fast nichts anderes wuchs; auf diesem unfruchtbaren Boden begann de la Marre seine Pflanzungen; manche mißlangen, indessen ließ er sich nicht abschrecken und bezog das alte, zu diesem Gute gehörige Schloß, um seine Versuche selbst leiten und besorgen zu können. Er pflanzte endlich Fichten, und diese Baumart gedieh besser als die bisher versuchten. Der Mann berechnete nun, was nach Verlauf von dreyßig Jahren diese Pflanzungen werth seyen oder einbringen würden, und fand, daß der Ertrag sich über eine Million belaufen müsse. Diese Entdeckung entzückte ihn dergestalt, daß er eine Schrift drucken ließ unter dem Titel: Millionenwerth durch Fichtenpflanzungen hervorgebracht; und da er alt war, und besorgen mußte, nach seinem Tode möchten seine Pflanzungen in die Hände sorgloser Erben oder Anfänger des Gutes fallen, so beschloß er es mit den Hoffnungen künftigen Reichthums der königl. Ackerbaugesellschaft zu vermachen, indem er nicht zweifelte, daß dieselbe seine Pflanzungen bestmöglichst pflegen und besorgen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Juni 1828.

Ach, die Freyheit ist auf Erden freylich nur ein armes Weib,
Hat wohl kaum genug zu kleiden ihren abgezehrten Leib;
Wundenmahle, statt der Orden, halten ihre Brust bedeckt,
Manchen schnöden Achtbrief haben ihr Scharfen angesteckt.

Wilhelm Müller.

Myrologen.

(Fortsetzung.)

Und wer denn seyd ihr, pflichtvergessne Knechte,
Die ihr das Herz der Könige bethöret?
Der Könige, die mild stets im Gewähren,
Nur hart, wenn sie auf euern Rath gehöret;
Ihr die, wenn um die angebornen Rechte
Die Menschheit flieht, in Aufruhr sie erklären,
Das Mißtraun emsig nähren,
Der Fürsten Liebe von den Völkern wenden!
Blickt um euch her! der Saame eurer Thaten
Ist aufgegangen, und in reichen Saaten
Wird er des Unheils grause Ernte spenden.
Blut fließt im Süden, Blut im Osten! — Saget,
Es sey der Völker Schuld, sagt's, wenn ihr's waget! —

Sind jene Völker, die ihr wagt zu schänden,
Sinds nicht dieselben, die für ihre Fürsten
Schaarweis sich drängten in den Tod der Schlachten?
Wie kam' es, daß nach Jener Blut zu dürsten,
Die sie geliebt, sie nun gereizt sich fänden?
Es sollten, die den Thron so treu bewachten
Ihn nun zu stürzen trachten?
Die ihre Söhne freudig hingegeben,
Damit das alte Band noch fort bestehen
Die Reichen später Enkel sollten sehen,
Sie wären es, die's nun zu trennen streben?
Schlingt Schätze ein mit Orden seyd belastet,
Doch unsre Ehre laßt unangetastet! —

Das, was die Zeit verlangt, ich will's euch sagen:
Das freye Wort, wie's Männern ziemt, bescheiden
Mit eignem Mund — mit eurem nicht! — zum Throne
Der hohen Hirten, die die Völker weiden,
In unverfälschter Meynung hinzutragen;
Daß mit der sauern Mühen kargem Lohne
Kein feiler Knecht der Krone
Nach Willkühr schalten mög'; ein frey Gewissen,
Den Gott der Lieb' im Geiste anzubeten;
Das gleiche Recht, vor dem Gesetz vertreten;
Den guten Namen nicht geheim zerrissen;
Und Fürsten, die, von Argwohn nicht getrieben,
Den Menschen mehr als stumme Sklaven lieben. —

Und was Ihr wollt? auch das will ich euch künden:
Allein stehn wollt ihr an der Fürsten Ohre,
Mit euern Augen nur sie sehen lassen,
Das Volk fortdrängen von dem Gnadenthore! —
Von denen möchtet ihr ein Bündniß gründen,
Die von des Staats Gewalt und Würden prassen,
Drum müßt ihr jene hassen,
Die hohen Geist, nicht hohen Rang verehren;
Das Wort der Wahrheit möchtet ihr vertreiben,
Die ächten, die's verkünden, die es schreiben;
Statt ew'gem Rechte, wollt ihr eures lehren!

Digitized by Google

unaufhörlich, erhielt Preise bey den Akademien in der Provinz, las in den öffentlichen gelehrten Sitzungen seine Gedichte vor u. s. w. Dieß konnte ihm jedoch zu keinem höhern Ziele helfen; zum Prodstudium wählte er also die Advokatur und ward Richter in Lothringen. Dann wurde er als königl. Rathwald nach St. Domingo gesandt. Er litt Schiffbruch, als er dahin abfuhr, und bey seiner Zurückkunft begegnete ihm das selbe Unglück. Bey dem letzten Schiffbruch verlor er seine Uebersetzung des Orlando furioso, vierzigtausend Verse in Madrigalen; diejenigen, welche selbst viel gedichtet haben, können denken, welch' empfindlicher Verlust so etwas für einen Dichter ist; bey seiner Rückkehr bekam er andere Aemter und fuhr fort Belletristik zu treiben. Bald darauf begann die große Staatsumwälzung, und nun stieg François schnell empor. Einmal wurde er wegen eines Lustspiels, „Nanecia," das er geschrieben hatte, und welches auch aufgeführt wurde, verhaftet; François schickte im Gefängnisse so gut als zu Hause, und machte unter andern die vier hübschen Verse:

Bien loin de chercher les Dieux
Je me resigne et sais me taire.
Ma devise est qu'il vaut bien mieux
Souffrir le mal que de le faire.

Auch dankte er in Versen, als er wieder losgelassen wurde. Die Republik begrüßte er ebenfalls als Dichter, und zeigte sich ziemlich feindselig in seinen Gedichten gegen die monarchische Regierung. Es gibt sogar Verse von ihm, die einen Jakobiner Ehre gemacht haben würden. Von diesen spricht natürlich die Lobrede des Sekretärs der Ackerbaugesellschaft nicht; auch hat sich François wohl gehütet, sich derselben in der Folge zu rühmen. Da er sich als Schriftsteller Beamter und Republikaner ausgezeichnet hatte, so wurde er zum Kassationsrichter und bald darauf zum Minister des Innern ernannt.

(Der Beschluß folgt.)

Coburg und Gotha, Juni.

Mit Antheil haben wir vor einigen Monaten die Bemerkungen eines Reisenden über das literarische und artistische Leben in der Stadt Gotha in diesen Blättern gelesen, und wollen nicht unterlassen, solchen Nachrichten einige Folge zu geben, je nachdem die Sachen hier und in der Schwesterresidenz Coburg, welche durch mitberechtigt und mitbetheiligt ist, seit jener Zeit vorgegangen sind oder sich anders gestaltet haben.

Was zuerst die von unserm kunstsinnigen Fürsten unternommenen Bauten angeht, so schreiten die Arbeiten auf dem Lustschlosse Friedrichsbrunn rüstig vorwärts, so daß ein Theil derselben, wie es scheint, schon diesen Sommer bewohnbar seyn und der Fürstenfamilie zum Aufenthalt für einige Wochen dienen wird. Das früher vernachlässigt gewesene alte Gesellschaftshaus, ursprünglich ein Mönchskloster und von gothischer Bauart, wird nunmehr nach einem eben so geschmackvollen als großartigen Plane ganz im Geist der damaligen Zeit hergestellt, wobey man nicht weniger die treffliche Benutzung des Vorhandenen zum beabsichtigten Zwecke, als die Kunstfertigkeit bewundern muß, womit sowohl die Wiederherstellungen als auch die neuen Arbeiten ausgeführt werden. Es darf leicht behauptet werden, daß in keinem Theile Deutschlands geschicktere Werkmeister für gothische Bauwerke und Verzierungen angetroffen werden als in der hiesigen Gegend, wo schon längst der Geschmack des Fürsten für diesen besondern Baustyl und dessen großartige Bauliebe die mannigfaltige Gelegenheit zu Ausbildung dieser Kunstfertigkeit darbietet. Am Schlosse zu Coburg befindet sich, um nur einer solchen Arbeit zu erwähnen, ein Söller, welcher in seinen Verzierungen dreist mit dem Schönsten den Vergleich aushält, was in dieser Gattung an den Monumenten der früheren Jahrhunderte, an den Domen zu Strasburg, Ulm, Mailand, so sehr bewundert wird. Erfindung und Ausführung sind gleich trefflich, und letztere um so bedeutungsvoller, als das Material aus einem ziemlich grobkörnigen Steine besteht, welcher inzwischen den Einflüssen der Witterung gedrig zu widerstehen scheint und dadurch erfreut, was ihm auf jener Seite etwa mangeln möchte. Die schlanken Säulen, die zierlichen Kapitäler, die mannigfach durchbrochenen Brüstungen, die netten Laubwerke, alles ist mit einer Vollendung ausgeführt, die sonst nur für das Resultat des emsigen Fleißes unserer Vorfahren zu gelten schien. Auf ähnliche Weise werden also nunmehr zu Reinhardsbrunn, desgleichen auf dem Kellenberge bey Coburg die dortigen alten und unregelmäßigen Gebäude zu herrlichen gothischen Schlössern umgeschaffen, wovon namentlich das erstere, inmitten einer wild romantischen Gegend, wo die frappantesten Sachsenfeern des Thüringer Waldes vereinigt sind, eine eigene, ganz seltsame Wirkung hervorbringen, und gewiß bald ein neuer Wallfahrtspunkt für unsere schaus und reiselustige Zeit werden wird.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 149:
Obiate.

Räthsel.

Ach, wo ist ein zartes Herz,
Das mein Leiden theilte?
Grausam schneidet man mich ab,
Wo ich gerne weilte.

Wirft mich öfters, derb zerklopft,
Gar noch hin den Thieren,
Die mich, wie man denken kann,
Schlecht genug verzieren.

So mißhandelt aibt man mich
Meiner eig'nen Mutter,
Der die Kost gar wohl behagt,
Endlich noch zum Futter.

Oft auch müht man künstlich sich,
Mich recht abzumagern.
Ach! und schneidet nun den Leib
Mir noch auf, den bagern;

Reibet mich gar zierlich an,
Gibt mir viel Gestalten.
Bald als Sonn- und Regenschirm
Sieht man mich veralten;

Bald läßt auch ein schönes Kind
Mich' auf mir sich nieder;
Theilt sie freylich Körbchen aus —
Oft sind's meine Glieder.

Sprich, wer bin ich? aber nie
Winde meinem Sänger
Mich zum Kranze, sonst, mein Freund,
Singt er dir nicht länger.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. Juni 1828.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter;
Und unser ganzes Zieln
Es schien ein ewig Fliehn.

Goethe.

Die Abenteuer Hajji Baba's.

(Fortsetzung von Nro. 144.)

Als wir am Abend unser erstes Nachtquartier auf englischem Boden erreichten, ward der Gesandte von zwey Mirzas empfangen, welche mit Kutschen von dem Hofe des englischen Schach in Begleitung zweyer königlichen Chapper oder Kouriere kamen, die Befehl hatten, alles Nöthige für ihn zu bereiten. Wir bemerkten, daß dieser erste Schimmer von Aufmerksamkeit von dem Könige des Landes dem Gesandten angenehm war, und wir sahen im Geiste schon den Istakbal (feyerlichen Empfang), den wir am nächsten Morgen erhalten sollten, da wir, wie man uns sagte, nur zehn Parasangen von der Stadt entfernt seyen und sie gewiß erreichen würden, ehe die Muezzins zum Mittagsgebete riefen. Dieß versetzte uns Alle in gute Laune. Der Gesandte berathschlagte sich mit Seid über die Caba, welche er bey dieser Gelegenheit anlegen, und was für einen Shawl er um seine Mütze winden solle, auch befahl er seinen Dolch mit dem diamantnen Hefte bereit zu halten. Ich hatte bey mehreren Gelegenheiten bemerkt, daß unsere dunkelfarbigen Gesichter und schwarzen Augen den schönen Töchtern Englands nicht mißfielen, und so zog ich bloß ein reines Hemd an, welches, wie ich ebenfalls bemerkte, ein wichtiges Erforderniß ist, will man den Beyfall der Engländer erhalten. Ich schnürte meinen Leib zusammen und gab meinen Schultern ihre völlige Breite, indem ich meinen Tafmah mit weiten Ermeln anlegte. Wir alle trugen Sorge, die Zulfs hinter unsern Ohren zu kräuseln.

Wir stiegen mit ziemlich bewegtem Gemüth mit den Mirzas in die Kutsche und machten sie aufmerksam darauf, daß die Art, wie die Perser bey feyerlichen Gelegenheiten sich einer Stadt nähern, von der hier gewöhnlichen ganz verschieden zu seyn scheine. Es ist Gewohnheit bey uns, versicherten wir sie, sich sehr langsam zu bewegen; viele Ceremonien werden gemacht, viele Reden voll Komplimenten gehalten; wir rauchen auf dem Wege, unsere Schatirs oder Läufer gehen vor den Pferden her, und bey der Ankunft der Gesandten wird der Stock häufig in dem Gedränge gebraucht, um Bewunderung über die Wachsamkeit der Polizey zu erregen und die Macht des Königs zu zeigen. Zuweilen, wenn man es für nöthig hält einen besondern Schrecken einzuflößen, werden die Stadtthore mit menschlichen Körpern geschmückt und Köpfe vor dem königlichen Pallaste aufgeschichtet. Allein hier bemerkten wir gerade das Gegentheil. Die Ungläubigen, welche unsere Kutschen führten, jagten mit ihren Pferden, als gelte es einen Angriff der Reiterey auf den Feind, und als hätten sie nicht den Stellvertreter von Allahs Schatten auf Erden zu führen.

Man sagte uns, wir seyen jetzt nur drey Parasangen von dem Fuße des Thrones entfernt, und in dem selben Verhältniß, wie die Entfernung sich verminderte, nahm die Bewegung auf dem Wege zu. Nach der unermeßlichen Zahl von Leuten, welche in Kutschen vorüberwir-

Digitized by Google

beiten, und den Fuhrwerken von aller Art zu urtheilen, schien es, als ob die Bevölkerung der Hauptstadt von unserer Ankunft benachrichtigt worden sey. Es war jedoch außerordentlich, daß Niemand sich auf die gehörige Weise um uns bekümmerte, denn wenn man uns einmal von ungefähr gewahr wurde, so folgte nichts darauf, als daß sie mit Fingern auf uns zeigten, über uns lachten und uns anshöhnten. Wir strengten unsere Augen so sehr wir nur konnten an, bis wir durch einen dicken, gelben Rauch einen Gegenstand erblickten, der deutlich eine unermeßliche Stadt zu seyn schien, und nun begann der Gesandte sich nach den Abgeordneten, die man ihm entgegen senden sollte, umzusehen. Wir gewahrten weder Truppen, noch Reuter, die mit spähenden Blicken umherjagten. Die zwey brittischen Mirzas saßen unbeweglich; allein der Mehmandar, der nach dem, was er in unserm Lande gesehn, errieth, was in dem Gemüthe des Gesandten vorging, sagte, er hoffe, wir werden nun bald am Ziel unserer Reise seyn und der Gesandte möge sich dort von dem Wunsche des englischen Volkes, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen, überzeugen. „Und ist dieß so Gewohnheit in Eurem Lande," rief Mirza Firouz, „einen Gesandten in den Sitz Eurer Regierung einzuschwärzen, als ob es ein Ballen verbotener Waare wäre?" Der erste Mirza versicherte nun dem Gesandten vermittelst des Mehmandar, daß es in England nicht Sitte sey, Abgeordnete auf die Straße zu senden, er könne aber versichert seyn, daß man ihm alle seinem hohen Range gebührende Aufmerksamkeit erweisen werde, sobald er die für ihn bereitete Wohnung erreicht habe. „Wenn dieß Eure Gewohnheit ist," sagte unser Herr, „so glaubt mir, bey dem Haupte des Schach! es ist eine üble Gewohnheit. Geht nach Persien, lernt da gute Sitten! Die Ceremonie des Istakbals ist so alt als Jemscheed. Am Ende ist doch ein Unterschied zwischen dem Einzuge eines Gesandten und dem eines alten Weibes, obgleich ihr Beyden gleich hoch anzuschlagen scheint." Die beyden englischen Mirzas saßen stumm vor Erstaunen bey diesem Strome von Worten, die auf einmal von des Gesandten Lippen flossen. Sie zeigten mit sanfter Geberde auf einen wunderschönen Garten, durch den wir so eben fuhren, und sagten: „Dieß ist einer von unsern öffentlichen Spaziergängen und Belustigungsorten." „Zieht die Fenster auf!" schrie Mirza Firouz, „Niemand soll mich so beschimpft sehen, mich, dem es anbefohlen worden, das Antlitz des Schach in fremdem Lande weiß erscheinen zu lassen, mich, der ich der erste Gesandte bin, den der Schach jemals hierher geschickt, und der nun mit eben so wenig Ceremonie behandelt wird als eine Eselsladung von alten Lumpen in Persien! Es ist ein nicht zu ertragender Schimpf!" Wir fuhren fort mit unbegreiflicher Geschwindigkeit dahin zu rollen; die Fenster waren aufgezogen und der Schweiß strömte von unserer Stirne. Nichts war zu thun als stille zu sitzen. Die Mirzas und der Mehmandar sprachen angelegentlich miteinander; der Mehmandar that Alles was er konnte, um den Kummer des Gesandten durch seine Erklärungen zu verscheuchen, allein bald machte die neue Art von Geräusch, welche die Kutsche beym Einfahren in das Innere der Stadt erregte, jedem Gespräch ein Ende. Wir konnten nur im Vorüberwirbeln rasche Blicke auf die Straßen, Häuser, Buden und alle die neuen Gegenstände werfen, die zu zahlreich sind um beschrieben zu werden, und zuletzt hielten wir vor einer Thüre, die sich zwischen andern Thüren gerade von derselben Größe befand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Kunst Getränke abzukühlen und Eis zu bereiten.

Der Satz, der für jeden gewissenhaften Gourmand so tröstlich ist, daß die Verfeinerung der Genüsse mit den Fortschritten der Kultur und Wissenschaft Hand in Hand geht, wird sich auch in folgender leichten Skizze bestätigen. Wenn der Geschichtsforscher, der Dichter, der Künstler aus dem großen Inventarium des alten Roms sich ein ganz ansehnliches Erbe gerettet haben, so hat dagegen der Sturm, der jenes Reich zertrümmerte, dem gelehrten Kochkünstler fast nichts übrig gelassen; alle die großen, feinen Gedanken und Methoden jener größten Feinschmecker der alten Welt sind für ihn so gut wie verloren; aber mehrere Umstände sind geeignet, seine Begriffe von der Kunst der Herrn der Welt sehr herabzustimmen, und seiner der geringsten ist die Thatsache, daß die Römer zwar ihre Getränke zu kühlen, aber kein künstliches Eis zu bereiten verstanden; und von einem Stück Schnee, das man in den Wein wirft, bis zu einer glace à l'ananas, oder gar bis zu einer glace au four, welch ein Riesenschritt!

Das Aufbewahren des Schnees, um Getränke im Sommer damit abzukühlen, war schon im grauesten Alterthum gebräuchlich. Salomo spricht davon in seinen Schriften, und in den griechischen und römischen Schriftstellern wird dieser Gegenstand häufig berührt. Die Art aber, wie der Schnee den den Alten aufbewahrt wurde, ist weniger bekannt. Verschiedenen Andeutungen zufolge, welche man den den Alten findet, scheint es, daß der Schnee in besondern Löchern aufbewahrt wurde, die man in die Erde grub. Als Alexander der Große die Stadt Petra in Indien belagerte, vergaß er auch die Leckerbissen seiner Tafel nicht und gab Befehl, dreyßig Löcher zu graben und sie mit Schnee anzufüllen, den man mit Eichenzweigen bedeckte, wodurch er sich lange erhielt. Plutarch sagt, daß man den Schnee lange aufbewahren könne, wenn man ihn mit Stroh und groben Stoffen umgebe; und dieselbe

Digitized by Google

Methode ist jezt noch in Portugal gebräuchlich. Nachdem man dort den Schnee tief vergraben hat, deckt man ihn mit Stroh oder Kräutern und Schafmist zu, wodurch er sich so gut erhält, daß man ihn von Lissabon auf sechszehn spanische Meilen in die Runde holt. In den Tagen des Propheten Jeremias war der Schnee vom Berge Libanon sehr geschätzt, und Harmer erzählt, daß ihn die Bewohner von Palästina jezt noch daselbst holen, um ihn mit Wein zu mischen.

Ob man auch das Eis ehemals zu denselben Zwecken gebrauchte, ist nicht bestimmt; noch heut zu Tage nimmt man in Italien, Spanien und Portugal Schnee dazu, allein in Persien wird Eis vorgezogen. Zu Ispahan sollen, nach Olearius, die Einwohner häufig Eisbehalter haben, worin sie festes, ziemlich dickes Eis dadurch erzeugen, daß sie blos Nachts mehrere Mal Wasser auf den abhängigen, mit Sandstein oder Marmor gepflasterten Boden gießen, wo es friert und in zwey oder drey Nächten ziemlich dick wird. Auch die alten Römer hatten bekanntlich Eisbehälter, aber die Art ihrer Einrichtung ist unbekannt.

Der Gebrauch, das Getränke auf den Tafeln wohlhabender Personen abzukühlen, scheint außer Italien und den benachbarten Staaten vor dem sechszehnten Jahrhundert nicht bekannt gewesen zu seyn. Wenigstens hatte man vor der Mitte dieses Jahrhunderts keine Eiskeller in Frankreich, und Belon beschreibt in seiner Reise nach Konstantinopel, die er im Jahr 1553 machte, die Art und Weise, wie man dort Eis und Schnee den ganzen Sommer über aufbewahrt, um Kühltränke damit zu bereiten, und dieß, meynt er, könnten seine Landsleute auch thun, da er Eiskeller in wärmeren Ländern als Frankreich gesehen habe. Uebrigens findet man das Wort Glacière (Eisgrube) in den ältesten französischen Wörterbüchern und selbst in dem von Monet nicht, das im Jahr 1655 gedruckt wurde. Der Arzt Chamvier, welcher Kaiser Karl V. auf seiner Reise nach Nizza begleitete, sagt, die Italiener und Spanier beziehen den Schnee aus den nahe liegenden Bergen und werfen ihn in den Wein um ihn abzukühlen; er bemerkte diesen Gebrauch mit Erstaunen und glaubte, er sey der Gesundheit nachtheilig; er sezt bey, man habe ihn zur damaligen Zeit am Hofe von Frankreich nicht gekannt. Aber gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, unter der Regierung Heinrichs III., war der Schnee am französischen Hofe allgemein in Gebrauch gekommen, doch betrachtete man ihn damals noch als einen Luxusartikel und glaubte noch immer, er sey der Gesundheit nachtheilig. Aber auch jezt kannte man noch keine Methode den Wein abzukühlen, ohne Eis unmittelbar darin zergehen zu lassen, und dieser Gebrauch erhielt sich bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Gewohnheit, mit Eis abgekühlte Getränke zu genießen, wurde indessen gegen Ende desselben Jahrhunderts, nicht nur bey den Großen, sondern auch im Volke allgemein. Damals gab es nur wenige Personen, welche Handel mit Eis oder Schnee trieben; weil aber die Regierung nie Geld genug auftreiben konnte um den Luxus bey Hofe zu erschwingen, so machte sie ein Monopol daraus. Die Beständer erhöhten daher den Preis dieses Artikels nach und nach, wodurch der Verbrauch desselben sich verringerte, bis es am Ende nicht mehr der Mühe werth war, einen Gegenstand der öffentlichen Einkünfte daraus zu machen, weßhalb der Handel damit freygegeben wurde. Später entschieden blos die Strenge oder Milde der Jahreszeiten über den Preis dieses Artikels.

(Der Beschluß folgt.)

Wiedergeburt.

Ich bin erwacht als wie aus Träumen,
Mit reiner Brust und tiefem Sinnen,
Mit einem innerlichen Keimen,
Als soll' ich selber neu beginnen.

Und war doch schon herangeblühet
Mit meinen Altersbrüdern allen,
Und hab' im Sommer schon gegläühet.
Sind meine Blüthen abgefallen?

So hab' ich wirklich ihn erlebet,
Den strengen Winter, halbvergessen?
Nur daß er mir vorbeygeschwebet,
Kann ich am zweyten Lenz ermessen.

Der Himmel liebt mit alter Güte,
Die Erde spendet alte Lieder,
Fürwahr, mein Herz, du warst schon Blüthe,
Und bist nun worden Knospe wieder.

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. Mai.

(Beschluß.)

Unter den vielen Ministern, die seit dreyßig Jahren in Frankreich die innern Angelegenheiten geleitet haben, ist François de Neufchateau unstreitig einer der besten gewesen; denn er arbeitete fleißig, beförderte Wissenschaften, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel. Manche nützliche Anstalten, die noch bestehen, rühren von ihm her, z. B. die Ackerbaugesellschaften in der Provinz, die Vertheilung von Preisen an die besten Landwirthe, die Abfassung sogenannter Annuaires mit statistischen Nachrichten in den sechsundsechzig Departementen, in die Frankreich eingetheilt ist u. s. w. Obschon er nur kurze Zeit Minister war, so ist doch eine so große Menge nützlicher Verfügungen von ihm aus dieser Zeit vorhanden, daß man glauben sollte, er müsse wenigstens zehn oder fünfzehn Jahre Minister gewesen seyn. Hernach ward er Senator, hatte mehrmals Napoleon anzureden, oder von ihm bey öffentlichen Gelegenheiten zu sprechen, und freute den Weihrauch des Lobes mit eben so vollen Händen aus, als er zuvor die Freyheit besungen hatte. Von solchen Wetterfahnen, welche nach der Reihe die Republik, das Kaiserthum und die

Digitized by Google

königliche Familie besungen haben, ist Frankreich voll. Kann gibt es aus jenen Zeiten einen Staatsmann, einen Dichter, der nicht republikanisch wie ein Jakobiner, und dann wieder absch wie ein Höfling gewesen wäre. François, der so eifrig die „heilige Freiheit“ besungen, und in einem seiner Lustspiele weder Titel noch Adel geschrieben hatte, nahm ganz demüthig den Grafentitel und das Wappen an, das Napoleon ihm hatte machen lassen, bestehend in einem Schwan und Kornähren; da der Mann über alle Ereignisse seines Lebens Verse machte, so hat er auch über das Wappen, das ihm als eine Anspielung auf seine beyden Lieblingsstudien, Dichtkunst und Aderbau, sehr sinnreichestadt schien, einige Verse gedichtet, die er mit dem Wappen in seine Bücher zu kleben pflegte. Uebrigens war er ziemlichreich eigennützig, und er hat die Kunst nicht vers standen, sich wie so manche andere Staatsmänner aus der Napoleonischen Zeit zu bereichern. Er hatte sein Vermögen immer sehr nützlich verwendet, zum Theil auf agronomische Versuche, daher ihm bey seinem Tode nur noch ein mittelmäßiger Pachthof übrig blieb. Unter der königl. Regierung bekam er keine Anstellung mehr, mochte auch wohl keine suchen, und verlebte die letzten Jahre seines Alters in einer philosophischen Ruhe, indem er immerfort noch schrieb und dichtete. Von der öffentlichen Stimme der hier Akademien oder des Publikums. Instituts am 25sten April läßt sich nicht viel sagen. Gouvier als Präsident lobte die Regierung, daß sie der Preßfreyheit zey ihren Gang lasse, und in der That ist die Regierung jetzt so vernünftig geworden daß sie Beaumarchais „Figaro“frey aufführen läßt, mit allen satyrischen Anspielungen auf Censur, Ministeranglichkeit u. s. w. Hernach wurde der Volneyische Preis zwischen dem deutschen Bibliothekar Schleiermacher und dem französischen Baron v. Massiac getheilt, mit der Bemerkung, die beyden Konkurrenten seyen auf ganz entgegengesetzte Resultate in Hinsicht des Einflusses der Sprache auf die Sprache gekommen, da nun das Institut nicht hatte entscheiden wollen, so hatte es für klüger gehalten beyde zu belohnen. Klüger war dieß freylich, allein einer von den beyden Konkurrenten muß doch Recht haben, oder haben sie etwa beyde Recht? Dieß beweise blos, daß die Frage von der Art war, daß sie auf keine befriedigende Art gelöst werden kann. Der Volneyische Preis ist überhaupt sehr lästig für das Institut. Dem Willen des Erstifters zufolge soll der Preis jährlich denjenigen zuerkannt werden, welcher die besten Mittel auffindet, um das Orientalische mit europäischen Buchstaben zu schreiben. Allein ist diese Aufgabe es werth, Jahr aus Jahr ein den Gelehrten aufgegeben zu werden? Das Institut, ohne sich genau an das Testament zu halten, hat daher auch schon einige Aufgaben bekannt gemacht, die Volney gewiß nicht im Sinne hatte; so will es für das nächste Mal den Preis demjenigen zuerkennen, welcher die beste Darstellung des Baskischen Sprachsystems liefern wird. Dieß hat eigentlich mit dem Volneyschen Testament nichts zu thun, allein es ist gewiß eben so nützlich. Das Interessanteste bey jener öffentlichen Sitzung war eine Vorlesung des Grafen de Laborde über seine Reise ins Morgenland; die Zeitungen haben lange Stellen über die Griechen aus dieser Vorlesung einverleibt, sie ist folglich schon bekannt. Ueberhaupt wird jetzt für die schnelle Verbreitung öffentlicher Vorlesungen sehr gesorgt. Die der ausgezeichnetsten Professoren an der Pariser Universität, erscheinen ihren Tage darauf, nachdem sie von geschickten Stenographen aufgeschrieben worden. Wird dieß Verfahren je auf fremden Universitäten eingeführt, so werden sie wahrscheinlich über die Hälfte ihrer Studenten verlieren; denn wozu ein kostspieliger und langer Aufenthalt, wenn man den Vorlesungen ganz bequem zu Hause beywohnen kann?

Dg.

Coburg und Gotha, Juni.
(Beschluß.)

Man spricht hier in Gotha noch immer von dem Bau eines neuen Theaters, und es hat sich eine gar rege Theilnahme für dieses Unternehmen geäußert, welcher sich vielleicht nur dadurch einige Schwierigkeiten entgegenstellen mögen, daß, wie es scheint, der Zuschnitt zu groß ausfallen dürfte, indem alsdann größere Summen erfordert würden, als mit den Kräften der Bewohner verträglich ist. Rathsam wäre daher, das, was man kann, nicht dem, was man möchte, aufzuopfern, da auch Erfahrung oft genug gelehrt hat, daß zu groß angelegte, das Verhältniß des Raums und der Mittel überschreitende Einrichtungen der Art höchst selten einen glücklichen Erfolg gewinnen. Der Allem ist ein, nach Maßgabe der Bedürfnung zu großes Schauspielhaus von sehr wesentlichem Nachtheil für die ganze Anstalt, denn nur wo kein Platz übrig ist, drängt jeder sich herbey um einen zu haben, und die Gewißheit, daß es nie daran fehlt, ist allein hinreichend, um den Besuch zu vermindern, ja um das Vorurtheil zu erwecken, der Kunst und Lust sey zu wenig, da des Raumes zu viel ist. Es wäre daher recht wünschenswerth, daß bey dem Bau eines Theaters in Gotha die Verhältnisse der Stadt wohl berücksichtigt würden, um nicht in den neuerlich oft vorgekommenen Irrthum zu verfallen, daß man nur große Häuser bauen dürfe, um auch viele Gäste darin zu haben. Viel nöthiger dürfte übrigens der Bau eines Theaters in Coburg erscheinen, wo das Lokal an allen Mängeln leidet, welche einem Institut der Art nur eigen seyn können, indem dasselbe ursprünglich eine ganz andere Bestimmung hatte, und nur allmählich mit nicht unbedeutenden Kosten zu seiner gegenwärtigen eingerichtet worden ist. Es wird nicht viel fehlen, so hätte man dafür ein neues Haus haben können, dessen erweiterte Einrichtung dem alten, früher dem Ballspiel gewidmeten Hauses kaum jemals in die Zeit vor dem Regierungsantritt des jetzigen Herzogs, dessen Beliebe und schnellem Ueberblick solche Gelegenheit zu einer neuen Stiftung gewiß nicht entgangen seyn würde. Als eines schönen Charakterzuges dieses Fürsten soll hier noch des äußerordentlichen Antheils gedacht werden, womit er überall in seiner Umgebung die Pflanzenwelt beachtet, pflegt und in Schutz nimmt. Besonders zeigt er vor Bäumen eine gleichsam religiöse Verehrung, so daß, als er neulich die Grundmauern eines neuen Gebäudes in Augenschein nahm, das an einer sehr besuchten, mit großen Pappeln besetzten Landstraße vor Coburg errichtet wurde, und dabey die Bemerkung machte, daß der Bau den Verlust eines dieser herrlichen Bäume nothwendig mache, er befahl, um den Baum zu erhalten, die Grundmauern auf seine Kosten um einige Fuß wegrücken zu lassen, mit der Aeußerung, „daß er in vier Wochen wohl ein Haus bauen, aber keinen Baum wachsen lassen könne.“

Wenn nun schließlich über unser Hoftheater, als Kunstanstalt noch einige Worte gesagt werden dürfen, so mag hier, mit Vorbehalt der persönlichen Beurtheilung, blos allgemein angeführt werden, daß unter den siebenzig, seit Anfang dieses Jahres theils in Gotha, theils in Coburg stattgefundenen Vorstellungen, sich zwölf Opern, ein Ballet und drey und dreyßig Stücke befinden, welche ganz neu oder neu einstudirt erschienen, woraus eine Thätigkeit ungewöhnlicher Art zu folgern ist, welche sowohl den Mitgliedern des Instituts, als auch der Leitung desselben zum Verdienst gereicht. Besonders aber ist diese Thätigkeit der Energie des Herzogs zuzuschreiben, der keine Schwierigkeiten kennt, und durch seine hulbvolle Persönlichkeit auch andere stets zu Beseitigung derselben anzufeuern weiß.

X.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 52. u. Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AP
30
M65
[redacted]
Stack
V22
no 84-156
Apr.-Jun.
1828

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

[redacted]

Digitized by Google